Volkssagen, bräuche und meinungen aus Tirol

Volkssagen,

Bräuche und Meinungen aus Tirol.

Gesammelt und herausgegeben von Joh. Adolf Heyl.

Brixen.
Verlag der Buchhandlung des Kath. polit. Preßvereins.
1897.

Meinen lieben Kindern

Adolf, Chlothilde, Siegfried

gewidmet.

Vorwort.

> Wo dich des Waldes heil'ge Luft umweht,
> Da rauscht die Geisterwelt mit tausend Schwingen,
> Frau Saga hörst du Heldenlieder singen
> Im tiefen Grunde, wo die Mühle steht.

Schon seit meinen Studienjahren habe ich mich der Sammlung von Sagen und Legenden beflissen, und um das Volk in seiner Denk- und Darstellungsweise gründlich kennen zu lernen, die oft so hochpoetischen und ethisch gehaltvollen Sagenschätze aus erster Quelle zu schöpfen, habe ich später jedes Jahr einen anderen Sommeraufenthalt gewählt, immer inmitten des Landvolkes auf Bergen und in tieferen Thälern. Nachlese zu halten, bin ich da und dort auch der Straße nachgegangen. Die ersten und schönsten Sagen verdanke ich meiner unvergeſslichen, theuren Mutter, die mit ihrem lebhaften Erzählertalente mich neugierigen, dem Romantischen von jeher zugeneigten Knaben in hohe Spannung versetzte, wenn sie in abendlicher Stunde das heimische Sagengebiet durchschritt. Ihr verdanke ich daher die meisten Sagen der Brixener Gegend, die ich im Verzeichnisse der Mittheiler wohl übergehen darf.

In den letzten Jahren habe ich manche für die Sagenforschung begeisterte Mithelfer gefunden, andere haben mir bereits gesammelte, mitunter auch schon in Zeitschriften veröffentlichte Sagen bereitwilligst überlassen; vorzüglich bin ich

zu Dank verpflichtet den Herren: Lehrer K. Doblander, Hochw. Peter Feldner, P. Greußing, Kaufmann Rob. Lob, Hochw. P. Magagna, Hochw. A. Malpaga, Hochw. Canonicus A. Oberkofler, Hochw. C. Pescosta*), J. C. Platter, Doctor A. Renk, Lehrer J. Steger, stud. Angel. Trebo*), Lehrer A. Zangerl, den Lehrerinnen Schw. A. Glatzl, Schw. A. Magagna, Frl. Mar. Reinthaler, Schw. Ser. Tapfer und Schw. Cl. Pillgrattner. Den wärmsten Dank verdient auch mein verehrter Freund und Amtsgenosse, Herr Professor Dr. S. M. Prem in Marburg, der mir den gesammten Nachlass des um die Sagenforschung in seinem heimatlichen Thale Wildschönau viel verdienten, leider zu früh verstorbenen Priesters J. Schellhorn zur Benützung überlassen hat.

Die vorliegenden Sagen sind nach den einzelnen Landestheilen und in diesen nach dem Inhalt geordnet; so dürfte das Nachschlagen erleichtert werden und lassen sie sich besser überschauen. Den Varianten bin ich absichtlich nachgegangen, denn anscheinend Unbedeutendes kann für den Forscher von wissenschaftlichem Werte sein. So bringt das Buch denn auch einige Varianten zu bereits veröffentlichten Sagen. Hie und da gebe ich eine in anderer Sagensammlung erschienene Sage oder Legende wieder, aber immer nur, wenn ich sie vollständiger, richtiger oder mit passenderen Motiven bieten kann. Das war mehrfach dadurch ermöglicht, dass ich sie mir an Ort und Stelle und von den kundigsten, vertrauenswürdigsten dort einheimischen Personen erzählen ließ. Daher konnten locale und andere Unrichtigkeiten, die in früheren Sagensammlungen (besonders in Alpenburgs „Mythen und Sagen Tirols") nicht selten vorkommen, vermieden werden. Auch meine verehrten Mitsammler haben ausnahmslos aus erster und bester Quelle geschöpft. Nur eine meiner Sagen findet sich auch bei Zingerle inhaltlich unverändert, und zwar VI. Nr. 50; diese wurde aus dem Grunde aufgenommen, weil sie mir im Dialect des Fundortes mitgetheilt ward, der einiges Interesse beanspruchen dürfte. Ich habe der Sammlung versuchsweise auch ein paar

*) Diese sind nicht mehr unter den Lebenden.

Proben der bisher von den Forschern zu geringschätzig angesehenen „Fürweilungen“ eingefügt; sie tragen nicht wenig zur Charakterisierung eines Volkes bei.

Nachfolgenden Sammlern möchte ich dringend die Bereisung des Pusterthals anempfehlen; dort gibt es des goldhältigen Erzes noch genug. Nur den Hammer dran! Es wird wohl niemandem beifallen, dass ich wegen der zwanzig Sagen aus Salzburg, die meist dem Nachlasse Schellhorns entnommen sind, den Titel dieses Buches hätte ändern sollen; zudem sind sie ebenfalls in Tirol und von Tirolern niedergeschrieben worden.

In den Anmerkungen wird die Literatur zu den einzelnen Sagen vorgeführt, so weit dies nach dem Erscheinen der zweiten Auflage von Zingerles „Sagen aus Tirol“ noch etwa als wünschenswert erachtet wurde, und auf den mythischen Gehalt hingewiesen; da und dort werden auch geschichtliche Erläuterungen geboten. Neue Typen werden wohl schwerlich mehr aufgefunden; daher hielt ich es für überflüssig, den einzelnen Sagen die ganze Reihe von literarischen Nachweisen anzufügen; es gebot schon die Gefahr, dass das Buch ohne Zweck ins Endlose anwachsen könnte, es bei dem jedesmaligen Hinweise auf Zingerles Literaturverzeichnis bewenden zu lassen. Und wer wollte verlangen, dass etwas zwei-, drei-, vier-, fünfmal gesagt werde? Jene Sagensammlungen, die nach Zingerles zweiter Auflage erschienen sind, habe ich, soweit sie überhaupt da verwendbar waren, gewissenhaft benützt und literarisch vermerkt.

Das Verzeichnis meiner Gewährsleute mit dem von ihnen stammenden Antheile an der Sammlung dürfte nicht unwillkommen sein. Die Herren Mitsammler und verehrungswürdigen Mitsammlerinnen werden es der Sammlung zugute halten, dass ich ihren Einlauf in stilistischer Hinsicht dem Tone des Ganzen angepasst habe; mehrere unter ihnen haben mich ausdrücklich dazu ermächtigt. Ich habe mich bemüht, die Sagen, die ja aus dem Volke herausgewachsen sind, auch möglichst volksthümlich wiederzugeben, so wie ich sie (meist von Bauern) gehört habe.

Das Buch darf auch der studierenden Jugend in die Hand gegeben werden; anstößige Partien sind weggelassen und derbe, bedenklich erscheinende Stellen vorsichtig abgeändert worden. Ich darf da wohl Anspruch auf unbedingte Verläßlichkeit erheben.

Auf Bräuche und Meinungen bin ich nicht ausgegangen; ich habe nur mitgenommen, was mir davon so nebenher in die Hände gelaufen ist; dieses Gebiet bedarf auch nach den vielen trefflichen Arbeiten v. Hörmanns und Zingerles noch immer eigener sorgfältiger Pflege, die ich jüngeren Kräften überlasse.

Ich weiß noch manchen wackern Mann,
Der da mit Ehren dienen kann.

Und nun möge das Buch seine Wanderung aus den Bergen, wo die stolzen Adler ihre Heimat haben, antreten und mir alle Freunde tirolischer Sagenpoesie freundlichst grüßen. Glück auf die Reise!

Brixen, am hehren Pfingstfest 1897.

J. Ad. Heyl.

Volkssagen.

I.

Oberinnthal und Außerfern.

1. Christus im Kerker.

Beinahe auf der Höhe des Calvarienberges zu Zirl steht eine Kapelle „Christus im Kerker". Vor dieser Kapelle waren eines Tages etliche Buben, welche des Heiligthums nicht achteten und etwas Ungebürliches dabei verübten. Plötzlich that sich das Kerkergitter auf, der gefesselte Heiland trat heraus und drohte mit erhobenem Zeigefinger den bösen Kindern, die erschreckt davonliefen.

2. St. Mang und der Drache.

Der heilige Magnus (Mang) kam in die Gegend, wo jetzt Reutte und Füssen liegen. Allda hub er sich mit seinen Brüdern auf den Weg nach einer wüsten Stätte, um dort heimlich des Gebetes zu pflegen. Es lag aber ein gewaltiger Drache an einem wüsten Ort, der ließ niemand den Weg gehen. Und der Heilige sprach zu seinem Begleiter Toto: „Lieber Bruder, wir bleiben die Nacht hier und beten, dass uns der Herr die Macht verleihe, das wilde Thier zu bestehen." Toto meinte, der Drache werde sie beide verderben, wollte aber den Heiligen nicht im Stiche lassen und blieb bei ihm. Der Heilige steckte geweihtes Brot in seine Tasche, nahm Harz und Pech in die eine Hand und hierzu ein

Kreuz an seinen Hals. In der anderen Hand führte er den Wunderstab des heiligen Gallus. Als er in die Nähe des Drachenlagers kam, gab er etwas vom gesegneten Brot in seinen Mund und machte ein Kreuz vor sich. Und da ihn der Drache sah, stund er stracklich gegen ihn auf und wollte mit aufgesperrtem Rachen auf ihn losschießen. Da nahm der Heilige Harz und Pech, warf es dem Unthier in den Rachen und sprach: „Herr, mein Gott, komm deinem Diener zuhilfe!“ In dem ward der Drache brennend und verdarb. Darnach giengen sie beide zum Felsenloch, darin der Wurm gehaust, und trafen vor demselben einen großen und breiten Apfelbaum mit vielen reifen Äpfeln. St. Mang hieng das Kreuz daran, so er am Halse getragen, und erbaute an der Stelle ein Münster für fromme Brüder aus der Nachbarschaft, das auf seine Bitte der Bischof Wikterp zur Ehre unserer lieben Frau und St. Florians, des Martyrers, einweihte.

3. Der Bär zeigt dem heiligen Magnus eine Erzader.

St. Mang machte sich von Geltenstein, das ihm der Herzog Pipin für sein Münster überlassen hatte, wieder auf, denn er wollte abermals ein Einsiedler werden, und suchte eine heimliche Stätte zur Wohnung. Da kam er auf einen hohen Berg, namens Schwindling. Daselbst begegnete er viel greulichen Bären, die sich auf Anrufung des Namens Gottes allesammt wie zahme Hündlein ihm zu Füßen legten. Nun waren aber die Leute dieser Gebirgsgegend über die Maßen arm und hatten nichts, womit sie sich ernähren konnten. Darüber erbarmte sich der liebe Herr St. Mang gar sehr. Er warf sich eines Tages kreuzlings auf die Erde und bat den Herrn, dass er dem Volk des Landes etlichen Nutzen erzeige, davon sie ihre Nahrung hätten. Alsbald rührte ihn etwas am Fuße, und wie er aufsah, stand ein wilder Bär vor ihm und wies mit seiner Bratze auf einen Baum. Der Heilige gieng mit dem Bären zur Stelle, und dieser riss den Baum aus der Erde sammt den Wurzeln und allem. Da erblickte der Heilige im Loche eine große Menge des Erzes, daraus man Eisen macht. Und er nahm ein Brot aus seinem Säckel, gab es dem Bären

und sprach: „Da, iss dies Brot, das ich dir zum Danke gebe: aber thu' weder Menschen noch Thieren fürder ein Leides!" Darauf gieng St. Mang in seine Zelle heim und der Bär hinter ihm und verblieb bei ihm anstatt eines Haushündleins. Und der Heilige schickte seinen Diener aus, dass er das Volk des Landes zur Stätte weise, um das Erz zu graben und sich damit die Nahrung zu verdienen. Da huben die Leute an zu graben und fanden je länger je mehr an derselben Statt.

4. Der Teufel tödtet den Drachen.

Als der heilige Bischof Narcissus nach Augsburg gekommen war, bat ihn eines Tages der Teufel, dass er ihm gebe eine Seele, in einem Leib beschlossen eines Essenden und Trinkenden und Schlafenden und Wachenden. Der Heilige versprach es ihm vor Gott. Des anderen Tages kam der Teufel wieder und sagte: „O heiliger Bischof, bis eingedenk deines Eides, den du geredt hast vor deinem Gott; gib mir eine Seel', deren Leib ich tödte, und die ich bei mir gehaben mag!" Narcissus gebot aber dem Teufel zu schwören, dass er den alsbald tödten werde, den er in seine Gewalt geben wolle. Da sprach der Teufel zu ihm: „Durch den, der uns sammt unserem Fürsten überwunden hat, will ich ihn zehand ertödten, den du mir in meine Gewalt gibst." Darauf sprach der Heilige: „Geh von hier in das hohe Gebirge der Alpen, dort siehst du einen Brunnen, von dem niemand ein Wasser mag getrinken, weder Vieh noch Leute, denn ein greulicher Drache wohnt bei dem Brunnen, und von seinem giftigen „Plast" (Blasen) sterben alle, die dahin zu demselben Brunnen gehen. Tödte den Drachen und zwing seine Seele in deine Gewalt!" Da schrie der Teufel mit der greulichen Stimme eines scharfen Löwen und sprach: „O, wie ein lügender Bischof, der mich verbunden hat mit meinem Eide, dass ich meinen Freund, den Drachen, tödte, und ob ich ihn nicht tödte, so zwinget er mich zu gehen in den Abgrund der Hölle!" Darnach da ertödtete der Teufel den Drachen bei dem Brunnen im Gebirge, und der Brunn ward erlediget zum Nutzen der Menschen bis auf den heutigen Tag.

5. Die Geistkapelle.

Östlich von Zirl am Fuße des Calvarienberges und unweit des Aufstieges zum „Loch an der Martinswand" steht auf einem Hügel die sogenannte Geistkapelle. Bei dieser hörte man zur Pestzeit oft eine Geisterstimme, welche vom Bühel herabrief:

„Eßt Kranewitbeeren und Bibernell,
So werdet ihr sterben nicht so schnell."

Die Zirler befolgten diesen Rath und wurden gesund. Dankbar erbauten sie nun auf dem Geistbühel eine Kapelle zu Ehren der drei heiligen Pestpatrone Sebastian, Rochus und Pirmin.

6. Der hangende Regenschirm.

Zu Madau im Lechthal lebte ein altes Weiblein, das nicht imstande war, sonntags den weiten Weg nach Elbigenalp zur Kirche zu machen, denn damals bestand in Bach noch keine Seelsorge, und die „reiche Kirche" im Madauthal war schon lange versunken. Deshalb berief es der Pfarrer von Elbigenalp zu sich, machte ihm Vorwürfe und fragte es, wie viel es heut wegauswärts gebetet habe. Sie war so alt, dass sie nicht imstande gewesen war, auf dem ganzen langen Wege mehr als drei Vaterunser zu beten. Dies sagte sie dem Pfarrer, der es ihr aber nicht glauben wollte. „Wenn ich wahr geredet," entgegnete das Weibele, „so soll dieser Regenschirm frei in der Luft schweben." Sie hob den Schirm in die Höhe, zog die Hand zurück, der Schirm hieng frei.

7. Das Dreifürstenmahl am Lusalten.

Der Lech wird beim St. Mangtritt, wo Julius Cäsar hoch zu Ross über das Gewässer setzte und der heilige Magnus die schauerliche Schlucht überschritt, in ein schmales Rinnsal gezwängt, das er zornig durchwühlt, worauf er über die hochgethürmten Felsmassen tosend hinabstürzt, in buntfarbigen Gischt zerstiebend. Hier führt der Lech im Volksmund den Namen Lusalten. Ehe er den sich entgegenthürmenden Felsen durchbrach und in Staubfällen abfloss,

dämmte sich ein gewaltiger See an, der das ganze Vilsthal bedeckte, ein Rest der uralten Sintflut. Zur Zeit der Römer war der See nicht mehr vorhanden, da man unter dem ehemaligen Seeboden zahlreiche römische Münzen und Schmuckgegenstände gefunden hat. Später stießen in der Nähe des Lusalten die Grenzen Tirols, Baierns und des Reichsfürstenthums Augsburg hart aneinander. Man erzählt, der prachtliebende Herzog Sigismund von Tirol habe nach etlichen unliebsamen Spänen mit den Nachbarfürsten denselben gute Nachbarschaft angetragen und sie möchten kommen und eins darauf trinken. Und die Herren Nachbarn, der Herzog aus Baierland und der Bischof, seien auch wirklich gekommen, und alle drei hätten sie beim Lusalten auf einem Tische gegessen und einander auf gute Nachbarschaft zugetrunken, und doch sei jeglicher von ihnen im eigenen Lande gesessen. Das kam so. Sie saßen an einem dreieckigen Tische, davon gieng jede Ecke in ein anderes Land, und die Stühle davon standen auf Grund und Boden derjenigen Fürsten, die darauf saßen, so dass des Bischofs Stuhl im Augsburgischen, des Herzogs von Baiern Stuhl im Bairischen und der des Habsburgers auf Tiroler Boden war.

8. Sage von der Burg Fragenstein.

Auf der Burg Fragenstein bei Zirl liegt ein großmächtiger Schatz, der noch von den alten Heiden herrührt. Er blüht wohl dann und wann, aber keinem ist es geglückt, ihn zu heben. Vor Zeiten lebten Riesen auf der Burg, die so stark waren, dass sie mit Mühlsteinen watschelten. Fragenstein soll in alter Zeit mit dem Schloss Martinsbühel durch einen unterirdischen Gang verbunden gewesen sein. Am Fuße des Burgberges nordwestlich von Zirl ist in der Wiese ein Bühel, der aus lauter übereinandergethürmten menschlichen Todtenköpfen besteht. Die Leute sind beim Graben oft auf solche gestoßen. Dieser Todtenhügel rührt auch noch von den heidnischen Riesen auf Fragenstein her. In den Feldern draußen, etwas weiter von der Ruine entfernt, gegen Südwesten steht ein gewaltiger Stein, viel größer als ein Mühlstein; als die Burg zusammenstürzte, soll dieser Block dort hinausgerollt sein.

9. Der Spuk auf dem Milser Schlößl.

In Seefeld zechten einmal ein Fuhrmann und ein Bauernknecht tief in die Nacht hinein. Als es so gegen zwölf Uhr gieng, sagte der Fuhrmann zum anderen: „Geh mit mir; wir wollen sehen, ob es wahr ist, dass es im Schlößl draußen um Mitternacht geistert." Der Knecht gieng mit dem Fuhrmann, und bald waren sie beim Milser Schlößl, als es Zwölfe schlug. Der Fuhrmann that in seinem Übermuth einen gewaltigen Juchezer. „Sei still," sagte der Knecht, „sonst könnte es uns schlecht ergehen." Aber im selben Augenblick erscholl auch ein Juchezer vom Schlosshügel herab. Im Schlosse war es lebendig: sie hörten Musik, und als sie näher kamen, sahen sie viele Lichter und konnten deutlich die schleifenden und stampfenden Tritte von Tänzern vernehmen. Den Knecht kam das Gruseln an, und er wollte umkehren, allein der Fuhrmann ließ ihn nicht. Als sie der Ruine näher kamen, erblickten sie ein großes, hell erleuchtetes Schloss vor sich und sahen Leute darin, die sie noch nie gesehen hatten. Alle waren ganz altfränkisch gekleidet, Herren sowohl als auch Frauen. Endlich, als sie so dastanden, kam einer aus dem Schlosse und sagte: „Wollt ihr uns nicht einmal zutrinken?" „Ja," antwortete der Fuhrmann, „einen guten Tropfen mögen wir immer." „Recht so," meinte der Rittersmann, der eine lange Feder auf dem Hute hatte, „da bringen wir's euch." Und er reichte jedem einen mit Wein gefüllten goldenen Becher. Da auf einmal verloschen die Lichter im Schlosse, ein scharfer Wind fuhr heran, und Musik und Tanz hatten ein Ende. Als der Fuhrmann und sein Begleiter trinken wollten, hatten sie statt der goldenen Becher Todtenschädel in den Händen. Entsetzt schleuderten sie dieselben von sich und liefen, was sie konnten, ins Dorf zurück.

10. Die erleuchtete Kirche.

Im Dorfe Piller ober Fließ war einmal mitten in der Nacht die ganze Kirche hell erleuchtet. In derselben Nacht war der von Piller nach Holzgau versetzte Pfarrer, der sehr viel für diese Kirche gethan hatte, in Holzgau gestorben.

11. Aus dem Grabe gestiegen.

Ein Vater hatte zwei Söhne, der eine war geistlich, der andere weltlich. Der Alte starb, und die Brüder kamen um ein Stück der Erbschaft in Streit, den man nicht entscheiden konnte. Da sprach der Klostergeistliche, er werde den Vater nach drei Tagen rufen und befragen, was sein Wille sei. Und wirklich war's so, der Geist des Vaters stieg aus dem Grabe und entschied den Streit; dann kehrte er wieder in die Gruft zurück. (Lechthal.)

12. Geistermesse.

In Holzgau im Lechthal war noch spät abends ein altes Weiblein in der Kirche, als der Mesner zu sperren kam. Dieser hatte sie übersehen, und so musste die Alte die Nacht über in der Kirche bleiben. Bis zwölf Uhr war alles ruhig, doch während des Stundenschlages entzündeten sich alle Kerzen am Altare von selbst, und ein Priester in schwarzem Messgewande trat aus der Sacristei. Als er vor dem Altare stand, drehte er sich um und sprach dreimal: „Ist niemand da, der mir bei der Messe dient?“ Das Weib im Stuhle zitterte wie Espenlaub und getraute sich nicht Antwort zu geben. Nun gieng der Priester wieder traurig vom Altare weg. In der Frühe ließ der Mesner die Alte wieder aus der Kirche, und sie erzählte nun im Dorfe, was sie gesehen hatte. Da war ein kecker Bursche, der beschloss, dem Geiste zu dienen, und ließ sich in die Kirche sperren. Um Mitternacht kam's wieder ganz so, wie das Weib erzählt hatte. Auf die dritte Frage des Priesters antwortete der Bursche, er sei bereit zu ministrieren. Der Priester las die Messe. Als er bei der Communion den Leib des Herrn genossen hatte, wurde er ganz licht und weiß. Er kehrte sich um und sagte, nun sei er erlöst. Er habe einmal eine Messe schlecht gelesen und habe nun so lange büßen müssen, bis ihm einer diente, so dass er wieder würdig communicieren konnte. Er sagte dem Burschen noch vieles, doch verbot er ihm, dasselbe zu erzählen.

13. Die versteinerten Frevler.

Auf der Alm der Rotpperspitze bei Elbigenalp waren einmal drei glaubenslose Männer und aßen Brot. Da sagte der eine: „Wenn es wahr ist, daſs der Leib Christi im Brote gegenwärtig ist, so soll Blut aus dem Laib Brot fließen, wenn wir hineinstechen.“ Sie thaten den Frevel. Da wurden sie zu Stein und stehen noch versteinert droben. Wer in einem guten Zeichen geboren ist, sieht sie in ihrer einstigen Gestalt.

14. Seltsame Anmeldung.

Vor dem Bundesschießen in Innsbruck im Jahre 1885 übte sich ein Lechthaler auf der Wiese und erschoſs dabei seinen Knaben, der ihm Zieler machte. Der Bauer dachte sich beim Losdrücken: Das wird ein guter Schuſs, mitten ins Schwarze. In dem Augenblick, als dieses Unglück geschah, sah eine Verwandte, welche in der Küche hantierte, Blutstropfen auf die Herdspäne fallen.

15. Der zerschundene Jäger.

Im oberen Lechthal kamen tief im Spätherbste drei Wildschützen auf eine hohe Alpe, welche schon verlassen war. Sie zündeten vor der Hütte ein Feuer an und kochten sich ein Mus. In der Thaie (Almhütte) war's unruhig, und auf einmal sahen die Jäger einen Bockskopf herausschauen. Einer von ihnen glaubte nicht, daſs es etwas „Unrechtes“ sei, und hielt ihm die Muskette vor mit den Worten: „Magst auch einen Schlapp?“ Da machte er fürchterliche Augen und verschwand. Als die Schützen in die Hütte traten, war vom Bock nichts zu sehen, und sie legten sich zur Ruhe. Zwei schliefen die ganze Nacht ruhig, aber den dritten warf es zur Hütte hinaus, ohne daſs die anderen es merkten. In der Frühe fanden sie ihn ganz zerschunden hinter der Hütte liegen.

16. Die feurigen Männer auf dem Streitgampen.

Unter dem Pazinkopf, auch Zwölfikopf geheißen, liegt der Streitgampen. Er war vordem eine sehr ergibige Weide, aber zwischen Groß- und Kleingfall streitig. Es war keine Gemarkung da. Der Streit ist uralt. Anfänglich legten die Großgfaller das Vieh der Kleingfaller und diese wieder die Rinder der Großgfaller, wenn sie über streitigen Boden herweideten, in den Pfandstall bis zur Auslösung. Später erhitzten sich die Streitenden mehr, und sie jagten die übergrasenden Thiere in den Abgrund, dass sie zerschellten, und endlich geriethen die Gegner einander selber an den Leib. Aber es verblieb nicht bei einzelnen Balgereien zwischen den beiderseitigen Hirten. Zuletzt wurde die Erbitterung so heftig, dass sich die Hirten von Großgfall und hinwieder die Hirten von Kleingfall zusammenthaten und in einer heißen Schlacht auf dem Streitgampen einander erschlugen bis auf den letzten Mann. Daher sind sie verurtheilt, als feurige Pütze da oben umzugehen. Der Hass zwischen den Gegnern ist aber so groß, dass sie sich auch jetzt noch allnächtlich auf dem Streitgampen eine Schlacht liefern. (Strengen.)

17. Der Renalplar Pöschi.

Im Stanzerthal gibt es mehrere Plätze, wo feurige Männer ihr Unwesen treiben. Zum Glücke für die Thalbewohner hausen diese Unholde zumeist auf den Bergeshöhen, wo sie freilich dann den Almleuten oder Gemsjägern gefährlich werden können. Namentlich die Gemsjäger sind übel bei ihnen vermerkt. Die gefürchtetsten Plätze, wo solche Feuermänner umgehen, sind im Stanzerthal wohl die Renalm und der Streitgampen. Auf der Renalm haust ein Feuermann von ungeheurer Größe und Stärke, überaus wild und grimmig, aber ganz entsetzlich wüthend, wenn eines der gehassten Menschenkinder es wagt, seinen Namen auszusprechen oder bei ihm zu fluchen oder gar seiner zu spotten, weil er bloß ein Auge, dafür aber großmächtige Hörner oben heraus hat. Er besitzt nicht menschliche Stimme, sondern brüllt wie ein Stier. Dieser entsetz-

liche Geist, gemeinhin der Renalplar Pöschi oder Renalmar Putz genannt, soll vor uralten Zeiten gelebt haben und ein wahrer Unmensch gewesen sein. Wo die Stanzerthaler eine Kirche bauen wollten, war er gleich bei der Hand und schleuderte Felsstücke von oben herab, die den Bau in den Boden schlugen. Daher muss er schon in die tausend Jahre und drüber da oben die Feuerpein leiden.

Als noch am ersten Fastensonntag das Scheibenschlagen im Brauch war, schlug ein übermüthiger Bursche eine Scheibe zu Ehren des Renalplar Pöschi. Augenblicklich war der feurige Mann mitten in der ausgelassenen Gesellschaft, die nun freilich entsetzt auseinanderstob. Die ganze Nacht bis zum Betläuten in der Früh verblieb der Pöschi auf der Stelle und schlug unter furchtbarem Gebrüll Scheiben, dass die Gahnen meilenweit über das Thal stoben bis auf den gegenüberstehenden Berg; dann und wann aber flog statt der Scheibe gar ein brennendes Fass durch die Luft wie ein Komet mit riesigem Feuerschweif. (Strengen.)

18. Holzgauer Pütze.

Der bekannteste Holzgauer Putz ist der Geißgassenputz, der zwischen den Feldkreuzen hin- und hergeht, den Leuten auf den Rücken springt, den Rössern aufsitzt und sie nicht weiter läßt. Letzteres passierte einem Fuhrmann. „Geh in Gottes Namen!" rief er; doch das Ross rührte sich nicht. „So geh in des Teufels Namen!" Nun zog das Ross wieder an.

Im Leben habe der Geißgassenputz Marksteine verrückt. Ein Bauer aus Holzgau brachte ein neues Riss zum Holzziehen auf. Der muss seit seinem Tode geistern; man hört ihn oft den Heuziehern zurufen: „Koa Recht, koa Recht!" Von einem Weibe, das einen neuen Feldweg aufbrachte, erzählt man ähnliches.

Am Schicken bei Holzgau war ein Putz, der oft niesen musste. Einmal begegnete er einem Manne, der ganz unwillkürlich „Helfgott!" sagte. Da kam der feurige Putz auf ihn zu und wollte ihm zum Danke die Hand geben. Der Mann aber fürchtete sich und reichte dem Geiste seinen Stock hin. Der Putz wurde nun sehr traurig, ergriff den Stab und gieng dann wieder weg.

Wenn ihm der Mann die Hand gegeben hätte, so wäre der Putz erlöst gewesen. Am Stab waren die fünf Finger eingebrannt.

Auch den alten Wodan findet man im Holzgau; ein aschgrauer Mann ohne Kopf ist zu sehen.

19. Der Putz mit den „Knospen".

Ein Knabe hütete mit seinem Vater im Lader Urg (bei Ladis). Da sagte eines Abends der Vater: „Weißt, Jochem (Joachim), dass alle Nacht ein Putz in Knospen (Holzschuhen) zur Thaiethür kommt?" „Still, Vater," entgegnete der Bub, „da ist er schon." Außer der Thür gieng er herum. Am nächsten Tag lag tiefer Schnee.

20. Der Putz mit dem schwarzen Hund.

Bei der Trankhütte bei Roppen sah ein Bauer einen Putz in weißem Fuhrmannskittel und hinter ihm in stets gleicher Entfernung einen gespenstigen großen Hund, der die Gestalt stets fest im Auge behielt. Das ist vielleicht der bewachende Teufel gewesen. Als der Bauer vorüber war, verschwand die Gestalt plötzlich; obwohl eine fast taghelle Mittsommernacht, sah man sie nirgends fortgehen.

21. Der Putz und der Stier.

Ein Hirt „am Birg" (oberstes Lechthal) hatte einen sonst ziemlich zahmen Stier auf seiner Alpe. Mitten in der Nacht gieng einmal ein fürchterlicher Lärm los, der Stier war ganz wild geworden. Als der Hüter nachschaute, sah er den Stier am Rande eines Tobels mit einem Geiste raufen. Einigemal warf der Putz den Stier in den Abgrund, so dass der Hirt meinte, das Vieh müsse hin sein, aber immer kam der Stier wieder hervor. Der Hirt wagte es nicht, ins Mittel zu treten. Als es betläutete, verschwand der Geist; von da an aber war der Stier so wild, dass man ihn wegthun musste.

22. Der verhandelte Putz.

Ein Lechthaler sagte zu einem Bekannten, welcher sein Haus in Welzau — weit weg von ihm — hatte, wieviel er ihm geben müsse, wenn er, der Welzauer, ihm den Putz abnehme. Der Welzauer dachte, da verdiene ich mir leicht ein Geld, denn bei dem macht alles nur die Einbildung. Er verlangte fünf Gulden, wenn es nicht zu viel sei. Doch es wurde gern bezahlt. Zur gleichen Zeit begann es im Hause zu Welzau unter der Stiege unruhig zu werden, und allerlei Geräth, welches unter der Stiege aufbewahrt war, wurde herausgeworfen. Die Bäurin richtete alles wieder in Ordnung, doch nach wenig Augenblicken wurde das ganze wieder herausgeschüttet. Der Mann kam später. Nun erzählte ihm sein Weib, dass sie seit der und der Zeit keine Ruh' mehr habe im Haus. Darauf sagte ihr der Mann, welchen Handel er geschlossen habe. So war denn richtig der Putz in das Haus gekommen. Nach einer Version musste das Haus abgebrochen werden, nach einer anderen bannte ein Priester den Putz in ein Zimmer, wo er stets haspelte. Die Kinder schauten durchs Schlüsselloch und fragten: „Pützle, was thust?" Da wurden sie alle sterbenskrank und mussten versehen werden.

23. Der Salvesenputz.

Im Salvesenthal haust ein Putz in Gestalt eines Schweines. Er war früher in einem Bauernhaus, wo ihn, da er den Leuten keine Ruhe ließ, ein Geistlicher in ein Schwein bannte; derselbe Geistliche führte sodann das Schwein ins Salvesenthal hinüber. Da begegnete ihm ein Mann; dem befahl der Priester, auf der Unterseite des Weges still zu stehen, sonst könne ihm der Putz etwas anhaben.

24. Koboldstücke.

Im Heustock des Kaunserschlosses Bärneck schliefen einst drei Männer. Zwei derselben lagen unten, der dritte aber wollte es bequemer haben und kroch auf den Stock hinauf. Schnell warf

eine unsichtbare Hand ihn wieder herab. Das Gleiche geschah, als er zum zweitenmal hinaufkroch. Nun stiegen alle drei hinauf, doch es ergieng ihnen nicht besser. Sie hatten nun genug und giengen zum Wirt. Da sah einer, dass er keinen Hut mehr hatte; ein anderer dagegen hatte zwei auf. Beide hatten von diesem Possen gar nichts bemerkt.

25. Die zusammengeketteten Kühe.

Vom „Schloss" in Elmen (Lechthal) erzählt man sich, dass daselbst die Kühe oft zu zweien an eine Kette gehängt wurden. Niemand sah, wer dies zuwege brachte, und man musste die Kette aufhacken. Endlich benedicierte ein Geistlicher das „Schloss", und seitdem ist Ruhe.

26. Von den „Wilden" im Samnaunthal.

Bei der Gstalder Mühle in Spiss ist eine Höhle, das Fanggenloch genannt, in die sich früher niemand hineingetraute. Denn dieses Loch war die Behausung der wilden „Mannlen" und wilden „Fräulein". Einige der wilden Fräulein kamen oft hervor zu den Bauernhöfen und halfen den Bäurinnen überaus emsig auf den Äckern jäten. Auch die wilden „Mannlen" nahmen hie und da auf einige Zeit Dienste bei den Bauern. Ein solches wildes Mannl hütete in Spiss viele Jahre die Ziegen. Morgens wartete er außer dem Dorfe, bis die Ziegen herausgetrieben wurden, und abends gieng er mit seinen Thieren wieder bis zum Dorf zurück. Hinein war er nicht zu bringen. Aus Dankbarkeit ließen ihm die Spisser ein rothes Röcklein machen. Er zog es an, betrachtete sich von rechts und links, strich sich auf und nieder und rief: „Pipimann, nimmer hüten kann!" Von da an sah man das Mannl nie mehr.

Sie konnten aber auch ein wenig boshaft sein, die Wilden. Manchmal hängten sie zwei Kühe an eine Kette, oder in der Früh stak der Kopf einer Kuh außer dem spannhohen Stallfenster. Weil man ihren Kopf nimmer hineinbrachte, lachte dann das wilde Mannl, das in der Nähe lauerte, hell auf. In den Kellern stellten

diese wilden Mannlen die Milchmeltern so übereinander, dass der Schwerpunkt der oberen außerhalb der Grundlage zu stehen kam. Wollte nun die Bäuerin die Meltern herabnehmen, da rumpelten alle durcheinander herab, und Rahm und Milch waren auf dem Boden. Ließ man aber alles so stehen, dann brachte das Mannl die Geschirre selber wieder in Ordnung.

Der Gemsenjäger Turnefs aus Noggls, der mit seinem Hunde des Weges kam, sah ein wildes Mannl, das über und über mit Moos bewachsen war, aus einem Reisighaufen hervorkriechen. Das Mannl rief: „Hättest du nicht dein Feuereis und deinen Hundbeiß, wollt' ich dich lehren schießen meine Vorgeiß! In einem Jahre komm wieder, dann sag' ich dir, was man aus dem Tschotten (Quark) alles machen kann."

Bei einem Schuster schaute eine Wilde mit einer langen Nase zum Fenster hinein und fragte: „Schuster, wie gefällt dir meine Nase?" Der Schuster schlug mit seinem Leisten auf ihre Nase und fragte entgegen: „Fangge, wie gefällt dir mein Leisten?" „Wenn zwischen uns nicht ein Kreuzstock wäre," schrie die Wilde zornig, „so würde ich dich schon auszahlen!"

Diese wilden Mannlen und Fräulein waren aber lauter Heiden, und wer sie hätte bekehren wollen, dem wäre es übel ergangen. Vom Christenthum wollten sie nichts wissen. Als in Samnaun eine Kirche erbaut worden war und zum erstenmal die große Glocke läutete, sah man die Wilden mit den Wiegen auf dem Rücken weinend und wehklagend über Söblis gegen Ischgl auswandern.

---

27. Die Wichtelmännlein auf Towin und am „Säumerweg".

Auf der Alm Towin und den Rallsberg herab gegen Grins und Strengen hausten bis vor kurzem noch die Wichtelmännlein und trieben bald da, bald dort ihren neckischen Spuk. Darüber erzählt ein Bauer Folgendes: Vor etlichen Jahren traf er in seinem Stall auf Towin öfters eine Kuh losgebunden, hie und da war gar ein Stallgeräth „mängel", und bald darauf, wenn man es just nimmer brauchte, lag es wieder auf dem gleichen Platz, wo es früher gelegen war. Eines Morgens waren zwei seiner Kühe so

eng mit einer und derselben Kette zusammengebunden, dass man deutlich sehen konnte, wie sie so bald ersticken müssten. Der Bauer lief wohl hinzu und wollte sie losbinden, allein es war nicht möglich, die Ketten aufzuthun. Da hörte er in einem Winkel des Stalles ein Gekicher, sah aber nichts. Der Bauer ward fuchtig und gieng in die Hütte hinüber, eine Feile zu holen, womit er die Kette durchfeilen wollte. Als er mit der Feile in den Stall zurückkehrte, waren die Kühe auseinander und jede an dem ihr zugehörigen Standplatz vor dem Barren, sonst auch im Stall alles still und in Ordnung.

Ein anderer hat Folgendes erlebt: Er hatte sein Vieh einige Zeit im Stalle auf einer etwas entlegenen Wiese. Öfter, wenn er des Morgens hinkam, das Vieh zu füttern, machte er die Bemerkung, dass auf dem Streustock jemand übernachtet hatte. Das Liegloch darin konnte aber nur ein ganz „lötzes" Mannl ausgelegen haben. Als er eines Tages wieder in der Früh in den Stall kam, sah er zu seinem größten Schrecken, dass eine von seinen Kühen den Kopf durchs Stallfenster herausstreckte. Das Fenster aber war nur ganz klein, und es war nicht erfindlich, wie die Kuh den großen Kopf durchs kleine Fensterloch zu schieben vermocht hatte. Daher konnte auch ihr Kopf trotz aller Mühe und Umsicht nicht mehr zurückgebracht werden. Der Bauer gieng in Dreiteufelsnamen ins Wohnhaus zurück, eine Axt zu holen, mit der er das Fensterloch auszuweiten gedachte. Als er mit der Axt fluchend wieder zum Stalle kam, schaute kein Kuhkopf mehr zum Fenster heraus, sondern die Kuh stand an ihrem Platz, als wäre gar nichts geschehen.

Beide Bauern behaupten, in der Nähe ihrer Ställe nicht selten ein kleines Mannl gesehen zu haben.

So und anders hat sich's auch bei anderen Bauernhöfen der Gegend am alten „Säumerweg" zugetragen.

Einem Bauern jener Gegend wurde in der Nacht Stall und Vieh fein säuberlich gekehrt und gestriegelt. Wenn jemand im Haus nicht schlief, hörte er genau Besenstrich und Striegelgekratze. Und so gieng's jede Nacht; in der Früh war es eine Freude, in den Stall zu gehen, er war spiegelglatt, und auf den Thieren hätte keine Laus Unterschlupf bekommen. Wer das wohl thut? Die Bäurin wundert's ebenfalls, nicht bloß mich; sie bleibt auf, es ist

ja so heller Mondschein, und paſst und paſst. Auf einmal trägt ein putzigkleines Männlein das „Kehrtatl“ zur Stallthür heraus, schüttet das Kehricht in die Luft, wo es augenblicklich der Wind davonträgt, und langt den Striegel vom Nagel in der Stallthür herab. Jetzt will's striegeln. Aber, o weh! auf einmal sieht es das Gesicht der Bäurin, die oben durch das Fenster schaut, und wirft den Striegel weg und macht sich eilends davon. Das Mannl ist nie wieder gekommen, und Stall und Thiere blieben ungescheuert und ungestriegelt, so daſs das Vieh in nicht langer Zeit vor lauter Unrath zugrunde gehen muſste.

Zu Hof am Rallsberg hütete ein solches Wichtelmannl längere Zeit die Geiße. Ward es aper im Lenz, so kam das Mannl plötzlich, niemand wuſste, woher, und hütete mit großem Fleiß, bis die Weidezeit um war. Fiel dann der erste Schnee im Herbst, dann kamen wohl das letztemal die Geißlein abends heim, aber der Hirte nimmer. Und so machte es das Mannl jedes Jahr. Auf einmal fiel dem Bauern ein, dem kleinen Hirten einen Lohn zu geben für sein fleißiges Hüten. Er dachte hin und her und ließ ihm zuletzt ein rothes Röcklein machen, da er gesehen hatte, daſs das Wämslein des Hirten schon über und über schleißig war. Das Mannl lachte, daſs der Mund von einem Ohr zum anderen gieng, zog das Röcklein an, und weil es ihm überaus wohl gefiel, hüpfte es vor Freude herum und rief: „Weil i a roaths Röckli hon, die Goaße numme hüate konn.“ Darauf lief es fort und kam nie wieder. (Strengen.)

28. Die Rabautermannlen.

Auf der Reiseralm am Weg von Pettneu ins Lechthal treiben die Rabautermannlen ihr Wesen. Vor Jahren waren durch lange Zeit hindurch fast in jeder Nacht zwei Kühe an einer Kette zusammengebunden. Um zu sehen, wer das thue, wachte einmal ein kecker Hirt im Stall. Es kam ein kleines, graues Mannl, welches die Kühe zusammenband. Der Hirt fürchtete sich sehr und hat seit jener Nacht eine hohe Stimme. Auch eine untreue Sennerin soll dort als Putz geistern müssen.

29. Das versunkene Dorf auf der Bodenalm.

Von der der Gemeinde Strengen zugehörigen, im Almajurthal im Gemeindebezirk Kaisers liegenden Bodenalm erzählt die Sage, dass sich dort vor Zeiten ein schönes Dorf befunden habe. Die Bewohner gelangten durch den ergibigen Bergbau zu unermesslichem Reichthum. Dieser aber hatte Übermuth und Ausgelassenheit zur Folge, und als das Maß des Frevels voll war, versank das ganze Dorf in den Erdboden. In der Nähe der Sennhütte hört man oft ein seltsames, unheimliches Klingeln, als käme es von dem Läuten weit entfernter Kirchenglocken. Es lassen sich nämlich die silbernen Glocken der versunkenen Dorfkirche aus dem Erdinnern heraufhören. Ein Hirtenknabe, so geht die Prophezeiung, wird einst mit seinem Stecken auf den goldenen Thurmknopf stoßen und die silbernen Glocken auffinden.

Thatsächlich ist es erweislich, dass früher auf der Boden- und der benachbarten Erlachalm Erz gegraben wurde. Die Hütte, worin die Bergknappen gewohnt haben sollen, wurde von der Gemeinde Kaisers zum Schießstand umgewandelt.

Beim Bau der Sennhütte „auf dem Boden" stieß man auf Mauerwerk, ein Stück der Mauer wurde auch vom Vallesinbach bloßgelegt, wahrscheinlich ein Rest des einstigen Schmelzofens.

30. Sagen von der Alm Towin im Stanzerthal.

Auf der Alpe Towin gibt es uralte Knappenlöcher. Wann und auf was für Erz da geknappet wurde und weshalb das Bergwerk in Abgang gekommen ist, weiß niemand mehr zu sagen. Aber die Spuren sind einmal da. Später, nachdem die Knappen schon längst weg waren oder ausgestorben, kamen öfter Venediger Männlein auf die Alm, mit Säcken auf dem Rücken, und suchten und suchten und trugen die Säcke, mit Steinen vollgepackt, wieder fort. Die Leute sagen, mit gewöhnlichen Steinen, denn wo ein anderer Mensch nichts sieht, gewahren die Venediger Gold und Edelstein; sie haben den Bergspiegel.

Ein solches Venediger Männlein sagte, auf Towin wäre eine Goldader, so dick wie ein Sägebaum. Wenn die Leute es verstünden, sie könnten alle reich werden.

Auf Schönverill, so heißt ein Weideboden auf Towin, werfen, wie das Mannl einem Bauern sagte, die Hirten oft den Kühen Steine nach, von denen ein einzelner mehr wert sei als die ganze Kuh, auf die der Stein fliegt.

Auf der Alpe Towin ist ein See, der keinen Grund hat; er steht nämlich unterirdisch mit dem See auf dem Giggl- oder Verpailjoch in Verbindung. Einst sprengte ein gesatteltes Ross auf Towin in den See, und der Sattel davon gieng im See auf dem Verpailjoch auf.

In diesem grundlosen See auf Towin hauste in alter Zeit ein Drache. Bei schlechtem Wetter gieng er nicht heraus, wohl aber bei schönem. Da legte er sich dann oft schräg über den Weg, bald auf der, bald auf einer anderen Seite, und bewachte den Zugang. Wehe dem, der sich heranwagte! Die Leute fürchteten sich so sehr vor dem Unthier, dass bald bei gutem Wetter keiner mehr den Almweg gehen wollte. (Strengen.)

31. Der Bärentödter.

Aus dem Thale Leutasch stammt das Geschlecht der Hirn. Vor etwa 260 Jahren arbeitete unter den Holzknechten in Leutasch ein außerordentlich starker Mann. Auf einmal wurde er im Dickicht des Waldes von einem großen Bären überfallen. Muthig griff der Holzknecht nach einer Keule und versetzte dem grimmigen Thier einen so gewaltigen Streich auf die Stirn, dass die Hirnschale auseinanderbrach und das Hirn herausspritzte. Der furchtbare Bär fiel todt zu Boden. Von jener Zeit an wurde der kühne Bärentödter Hirn genannt, und dieser Name blieb auch seinen Nachkommen: selbst der Mann, die Keule schwingend, im Kampfe mit dem Bären gieng in das Wappen der Hirn über.

32. Der Drache bei Elbigenalp.

In der Schmarebene lauert ein Drache, bis der Tag kommt, an dem Elbigenalp zugrunde geht.

33. Von den Würmern im Lechthal.

In Krabach, einem sehr fruchtbaren und sonnigen Heumahd, waren so viele Würmer, dass es die Leute kaum aushielten und deshalb schimpften und fluchten. Nun kam ein Zauberer des Weges und hörte dies. Er fragte die Leute, was sie denn lieber hätten, Schatten oder Würmer. Die Bauern antworteten: „Lieber Schatten." Von dem Tage an kam keine Sonne mehr hin in die üppigen Bergwiesen; die Würmer verschwanden zwar, doch auch die Mähder giengen zugrunde, so dass man bis heute nicht mehr heuen konnte. Andere sagen so: Die Leute giengen zu einem Capuciner, damit er sie von der Wurmplage erlöse. Der Capuciner fragte noch, ob wohl etwa kein weißer darunter sei, und machte sich, als ihm dies verneint wurde, da man nie einen solchen gesehen hatte, an die Arbeit und schürte ein großes Feuer an. Jetzt kamen die Würmer und krochen ins Feuer, zuletzt aber kam ein weißer, der schoss wie ein Pfeil dem Priester in die Brust, der sofort starb. Näheren Aufschluss gibt die gleiche Sage, die sich in dem von der Wurmplage Wurmthal benannten Seitenthale des Kaiserthals findet. Dort trägt der weiße Wurm eine goldene Krone und ist der Wurmkönig. Den sagenhaften Wurm findet man im Lechthale noch öfter.

Bei Häselgehr haben die Leute früher oft eine Schlange mit einem goldenen Schlüssel am Halse gesehen.

—

34. Das Weib und die Kröte.

Ein Weib aus Steeg im Lechthal gieng über die Dürenauer Brücke und sah dort auf dem Boden eine Kröte liegen, welche einen sehr großen Bauch hatte. Sie schob dieselbe mit dem Fuß beiseite und sagte einen Scherz: „Wenn deine Zeit kommt, werde ich dich pflegen." Da klopfte es plötzlich in einer Nacht, und die Frau wurde auf den Bidmig, nach anderen auf den wilden Rasten getragen, wo sich ein Felsen öffnete. Die Frau trat nun in einen schönen Palast . . . Von Steeg aus sah man sie oft an den Schrofen Windeln aufhängen. Als die Zeit um war, gab ihr ein Zwerg-

lein zum Dank einen Sack voll Kohlen und nahm die Frau mit sich bis zu einem bestimmten Platze. Als nun die Frau allein war, dachte sie, die Kohlen trage ich nicht mit, leerte das meiste aus und gieng nachhause. Dort hatten wegen ihrer Ankunft alle eine große Freude. Nun wollte ihnen aber die Frau auch den Lohn zeigen und fand in dem Sacke einige Stücke helles Gold. Nun kehrte sie freilich noch an die Stelle zurück, wo sie den Sack ausgeleert hatte, aber sie fand nichts mehr.

Die gleiche Sage findet sich in Fließ, nur dass statt der Kröte eine Spinne eintritt. Beide Thiere gelten als glückbringend. Im Lechthale spießt man im Stalle eine Kröte. Häufig ist auch das Krötenküssen bei Schatzhebungen in Tirol zu finden.

35. Wie der Müller um seinen Esel kommt.

In der Gegend von Nanders stand in der Nähe eines Wirtshauses eine kleine Mühle, in der schlecht und recht ein kleines, durstiges Müllermännlein hauste. Dieses hatte einen gutmüthigen grauen Esel. Wenn das weiße Männlein mit seinem Grauthier nach Nanders auf den Wochenmarkt fuhr, hatte es einen noch größeren Durst als gewöhnlich, und jedermann wusste, dass das Müllerlein an solchen Tagen des Müllerwirts liebster Gast war, weil er dort so lange saß wie kein anderer. Der Müllerwirt hatte aber auch einen echten Klebstoff, dass männiglich gern bei ihm trank.

Der Esel musste freilich vor dem Wirtshause dann oft recht lange warten, aber die Esel rasten ja gerne und haben viel Geduld.

Also hatte das Müllerlein auf dem Kornmarkt wieder einmal seine Geschäfte, die es pflichtgemäß allemal zuerst abthat, hinter sich und saß schon im Wirtshaus, derweil das Grauthier draußen fleißig des Wirtes Boden düngte. Und er war nimmer bei der ersten Halben, als zwei Capuciner des Weges giengen, ein alter und ein junger Und weil der alte schon etwas baufällig war und daher vom langen Wege hinkte, hieß ihn der junge auf den Esel steigen;

so könne er wohl heute noch bis Münster kommen. Mit dem Müller, der sicherlich in der Gaststube zu finden wäre, werde schon er die Sache wegen des Esels in Richtigkeit bringen.

Also setzte sich der alte Bruder auf das Thier und ritt davon gegen Münster. Der jüngere aber, ein Spaßvogel von Haus aus, stellte sich vor den Karren und that sich des Esels Geschirr um. So wartete er, bis der Müller sich vollgetrunken hatte und zur Thür heraustaumelte. Als er statt des Esels den braunen Bruder mit dem Spitzbärtchen vor dem Wagen erblickte, erschrak er nicht wenig, denn er glaubte, das habe er für sein Trinken.

Er fragte den Bruder, wer er denn sei, und was mit dem Esel geschehen wäre. „Mein guter Müller," antwortete der Spaßvogel, „die Sache mit dem Esel steht schief. Ich bin mein Leben lang ein Saufbruder gewesen wie du, daher wurde ich zur Strafe in einen Esel verwandelt und habe die Zeit her als solcher deinen Karren gezogen und deine Säcke geschleppt. Jetzt ist meine Strafzeit aus, und ich habe wieder menschliche Gestalt bekommen. Allein, dass ich nicht wieder der alte Saufcumpan werde, bin ich aus dem Saufbruder jetzt ein Klosterbruder geworden. In den darf der Saufteufel nimmer hinein." Der Müller sah den Vorgang für eine Strafe Gottes an und gelobte im Stillen, sich das Trinken abzuthun. Er nahm dem Bruder das Geschirr ab und bot ihm noch die Zeit auf den Weg. Leid war ihm nur, dass er jetzt keinen Esel mehr hatte. Er gieng daher auf den nächsten Pferdemarkt nach Vinstgau, um einen anderen Esel zu kaufen. Als er nun so die Thiere musterte, fiel sein Blick auf einen Esel, der seinem früheren auffallend ähnlich sah. Verwundert betrachtete er ihn. Er hätte ihn auch gerne gekauft, aber wie, wenn das Thier abermals verwandelt würde? Er wollte sich nun Gewissheit verschaffen, ob der Esel derselbe sei, den er vorher gehabt, oder nicht. Also nahm er das Thier und ließ es ein wenig laufen, als wollte er es erproben. Bevor er aber wieder umkehrte, rief er dem Esel zum Ohre hinein: „Ehrwürdiger Bruder, habt Ihr etwa schon wieder zu tief ins Glas geschaut? Wenn Ihr's seid, werde ich mich wohl hüten, Euch zu kaufen."

36. Gottes Hand und die Teufelsbratze.

Die beliebte Brunelle hat zwei handförmige Wurzeln, die eine ist weiß und heißt Gotteshand, die andere aber ist dunkel und wird Teufelsbratze genannt. Wenn zwei, die sich einander versprachen, den Bund recht kräftig machen wollten, nahmen sie dieses Blümchen und riefen es zum Zeugen ihrer Treue an.

Da war auch einmal ein Bursche, der hätte gerne ein Mädchen geheiratet. Und das Kind war schön wie der Frühling, und in seinem Goldhaare hatte es, solange die Blume blühte, eine Brunelle stecken. Das Mädchen sagte nicht nein, und so gaben sie sich das Versprechen, einander anzugehören. Und sie schwuren einen heiligen Eid, ihre Treue nimmer zu brechen, und riefen die Brunelle zur Zeugschaft an. Der Bursche musste aber fort und vergaß in fremdem Lande des Eides; er wurde untreu. Kaum hatte das Mägdlein die Untreue ihres Verlobten in Erfahrung gebracht, als es auch vor Kummer und Leid hinzusiechen begann. Nach etlichen Wochen war es eine Leiche. Zur immerwährenden Erinnerung an diesen Eidbruch ließ der Herrgott der Braunelle die zwei handförmigen Wurzeln wachsen, die eine weiß wie der Schnee, die andere schwarz wie Kohle. Die weiße ist die Hand des treuen Mädchens, die schwarze dagegen die treulose Hand des Burschen. (Streugen.)

37. Vom umgehenden Schuster.

In manchen Orten Tirols weicht diese Sage von der üblichen Darstellung insofern ab, als sie den umgehenden Schuster selbst bei der Kreuzigung Christi thätigen Antheil nehmen läßt. Daher muss er immerfort wandern und kann nicht sterben. Schon ist er das zweitemal auf dem Rundgange um die Welt; hat er diese das drittemal ausgegangen, dann kommt er ins Thal Josaphat, und sein Zauber ist gelöst, es bricht der jüngste Tag herein. Öfters schon hat man den umgehenden Juden an verschiedenen Orten auch in unserem Vaterlande Tirol gesehen, z. B. in Bozen, Meran, Klausen, Sterzing, Kaltern u. s. w. In Brixen hat man ihn auf der Eisakbrücke gesehen, wie er gedankenvoll und schwermüthig ins Wasser hinunterstarrte, Kleider und Schuhe über und über be-

staubt. Zweimal schon war er in Wildschönau, beidemal hat er dort übernachtet, das erstemal beim Lanner und das zweitemal auf Baumgart in der Niederau. Von besonderem Interesse ist seine Einkehr in Strengen im Stanzerthal. Es ist schon sehr lange her, wohl tausend Jahre und darüber, seit das Christusbild des Stopferkreuzes bei Strengen aufgerichtet und eine Kapelle dazu erbaut wurde, denn das Bild war dem Erlöser ähnlich und fand alsbald großen Zulauf des Volkes, das zu dem Bilde großes Vertrauen hatte. Denn gleich dem Christus in Seefeld regte sich des Bildes Haupt und sank allmählich auf die Brust herab. Die Leute sagen, dass, sobald das Haupt auf die Knie sinke, der Untergang der Welt nahe sei. Vor vielen, vielen Jahren gieng auf seiner Weltwanderung der ewige Jude bei diesem Crucifix vorbei, schaute hinauf und meinte, es stünde ihm der leibhaftige Christus vor Augen, den er ehemals ans Kreuz schlagen half. Und er stand und stand tiefbewegt davor und konnte sich kaum trennen. An jenem Tage nun wanderte er nicht weiter, sondern nahm im sogenannten Hirnhäusel*) Nachtherberge. Weil er aber immer und ewig wandern muss, legte er sich nicht ins Bett, sondern gieng die ganze Nacht in der Schlafkammer um den Tisch herum. Am anderen Morgen fanden ihn die Leute schon wieder beim Stopferkreuz draußen, wie er zum Haupt des Gekreuzigten hinaufstarrte. Und als es einer wagte, ihn anzureden, da sagte er, dass er noch kein Bild getroffen, welches Christo so ähnlich sehe wie dieses. Es ward dem Unglücklichen aber so schwer zu Gemüth, dass ihm der helle Schweiß über das Angesicht herabtropfte. Da setzte er sich nieder und wollte einen Augenblick rasten, aber gleich stand er wieder auf, wie von tödlicher Angst getrieben, die ihn nimmer ruhen ließ, fasste seinen Stab und machte sich wieder auf den Weg, dem Arlberg zu.

38. Der Schatz auf der Kreuzplatte.

Am Wege zwischen Grins und dem Rallsberg ober Strengen, an der Gemeindegrenze zwischen Strengen und Grins auf der sogenannten Kreuzplatte liegt unter einem hohlen Steine ein Schatz verborgen, der, sobald er blüht, als ein Kessel voll Kohlen oder

*) Jetzt Haus des Anton Triendl.

Rosszähne sich zeigt. So stand der Kessel mit Rosszähnen einmal unter dem Baume am hohlen Stein. Ein Hirte steckte sich einige der blühweißen Zähne in den Sack, und als er sie daheim herzeigte, waren es lauter Goldstücke. Er gieng wohl schleunig wieder zum Baume zurück, die anderen auch zu nehmen, fand aber trotz eifrigen Suchens weder Kessel noch Zähne. Nach ihm giengen viele Leute aus, auch bei der Nacht, den Schatz zu gewinnen, aber alle umsonst. Man kam auf den Einfall, die unschuldigen Kinder nach dem Schatze auszusenden, vielleicht bekämen diese eher das Gold als die sündigen Menschen. Aber auch den Kindern zeigte sich der Schatz nicht.

Nun besitzen das Weißaschgern- (Elsen-) und das Weißhaselholz bekanntlich größere Kraft als andere Hölzer. Das erstere bricht bösen Zauber, mit dem letzteren kann man Schätze heben und aus der Tiefe heraufbannen. Die sogenannte Wünschel- oder Visierruthe musste aber ein einjähriges, zwieseliges (d. h. gabelförmiges) Reis dieser Haselstaude sein.

Mit einer solchen regelrechten Wünschelruthe giengen einmal zwei Männer aus, den oben erwähnten, an der alten „Säumerstraße“, die von Grins über den Rallsberg nach Flirsch führt, auf der Kreuzplatte unter dem hohlen Stein befindlichen Schatz zu heben. Gerade, wie's Mitternacht ist, kommen sie auf den Stein zu. Sie ziehen mit dem Rüthlein einen großen Zauberkreis um sich selbst und um den Stein und fiengen dort, wo die Ruthe sich gegen den Boden neigte, wo also der Schatz unter war, an zu graben. Sprechen durften sie kein Wort dabei. Schon hatten sie den Deckel des Schatzkessels bloßgelegt, als ober ihnen im Walde ein Tosen und Krachen losgieng, als wollte der ganze Berg zusammenstürzen. Entsetzt liefen sie davon und ließen den Schatz und sogar ihr Werkzeug im Stich.

Als sie bei Tage heraufkamen, wenigstens das Werkzeug zu holen, fanden sie die Pickel und Schaufeln, Hämmer und Stemmeisen wie auch die Ruckkörbe, in denen sie das Gold hatten wegtragen wollen, weit umhergeworfen, und von dem Loch, das sie aufgeworfen hatten, war keine Spur mehr zu sehen.

39. Die Elmener Schätze.

Zu Elmen im Lechthal erzählt man viel von Schätzen. Oben in der majestätischen Rothwand soll einer liegen, der leuchtet zur Blütezeit, weit sich verbreitend, wie ein (doppelter) Spielhahnschwanz.

Insbesondere am „Schloss" ist's nicht geheuer. Wenn in der Früh das Vieh zur Weide und abends wieder heimgetrieben wird, treibt man es am „Schloss" vorbei. Im „Schloss" ist ein Schatz vergraben; wenn er blüht, kann man ihn heben, doch darf man kein Wort dabei sprechen.

Einst machten sich drei Männer des Nachts daran. Sie hatten bereits ein großes Loch ausgeschaufelt und schlugen mit den Bickeln schon an die Kiste, in welcher der Schatz war. Da wurde es auf einmal ganz hell wie am Tag, und man hörte Glockengeläute, als ob Kühe hergetrieben würden. Einer der drei Schatzgräber sagte: „Jetzt ist's Tag, es kommen schon die Kühe. Mit dem Schatzgraben ist's nichts mehr."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, da wurde es augenblicklich stockfinster und rumpelte gewaltig. Es war wieder Nacht, und die Kiste war und blieb versunken.

Kinder fanden bei Strangeln Kohlen, welche sich in Gold verwandelten.

40. Die Höllenvisite.

In Fließ lebte vor bald 300 Jahren ein Bauernweiblein, namens Katharina, welches vom Satan das Privilegium hatte, die Hölle zu besuchen. Als Führer war ihr ein Geist beigegeben in Gestalt eines kleinen Männleins, und während sie hinabfuhr, hörte sie allerlei Geisterstimmen. Drunten verrichtete sie manchen Dienst, wie man sie eben brauchte. Wieder auf die Oberwelt zurückgekehrt, wurde sie von den Leuten bestürmt, ihnen über Freunde und Verwandte Nachricht zu geben. Selbst den bischöflichen Visitatoren erzählte sie aufs umständlichste von ihrer Höllenfahrt.

41. Der Alber in Elmen.

Zwei Kinder waren noch, als es schon so dunkelte, dass man die Kirschen nicht mehr sah und nur noch darnach greifen musste, auf einem Kirschbaum bei Elmen im Lechthal. Plötzlich fuhr über ihren Köpfen ein blendender Lichtstrahl hin. Die Kinder liefen nun nachhause und erzählten es den Eltern. Diese sagten, sie könnten Gott danken, dass sie das Licht nicht getroffen habe, sonst wären sie verbrannt; das sei der Alber gewesen.

42. Die wilde Fahrt zu Grünau.

In Grünau im Lechthal hörten die Bauern in der Stube einen fürchterlichen Lärm, als es dunkelte. Ein schrecklicher Zug fuhr an den Fenstern vorbei. Eine Dirne war recht neugierig und steckte den Kopf zum Fenster hinaus. Auf einmal hat man sie nicht mehr gesehen, die wilde Fahrt hat sie mitgenommen. Die Leute zogen aus, um sie zu suchen, und riefen ihren Namen Marianne, aber auch die Kraft des Taufnamens nützte nichts; man hat sie nie mehr gesehen.

43. Tempero.

Über das Karjoch im Lechthal zog früher oft eine herrliche Musik. Man nennt sie die wilde Fahrt oder Tempero (Quatember).

44. Jetzt mäh' du!

In den Gumpen mähte ein Weib ganz allein. Plötzlich erhob sich ein fürchterlicher Sturm und riss ihr die Sense aus den Händen. Aus dem Sturme hörte sie deutlich eine Stimme rufen: „Jetzt mäh' du!" (Lechthal.)

45. Die wilden Frauen.

Das Wildweiblein am Bidmig und am wilden Rasten bei Steeg im Lechthal und die drei Fräulein zu Ehrenberg spinnen und weben Leinwand, werfen sie in die Höhe und hängen sie auf den Sonnenstrahl, um sie zu bleichen. Man sieht oft ihre Spinnrocken niederscheinen ins Thal, und oft trägt's Windeln herab, denn sie hängen ihre Wäsche in der Luft auf.

46. Der Hexensattel.

Zu Gries in Patznaun benützte eine Stiefmutter ihren Sohn als Reitpferd zu den Hexengelagen. Sie hatte einen Zaubersattel, und wenn sie denselben auf den Burschen warf, wurde er in ein Rösslein verwandelt. Diese Verwandlung hielt solange an, bis sie wieder heimgeritten war und den Sattel abnahm.

Eines Tages übernahm sein Bruder die Rolle, dem der andere von der Verwandlung durch den Sattel erzählt hatte.

Als dieser nun seine Stiefmutter, die Hexe, an Ort und Stelle gebracht hatte, natürlich ebenfalls in ein Ross verwandelt, band sie ihn an einem Baume an; er rieb aber solange an dem Baume, bis der Sattelgurt platzte. Wie nun der Sattel herunterfiel, war er wieder Mensch. Nun warf er den Sattel auf die Stiefmutter, und richtig wurde sie in eine Stute verwandelt. Darauf heimreitend, ließ er sie von einem Schmiede beschlagen. Zuhause angekommen, nahm er den Sattel weg und führte sie in ihre Schlafkammer. Als man am folgenden Tage nachzusehen gieng, lag sie todt im Bette; die Hufeisen an Händen und Füßen waren glühend.

47. O Mander, husch, husch!

Jährlich zieht von Schnals herüber Mitte Juni eine Herde von über 1000 Schafen auf die große Alm zu Gurgl auf die Weide und kehrt im September wieder dahin zurück. Einmal sind Schnalser in Hemdärmeln nach Gurgl gekommen, um ihre Schafe wieder heimzuholen. In der Nähe von Obergurgl begegnete ihnen eine alte Hexe, die war im warmen Sonnenschein mit dickwollenem Wintergewand angethan und zitterte vor Kälte, dass ihr Mund nur so papperte. Als sie die Schnalser sah, hauchte sie in die dürren Hände und rief: „O Mander, husch, husch!“ Die Schnalser lachten. Am anderen Tage gieng der Schaftrieb richtig über den Ferner, wurde aber von einem Schneesturm überfallen, und 1300 Schafe giengen zugrunde nebst den Schnalsern, die dabei waren, bis auf zwei der letzteren.

48. Die Fahrt auf dem Geißbock.

Ein Lechthaler war einmal in Koblenz und litt sehr an Heimweh. Gern wäre er heimgegangen, wenn der Weg nicht so weit gewesen wäre. Da sagte ihm ein Weib, sie wolle ihn in einer Viertelstunde zum Kapellebühel in Elbigenalp bringen. Sie konnte aber den Ort nicht kennen, da sie nie dort gewesen war. Der Lechthaler musste sich verkehrt auf einen Geißbock setzen, dann gieng's durch die Luft.

49. D' Nopperhaxo.

In der Nordkette bei Häselgehr im Lechthal steht die kühngipfelige Nopperspitze. Droben in dem Geklüft haust eine Hexe, „d' Nopperhaxo“.

Ein Hirt auf der Alm wurde plötzlich von einem wilden Wetter überfallen und hörte, während unten im Thale die geweihten Wetterglocken läuteten, aus dem Sturm die Hexe in den Wolken rufen: „Druck', druck', i verheb's nimmer, d' Susannenglocke läutet.“

50. Holzgauer Hexen.

Der Hexen hat das Lechthal mehrere. Eine solche mit rothen Strümpfen ist auch in Holzgau. Wenn sie übers Thal fliegt, kommen Wetter.

Ein Schütze aß, auf einem Baumstrunk sitzend, seinen Speck, als plötzlich ein schreckliches Wetter losbrach. Der Jäger wurde zornig und fluchte und warf sein Messer in den Sturm. Er fand es nicht mehr, und es blieb verschwunden Nach vielen Jahren kam derselbe Schütze einmal auf einem Jagdzug ins obere Thal in ein Wirtshaus, in dem er noch nie gewesen war. Als er eintrat, sah er auf dem Tische ein Messer liegen und erkannte es als das seinige, welches er damals im Wetter verloren hatte. Der Jäger fragte nun den Wirt, wem dieses Messer gehöre Dieser antwortete in hellem Zorn: „Ja, wenn ich das wüßte, dem wollt' ich schon helfen. Das hat man meiner Tochter aus der Seite gezogen, als sie gefährlich krank war.“ Nun dachte sich der Schütze sein Theil.

Die Kuh eines Bauern fraß nicht mehr. Sie hat die Wildnis, sagte der Alte und holte sich ein Buch, in dem rothe und schwarze Kreuzlein standen. Das trug er in den Stall. Sein Schwiegersohn wollte mit, aber der Alte ließ es nicht zu. Jener aber schaute durch eine Ritze in den Stall und sah, wie der Alte vor der Kuh stand, mit dem Finger den Kreuzlein nachfuhr, unverständliche Worte murmelte und zum Schluss ein Messer in die Ecke warf, dass es stak. Die Kuh wurde schnell besser und fraß wieder. Darauf sagte der Alte, man solle nichts ins Haus lassen und nichts ausleihen, legte sich auf die Gutscho (das Kanapee) und schlief ein. Während er schlief, wollte eine Dirne den Ofenwisch leihen. Man weckte deshalb den Alten. Der fragte das Mädel, wie es ihrem Vater gehe. Der liegt im Bett und hat ein Loch im Fuß, war die Antwort. Nun wusste der Alte genug, und den Wischer lieh er nicht her.

51. Die Hexen auf dem Bidmig.

Der Bidmig im Lechthal ist ein berüchtigter Hexenberg. Hier werden Tänze gehalten am Donnerstage, bei denen der Schwarze ist. Von weit weit her kommen die Hexen geflogen. Duftige Speisen und Weine werden geschänkt, die sich in Unrath verwandeln. Spielleute werden mit gleißendem Golde bezahlt, das ebenfalls am Morgen Mist wird.

52. Die Ulmer Hexe.

Ein Lechthaler kam einst mit seinem Frachtfuhrwerk nach Ulm und erzählte in einem Wirtshause Geschichten von seiner Heimat, so auch vom Hexenberg Bidmig. Im Scherze fragte er, ob jemand vom Bidmig wisse; da antwortete ein altes Weib, welches hinter dem Ofen saß: „Ja, zwischen Welzau und Steeg.“ Dem Fuhrmann kam dies seltsam vor, und deshalb fragte er nach und erfuhr, dass das alte Weib nie von Ulm fortgekommen sei. Nun erkannte er, dass die Alte eine Hexe und bei den dortigen Hexenversammlungen gewesen sein müsse. Als er am nächsten Tage weiter fuhr, hinkte sein Gaul. Er dachte gleich an die Hexe und fluchte recht. Da gieng es wieder weiter.

53. Die geschossene Hexe.

In Hägerau brachte ein Mann trotz eifrigen Treibens keine Butter zustande. Da dachte er sich, das Ding sei verhext, riss ein Gewehr von der Wand und schoss in den Treibkübel. In einer halben Stunde läutete es „Schiedung"; eine Hexe war gestorben.

54. Das Korn fliegt in den Stadel.

Die Sage von der Zöbelehexe Stase (Zingerle, S. 797) ist auch ins Lechthal übergegangen.

Ein Bauer im Holzgau wollte einen großen Acker an einem Tage „einthun". Er arbeitete und rackerte, doch es war unmöglich. Da kam ein Weib zu ihm und sagte, sie wolle ihm helfen, er solle nur das Stadelthor aufthun. Auf einmal brach ein fürchterliches Wetter los, und das ganze Korn flog in den Stadel hinein.

55. Die Schmuggler werden verblendet.

Ein Mann in Holzgau konnte stellen und verblenden. In der Holzgauer Kirche litt es ihn nicht; er musste immer nach Elbigenalp gehen. Als er versehen wurde, warf es ihn aus dem Bette. Einmal war er mit Schwärzern gegangen. Diese sahen die Grenzwächter und wollten ausweichen, er aber sagte: „Legt die Hand auf meine Schulter, schaut nicht seitwärts und redet nicht, dann sieht euch niemand." Sie giengen knapp bei der Wache vorbei, ohne dass diese es merkte.

Auf ähnliche Weise schmuggelte der berüchtigte Kaunserthaler Zauberer Wiesjaggl den Speckbacher durch das bairische Lager.

56. Der Dieb wird zurückgehaspelt.

In Hägerau im Lechthal war ein Mann, der kannte alle Diebe. Eines Tages wurde einem Bauern ein Eimer gestohlen. Der Bauer suchte nun den Mann auf und erzählte es ihm. Jener erwiderte kurz: Der Dieb wird den Eimer gleich bringen. Und nun begann er zu haspeln. Von der Ferne sah man einen Mann

kommen, der einen Eimer trug. Der andere aber haspelte schneller und schneller, und je rascher er haspelte, umso eiliger musste der Dieb laufen. Der helle Schweiß lief ihm von der Stirn herab, als er ankam und den Eimer zurückgab.

57. Fürweilung.

Einige Tage vor dem großen Brande in Fließ im December 1896 sah eine Bäurin daselbst auf ihrem Heimweg durchs Dorf mehrere Häuser in Flammen stehen und hörte einen entsetzlichen Sturm, der die prasselnden Feuergarben von einer Häuserreihe durch die schmale Gasse zur gegenüberstehenden trieb. Von den Fenstern heraus flammte und leuchtete und knisterte es, als ob alles brenne. Das Weib betrat todtenbleich vor Schrecken ihr Haus, aber da war alles ruhig, und niemand außer ihr hatte ein Feuer wahrgenommen. Einige Tage darauf brach an derselben Stelle das Feuer aus und legte das halbe Dorf in Asche.

58. Die Schneesichel.

Um die Zeit der Roggenernte, wenn der Schnee fast auf allen Gebirgen der Gegend verschwunden ist, zeigt sich auf der Nordseite des Venetberges im Bezirk Imst immer noch ein kleiner Schneerest, der die Figur einer Sichel mit ihrem Halbzirkel und dem Handgriff darstellt. Diese Schneesichel ist das Mahnzeichen, dass jetzt der Roggen ausgereift ist, und die Bauern der dortigen Gegend greifen nicht früher zur Sichel, um ihn zu schneiden, als bis die Schneesichel sichtbar wird.

II.

Unterinn- und nördliches Wipthal.

1. Das Gnadenbild in Amras.

Vor langer Zeit trug es sich einmal zu, dass ein Fürst auf dem Schlosse Amras herbergte. Da wurde ihm zu Ehren im Schlosshof viel Kurzweil getrieben, und des Fürsten Knäblein sah von einem Fenster des zweiten Stockwerkes zu. Plötzlich verlor es das Gleichgewicht und stürzte kopfüber in den Hof. Es war ihm im Fallen, als ob die Muttergottes unten stehe und ihn in ihre Arme auffange. Daher geschah ihm vom Falle kein Leid. Als seine Eltern davon Kunde bekamen, ließen sie von einem Künstler die Muttergottes schnitzeln und das Christkind dazu, so als ob sie es mit ihren Armen auffange. Dieses Bild wurde der Kirche in Amras geschenkt und steht dort noch heute auf dem Hochaltar. Das Volk gewann alsbald große Andacht zu der Gnadenmutter, und viele fanden in Gefahr und Trübsal Hilfe und Erhörung.

Mit der Zeit war aber die Welt immer lauer und sündhafter geworden, und ob der großen Frevel, die geschahen, kehrte sich auf einmal das Christkind in Amras in den Armen seiner heiligen Mutter um, so dass sein Antlitz von den Menschen abgewendet blieb.

Da lebte einmal in Baiern ein offener Sünder, der diente der Welt und dem bösen Geiste viel Jahre lang ohne Reue und

Beicht und war eines wilden Herzens. Da ihn aber der allmächtige Gott um seiner Barmherzigkeit willen nicht wollte verloren sein lassen, darum so hieß Gott den bösen Feind zurückstehen und machte, dass der Sünder Reue gewann über seine Sünden. Da begegnete er einem Priester und fragte ihn, was Arbeit er über sich nehmen müsste, um für seine Sünden rechte Buße zu wirken. Und der Priester sagte: „Nun bitt Gott mit Ernst für dich deiner Sünden wegen!“ Darauf erwiderte der Sünder: „Wie soll ich Gott für mich bitten und kann doch kein Gebet?“ Da sprach jener: „In der Kirche zu Amras in Tirol steht unserer Frauen Bild; die hat ihr liebes Kind auf dem Arm, und zu dem bet' also: „Minniglicher Herr der Barmherzigkeit, du bist um der Sünder willen Mensch geworden, also erbarme dich über mich armen Sünder!“ Da war der Sünder von seinen Worten froh, pilgerte nach Amras in die Kirche und betete mit großem Ernst das Gebet. Aber das Christuskind kehrte sich auf einmal von ihm weg zu seiner Mutter, weil es sein Bitten verschmähte, und sprach: „Hörst du, meine allerliebste Mutter, das wunderliche Ding, dass mich der große Sünder um Gnade bittet und hat mir doch in seinem Leben keinen Dienst gethan?“ Da sprach unsere liebe Frau: „Mein allerliebster Sohn, dass dir der Sünder keinen Dienst gethan hat, ist ihm nicht zu verweisen, denn er ward gar schier seiner Eltern beraubt, die sollten ihn haben beten gelehrt.“ Aber das göttliche Kind sprach darwider: „Du meine allerliebste Mutter, du sollst mich nicht für den Sünder bitten, denn er hat mir manche Seele entfremdet; darum hab' ich kein Erbarmen über ihn.“ Da sagte die liebe Frau zu ihrem Kind: „Es steht geschrieben, dass niemand, so mit Sünden beladen ist, der Ablass versagt werde, denn deine Barmherzigkeit soll größer sein, als aller Menschen Sünde. Darum, mein geliebtester Sohn, so bitte ich dich, dass du es durch meinen Willen thuest und durch deines guten Freundes Willen, der ihn hergewiesen hat.“ Da sprach aber das Kind: „Allerliebste Mutter mein, es stünde mir unziemlich, wollte ich dir ein Ding versagen, das du mich durch deinen Willen bittest. Was du mich gebeten hast, des sei gewährt!“

Und weil der Sünder noch vor dem Altare kniete und eine herzliche Reue hatte, da stieg die Muttergottes sammt dem Kindlein

vom Altar herab zu ihm, das Kindlein aber stand auf und wandte seinen Kopf, so dass sein Antlitz dem Sünder zugekehrt war, und die hilfreiche Mutter erzählte ihm, dass ihr allerliebster Sohn seine Sünden verziehen habe, nur dass er sie fürbass nimmer thun sollte. Zum Zeichen dafür legte sie ihre Hand auf den Kopf des Sünders. Seitdem verblieb des Kindleins Kopf ein wenig erhoben und wieder dem Volke zugekehrt.

Darauf lief der Sünder wieder zu dem Priester und schrie ihn an: „Steh eine Weile still!" Das that er und hörte sein Wort. Da erzählte der Sünder alles, was ihm in der Kirche zu Amras widerfahren war, beichtete ihm hierauf mit großem Fleiß seine Sünden und diente fürbass Gott mit Ernst und mit Andacht. Aus Dankbarkeit ließ er ein Bild malen, auf dem die Muttergottes sammt dem Kindlein so dargestellt ist, wie sie vom Altar herab zu ihm gekommen war, und hängte es in der Kirche zu Amras unter der Kanzel auf. Daselbst ist es noch zu sehen.

2. Sage vom Immergrün.

Im alten Testament gab es noch kein Immergrün. Als aber die seligste Jungfrau Maria so weit herangewachsen war, dass sie sich verloben konnte, stellten sich gar viele und vornehme Freier ein, denn die Jungfrau war über die Maßen schön, so schön, dass die Sonne nicht untergehen wollte, so oft sie ihr ins Antlitz schien. Weil sie aber inniglicher Frömmigkeit pflag, wollte sie nur den frömmsten unter den Brautwerbern haben, gleichviel, ob er hohen oder niederen Standes wäre. Deshalb bat sie den Herrn inständig, er möge ihr durch ein Zeichen ihren künftigen Gemahl zu erkennen geben. Und ihre Bitte wurde erhört. Also sagte sie eines Tages zu den Freiern: „Derjenige soll mein Bräutigam werden, dessen Wanderstab grüne Sprossen treibt." Die Freier waren darüber sehr bestürzt. Eines Abends saß die holde Jungfrau bei ihren Eltern vor der Hausthür und genoss der wohlthuenden Kühle. Da kam ein armer Zimmermann, namens Josef, des Weges einhergegangen, der einen Wanderstab mit grünem Geschösse bei sich führte. Sogleich erkannte die Jungfrau das Zeichen, und es gieng

nicht lange hin, da wurde sie mit dem frommen Zimmermann verlobt. Bei der Feier steckte dieser seinen Wanderstab in die Erde, und üppiges Geranke wuchs mit Schnelligkeit aus dem Stabe hervor und klomm daran in die Höhe. Wie das der hl. Josef ersah, zog er den Stock nimmer aus dem Boden, und es umschlang ihn immer mehr des lebendigen Grüns und welkte nimmer jahraus und jahrein und trieb auch fort, als alle Bäume ihr Laub zur Erde schüttelten. Darum ward das Gewächs Immergrün geheißen. (Wildschönau.)

3. St. Leonhard auf der Wiese.

Vor uralten Zeiten kam einmal ein steinernes Bild des heiligen Leonhard auf dem Inn herabgeschwommen und wurde bei Kundl ans Ufer gelegt, wo es die Kundler fanden. Sie schafften das Bild fort, stellten es an der Heerstraße auf und bauten eine Kapelle darüber.

Da kam Kaiser Heinrich, der zweite seines Namens, von Deutschland herein gegen Rom geritten, der sah alsbald das Bild am Wege und hörte von den Wunderthaten des Heiligen. Er gelobte, da eine Kirche zu bauen, wenn der Kriegszug gelänge. Auf dem Heimwege zog er aber nicht bei diesem Bilde vorbei und vergaß daher des Gelöbnisses.

Darauf begab es sich, dass der Kaiser abermals einen Heerzug nach den wälschen Landen antrat, und als er diesmal bei der Kapelle des heiligen Leonhard vorbeikam, wollte sein Gaul nicht mehr vorwärts, sondern bäumte sich und warf schneeweißen Schaum. Da fiel dem kaiserlichen Herrn das vergessene Gelübde schwer aufs Herz, und nach dem reumüthigen Versprechen, es auch zu lösen, wurde er vom Rösslein auf einmal gar sänftiglich vorübergetragen.

Es wurde Hand ans Werk gelegt, und im Jahre 1019 stand die Kirche fertig da bis auf das Kreuz, das man rein vergessen hatte hinaufzuthun. Und das Gerüst war bereits weg. Da schickten sie den flinkesten unter den Zimmerleuten mit dem Thurmkreuz hinauf, es aufzustecken. Als dieser ganz oben war, sah er drei Löcher statt eines; daher wollte er hinunterfragen, welches das rechte wäre; aber im Hinabschauen gruselte es ihn ob der greulichen Tiefe, und er stürzte herab und war maustodt.

Wo war das Kreuz? Die unten Stehenden suchten es, schauten in die Höhe, weil sie es unten nicht fanden, und siehe da, das Kreuz stak ganz fest im mittleren der drei Löcher, das hatte der heilige Leonhard selber hineingesteckt.

Zum Wahrzeichen dieses Ereignisses schnitten die Mitgesellen dem Todten den Kopf ab und thaten ihn in die Kirche. Dieser Schädel ist noch heute unten an einem Crucifix angebracht zu sehen.

Die Kaiserin, namens Kunigunde, weilte oft und gerne bei diesem Kirchlein, und von ihr hat der Sage nach das Dörflein Kundl seinen Namen.

Es war früher der Brauch, dass am Silvestertag die Bauern im Unterinnthal von weit und breit auf ihren Rossen zur Kirche St. Leonhard auf der Wiese kamen, daselbst dreimal um die Kirche ritten, dann ein Opfer brachten und wieder heimkehrten. Es mag beigefügt werden, dass in dieser Kirche auch ein Bild des heiligen Wolfgang verehrt wird.

4. Die Telfner Glocke.

Die große Glocke zu Telfes in Stubai hat gegen die Hexenwetter eine solche Kraft, dass schon beim ersten Ton die Wolken sich nördlich gegen Kreit hinüberdrücken. Weil nun die Kreiter so oft das Bad austrinken mussten, wollten sie den Telfnern die Wetterglocke abkaufen und boten eine große Geldsumme dafür. Aber nein, die Telfner gaben ihre Glocke beileibe nicht her. Da trugen denn die Kreiter den Telfnern fl. 2000 unter der Bedingung an, dass sie die Glocke nimmer läuten. Aber auch davon wollten die Telfner nichts wissen, und es blieb trotz aller Mühe, die die Kreiter draufgehen ließen, beim alten.

5. Das Neustifter Mütterchen.

Als noch alle Bewohner des Thales Stubai nach Telfes Kirchen gehen mussten, lebte zu Neustift hinten ein überaus frommes Weiblein. Es war schon meeralt, hatte auch schon lange keinen gesunden Tag mehr; dennoch wollte sie in der Christnacht den Gottesdienst nicht auslassen. Sie gieng wohl zeitig genug daheim

fort, aber, o mei! mit dem Fußwerk war's völlig nichts mehr; als das Weibele nach Telfes kam, war es schon eine halbe Stunde über zwölf. Wie war sie aber erstaunt! Bei ihrem Eintritt in die Kirche fieng der Geistliche erst an, das Staffelgebet zu beten. Gott hatte es so gefügt, dass er nicht früher mit der heiligen Handlung beginnen konnte, als bis das Weibele gekommen war.

6. Das wunderbare Wägelein.

Es war einmal ein Brüderchen und ein Schwesterchen, die hatten einander so lieb, als sie nur konnten. Und weil lieb Mütterchen krank und der Vater beim lieben Gott im Himmel war, sonst aber im Hause niemand mehr wohnte als die Noth in allen Ecken und Enden, also giengen die Kinder in den Wald und wollten Erdbeeren klauben, um sie dann in der Stadt zu verkaufen und den Erlös der kranken Mutter zu bringen. Da es aber im Wald sehr viel Erdbeeren gab, wurden sie mit Klauben erst gegen Abend fertig, als es schon dunkel wurde. Sie liefen nun und liefen, was sie konnten, aber der Weg war weit, und weil es immer finsterer ward, kamen sie zuletzt noch vom rechten ab und immer tiefer in die Wildnis. Das Schwesterchen fieng an zu weinen und sagte: „Werden uns wohl die wilden Thiere nicht fressen?“ Aber das Brüderchen tröstete sie und stieg auf einen Baum, um zu spähen, ob nirgends ein Licht wäre. Aber er sah keins, und weil sie müde waren, setzten sie sich unter den Baum und schliefen ein. In der finstern Nacht erwachten sie wieder und waren so hungrig, dass sie ihren Vorrath an Beeren aufzehren mussten. Und Schwesterchen sagte: „Was wird lieb Mütterchen für Kummer haben! Sie wird wohl gar sterben.“ Allein das Brüderchen tröstete sie und stieg abermals auf den Baum und sah sich nach allen vier Winden um. Da sah es in der Ferne ein Fünklein brennen und rief seinem Schwesterlein getrost herab, es müsse nicht gar weit ein Haus sein, denn es scheine ein Licht. Und Schwesterchen sagte: „Da ist Mütterchen vor Kummer wach; machen wir uns dran heimzukommen!“ Sie fiengen wieder an zu gehen und sahen das Licht heller und heller schimmern, bis sie zu einer armseligen Hütte kamen, in der

das Licht brannte. Ihre Freude war klein, denn das war ihre Heimat nicht; doch unter Dach und Fach ist immerhin besser, meinte der Knabe, als heraußen in der kalten Wilde. Drum klopften sie an die Thür. „Wer klopft so spät an meine Thür?“ brummte ein altes Weib heraus. „Wir sind's,“ sagte der Knabe, „wir finden nimmer heim, und heraußen ist's so kalt. O lasst uns ein!“

„Ich kann euch nicht über Nacht gehalten“, erwiderte die Alte; „in der Hütte haust ein Menschenfresser, der würde euch rein auffressen, wenn er heimkommt. Lang ist er nimmer außen.“ Da wurden die Kinder traurig und huben zu weinen an und baten das Weib, sie doch einzulassen und in ein Versteck zu thun. Sie wollten schon mäuschenstille sein. Aber das Weib wollte nicht und sagte: „Nützt nichts, ihr müsst draußen bleiben, mein Alter röche euch von weitem, und immer wär's um euch geschehen.“

Jetzt fürchteten sich die Kinder noch mehr und riefen schluchzend: „Um Gotteswillen lasst uns ein, hier außen fressen uns die wilden Thiere!“ und sie ließen nicht nach zu bitten, bis es der Alten zu Herzen gieng. Sie öffnete die Thür, ließ die Kinder ein und schob sie schnell in den Ofen. „Seid fein still!“ sagte sie noch und that das Thürl zu.

Nicht lange darnach gieng die Thür auf, und der Menschenfresser polterte herein. Er war nicht in rosiger Laune und brummte wie ein Bär, so dass die Kinder im Ofen wie Birkenlaub zitterten. Ehe er schlafen gieng, sah er sich noch nach allen vier Wänden um und schnüffelte wie ein Jagdhund. „Was hast du?“ fragte das Weib. „Thu den Braten heraus!“ brummte der Wilde, „ich rieche Menschenfleisch, todt oder lebendig.“ „Ei was!“ rief das Weib entgegen, „du hast immer deinen seltsamen Schmack. In der ganzen Hütte ist kein Zäderlein von einem Menschenfleisch außer uns zweien“ und wollte ihm die Meinung aus dem Kopf bringen. Je mehr aber die Alte redete, desto heftiger schnüffelte der Mann in der Stube umher, kam auch in des Ofens Nähe und brüllte ganz entsetzlich: „Thu den Braten heraus, ich rieche Menschenfleisch!“ Den armen Kindern ward übel zumuthe, doch getrauten sie sich nicht, einen Laut von sich zu geben. Das Weib aber sagte unwillig: „Hör' mir auf mit deinem Menschenfleisch, Hennenfleisch schmeckst du!“ denn es war die Hühnersteige dicht beim Ofen. Darauf fasste

der Menschenfresser wüthend das Ofenthürl, riss es auf und zog die beiden zappelnden Dinger heraus. Schmunzelnd betrachtete er dieselben, während sie vor Entsetzen schrien, und es lachte ihm das Herz und wässerte ihm der Mund, wie er sich so den Braten befühlte. „Aber ein bissel fetter könnten sie sein", sagte er, trug sie ins Obergeschoss und sperrte sie oben in eine Kammer, sie mochten schreien, so viel sie wollten. Dann befahl er seinem Weibe, das beste Essen zu kochen und die beiden Gänslein ordentlich herauszumästen, auf dass sie einen fetten Bissen gäben; morgen wolle er sie dann verzehren. Hierauf legte er sich schlafen. Aber Brüderchen und Schwesterchen thaten die ganze Nacht vor Angst und Schrecken kein Auge zu, und zuletzt fiel ihnen ein zu beten, und sie beteten inbrünstig zum lieben Gott, dass er sie aus den Händen dieses schrecklichen Menschenfressers befreie. Als es derweil ein wenig zu grauen anfieng, bemerkte der Knabe, wie der junge Tag durch eine Ritze in der Wand hereinschimmerte. Da versuchte er denn, ob die Klunse weit genug wäre, dass er sich hindurchzwängen könnte, und richtig, es gelang. Vor Freude fielen sie auf die Knie und dankten dem lieben Gott; darauf wollten sie die Zeit benützen, da der Wilde noch schnarchte, schlüpften durch die Wand und sahen sich in der Holzschupfe nebenan, wo das Heu lag. Sie kletterten den Heustock hinab und standen vor einem allerliebsten kleinen Wägelchen, das überaus kunstvoll und zierlich gebaut und um und um mit Gold eingelegt war.

Das hat uns der liebe Gott geschickt, sagten sie und hatten eine große Freude. Alsogleich setzten sie sich hinein, und das Brüderchen sagte:

Wäglein, Wäglein, hübsch und fein,
Trag uns zum lieben Mütterlein!

Im Augenblick that sich die Thür der Schupfe von selbst auseinander, das Wäglein setzte sich in Bewegung und fuhr mit den Kindern durch die Luft davon. Ehe der Menschenfresser erwachte, waren Brüderchen und Schwesterchen schon daheim in den Armen der lieben Mutter, welche die ganze Nacht um ihre Kindlein geweint hatte.

Da das Wäglein die vortreffliche Eigenschaft besaß, dass, wo man es sauber hielt und in Ehren benützte, das Glück nie aus

dem Hause wich, so wurden Brüderchen und Schwesterchen wohlhabende Leute, und sie pflegten das liebe Mütterlein sorgsam in ihrem Alter und brauchten auch nicht mehr nach Erdbeeren in den Wald zu gehen, wo der Menschenfresser hauste. So lebten sie vergnügt zusammen und hielten das kostbare Wägelein in treuer Hut, fuhren auch auf demselben, so oft es sie lüstete, und bezahlten doch ihr Lebtag kein Fahrgeld. Möchtest du nicht auch ein solches Wägelchen? Dann kauf' dir eins! (Wildschönau.)

7. Der dumme Hansl heiratet die Königstochter.

Ein Bauer hatte drei Buben, zwei gescheide und einen dummen, der Hansl hieß. Wie nun der Vater die Augen für immer zugethan hatte, theilten die beiden gescheiden Söhne das Erbe unter sich und sagten zum Hansl: „Hansl, du bist in der Wirtschaft der liebe Niemand, schau, dass dir anderswo der Weizen blüht!" und jagten ihn vom Hause fort. Der Hansl wollte sich schon helfen und gieng singend von dannen, als wäre die ganze Welt sein eigen. Da kam er auf eine Wiese, wo es viel Heustiffeln gab, mit frischem Heu behangen, und weil es schon dunkel war, trug er sich soviel Heu zusammen, dass darauf gut liegen war, und legte sich schlafen. Um Mitternacht aber trug es sich zu, dass ein großer Leiterwagen auf die Wiese gefahren kam, an den waren sechs Rappen gespannt, die alle Feuer bliesen, und der Fuhrmann war ein greulicher Riese. Der begann alsbald mit einer silbernen Heugabel das Heu aufzuladen, packte auch den Hocker, worauf der Hansl schlief, und schupte beide auf den Wagen hinauf zum anderen Heu. Und weil Hansl seinen rechten Fuß gerade unter dem Wiesbaum hatte und der Fuhrmann den Baum tief in die Ladung presste, häte der arme Junge laut aufschreien mögen vor Schmerz, aber er getraute sich nicht und blieb fein still. Als nun das Fuder voll war, fuhr der Wagen ab und einem unterirdischen Schlosse zu, das nicht weit davon lag. In demselben lud der Riese das Heu ab und damit auch den Hansl. Darauf gieng er zu Bett und legte neben sich sein langes Schwert, zog auch aus dem Leibgurt zwei goldene Schlüssel, die er unter

das Kopfkissen steckte, und schlief ein. Als der Hansl den Riesen schnarchen hörte, kroch er aus dem Heu, schlich zur Bettstatt des Riesen, fasste das Schwert und hieb ihm stracks den Kopf herunter. Darauf nahm er die Schlüssel und öffnete das Nebengemach. Wie staunte der Dumme, als er hier die Wände von lauter Gold und Silber schimmern sah, als wär' es heller Tag! Mitten im Gemach aber lag eine große Trommel. Der Hansl wollte wissen, was für einen Ton das Instrument wohl gebe, war nicht faul und schlug so kräftig darauf, dass es war, als ob ein Donnerwetter anzöge. Im selben Augenblick stand auch schon ein winziger Mohr in rothem Röcklein und mit einem grünen Käpplein auf dem Kopf mitten im Gemache. Das Männlein verneigte sich vor dem Hansl und fragte, was zu Befehl stünde. Auf die Frage, wer er sei und woher er komme, antwortete es: „Ich bin der König des Zwergenreiches, das diesen Berg zueigen besessen hat, bis uns der Riese dienstbar machte; da du den Riesen überwunden hast, müssen wir dir unterthan sein.“ Auch nicht übel, dachte sich der Hansl und befahl dem Mohren, alle Zwerge seines Reiches ihm zur Musterung vorzuführen. Der König gehorchte und brachte im Nu viel tausend kleine Leute herbei, die sich alle wohlgeordnet in Reih' und Glied vor ihm aufstellten. Der Hansl musterte sie also mit einer Miene, dass kein Kaiser eine gewichtigere aufbringt, theilte jedem seine Rolle zu und gab dem Winzigsten, weil er so klein war, dass er durch alle Ritzen und Löcher kriechen konnte, den Befehl, auszugehen und ihm jeden Abend zu berichten, was draußen im Reich der Menschen tagsüber sich ereignet habe.

Es stand aber nicht weit davon ein Königsschloss, in dem wohnte eine Prinzessin, so schön von Angesicht, dass jedem, der sie ansah, das Herz im Leibe zu zerspringen drohte. Und es kamen viele Ritter und Grafen und Königssöhne, um die Jungfrau zu werben, und weil sie der König keinem gönnte, ließ er einen Berg machen, ganz von Glas und inwendig hohl, und verkündete, dass nur derjenige die Tochter bekomme, der auf den gläsernen Berg reite bis auf den Gipfel. Oben ließ er aber eine gläserne Burg aufstellen, die künstlichste, die je von Glas gearbeitet worden, und darin nahm die Prinzessin Wohnung. Da ward die Neugierde und Lust der jungen Ritter noch viel mehr angeregt, als

man ihnen vom glasenen Berg erzählte und der glasenen Burg auf dem Gipfel und von den Vögeln und dem Gewilde und andern wunderbaren Thieren, die auf des Berges Abhang zu sehen, und ein jeder wollte die Königstochter gewinnen. Und sie sprengten auf raschen Gäulen den glasenen Hang empor, jeden Tag einer, und jeden Tag lag einer mit zerschmetterten Gliedern unten neben seinem zerschellten Roſs. Das sah von oben die Prinzessin und trug darob schweren Kummer im Herzen.

Eines Abends kam das Zwerglein aus dem Reich der Menschen wieder heim und erzählte dem Hansl, was es gehört, von dem Ritt auf den gläsernen Berg und setzte hinzu, daſs einer leicht zur Prinzessin käme, wenn er nur wüſste, wie es anzustellen wäre. „Und was muſs der thun?" fragte Hansl den Kleinen. „Was der thun muſs," entgegnete der Zwerg, „will ich Euch gerne sagen. Es muſs einer einen goldenen Harnisch anhaben und sein Roſs diamantene Nägel in den Hufeisen. Dann muſs er im Hinaufreiten Goldstücke unter die unten stehenden Armen auswerfen, und hat er glücklich den Gipfel erreicht, so darf er die ihm entgegeneilende Prinzessin nicht gleich küssen, sondern muſs vorher dreimal um das gläserne Schloſs herumreiten. Dann erst darf er die Jungfrau begrüßen und als sein eigen betrachten."

Über die Rede des Zwergleins trug der Hansl nicht großes Leid und sprach, als jener kaum ausgeredet: „Da muſs ich mein Glück machen; ich setze mein Leben dran, daſs ich die Jungfrau erlange. Du bist mein getreuer Unterthan und muſst mir helfen." Der Zwerg wollte ihm abrathen, allein Hansl ließ sich nicht irre machen, denn er hatte es sich einmal in den Kopf gesetzt, nach der Prinzessin zu reiten. Und so ließ er alle Zwerge zusammen kommen und theilte ihnen seinen Vorsatz mit: sie muſsten nun Tag und Nacht arbeiten, bis die herrlichen Sachen fertig waren, die er brauchte. Sodann brach er auf und ritt, bis er zum gläsernen Berg kam. Da stand schon, wie alle Tage, um den Berg herum eine Menge neugierigen Volkes, und jedermann sperrte Augen und Mund weit auf, als der Hansl auf prächtigem Schimmel mit goldenen Hufeisen und diamantenen Nägeln darin, selber in goldenen Harnisch gekleidet und einen goldgestickten Säckel voll blanker Dukaten umgehängt, ohne langes Besinnen den gläsernen Berg

hinaufsprengte und im Reiten Goldstücke unter die Leute regnen ließ. Und wie die Königstochter von oben herab durch den Berg den stattlichen Ritter erblickte, da konnte sie sich vor Freude nicht satt sehen am Hansl und an seinen Goldsachen. Und weil die diamantenen Nägel scharf ins Glas bissen, konnte der Schimmel nicht abstürzen, und Hansl bewunderte mit der größten Ruhe die Vögel, das Gewild und die andern wunderbaren Thiere des Berges. Und durch das Glas konnte er schon die Prinzessin erblicken und den goldenen und silbernen Hausrath in der Glasburg, Tische und Stühle, Becher, Schüsseln und Kannen, Spiegel und Kronleuchter und alles.

Über eine kleine Weile war er oben, und die Prinzessin hatte ihr schönstes Kleid angethan und stand schon vor dem gläsernen Burgthor. Hansl jedoch winkte nicht und nickte nicht und ließ den Gaul noch einmal ausgreifen um das Schloss herum. Es gieng schwer, und ganze Stücke Glas brachen unter den Hufen los, aber zuletzt gelang auch der Umritt, und wie der Hansl das drittemal zum Thore gelangte, sprang er flink ab und küsste seine Braut. Wie der König das hörte, kam er mit der Königin auf den Berg und richtete seiner Tochter mit dem schmucken Hansl im goldenen Harnisch die Hochzeit aus, und alle saßen vergnügt, aßen und tranken und waren voller Freude. Und willst du wissen, wie's weiter geht, musst du warten, bis der Hansl vom Mahl aufsteht, um über Zaun und Graben den Glasberg herabzutraben.

8. Der Ritter Trautson.

In alter Zeit lebte ein Ritter Trautson, ein auserkorener Degen und berühmt wegen seiner Kühnheit. Er saß auf seiner Feste Matrei und hielt treulich Wache, denn es war der Feind ins Land gebrochen. Dieser zog mit einem übergroßen Kriegshaufen auch vor die Feste des Ritters Trautson und umschloss sie von allen Seiten hart. Lange wehrte sich der Ritter mit seinem Häuflein aufs tapferste, aber endlich kroch der Hunger über die Mauern und schoss größere Breschen in die Reihen des Burgvolkes, als der Feind draußen in das Gemäuer.

Der Schlossherr konnte das Elend seiner Reisigen nicht länger sehen und entschloss sich zu einer verzweifelten That. Er bestieg sein schnellstes Ross, flog wie der Wind hinaus und durch das feindliche Lager, überall mit seinem guten Schwerte sich Bahn hauend, und gelangte glücklich ins Weite, ohne von den Verfolgern erreicht zu werden. Als er in Sicherheit war, stieg er ab und küsste die Hufe seines treuen Thieres.

Es gelang ihm, seine Freunde zur Waffenhilfe zu bewegen, und alsbald kehrte er an der Spitze eines reisigen Haufens nach Matrei zurück, schlug die Feinde und befreite seine Burg. Aus Dankbarkeit ließ er sein Rösslein, das ihn so glücklich davongetragen hatte, mit silbernen Hufeisen beschlagen, die wirklichen Eisen aber, die das schnelle Thier auf dem wilden Ritte angehabt, sollen noch lange im Matreier Schloss auf einem Sammtkissen aufbewahrt worden sein.

Zum Andenken an dieses Reiterstücklein nahmen die Herren von Trautson ein silbernes Hufeisen in ihr Wappen auf und trugen es auf Helm und Schild.

9. Der unterirdische Ritter mit dem Schwerte.

Von Schwaz etwas weiter aufwärts gegen Hall zu liegt ein merkwürdig geformter Stein, der Moser Stein genannt, bei dem sich viele Leute fürchten. Der Stein hat ein tiefes, finsteres Loch, das unter die Erde hinabführt. Durch dieses Loch soll man in jenen unterirdischen Gang gelangen, der vom Moser Stein fort unter dem Innfluss hinüber bis zum Schloss Tratzberg reicht und in alter Zeit den Rittern dieses Schlosses die heimliche Flucht ermöglichte, wenn etwa einmal der Feind in die Burg eindrang. Jetzt darf es aber niemandem mehr beifallen, sich in diesen unterirdischen Gang hinabzuwagen, denn gerade unter dem Inn hält ein baumstarker Rittersmann mit entblößtem Ritterschwert beständig Wache und tödtet jeden, der durch den Gang kommt. In früheren Zeiten ersparten sich damit die Schwazer den Scharfrichter, der ein gutes Stück Geld kostet. Der Ritter da unten that aber kein

Handwerk umsonst. So führten sie denn ihre Galgenvögel ohne viel Federlesens in den Moser Stein und durch den unterirdischen Gang, bis sie zum Ritter kamen, der ihnen ohne viel Rechtens mit seinem breiten Schwerte den Kopf abschlug.

10. Der Langenmantel kommt!

Ein Bursch sah in der Nähe der Weiherburg einen Weichselbaum über die Mauer ragen. Es war sehr früh, kein Mensch in der Nähe. Da ihn die Weichseln so anweilten, stieg er über die Mauer. Schon war er daran, Weichseln zu klauben, da kam plötzlich vom Schlosse her die Gestalt des Langenmantels in wallendem schwarzen Gewande. Der Bub hat Füße gekriegt! (Innsbruck.)

11. Die silberne Gans.

Vor uralten Zeiten ist in der Schlick drin im Stubaithal ein Schloss gestanden; da hat ein Ritter gehaust, ein waidlicher Degen. Einmal des Nachts hat's draußen „schiach gewittert" und ist zum Schlossherrn ein zwei Zoll langes Ung'schichtl gekommen und hat um Nachtherberge gefragt. Der Ritter aber wollte von solch wildfahrigem Volk nichts wissen und hat das Zwergl fortgejagt. Das Zwergl hat ein Weilele gegreint und gesagt, es werde dem Herrn schon einen Tuck anthun. Darnach kam ein nobler Herr und fand natürlich gastliche Aufnahme. Am anderen Tag sagte er: „Guter Freund, geh mit, ein hübsches Fräulein soll aus Kerkersnacht befreit werden." Der Schlossherr war geschwind dabei, und sie ritten davon. Nach einer Weile hielten sie vor einem Klösterlein mitten im Walde, und der Ritter gieng hinein. Da lachte der Fremde höllisch, lupfte sein Hütlein, und zwei kleine Hörner schauten durchs kohlschwarze Haar. Es ist der Teufel gewesen, den der Zwerg gedungen hatte. In der Klosterkirche sah der Ritter, wie die Oberin einem Fräulein ihr blondes Haar abschneiden wollte, um sie einzukleiden. Der Zwerg, der unsichtbar hinter dem Ritter stand, flüsterte diesem zu, das sei seine Braut, man habe sie mit Gewalt

ins Kloster gebracht, er solle sie nur herzhaft befreien. Der Ritter hat geglaubt, es sei eine Stimme vom Himmel, hat die Oberin greinen lassen und das Fräulein mit sich genommen aufs Rofs. Das blonde Ding war's zufrieden, und schon, wie sie beim Schlicker See ankommen, hat's dem Ritter zugesagt, seine Schlossfrau zu werden. In dem Augenblick aber wurde sie in eine silberne Gans verwandelt und flog vom Rosse herab in den See.

Der Ritter grämte sich und starb bald darauf, sein Schloss wurde zu Stein, und er selber muss am Schlicker See umgehen. Die silberne Gans wäre zu richtiger Stunde zu heben, wenn nur der Rechte käme. Ich bin's nicht, bist du's?

12. Die sieben versteinerten Brüder.

Am südlichen Ende des Pfarrdorfes Telfes in Stubai stand auf einem Bühel vor alters eine Ritterburg. Die Gemahlin des Ritters war bereits gestorben, und ihre brave Tochter sorgte an deren Stelle für die Wirtschaft, während der Vater dem Wilde nachstellte.

Eines Tages kam ein schmucker Rittersmann, einer von den Fahrenden, auf die Burg und entzückte das Herz des Schlossfräuleins durch seine herrlichen Lieder. Davon ward der strenge Burgherr alsogleich benachrichtigt, und er entbot in der ersten Hitze die sieben Brüder von der Feste Sonnenburg herbei, dass sie um seine Tochter das Los würfen. Die Sonnenburger aber waren Raubritter und abscheuliche Zechbrüder. Als das Burgfräulein davon hörte, fiel sie in Ohnmacht, und der Burgherr befahl wüthend, den Sänger zu binden und in den Thurm zu werfen. Dieser aber schwang drohend sein Schwert, und schon schien der Kampf unausbleiblich, als der greise Burgpfaffe eintrat, ein überaus frommer Diener Gottes, und zum Frieden mahnte. „Aus dem Wege, Hund!“ schnaubte jedoch der Ritter den Geistlichen an und stieß ihn mit dem Fuß auf die Seite. In diesem Augenblick fuhr ein blendender Strahl vom Himmel, und das Schloss wankte unter der fürchterlichen Macht des sich erhebenden Wettersturmes. Die sieben Räuber von der Sonnenburg stürmten sammt dem Schlossherrn schreckensbleich in den Burghof hinab, um nicht unter den

Trümmern begraben zu werden, aber unten erfasste sie der Wirbelsturm und trug sie durch die Luft.

Auch die übrigen verließen die Burg, und kaum waren sie draußen, als dieselbe spurlos in die Erde versank. Der fromme Geistliche segnete noch den Ehebund des fremden Sängers mit dem blonden Burgfräulein und flog dann vor ihren Augen als weiße Taube gegen Himmel. Oben aber auf dem Ampferstein sitzen die sieben gottlosen Brüder, die um die Braut die Würfel geworfen, versteinert bis an den jüngsten Tag. Der Acker am Bühel, auf dem das Schloss stand, heißt noch heute der „Burgacker“.

13. Die schwarze Hand.

Zwei Freunde liebten sich im Leben aufs innigste und gelobten sich eidlich, dass derjenige, welcher zuerst sterbe, dem andern vom Jenseits Kundschaft geben müsse.

Bald starb der eine von beiden und wanderte zur Hölle. Um den Eid zu halten, erschien er seinem trostlosen Freunde und verkündete ihm das Schreckliche. Als er nun wieder zum Gehen sich anschickte, sagte der Lebende: „Gib mir zum Abschied noch die Hand!“ Der andere aber entgegnete: „Die Hand kann ich dir nicht reichen, denn du würdest die Glut derselben nicht ertragen. Erlaube mir nur, den Balken deines Fensters zu berühren!“ Der Freund gestattete es ihm und gieng selbst mit zum Fenster. Der Verstorbene legte seine Hand auf den Balken und schied von dannen. Siehe da, die Glut der Hand hatte den Balken versengt, und deutlich konnte man das eingebrannte Mal sehen. Der Balken mit der schwarzen Hand wurde lange Zeit auf der Brettfall aufbewahrt. (Wildschönau.)

14. Der Stein bringt es an den Tag.

Auf dem Harlosanger, einer Alm im Brixenthale, steht ein im Sommer stark besuchtes Wallfahrtskirchlein.

Vor langer Zeit waren dort am Vorabend vor Mariä Heimsuchung zwei Burschen in Zorn und Hader gerathen und rauften auf Mord und Brand. Der Geistliche, der hinaufgestiegen war, um

tags darauf den Gottesdienst zu halten, sah es und versuchte die Raufenden zu trennen; allein sie hielten gegen den Dritten zusammen und schlugen ihn todt. Dann machten sie ein Loch, warfen den Leichnam des Priesters hinein und wälzten einen Stein darüber her. Der Stein nahm von Tag zu Tag mehr an Form und Farbe zu, und bald konnte man ganz deutlich darauf einen Messmantel erkennen. Die Leute suchten nach und fanden den todten Priester darunter. Die zwei Burschen bekannten nun ihr Verbrechen und endeten auf dem Galgen. Den Stein sah mein Gewährsmann im Jahre 1842 selber; es war wirklich darauf die Figur einer Casula sichtbar.

15. Von den Gespenstern in der Wildschönau.

In alten Zeiten gieng in Wildschönau ein greuliches Gespenst um, das im ganzen Thal überaus gefürchtet war, so dass noch jetzt die Erinnerung daran allenthalben fortlebt. Es war grau, und man konnte an ihm weder Kopf noch Arme unterscheiden, jedoch sah man schon von weitem im Dunkel der Nacht seine schrecklich glühenden Augen. Langsamen Schrittes durchmaß es allnächtlich jahraus jahrein das Thal in seiner ganzen Länge, am Anfang winzig klein, mit jedem Schritte wachsend und zuletzt am hintersten Ende des Thales, wo es wieder zu verschwinden pflegte, so unendlich groß, dass es bis zum Himmel reichte. Es ist schon lange her, seit dieses Gespenst zum letztenmale die Wildschönau durchwandert hat; wohin es gekommen und warum es ausgeblieben ist, das weiß niemand.

Die „Weißensonntagskinder“ sind Geisterseher, aber wieder nur diejenigen unter ihnen, welche am weißen Sonntag um sechs Uhr morgens auf die Welt gekommen sind. So erzählte ein Weißsonntagskind meinem Gewährsmann, dass sie, es war eine Frauensperson, als sie um Mitternacht den Doctor holen gieng, wirklich auf einer Mühlrinne einen Geist sitzen sah. Er war kurz und unförmlich dick und hatte einen breitkrämpigen Hut auf dem Kopf. Die Person getraute sich nur schwer vorbei und wäre sicher nicht vorbeigelaufen, wenn nicht ihre Mutter schon in die letzten

Züge gegriffen hätte. Das Gespenst sprang auf der Rinne hin und her und schaute die Dirne unverrücks an.

Unwillkürlich erinnert man sich dabei an das Wildschönauer Liedchen:

Itz hert's, wea do mir wiel:
Os hockt a Mannl auf da Müel,
Hot a gscheibiögs Hüatl off,
Um and um voll Fedan droff.
Gigerie gie, spring davon,
Aſs da da Geist nit schodn kon!

16. Die Todtenwache.

In einigen Orten Unterinnthals bezeichnet man die Arbeit, die jemandem auf eine bestimmte Zeit zugemessen wird, mit dem Worte „Schicht". Daher kommt es, dass man diesen Ausdruck auch für den Gruß gebraucht. „Hast nicht Schicht?" will sagen: Bist du mit deiner Arbeit nicht fertig? „Lass einmal Schicht!" hört man demjenigen zurufen, der nach Feierabend noch arbeitet.

Wenn die Abendglocke „Schichtum" verkündet, muss die Seele des tagsüber zuletzt Verstorbenen in den Freithof wandern, um jene Seele, welche dort die Todtenwache hat, abzulösen. Die Todtenwache ist nun nach dem Glauben der Leute das schwerste Stück Arbeit, das je erdacht werden könnte, und mancher Sterbende fragt noch in bitterer Angst vor seinem Tode, ob niemand in der Gemeinde schwer krank und dem Tode nahe sei, und getröstet schließt er die Augen, wenn er hört, dass er bald einen Nachfolger findet, der ihn in der Todtenwache ablöst. Denn der Todtenwächter hat eine schwere Aufgabe, die armen Seelen ins Fegfeuer hineinzuhüten und den Höllenhund von den Schädeln im Friedhofe abzuhalten. Gelingt es dem aber, dem Todtenwächter einen Schädel abzujagen, so gehört auch die Seele desjenigen ihm, dessen Schädel er erbeutet hat, und ein neues Strafgericht ergeht über die wachehaltende Seele. Auch alle anderweitigen Störungen muss der Todtenwächter vom Friedhofe fernhalten, mögen sie nun von Menschen oder Thieren verursacht werden. In der Wildschönau und an andern Orten kam es früher nicht selten vor, dass irgend

ein muthwilliger Bauernknecht in der Nacht auf den Friedhof schlich, um ein Todtenbein zu stehlen, das er dann als Zaubermittel gebrauchte. Am schlimmsten stand es um die Todtenwache, wenn es einem Lebenden gelang, um die Mitternachtstunde die Todtenbahre im Friedhof umher zu ziehen, wodurch man reich zu werden glaubte, denn in diesem Falle wurde die wachehaltende Seele verurtheilt, bis an den jüngsten Tag zu spuken.

Vor der Todtenwache haben aber die Leute meist eine entsetzliche Furcht, und selten getraut sich jemand nach dem Betläuten am Abend noch auf den Freithof. Ist einer im Leben nicht gut auf Verstorbene zu sprechen gewesen, dann wagt er es nicht einmal, nach dem Betläuten beim Friedhof vorbei zu gehen.

17. Der feurige Hund.

In der Nähe von Rattenberg lebte ein überaus geiziger Mann, der sich und andern nichts gönnte. Bevor er sein Stücklein Brot, dessen er vollauf hatte, zu essen wagte, wurde es hart wie sein Herz und schimmlig. Wenn ihn ein Armer um Almosen bat, wies er ihn mit harten Worten von sich. Endlich starb der reiche Geizhals vor lauter Hunger und muſste in Gestalt eines feurigen Hundes in seinem Hause büßen. So saß er nun als Schatzhüter auf seiner Geldtruhe, und niemand getraute sich in das Haus. Endlich kamen zwölf Geistliche, um den Hund wegzubringen. Sie warteten unter Gebet bis Mitternacht, als auf einmal der Hund, fürchterlich bellend, dahersprang und sich auf die Kiste setzte. Die Geistlichen aber verbannten ihn auf das Sonnewendjoch hinauf, wo er von da an allnächtlich zwischen zwölf und eins bellend sich herumtreibt.

18. Der Marchegger in der Wildschönau.

In der Wildschönau herrscht die Meinung, daſs ein Dieb nach dem Tode da umgehen müsse, wo er gestohlen hat, wenn der Bestohlene ihm das Gebet um die ewige Ruhe verweigert. So irrte ein Bauer, der den Markstein allmählich um zwei Ackerfurchen in des Nachbars Gut vorgerückt hatte, lange Zeit mit dem

brennenden Pflug auf der gestohlenen Erde umher und schrie oft die halbe Nacht hindurch:

O weh, o weh, wie ist der Pflug so heiß,
Und niemand mir zu helfen weiß!

Die Leute riethen hin und her, was wohl dem Gespenste zur ewigen Ruhe mangeln könnte, bis endlich seinem Nachfolger auf dem Gute der Einfall kam, es könnte sein Vorgänger den Pflug in des Nachbars Acker haben hineingehen lassen. Daher setzte er den Markstein ein gutes Stück rückwärts, und in der folgenden Nacht sah man den Geist zum letztenmal und hörte ihn rufen:

Gott sei gedankt, ich bin erlöst,
Der Markstein ist auch recht gesetzt.

Darauf kam er in Gestalt eines Hundes dankend zu dem Bauern, der ihn erlöst hatte, und trug einen Stein im Maule, den er sodann beim Grenzstein niederlegte. Bei näherer Untersuchung zeigte es sich, dass dieser Stein von Gold war. Die beiden Nachbarn theilten ihn friedlich unter sich.

19. Der Alberer in der Wildschönau.

Wenn die Senner die Almen verlassen und ihr Vieh abtreiben, zieht da oder dort der Alberer oder Alperer*) in die Almhütte ein und macht noch einen Sommer. Der rechte Senner kann von Glück reden, wenn er sein Almvieh rechtzeitig aus dem Machtbereich seines fürchterlichen Nachfolgers bringt. Denn dieser ist überaus stark und knochig, rollt entsetzlich seine glühenden Augen und treibt mit einem ellenlangen Stecken sein Vieh in gestreckten Sprüngen vorwärts. Der rechte Senner muss acht darauf haben, dass sein Stier ja nicht mit dem breithörnigen Stiere seines Collegen zu Stoß komme. Der Alberer treibt immer hundert kohlschwarze Kühe auf, nicht mehr und nicht weniger, und einen kohlschwarzen Stier. Allen geht helles Feuer aus dem Maule. Die Kühe laufen in einer langen Reihe, eine hinter der anderen, so dass der Zug einer

*) Von diesem dürfte der „Olperer" in den Tuxer Fernern seinen Namen haben.

weitgedehnten Flamme gleicht, in die sich wieder hie und da dunkle Nacht mischt. Diese schwarzen Rinder erheben lautes Brüllen, und der Alberer gibt mit entsetzlichem Fluchen den Takt dazu. Will es einer seiner Kühe beifallen, aus der Reihe zu springen, so geräth er in völlige Wuth und haut mit seinem Stecken so wuchtig auf das Thier, dass es mitten entzwei bricht. In noch ärgeren Zorn fällt er aber, wenn die Kuh hinter ihm wieder frisch und gesund aufsteht, was auch vorkommen soll. Einige behaupten, er könne auch dem Menschen schaden, andere dagegen wollen wissen, dass ihm über diesen keine Gewalt gegeben sei. Wer ein wirklich gräßliches Bild dieser Sage sehen will, der gehe auf Hollastiegel hinauf in die Alpenkapelle der inneren Holzalm.

20. Der geisternde Senner.

Auf dem Schönanger, einer großen und herrlichen Alpe in der hinteren Wildschönau, war ein Senner, der mit der Gottesgabe lüderlich umgieng. Die Almbutter gebrauchte er statt des Mörtels und verstrich damit die Lucken und Ritzen der Almhütte, durch welche der Wind strich. Auch sonst trieb er mit dem Essen allerlei Unfug. Dabei war er überaus hartherzig gegen den Nächsten, und wenn ein armer und müder Wandersmann in der Hütte um etwas vorsprach, hetzte er den Hund auf ihn, der ihm zu den alten Fetzen noch ein paar neue aus den Hosen biss.

Allein der große Brotvater im Himmel ertrug diesen Frevel nicht länger, und eines Morgens fand der Hütbub den Senner todt im Bette. Von dieser Zeit an spukte es auf der Alm. In der Nacht kam gewöhnlich ein winziges Männlein in die Hütte, kugelte laut jammernd auf dem Boden umher und that, als suchte es etwas, das es doch niemals fand, und verließ nach einer Weile ächzend die Hütte wieder.

Da war einmal ein sehr beherzter Senner auf der Alm, der sich vor nichts fürchtete. Und weil ihm das Männlein den Schlaf raubte, stand er einmal, als der Kleine wieder in der Hütte geisterte, vom Bette auf, nahm die Viehgeißel und maß dem Störefried ein paar gesalzene herab. Darauf warf er ihn zur Thür hinaus. Seitdem ließ sich der Geist nimmer blicken.

21. Die leichtsinnigen Melker.

In der Wildschönau lebten einmal zwei Melker, denen überall die Kost zu grob und nirgends etwas recht war. Sie brachten überall, wo sie dienten, Hader in die Wirtschaft, maulten und giengen mit dem Essen um, dass es eine Schande war. Wo aber ein armer Mensch sie um ein Almosen anbettelte, thaten sie grobe Reden und sagten: Scher' dich zum Teufel! Ihr ganzes Gerstl verthaten sie mit Spiel und Schnaps.

Als sie nun gestorben waren, mussten sie als Geister umherspuken, jeder auf der Alm, wo er am längsten in Dienst gestanden und also am meisten Gottesgabe verschändet hatte. Den einen hörte der Senner, wenn er die Milchnäpfe ausspülte, auf der „Schlene" grunzen wie eine Sau. Darüber erzürnt, schüttete er einmal ein „Gazl" voll „Tschotten" auf die „Schlene" hinauf. Plötzlich hörte er von derselben herab: „Vergelt's Gott tausendmal, du hast mich erlöst."

Der andere spukte im Schönanger, einer schönen Alm im „langen Grund". Er musste hier zur Nachtszeit die Arbeiten eines Senners verrichten, und weil er keine Ruhe gab, erzürnte das den Senner, einen jungen, starken Knecht, der keinen Spass verstand, dermaßen, dass er einmal aufstand, um den Geist auszutreiben. Er sah ein kleines Männlein in der Milchkammer, dem er rasch ein paar Ohrfeigen versetzte und den thätlichen Laufpass zur Hüttenthür hinaus gab. In dem Augenblick verwandelte sich das Männlein in eine weiße Taube und dankte dem Senner mit hundert Vergelt'sgott für die Erlösung. Es sagte ihm auch, dass es als Melker einmal einen bresthaften Menschen, der ihn um etwas gebeten, eine Ohrfeige statt des Almosens gegeben habe, für die er nun auch habe büßen müssen. Darauf flog die Taube gegen Himmel.

22. Naglroath.

Überall ist die Meinung verbreitet, dass jene Dirnen, welche sich sogar an Tonsurierten vergangen haben, nach dem Tode keine Ruhe finden. Sie werden in wilde Stuten verwandelt und müssen alsogleich zu einem Schmiede kommen und sich glühende Rosseisen aufschlagen lassen. Sind sie nun beim rechten, der es versteht, sie

zu beschlagen, dann geht es ihnen gut, und sie sind nicht auf ewig verloren; kann es aber der Schmied nicht, dann fällt ihre Seele dem Teufel zu. Denn das Beschlagen solcher Stuten ist ein Mysterium der Schmiede; sie nennen diese Kunst „Nagelroath“, und nicht der zehnte versteht sich darauf. Wer diese Kunst aber versteht, der ist durch kein Mittel dahinzubringen, auch nur ein Sterbenswörtlein davon auszusagen, sonst wäre er selber des Satans. Schon viele haben sich bemüht, davon etwas Rechtes zu erfahren, aber es ist noch keinem gelungen.

Hie und da ereignet es sich, dass die eine oder andere dieser verzauberten Seelen ein Eisen verliert, und daher kommt es, dass man Hufeisen auf den höchsten Felszinnen findet, wo nie, seit die Welt steht, ein wirkliches Ross hingekommen sein kann, wo höchstens Gemsen umherklettern. (Unterinnthal.)

23. Die verzauberten Seelen im Sonnewendjochsee.

Im Unterinnthal ist ein hoher Berg, das Sonnewendjoch genannt, und droben ist ein See, der Zireiner- oder Sonnewendjochsee. Da begab es sich nun vor langer Zeit, dass da hinauf in den See viele arme Seelen wandern mussten und in Fische verwandelt wurden. Der ganze See ist voll dieser Fische, und sie sind von solcher Größe wie sonst keine in unsern Bergseen, sammt und sonders aufs mindeste so groß wie „Ladenhölzer“. Wenn sie einmal alle erlöst sein werden, dann trocknet der See ganz aus, und von seinem Grunde kann man ins Innere des Berges hinabgelangen, das voll der goldenen Schätze ist. Und die Unterinnthaler werden so viel des Goldes zutage fördern, dass man leichtlich zehn Pfund davon für ein Pfund Eisen zahlen wird.

24. Pilatussage.

In einigen Orten Unterinnthals ist die Sage verbreitet, Pilatus sei zur Strafe dafür, dass er Christum den Juden zur Kreuzigung überantwortet hat, nach dem Tode verzaubert und in einen See gebannt worden. Die einen sagen, er wäre im Sonnwendjochsee, andere aber versetzen ihn in den Pillersee, wieder andere wissen keinen bestimmten See anzugeben. Darin müsse er

bis an den jüngsten Tag verbleiben und leide die entsetzlichsten Qualen. Am größten sei die Pein, die er in der Charwoche erleiden müsse; da höre man dann die ganze Woche hindurch den See brüllen*) wie ein wilder Stier.

25. Das wilde Geschrei.

Den Mythen vom wilden Jäger ähnlich lautet die Sage vom wilden Geschrei. Wir geben sie hier wieder, wie sie in der Wildschönau erzählt wird.

Das wilde Geschrei rührt von büßenden Geistern her, die in der Luft umherwandern müssen ohne Rast und Ruhe. Gemeiniglich verstehen die Leute unter dem wilden Geschrei die Geisterscharen selbst. Wenn sich nämlich mehrere solch büßender Geister der Luft auf ihren Wanderungen treffen, so bilden sie einen Zug und heulen fürchterlich. Das unheimliche Geschrei erhebt sich in allen vier Weltgegenden zugleich, und es ist für den Menschen sehr gefährlich, in freier Weite zu sein, wenn es hörbar wird und die Geister sich mithin insgesammt aufmachen zum Zuge über Feld und Wald. Wirft man sich dann nicht augenblicklich auf den Boden, das Gesicht zur Erde gewendet, so wird man vom wilden Geschrei in die Luft gehoben und fortgetragen, weiß Gott, wie weit. Und man kann sich dann weder durch Beten noch durch Fluchen mehr losmachen.

Vor vielen Jahren war einmal zu Lehen im Bacherwinkel ein Kind des Nachts bei Mondschein noch auf dem Felde draußen, um sogenannte Palmkätzchen zum Palmbuschen zu suchen, da kam das wilde Geschrei, vertrug das Kind durch die Luft und ließ es erst auf dem Füllkogel zur Erde nieder.

Von Zeit zu Zeit hört man das wilde Geschrei immer wieder, und vor nicht langer Zeit ist es wieder durch die Wildschönau gezogen.

In einigen Orten des Pusterthals glauben die Leute, solch tobende Geister hätten in den Wolken ihren Sitz und machten auch das böse Wetter.

*) Dialectisch „billen", daher mag wohl die Sage an den Pillersee geknüpft worden sein.

26. Wie der Geist von der Auracher Wildalm verbannt wurde.

In früherer Zeit, als sich noch Geister auf der Erde herumtrieben, machte ein solcher auch die Auracher Wildalm unsicher. Man sah ihn immer im Frühjahre, wenn die Bauern das Vieh hinauftrieben. Er sah aus wie ein Metzger, denn er hatte eine rothe Jacke und eine weiße Schürze an, und auf der Schulter trug er ein großes Beil. Sobald sich nun das erste Rind — in der Regel war es ein schöner Ochse oder eine schöne Kuh — innerhalb des Almgatters befand, kam er und verschwand mit demselben. Als sich das mehrere Jahre hintereinander wiederholt hatte, waren die Bauern klug genug, nur mehr ein Stück Kleinvieh vorauszuschicken, was, wie es schien, dem unheimlichen Gaste nicht recht behagte, da sich das Vieh in der folgenden Zeit oft sehr unruhig zeigte. Einmal nun glaubte man wirklich, der Böse selbst sei unter das Vieh gefahren, so gieng es im Stalle zu. Es riss und zerrte an den Ketten und brüllte fürchterlich. Niemand wusste sich mehr zu helfen. Man schickte nach Kitzbüchl zu einem überaus frommen Capucinerpater, welcher auch sogleich kam und den Geist bannte. Er begab sich in den Stall hinein, während die Senner und Bauern draußen einen Kreis um denselben bildeten, wobei keiner die Hand des andern auslassen durfte.

Schweißtriefend kam der Pater endlich aus dem Stall, und der Kreis wurde geöffnet. Laut betend schritt der Geistliche voran, die übrigen folgten, einer hinter dem andern, niemand durfte weder umschauen noch sprechen, ausgenommen die Worte des Gebetes. Der Zug gieng zum nächsten Hügel, auf welchem ein großer Baum stand. In diesen wurde ein großes Loch gebohrt, der Geist hineingebannt und das Loch wieder verschlossen.

Seitdem sah man den Geist nicht wieder. (Kufstein.)

27. Das „Todtenbahrziehen" in Kufstein.

Vor langer, langer Zeit, als noch da und dort ein Schatz gehoben wurde, überkam manche Leute so sehr die Gier nach Gold, dass sie zu allen möglichen Mitteln Zuflucht nahmen, um einen Schatz ausfindig zu machen, wobei sogar manchesmal — wie es ja jedermann bekannt ist — die Hilfe des „Bösen" in Anspruch genommen wurde.

So trachteten nun zur damaligen Zeit einige geldgierige Bewohner Kufsteins auf folgende Weise hinter einen Schatz zu kommen:

In der Nacht begaben sie sich hinaus auf den Friedhof, wo sie eine Todtenbahre auf einen Karren legten, welchen sie zwischen 11 und 12 Uhr dreimal herumziehen musšten. Gelang das, so erfuhren sie, wo der Schatz zu heben sei. Das war aber eine furchtbar schwere Arbeit, denn je länger sie zogen, desto schwerer wurde die Last, weil bei jedem Schritte sich arme Seelen auf den Karren setzten, um das Vorwärtskommen zu verhindern. Einige Männer schoben hinterdrein und schlugen immer wieder hinunter, was sich hinaufsetzte. Das drittemal kamen sie meist gar nicht mehr herum, so schwer wurde trotzdem der Karren, und wenn es 12 Uhr schlug, mussten sie außer dem Friedhofe sein, sonst wehe ihnen! Einmal lief gerade einer, als es 12 Uhr schlug, durch das Friedhofthor. Da riss ihm eine unsichtbare Hand den Mantel herunter; er kam gerade noch aus und lief, was er konnte, aber auch eine ganze Menge von Geistern hinter ihm her. Des andern Tags fand man ihn auf dem Wege liegen, und kurze Zeit darauf starb er.

28. Der Almgeist und die Eierschalen.

Im Unterinnthal ist eine Alm und daneben ein Wald, der Awald genannt. Auf dieser Alm weideten 2—300 Stück Vieh. Aber es war nicht geheuer da. Auf den Almen ist es Brauch, dass man am Abend alles sauber aufarbeitet. So geschah es auch auf der Awaldalm; jedoch in der Nacht hörte man immer jemand arbeiten wie bei Tage die Senner, und am Morgen war nicht mehr alles in der Ordnung, wie man es abends verlassen hatte.

Einmal war nun eine Sennerin oben, die um jeden Preis dem Dinge auf die Spur kommen wollte. Die Gelegenheit dazu war bald gefunden. Es kamen eines Tages etliche Herren und Frauen auf die Alm, und die Sennerin bewirtete sie mit Eiern. Die Eierschalen aber sammelte sie, trug auch solche von anderen Almhütten herzu und stellte sie auf dem Herde, auf dem Boden

und auf den Bänken der Hütte so auf, wie man Häfen hinstellt, in der Erwartung, dass der Geist auf diese Eierschalen irgendwo bestimmt treten müsse. Darauf versteckte sie sich im Schlafkasten der Nebenkammer und horchte. Es dauerte nicht lang, da hörte sie jemand draußen wehmüthig reden: „Jetzt bin ich so alt und weiß den Awald neunmal Wiese und neunmal Wald, aber so viel Hieselen und Haselen habe ich noch nie gesehen wie heute."

Darauf verließ der Geist die Hütte und kam nie mehr. Die Alten haben den Geist noch gehört und ärgern sich, dass die Jungen ihn nicht mehr hören. (Ellman.)

29. Der Schnalsjuchzer.

Zwischen Fulpmes und Mieders liegt ein Lärchwald, Schnals genannt. Dort sieht man noch immer nachts ein gespenstiges Licht: es schießt pfeilgeschwind tanzend hin und her und auf und ab und fängt zuletzt an gar zu juchezen: es ist der Schnalsjuchzer. Die Sage von diesem Schnalsjuchzer ist bereits in anderen Sagensammlungen erschienen, daher theilen wir hier bloß zur Ergänzung Folgendes mit:

Wenn es ein kecker Bursche wagt, den G'schnalsjuchzer nachzuantern, hui, dann ist das Licht schon bei ihm und wäre er eine Stunde davon entfernt gewesen.

Als anno neun die Baiern zu Telfes ihr Quartier aufgeschlagen hatten, wohnte daselbst auch ein Major. Er wagte es, trotz der Warnung der Leute über das Licht zu spotten. Da kam er schön an. Im Augenblick war das Licht da, und ihm und seinen Soldaten wurden die Gesichter arg zerkratzt, endlich musste der Held vor dem Lichte reißaus nehmen,

Nicht besser ergieng es einem Schmied zu Fulpmes, der es ebenfalls gewagt hatte, über das Licht zu spotten.

Hie und da sieht man den Schnalsjuchzer in der Nacht zu Telfes beim letzten Hause auf der Bank sitzen; es ist ein g'spassiger Lother ohne Kopf.

Der Schnalsjuchzer begegnete auch einmal einem Geistlichen als Mann ohne Kopf und hielt dem Erschrockenen ein Kind vor.

Die Leute meinen, der Geistliche hätte das Kind taufen sollen, dann wäre der Gschnalsjuchzer erlöst worden.

Vor etwa fünfzig Jahren hütete auf dem Schönberg ein Knabe Ziegen. Auf einmal kam ein Hund des Weges daher, der hatte statt des Kopfes einen Ganskragen auf. Wahrscheinlich war es auch der Gschnalsjuchzer.

Am schlechtesten ist's wohl dem Brugger Franzl ergangen. Der hat sein Lebtag mit schlechten Kameraden gesoffen und gespielt, über die Leute gespottet und geflucht; er war ein Nichtsnutz von Haus aus. Der Herr Pfarrer hat wohl oft gesagt: „Franzl, Franzl, wenn du dich nicht besserst, fällst du dem Teufel schnurstracks in den Rachen." Der Franzl lachte den Pfarrer aus. Da an einem hohen Festtag hatte der Franzl wieder den ganzen Tag verlumpt, und von einer heiligen Messe war keine Rede gewesen bei ihm. Spät abends noch saßen die besoffenen Burschen im Wirtshaus beisammen und spotteten über den Schnalsjuchzer, wie sie davon zu reden kamen. Am ärgsten trieb es wieder der Brugger Franzl. Aber wie er dann heimgegangen ist, hat ihn der Schnalsjuchzer mit lebendigem Leibe vertragen.

Abweichend von der bekannteren Sagenform über den Schnalsjuchzer erzählte ein schneeweißer Alter in Stubai folgende Geschichte: Der Schnalser Müller hatte eine bildschöne Tochter. Einmal kam aus dem fernen Ungarn ein schmucker Mühlknecht und trat beim Schnalser Müller in Dienst. Das hat aber kein gut gethan; während der Müller im Wirtshaus war und mit dem Kaiserbauern handeleins wurde über die Hochzeit seiner Rosl mit dem Sohn des Kaiserbauern, versprachen sich der Mühlknecht und die blonde Dirne einander im Schnalserwalde. Aber der alte Müller kam dahinter und jagte seinen Knecht aus der Mühle. Dieser gieng nicht weiter als bis auf den Schönberg und trat dort beim Wirt als Hausknecht in Dienst.

Mit der Rosl fand er sich hin und wieder, wenn der Mond am Himmel stand, im Schnalserwalde zusammen; ein heller Juchzer verkündete der Dirne seine Ankunft.

Einmal kam er wieder und that seinen verabredeten Juchzer: statt der Rosl kam aber — der alte Müller und schoss dem Knecht eine Kugel durch die Brust; die rauchende Büchse in der Hand,

lachte er hellauf, er hatte gut getroffen. Den Burschen hat er im Lärchwald oben heimlich vergraben.

Der Todte findet aber im Grabe keine Ruhe; schauerlich dringt sein Juchzen durch die Stille der Nacht, und vor dem gespenstigen Lichte bekreuzen sich die Leute: es ist der Gschnalsjuchzer.

Andere sagen, der Gschnalsjuchzer sei der leibhaftige Teufel; im Ahrnthal ist es ebenfalls der Teufel, der mit dem Namen Schnalljuzer bezeichnet wird.

30. Büßende Senner auf den Stubaier Almen.

1.

Auf der Mutterberger Alm in Stubai sieht man zuweilen in mondhellen Nächten einen schwarzen Stier mit weißem Stirnfleck; es ist der Geist eines Senners, der das Vieh misshandelt hat. Zur Strafe dafür muss er als Stier umgehen; er kann jedoch erlöst werden, weil er ein „Zintl“ ist, d. h. einen weißen Stirnfleck hat.

2.

Zu Grabach sieht man hie und da eine Fackelsau. Es war dort einmal ein Hirte, der die fremden Schweine Hunger leiden ließ, während er seine eigenen gut fütterte. Er wurde dafür nach seinem Tode in eine Fackelsau verwandelt und muss als solche bis zum jüngsten Tage umgehen.

3.

Auf der „Schongeloar“-Alm zeigt sich manchmal ein graues Männlein, das aber nicht bösartig ist; deswegen lassen es die Almer nicht ungerne im Heu übernachten. Man nennt es „Schongloar-Gilgl“. Die Leute vermuthen, dass es der Geist eines Kuhhirten ist, der Milch veruntreut hat.

4.

Auf der Autenalm, gerade ober Neustift, wohnt ein gespenstiges Wesen; man nennt es „Autens Breatlecke“. Hin und wieder rumort dasselbe ganz fürchterlich.

5.

Zu Nuirat (Neuraut) sieht man manchmal einen Hund. Man braucht nur längere Zeit nach Betläuten zu horchen, dann hört man pfeifen; pfeift man auch, so erscheint ein gespenstiger Hund. Man nennt ihn den „Nuirat-Würstler“; es ist der Geist eines ungetreuen Hirten.

6.

Auf der Kuhalm zu Oberiss haben sie vor etwa 20 Jahren einen Stier gehabt, der den Kühen die Milch aus dem Euter soff. Aus dem Grunde verkauften sie den Stier nach Milders hinter Neustift, dort aber setzte er sein Diebshandwerk fort. Einmal ertappte ihn eine Dirne auf frischer That und gieng mit dem Stecken ernstlich auf ihn los. Da war er plötzlich spurlos verschwunden. Es ist der Geist eines Senners gewesen, der die Kühe heimlich im Walde gemolken und dadurch die Eigenthümer derselben geschädigt hat.

31. Der Feuergeist.

Am Calvarienberg in Kufstein geht ein Feuergeist um den Berg. Oft sagt man es den Kindern, dass sie nicht hinauf laufen sollen.

32. Der Putz auf dem Gatter.

Bei Schwaz führt ein Feldweg auf die Straße und ist von dieser durch ein Gatter getrennt. Auf dem letzteren saß alle Nächte ein Putz, der keinen Menschen vorbei ließ. Da kam einmal ein ecker Bursch hin. Auch dem wehrte er den Durchgang. Doch dieser, nicht faul, schlug den Putz mit seinem Stocke hinab und schrie: „Stell aus, du Saggara!“ Jetzt stand der Geist schneeweiß vor ihm und dankte ihm für die Erlösung. Er hatte hier sitzen müssen, bis ihn einer herabschlug, weil er auch einmal einen herabgeschlagen hatte.

33. Das Bienerweibele.

Im Schloſs Büchſenhauſen geiſtert das Bienerweibele, das ſich, nachdem ihr Gemahl hingerichtet worden war, in den Fallbach ſtürzte. Wenn ſie erſcheint, ſtirbt eines aus der Familie. Eine Frau lag in der Johannisnacht ſchwerkrank im Bette. Um Johannis feiert man ein großes Feſt in Büchſenhauſen. Da öffnete ſich die Thür, und in ſchwarzem Gewand mit weißem Häubchen trat die Bienerin herein. Auch die Wärterin ſah's. Da richtete die Kranke ihre Augen auf die Geſtalt und ſprach: „Noch iſt das Feſt nicht vorüber, noch iſt meine Stunde nicht gekommen." Als die Feier vorüber war, verſchied die Frau.

34. Die Braut unter den Todten.

Ein Burſch im Unterinnthal hatte ſich ein Dirnlein ausgeſucht und wollte ſie heiraten. Es war ſchon alles in Ordnung gebracht, der Pfarrer hatte die Brautleute ſchon von der Kanzel verkündet, doch der Burſche hatte immer Furcht, daſs ſie nicht zuſammenkämen. Um Gewiſsheit zu erhalten, gieng er in der heiligen Nacht auf den Friedhof, da man ſagte, man ſehe dann dort die Todten des nächſten Jahres. Wirklich kamen die Geiſter, und auch ſeine Dirne war dabei. Sie ſchaute ihn an und drohte ihm mit dem Finger. Nun wuſste er's. Dieſe Neugierde war Sünde; zur Strafe ſtarb ſeine Braut nach wenigen Tagen. (Schwaz.)

35. Mununga.

Zu Mieders in Stubai lag einmal ein Bauer im Sterben. Ein Taglöhner ſah denſelben außer dem Dorfe „Lab hagen" (Laub rechen) und dachte: „Schau, iſch dar Hansl mehr auf" (wieder geſund). Als der Taglöhner ins Dorf kam, läutete gerade das Sterbeglöckl, und er fragte, wer denn geſtorben ſei. Wie erſtaunte er bei der Nachricht, daſs es der Bauer ſei, den er eben draußen „Lab hagen" geſehen hatte. Der Sterbende hatte ſich gemeldet.

Das Melden aber iſt ein gutes Vorzeichen für die Seele des Sterbenden, denn „wo a Munn'ga g'ſchicht, betet ma a Votar unſer."

36. Die Kasertörggelen.

Den ganzen Sommer über wohnen unsichtbar die Kasertörggelen auf den Stubaier Almen. Es sind geisterhafte Kinder, ganz harmlos im allgemeinen, bloß den Vorwitz können sie nicht vertragen.

Um Martini ziehen sie von der Alm ab, und da segnen die Leute ihre Häuser, bevor sie abends zwischen acht und neun Uhr am Dorfe vorbeiwandern. Man verschließt dann die Fensterladen so fest als möglich. Einmal war ein neugieriger Knecht, der heimlich hinausschaute. Da zogen sie gerade vorbei, eine ungezählte Kinderschar. Schon kamen die letzten heran; auf einmal erklang eine Kindesstimme: Geh, thu dö Balklan zu! In dem Augenblick erblindete der Knecht. Er versuchte alle möglichen Mittel zur Heilung, er fragte auch fromme Geistliche um Rath; alles vergebens. Da rieth ihm endlich eine alte Bäurin: Nächstes Jahr mehr (wieder) zuschauen! Er that es. Richtig wanderten die geisterhaften Kinder wieder vorbei, und schon glaubte der Knecht, sie wären vorüber, als eine Stimme ertönte: Geh, thu dö Balklan au! Da war er wieder sehend.

Ein anderesmal begegnete ein Knecht, der leichtsinnig dahinlebte, auf der Straße zwischen Fulpmes und Mieders den abziehenden Kasertörggelen. Ganz zuletzt humpelte ein kleines Kind dem Zuge nach. Es war im Hemdlein, aber das war zu lang, so dass es vom Kinde nachgeschleppt wurde. Der übermüthige Mensch fieng zu lachen an, erstarrte jedoch sofort aus Schreck, als das Kleine sagte: „Vater, derfst nit z'lachen, weil mir kein besseres Leichentuch geben hast."

37. Der Almputz und die Kinder.

Auf der Ambrückler Alm ober Hötting hauste ein Almputz. Es war ein kleines, meeraltes, graues Männlein, das keinen Spass verstand, aber den guten Menschen nie etwas zuleide that. Nur wer es verspottete, dem war das Männlein gram.

Eine arme Mutter in der Höttingerau schickte ihre beiden Kinder in den Wald ober Hötting, um Kleinholz zusammenzulesen. Die Kinder hatten schon ein Bündel Reisig gesammelt, als es zu

schneien anfieng, obwohl es noch nicht spät im Herbst war. Und es schneite fort und wehte immer ärger, so dass die Kinder den Heimweg nimmer antrafen.

Sie vergiengen sich und gelangten endlich auf die Ambrückler Alm. Da sahen sie eine Hütte und beschlossen, wenn diese offen wäre, darin zu übernachten; denn heim, das sahen sie wohl ein, konnten sie an diesem Tage nimmer. Die Hütte war offen, und darin fanden sie ein gar sonderbares Männlein, welches die Kinder freundlich aufnahm, einige Knoten dem Feuer zulegte, auf dass sie sich recht trocknen und erwärmen könnten, und zuletzt gar noch den Kleinen ein köstliches Rahmmus kochte. Die Kinder, welche sich anfangs doch ein wenig gefürchtet hatten, wurden nach und nach zutraulich und erzählten dem Männlein, wie sie daher gekommen wären. Das Männlein sagte: „O mei, Kinderlen, heut' ist es nichts mehr mit heimgehen; bleibt nur da übernacht, und morgen wird das Wetter schon wieder besser sein." Darnach aßen die Kleinen behaglich das Rahmmus und Weißbrot dazu, welches sie auch vom Männlein bekommen hatten, und als sie satt waren, beteten sie ihr Nachtgebet, und das Männlein bereitete ihnen unterdessen ein weiches Heulager, in welchem sie sodann recht warm schliefen, bis am anderen Tage die Sonne schon hoch am Himmel stand. Da rieben sie sich die Augen aus, und das Männlein hieß sie zum Frühstück kommen. Sie beteten vorher ihr Morgengebet und aßen dann begierig das herrliche Mus sammt dem Weißbrot, das der Alte ihnen vorgesetzt hatte. Es war ihnen, als hätten sie lange nichts mehr gegessen, so großen Appetit verspürten sie.

Darauf hieß sie das Männlein heimgehen und gab ihnen noch einen Laib schönes Brot zur Zehrung auf den Weg mit. Die Kinder nahmen das gesammelte Holz, und der Alte gieng mit ihnen, bis sie den Weg nicht mehr fehlen konnten. Dann bedankten sie sich schön und nahmen Abschied vom Männlein. Der Weg war aber schneefrei und der Himmel schön klar.

Zuhause angekommen, trafen sie zuerst die Mutter, welche ganz bleich und abgezehrt war und zuerst meinte, die Kleinen seien die Geister ihrer Kinder, denn sie hielt dieselben für todt und sich selbst für die Ursache ihres Todes. Es war nämlich im Frühling, und die Kinder wussten nicht, dass sie nicht eine Nacht, sondern den ganzen Winter hindurch oben geschlafen hatten.

Als sich die Mutter von der Leibhaftigkeit der Kleinen überzeugt und diese erzählt hatten, wie es ihnen ergangen, da entstand eine große Freude im Häuschen der armen Leute, und die Freude wurde noch größer, als man sah, dass der Laib Brot, den das Männlein den Kleinen mitgegeben hatte, kein Ende nahm, man mochte herabschneiden, soviel man wollte.

Erst als das Schwesterlein einmal verwundert ausrief: „Wird der Laib nie kleiner?“, da wurde er gar.

38. Der hölzerne Almputz.

Vor vielen Jahren giengen einmal drei Jäger von Hötting auf die Jagd. Weil sie noch spät hoch oben im Gebirge waren, wollten sie am selben Tage nicht mehr heimgehen, sondern suchten die Ambrückler Alm (im Volksmunde „Umbrüggler Alm“) auf, um in der Hütte zu übernachten. Sie machten in derselben Feuer auf, wärmten sich und trieben viel rohe Späße. Einer schnitzelte zum Gaudium des zweiten aus einem großen Holzscheit eine derbe Puppe, die den Almputz vorstellen sollte, hüllte sie sodann in einige grobe Lumpen, die sie in der Hütte vorfanden, setzte ihr einen Hut auf und steckte ihr Speck in den Mund, wobei sie in ein tolles Gelächter ausbrachen.

Der Jüngste unter den dreien aber that nicht mit; ihm war der Spass nicht geheuer, und er fürchtete die Strafe für diesen Übermuth. Zuletzt nach vielem Gespött mit dem hölzernen Putz boten sie diesem die Schnapsflasche an und schütteten ihm, weil er sich nicht rührte, Schnaps in das Maul. Er musste ihnen Bescheid trinken. In dem Augenblicke fieng es draußen an zu wettern und zu blitzen und zu donnern, so dass der Jüngste zitternd den Heustock aufsuchte und sich warm einmachte. Als die beiden andern ihr Spiel fortsetzten trotz Blitz und Gekrache, da that es ganz nahe bei der Hütte einen so gellenden, unheimlichen Pfiff, dass die Frevler windelweiß wurden und den hölzernen Putz schleunig ins Feuer warfen. Und — hast mich nicht g'sehen — schwingen sie sich flugs auf den Heustock hinauf und verbergen sich im Heu. Aber in selbem ist auch schon der leibhafte Almputz

in der Hütte und auf dem Heustock, die Übermüthigen zu strafen. Dem jüngsten der Jäger ergieng es, weil er nicht mitgeholfen hatte, am glimpflichsten: der Putz schlug ihm bloß so eine ausgibige Maultasche, dem zweiten versetzte er schon einen solchen Schlag auf den Fuß, dass er zeitlebens davon hinkte, dem Ältesten aber, der „den Poppen" geschnitzelt und am rohesten gespaßt hatte, riss er den Kopf vom Leibe und steckte ihn zur Warnung draußen auf das Hüttendach. Mit Entsetzen erwarteten die beiden, die noch mit dem Leben davonkamen, den Morgen; dann suchten sie wohl geschwind das Weite. Auf die Ambrückler Alm sind sie nie mehr hinaufgestiegen.

39. Der Kuinzen.

Im „Thole" — so heißt in der Gegend Brunecks das Ahrnthal — erzählt man Folgendes:

„Endern" Gebirge, auf Zillerthaler Boden, ist eine Almhütte, welche „Kuinzenhütte" genannt wird. In dieser Hütte hatten sich die Knechte öfters den Scherz gemacht, einer hölzernen Poppe (Spielpuppe) Mus einzustreichen. Da ist aber auf einmal die Puppe lebendig geworden. Jetzt haben sich freilich alle vor dem unheimlichen Ding gefürchtet. Den Fütterer hat der „Kuinzen" — so hieß die lebende Puppe — geschunden und seine Haut auf dem Hüttendach ausgespannt. Niemand wusste sich mehr zu helfen. Als letztes Mittel wurde ein schwarzes Stierkalb sieben Jahre lang mit Milch gezügelt (aufgezogen). Da war es groß und über die Maßen stark; der wüthende Stier ist's nun dem Kuinzen wohl „giwessen" (d. h. hat ihn überwunden).

40. Der Ameisberger.

Zur Zeit, da das fromme Neustifter Mütterlein lebte, hauste drinnen in der Neustifter Gegend ein wilder Waldmensch, namens Ameisberger. Er besaß eine so riesige Stärke, dass er einmal einen gestohlenen Stier lebendig übers Joch trug und in zwei Tagen aufzehrte. Sein Bild ist an der Decke der Pfarrkirche in Innsbruck aufgemalt. Es ist der Mann, der mit beiden Händen eine zerrissene Kette schwingt.

41. Der Stocker Riese.

Auf dem Stockerhof in Kreit lebten vor alters Riesen. Einer derselben hatte seinen Ärger über den Grenzstreit zwischen den Nachbarn von Raitis („Roatis") und denen von Kreit. Sie kamen überein, dass der Stocker Riese den Grenzstein setzen solle. Dieser riss oben bei seinem Hofe ein Felsstück aus, nicht zu groß, aber auch nicht zu klein, wie es ihm gerade handlich war, und warf es schräg abwärts, Raitis zu. Der Stein fuhr mit solcher Kraft in den Boden, dass die untere Hälfte drin stecken blieb. So steht er noch heute als Markstein zwischen Kreit und Raitis, und zum Andenken an den friedlichen Austrag bauten sie gemeinsam die daneben stehende Kapelle.

42. Die drei Riesen in der Wildschönau.

In der Wildschönau hält man noch gegenwärtig große Stücke auf die leibliche Kraft und wird nicht müde, den Stärksten zu rühmen. Der Bauer bildet sich auf seinen Knecht etwas ein, der das größte Heubündel („Faschtl") trägt, und der Knecht ist für seinen Wert auch nicht blind. Da ist es nun ganz natürlich, dass man auf die Riesen, als die Träger gewaltiger Körperkräfte, größeren Wert legt als auf die winzigen Wichte, die wohl schlau genug sind, aber unter gewöhnlichen Umständen keinen ehrlichen Stein zu heben vermögen. Wie pocht nicht schon den Kindern das Herz im Leibe, wenn sie vom „großen Niederachner" erzählen hören, der ein Hagmeister war in weitem Umkreis und sich vor niemand fürchtete; oder wer hat nicht schon voll Bewunderung den Stein besichtigt, den er von seinem Hause weit ins Feld hineingeworfen hat? Und ist es gar einem gelungen, den Stein zu lupfen, wie geht das Gerede davon nicht alsbald von Mund zu Mund und pflanzt sich durch das ganze Thal fort! Und doch war der große Niederachner kein Riese, sondern ein Menschenkind wie die andern, nur stärker als sie.

Lange Zeit vor dem Niederachner lebte in der Wildschönau ein Riesengeschlecht, das die Riesen des Unterinnthals alle an Stärke übertraf, aber wie alle Riesengeschlechter allmählich ausstarb. Drei dieser Wildschönauer Riesen waren aber noch weit stärker als ihre Brüder und Vettern, und es gab nichts Stärkeres auf der Welt mehr, weder Thier noch Mensch. Der erste hieß Stur und hatte ein ebenso starkes Weib, Sturre Murre mit Namen. Dieser trug einmal von der innersten Alm des Thales Butter heraus, neun Centner im Gewicht ohne die Kraxe. Als er auf das Notterberger Joch kam, wollte ihn die Last schier ein wenig drücken, und er gedachte zu rasten. Er stellte die Kraxe sammt der Butter ab, denn es traf sich eben gut, dass ein Stein am Wege lag. Aber der Stein sank unter der Last tief in den Boden ein. Fuchswild über das Handvoll Steinl, lupfte der Riese die Kraxe wieder auf die Achsel, fasste den Stein an beiden Enden, brach ihn in zwei Hälften auseinander und legte das eine Stück auf das andere, so dass die Unterlage hoch genug schien. Jetzt stellte er abermals die Kraxe auf den Stein ab, und das Ding schickte sich. Der Stein ist noch gegenwärtig zu sehen, gerade so, wie ihn der Riese zurückgelassen hat; obwohl ein gutes Stück in dem Boden steckend, ist der sichtbare Theil noch immer gut Ding so groß wie ein Backofen.

Allein noch weit stärker als der Riese Stur war der Marchbacherjochriese. Der hatte einen bösmauligen Nachbar, den Salvenriesen, der den andern also hart redete, dass er handgemein wurde mit ihm. Wie sie nun so einen Tag lang gerauft hatten, war noch nichts ausgemacht, und niemand wusste, ob der Salvenriese mit seinen Reden Recht hätte oder Unrecht. Darauf robelten sie noch einen Tag, und kam wieder nichts zum Vorschein. Endlich wurden sie Rathes, dass derjenige gewinnen sollte, der einen Stein weiter durch die Luft schiebe: der Marchbacher solle anfangen. Also scheibt der Marchbacher den schwersten Stein, den er nur findet, vom Marchbachjoch hinüber und gestracks auf den Gipfel der hohen Salve, wo er zur Erde fiel. Denselben Stein hob nun der Salvenriese auf und schleuderte ihn auf das Marchbacherjoch zu: aber er hatte zu kurz geworfen, denn der Stein fiel zwanzig Schritte vor seinem Ziele zu Boden, und so gewann der

Marchbacherjochriese. Den Stein zeigt man noch am Marchbacherjoch: er heißt der Riesenstein.

Aber ein gewaltigerer und stärkerer war nimmer zu erfinden, denn der dritte unter den drei Riesen, das war aber jener, dem das unterirdische Schloss zugehörte und das ganze Zwergenvolk unterthan war, von denen etliche dem dummen Kaufmannssohn, nachdem er den Riesen im Schlafe ums Leben gebracht, auf den gläsernen Berg halfen. Dieser unterirdische Riese war so greulich und ungeheuer, dass, wenn er im Schlafe schnarchte, das ganze Schloss zu wackeln begann, und wenn er auf der Erde einhergieng, so war es genau, als entstünde ein Erdbeben. Kam ihm einmal bei guter Laune Ross und Wagen unter, so griff er wohl darnach, schwang beides sammt dem Fuhrmann auf seine Achsel und trug das Gespann in sein Schloss. Als ihm einmal ein Bäuerlein einen Stein nachwarf wie weiland David dem Goliath, packte er das zappelnde Ding und schleuderte es in den Mond hinauf. Hast du's nicht oben gesehen?

43. Die wilden Fräulein in Wildschönau.

In der Wildschönau ist eine Alm, der Wildenbacher Baumgart genannt. Dort oben wohnten die wilden Fräulein, und noch jetzt zeigt man die drei Höhlen, in welchen sie daheim waren. Sie erwiesen sich stets lieb und freundlich und thaten niemand etwas zuleide. Auf die schmucken Bauernburschen aber hatten sie ein scharfes Auge und waren mitunter, wenn sie den rechten erblickten, kindisch vernarrt. Sie ließen nicht ab, bis sie ihn in ihrer Gewalt hatten, und zogen ihn schmeichelnd und liebkosend in ihre dunkle Behausung. Musste der Bursche wieder heim, dann ließen sie ihn wieder gehen, ja sie gaben ihm noch reichlichen Lohn mit auf den Weg und baten ihn, wiederzukommen. Es war, als ob sie fürchteten, dass ihr Geschlecht aussterben könne, darum begehrten sie kräftigen Nachwuchs. Hatte es ein Senner gut bei ihnen, so kamen sie nicht selten in seine Schweige auf Besuch, halfen ihm bei der Arbeit und leisteten ihm vortreffliche Dienste.

Da begab es sich, daſs auf der genannten Alm eines Tages ein Wildschütze erschossen wurde. Das kränkte die wilden Fräulein dermaßen, daſs sie klagend ins Thal riefen:

„Hier sind die Menschen Scheiben,
Wir können nimmer bleiben“

und für immer aus der Gegend wanderten. Mit ihnen schwand aber auch Glück und Segen, und seither ist die Alm bei weitem nicht mehr so schön und einträglich wie vorher.

44. Der Daumenhansl.

In Wildschönau erzählt man viel vom daumenlangen Hansl, der nur selten daran dachte, was sich unter Menschen schickt, und lieber böse Streiche verübte als gute. Als es den Leuten zuviel ward, fiengen sie den Hansl und schickten nach dem Henker, daſs er ihn kunstgerecht aufhänge. Aber der Hansl war stets ein Tückebold gewesen und bat den Henker, als sie beide am Galgen stunden, daſs er ihm zeige, wie es beim Hängen hergehe, er könnt's am Ende nicht recht machen und allzulange zappeln, denn er habe es seiner Lebtage noch nie probiert. Also zeigte es ihm der Henker und steckte den Kopf in die Schlinge; der Hansl aber faſste das Seil und zog und zog, bis der Henker erstickte. Darauf machte er, daſs er beizeiten fort kam. Wie er nun auf dem Wege dahinschlenderte, kam ein Unwetter, und er verkroch sich in ein Büschel Heu auf der Wiese. Es machte sich aber eine Kuh daran und fraß das Heu sammt dem Däumling hinunter. Um aus dem Kuhmagen zu kommen, biſs und kratzte er herum, so daſs die Kuh wüthend wurde und geschlachtet werden muſste. Das Fleisch wanderte zum Metzger; der schob sammt dem Gebrat den Däumling in einen Darm und machte Würste daraus. Als man mit den anderen Würsten auch jene, in welcher Hansl stak, aus Feuer setzte, hub er an erbärmlich zu schreien: „Thut die Wurst heraus, thut die Wurst heraus, ich halt' es nimmer aus.“ Die Leute meinten, es wäre eine arme Seele in der Wurst, und setzten sie voll Schrecken vom Feuer weg. Sie waren überaus froh, daſs

gerade ein Bettelweib des Weges kam, und schenkten ihr die halbgesottene Wurst. Das Weib setzte sich auf der Stiege nieder und riss die Wurst auseinander, um sie zu verzehren. In dem Augenblick machte sich der Hansl eiligst heraus, ohne gesehen zu werden, und lief davon.

Wie viel man nun auch vom Daumenhansl zu erzählen weiß, so ist er doch wegen seiner Tücke bei den Leuten keineswegs beliebt. Da „keit" er der Bäurin den Milchstotz um, dort gießt er das Wasser aus dem Krug auf den Boden, versteckt sich darauf eilends in einer Mauerspalte oder in einem Mauseloch und lacht aus vollem Halse über den gelungenen Streich. Hat einer etwas verloren und geht aus, es zu suchen, gleich ist der Hansl zur Stelle und ruft: „Hier ist's." Natürlich ist's nur gelogen, und wenn man hinkommt, ist der Schelm schon wieder weg, denn er kann sich unsichtbar machen, und schreit aus einem andern Winkel: „Da liegt's" und so fort und hat die Leute bloß „für Narren" und lacht und lacht in einemfort über den Schabernack. So macht er's überall und kommt doch immer mit heiler Haut davon, weil man den kleinen Kerl nicht sieht.

45. Zwerge und Norggen in der Wildschönau.

1.

Als zu Unterhausberg ein neues Haus gebaut wurde, wussten die Bauleute nicht, wie sie es anfangen sollten, den Grundstein, den sie wegen seiner Größe nicht von der Stelle bewegen konnten, in den Boden zu setzen. In dieser Noth kam gerade ein Zwerglein des Weges und fragte: „Was steht ihr da, und ist doch der Arbeit genug?" Und sie sagten ihm, wie es stand. Der Zwerg sprach: „Wenn ihr ein wenig warten wollt, werde ich Rath schaffen." Die Leute waren es froh, und der Kleine lief um einen Stecken, der ihm handlich war, kam wieder und wälzte mit Leichtigkeit den schweren Stein in das Grundloch, dass er festsaß und das Haus darauf gebaut werden konnte. Die Leute thaten ihm große Lobsprüche, und die Bäurin schenkte ihm

zum Lohne einen großen Hefekrapfen und sagte, er möge nur öfter ins Haus kommen, sie wolle sich immer erkenntlich zeigen. Und das Zwerglein fand sich auch richtig allemal, wenn wieder ein Jahr um war, am selben Tag ein und holte sich seinen Krapfen; als aber später einmal das Haus niederbrannte, ließ er sich nicht mehr sehen. Nach andern soll er ausgeblieben sein, weil ihm die Bäurin eine schlechte Gabe gereicht habe.

Ein Nörggelein kam einmal nach Niederachen, einem Bauernhof in Oberau, und stand da als Ziegenhirte in den Dienst ein. Er wolle die Geiße fein hüten, wie's der Brauch ist, sagte er, aber sie müssten ihn auch ordentlich verköstigen; er verlange nicht mehr und nicht weniger als ein gut gestrichenes Butterbrot täglich. Der Bauer war's zufrieden und gab dem Kerlchen täglich ein christliches Trum Hausbrot, über und über mit Butter bestrichen. Das behagte dem Knirps, und er hütete die Geiße mit solchem Fleiß, dass sie ums doppelte mehr Milch gaben als vorher. Zuletzt wurde es Herbst, und der Bauer gedachte dem Männlein für seinen willigen Dienst eine Freude zu machen. Als der Schneider bei ihm auf der Stör war, musste er für den kleinen Hirten ein schönes rothes Röcklein in die Arbeit nehmen. Das fertige Röcklein legte der Bauer sodann am Abend, wie der Norgg die Geiße heimbrachte, zum Butterbrot. Dieser sah das nette Wämschen, zog es an und hüpfte voll kindischer Freude in der Stube umher. Darauf verließ er das Haus und kam nicht wieder. Seit der Zeit soll der Niederachner kein Glück mehr mit seinen Geißen haben.

Zwerge waren es auch, die dem dummen Kaufmannssohn ins Riesenschloss die Nachricht von der schönen Prinzessin auf dem gläsernen Berg brachten und ihm behilflich waren, selbe zu erringen.

Auch auf den Alpen leisten die Wichtlein den Menschen unter Umständen sehr gute Dienste. Sie säubern, wenn man sie freundlich behandelt, das Geschirr, hüten das Vieh, bewahren es vor der Seuche, indem sie ihm Heilkräuter unter das Futter mengen, und sperren den Pferden und Rindern in der Nacht das Maul zu, dass keine Maus hineinschlüpfen kann, welche den Thieren den Magen zernagen würde.

2.

Es waren aber nicht alle Zwerge und Norggen den Menschen wohlgesinnt, es gab auch rechte Tückebolde unter dem kleinen Volk. So hauste ein Norgg zu Holzalm, der seine Freude daran hatte, sobald die Nacht einbrach, Menschen und Vieh zu necken. Der Bäurin trug er Erbsen in das Mehl und mischte Mehl in den Honig und Bohnen in die Gerste. Wenn es dunkel wurde, legte er sich quer über der Thürschwelle auf den Boden, dass die Hausleute, wenn sie in die Stube giengen, darüber wegpurzelten, und machte sich mit schadenfrohem Kichern aus dem Staube, während die Genarrten ihm weidlich nachfluchten, oder lachte laut in einem Winkel und machte sich unsichtbar, wenn man mit einem Lichte suchen gieng.

Ein Bauernmädchen war auf dem Kirchgang und trug ein stolzes Röslein hinter dem Ohre. Da kam ihr ein Zwerg in den Weg und bat die Dirne um das Röslein. Weil ihm die Bitte aber abgeschlagen wurde, machte sich der Knirps daran, Gewalt zu brauchen. Wie er sich nun in die Höhe reckt und nach der Blume langt, schlägt die Dirne dem Losen auf die Hand, dass es patscht. Der Zwerg gerieth in Zorn darüber und biss der Dirne in den Finger, dass das Blut nur so herunterperlte. Die Wunde wollte lange nicht verheilen; zuletzt bildete sich ein Knoten am Finger und war nimmer wegzubringen. Die Dirne heiratete später und bekam Kinder und Enkel, und alle hatten sie an der gleichen Stelle den Knoten.

Auch auf den Almen gab es boshafte und feindliche Wichtlein, aber immer nur dort, wo eine Sennerin war, denn bei Sennern fanden sich nur Zwerglein von ausgesuchter Liebenswürdigkeit zur stets bereitwilligen Dienstleistung ein. Was eine weibliche Hand berührte, konnten sie nicht leiden, deshalb störten sie die Sennerinnen durch ausgesuchte Tücke in ihrer Arbeit, ja nicht selten zertrümmerten sie die Gegenstände, deren sich die Sennerin bei ihrer Arbeit bedient hatte.

---

46. Die Stubaier Ung'schicht.

In früheren Zeiten hatte beinahe jede Almhütte ihre Wichteln oder „Ung'schicht", jetzt aber sind sie auf die höheren Berge gezogen, weil der Unglaube überhand nimmt. Hie und da jedoch, wenn es oben recht wettert, kommen sie auf Besuch herunter. Sie sind aber dann unsichtbar, und man vernimmt nur auf einmal hinter der Ofenbank ein Knistern und Kratzen, manchmal hört man sie auch lachen oder weinen. Es sind ungetaufte Kinder.

Vor vielen vielen Jahren war einmal die Pest in Stubai, und die Leichen lagen von der Pfarrkirche zu Telfes bis zum Ende des ziemlich langen Dorfes. Dazumal war nämlich zu Telfes die einzige Kirche im Thale. Nach und nach sind alle Personen ausgestorben bis auf zwei alte Leute in Neustift; diese saßen eines Abends vor der Thür ihrer hölzernen Hütte und besprachen sich eben, was aus ihnen werden solle. Da kam ein spannenlanges Manndl und sang:

> I bin so grau und bin so alt,
> Denk Spitzwies' zweimal Wies' und zweimal Wald:
> Eßt Kranewit und Bibernell,
> Dann packt enk der Tifel nöt so schnell.

Darauf verschand das Ung'schicht wieder. Sie aßen beide Kranewitbeeren und Bibernell und blieben von der Seuche verschont. Später kam das „Ung'schichtl" öfters zum alten Ehepaar auf „Hoangart", insbesondere, wenn draußen die Flocken wirbelten und der Gletschersturm heulte. Er setzte sich dann zu ihnen auf die Ofenbank und gab manchen guten Rath über Feldbau und Viehzucht.

Es gibt aber auch bösartige Norggen. So hat erst vor einem Jahre ein solches Ding bei einem Bauern zu Vergör zwei Kühe an eine Kette gehängt. Zufällig war der Hirt zugegen. Er legte zwei Weidenstöcke in Form eines Kreuzes über die Kette, und sofort sprang diese auseinander.

Beim Buckeler zu Telfes trieb noch vor wenigen Jahren ein Ung'schicht seinen Schabernack. Es löschte nächtlicher Weile die Lichter in der Stube aus, peinigte die melkenden Knechte, warf Steine auf die Leute und anderes mehr. Je mehr sich die Leute

fürchteten, desto unbändiger musste der Wicht lachen. Auch beim Tankerbauern zu Telfes geschah im verflossenen Jahre ähnlicher Spuk, jedoch ist man dort im Zweifel, ob es der Norgg oder arme Seelen waren oder gar etwa der — Teufel, wie manche behaupten.

47. Das Litzenmannl.

Da hat einmal ein Knechtel in Stubai mit einer Dirne angebandelt und ist wohl richtig gleich zum Fensterlen kommen. Der Vater der Dirne hat nichts wissen wollen von dem heimlichen Zeug und hat „a Litzenmannl gar schön bettelt", dass es ihm helfen thäte. A Litzenmannl, das ist ein kleines Ung'schichtl und schaut gerade so her wie ein zwetschkener „Klauban". Es wohnt im Tennen auf der Litzen (Bretterboden zum Streutrocknen) und ist der Schützer des Hauses. Das Mannl hat's versprochen, und wie der Bua fensterlen gangen ist, steht's richtig vor dem Madl ihren Fenster. Zuerst hat der Bua g'schaut, nachher hat er gelacht, drauf aber hat's ihm den Kragen „umdrahnt", dass sein G'schau hinten auf dem Buckel gesessen ist.

48. Von dem Lindwurm und dem Weltbrand.

In der Wildschönau wurzelt die Furcht vor gewissen Thieren, aber auch die Verehrung solcher viel tiefer im Volke, als der Glaube an die Heilkräuter.

Am meisten wird der Drache oder Lindwurm gefürchtet. Sowie durch einen Drachen der Abfluss des Sees bewirkt wurde, der vorzeiten die Wildschönau bedeckte, so werden Thal und Bewohner auch wieder durch einen Drachen zugrunde gerichtet. Aber dann bricht auch überhaupt das Ende der Welt herein, das nicht mehr fern ist, wenn sich der Drache einmal in der Wildschönau zeigt. Es war schon einmal ein Lindwurm im Thal, unter der Erde verborgen, der aber noch glücklicherweise beim Ackern vom Pflugeisen getroffen und getödtet wurde, bevor er groß genug war. Dadurch wurde das Ende der Welt noch hinausgeschoben. Der

gefürchtete Drache, heißt es, werde zu Agla, einem einsamen Bauernhof, von einem siebenjährigen Hahne, der das Drachenei unter der Stiege des Hauses legen wird, ausgebrütet und großgezogen werden. Ist er herangewachsen, dann schwingt er sich hoch in die Lüfte hinauf, und es fällt Feuer vom Himmel, wodurch die Wildschönau und die ganze Welt in Brand geräth und zu Asche verbrennt. An dieser Prophezeiung hält der Wildschönauer so fest, dass man im ganzen Thal keinen Hahn sieben Jahre leben lässt. Als im achtundvierziger Revolutionsjahre zufällig zu Agla ein Ei unter der Stiege angetroffen wurde, das wohl eine Henne dort gelegt haben wird, entstand großer Schrecken, und manches Mütterlein schüttelte den Kopf und prophezeite den Weltuntergang. Aber damals gieng's noch mit dem Schrecken ab.

49. Die Preiselbeere.

Vor langer Zeit begab sich einmal der Teufel zu unserem Herrgott und bat ihn, dass er ihm etwas zu erschaffen erlaube, wodurch er sich berühmt machen und einen größeren Anhang erwerben könnte. Der Herrgott wusste zwar, dass der Satan nichts Gutes erschaffen kann, aber er dachte sich, „der Teufel kommt mir nicht obenauf", und gab ihm die Erlaubnis. Voller Freude gieng der Satan fort, und während er so darüber nachsann, was er am passendsten erschaffen könnte, führte ihn der Weg durch einen Wald, wo viele Moosbeeren von wunderschöner dunkelblauer Farbe wuchsen. „Ei," sagte der Böse bei sich, „schöner wären diese Beeren, wenn sie meine Farbe trügen", und erschuf solcher Beeren von rother Farbe genug. Dabei that er den Schöpferspruch, dass jeder, der ein solches Beerlein äße, mit Leib und Seele ihm gehören solle.

Es währte nicht lange, da kamen schon zwei brave Kindlein in den Wald herein, Moosbeeren zu sammeln, und fanden im Suchen auch die rothen. Weil ihnen diese viel seltsamer waren, da sie die blauen doch alle Tage haben konnten, wurden sie von den rothen angelockt, dass sie nicht mehr widerstehen konnten und sich schon darnach bückten. In dem that sich der Himmel auf, und der liebe Herrgott, der es geschwind bemerkt hatte, machte ein

Kreuz auf die Erde herab, und siehe, von Stund an war jede Preiselbeere mit einem Kreuzlein versehen, wie es der Herrgott gemacht. Der Teufel aber fuhr mit Ingrimm zur Hölle hinab und ballte noch vor dem Höllenthor die Faust hinauf vor Zorn und Aerger, dass beim lieben Herrgott zwei Kindlein mehr gelten, als er. (Wildschönau.)

50. Die vereiste Alm im Zillerthal.

Die Ölträger aus dem Zillerthal sind vor Jahren oft über den Ritten gekommen. Einer übernachtete beim Paugger in Mittelberg und erzählte dort folgende Geschichte, deren sich das alte Mütterchen noch ganz gut erinnert.

Im hintersten Zillerthal ist eine abgekommene Alm. In alten Zeiten bezogen die Zillerthaler von derselben großen Heunutzen; der Wohlstand jedoch machte sie übermüthig. Ein Bauer war am Vorabend des hohen Frauentages mit seinen Leuten noch daran, seinen Almantheil zu mähen. Nach alter frommer Sitte ließ man da schon zu Mittag Feierabend, d. h. man hörte von der Arbeit auf und gieng ins Dorf hinab zur Vesper. Der Bauer aber wollte nicht Feierabend lassen, bevor sie nicht fertig wären. Wohl verließen ihn die Mahdleute, die er im Taglohn hatte, er aber arbeitete trotzig weiter, und sein Knecht blieb bei ihm. Der Bauer sagt zum Knecht: „Wir halten aus, und wenn wir noch morgen den ganzen Tag mähen müssten.“ Dem Knecht war's recht. Da kam ein Gewitter; es regnete aber da oben nicht, sondern schneite stark und immer stärker. Am Tage nach dem Frauenfest kamen die Nachbarsleute herauf, ihre Weide zu mähen, und zugleich wollten sie nach dem Bauer und seinem Knechte sehen, die nimmer heimgekommen waren. „Zuerst mähen wir unsere Wiese,“ sagte der Nachbar, „dann wollen wir sehen, wohin der Bauer mit seinem Knecht gekommen ist.“ Sie fanden nun ihre Wiese schon aper, denn mit dem Schnee hatte die Sonne geschwind wieder aufgeräumt; die des Nachbars aber war noch mit Schnee bedeckt über und über. Wie sie ihre Wiese gemäht haben, versuchen sie den Schnee in des Nachbars Wiese wegzuräumen. Aber der Schnee hatte stark ge-

schwitzt, wie die Bauern zu sagen pflegen, und war dann zu so hartem Eis gefroren, dass sie die dicke Kruste nicht aufzubrechen imstande waren. So blieb er nun liegen, und aus der Wiese des gottlosen Bauern wurde ein Ferner, und Bauer und Knecht sind bis auf den Tag darunter begraben.

51. Der Wildmöser See.

Eine Stunde ober Mieders unweit Gleins ist ein unterirdischer See, der Wildmöser See. Oben ist er ganz mit Schilf überwachsen, dass man nichts davon sieht. Vor mehreren Jahren fiel eine Bötin hinein und wurde bei Hall unten todt aus dem Inn gezogen. Der See hat nämlich keinen Grund. Ändert sich das Wetter, so hört man aus dem See ein Donnern.

Im Wildmöser See haust ein Drache. Wenn dieser einst groß gewachsen sein wird, dann peitscht er das Wasser mit solcher Gewalt, dass es ausbricht und ganz Stubai überschwemmt. So hat der frühere Drache, von dem der gegenwärtige, noch junge herstammt, vor über hundert Jahren ganz Mieders überschwemmt, ist aber dabei selber zugrunde gegangen. Wo heute das erste Haus in Mieders steht, war einst das letzte, d. h. ganz Mieders wurde damals fortgerissen.

52. Wie die große Stadt Heidach bei Wörgl versank.

Vor uralten Zeiten, als die Unterinnthaler sich noch selber einen guten Tropfen zügelten und ihn nicht aus dem Etschland zu holen brauchten, stand unten bei Wörgl herum die große und vornehme Stadt Heidach. Sie war so groß, dass sich ihre Straßen und Häuser vom Schmelzwerk Heidach oder Kastengstatt bis auf Röstelbühel erstreckten. Dahinter erhoben sich die Berge, welche das hübsche Thal Wildschönau umschließen. Dieses Thal war damals noch ein tiefer, tiefer See, vier Stunden lang und zwei breit; der ganze See war voller Fische, aber auch voll greulicher Wasserungethüme, unter denen eine riesige Wasserschlange die Ufer rundum unsicher machte.

Nun war aber Heidach ehemals eine römische Garnisonsstadt gewesen, und nahmen darin die wälschen Unsitten so sehr überhand, dass sie weit und breit von keinem Orte an Zügellosigkeit überboten ward. Daher konnte die Strafe nicht mehr lang aus sein. Der Wasserdrache im See von Wildschönau begann den Thalriegel, der das Wasser untenher verschloss, zu zernagen und bohrte ein ungeheures Loch hindurch, also dass zuletzt der See seinen Ausfluss nahm und seine gewaltigen Sturzwellen der sündigen Stadt zuwälzte. Mit dem Wasser polterten zahllose Felstrümmer die Tiefe hinunter und rollten ebenfalls verderbenbringend gegen Heidach. Die Stadtmauern konnten dem mächtigen Andrange nicht lange widerstehen, und in der Zeit eines Sonnenlaufes waren Straßen und Häuser versunken und begraben. Kein Menschenleben konnte gerettet werden, und kein Haus, kein Palast, kein Tempel zeigte fürder die Stelle an, wo die stolze Stadt gestanden. Das Wasser des ausströmenden Sees schwellte den Innfluss hoch an, und die Verwüstungen desselben erstreckten sich bis nach Ungarn hinab, wo die Kreuzfahrer, die damals auf der Donau gen Constantinopel fuhren, arg davon betroffen wurden. Aber auch die Wasserschlange, durch welche das Verderben der Stadt herbeigeführt worden war, gieng zugrunde. Sie wurde selbst von den wilden Wogen mitgerissen und in eine Felsenspalte hineingezwängt, aus der sie sich nicht mehr herauswinden konnte. Das verendete Unthier verbreitete nun in der ganzen Gegend einen solchen Pestgestank, dass alle jene Menschen, die das Wasser verschont hatte, in der Pestluft dahinstarben.

Acht Stunden Länge thalauf und thalab waren im Unterlande nur mehr zwei Menschen am Leben geblieben, ein Bauer und eine Bäurin. Sie giengen beide, Menschen zu suchen, und begegneten sich auf einem Joche ob Niederau, wo sie sich, erfreut, ihresgleichen zu finden, um den Hals fielen und einander gelobten, beisammen zu bleiben und für die Fortpflanzung der Menschen zu sorgen.

Der Platz, wo die beiden sich gefunden hatten und das eine um das andere so froh war, als wär's ein Engel vom Himmel, heißt davon noch heute das „Halsgatterl". Es ist ein Holzgatter, hoch oben auf dem Übergang vom Notterberg zur Holzalpe gelegen.

Später sollen einzelne Überreste der zerstörten Stadt ausgegraben, auch ein Helm und Panzer an der Stelle aufgefunden worden sein.

Diese Volkssage erinnert wohl an ältere Wasserausbrüche, zugleich aber auch an den schwarzen Tod des 14. Jahrhunderts und an Zuwanderung nach der Wildschönau, vielleicht vom Brixenthale her.

53. Da Hindastoasee.

(Ellmauer Dialect.)

Ba ünsa Nochbargemoande Scheffa, wo ma vo Kopstoa üwan Hindastoa acha kimp, nit weit von Wallfahrtskirchl Bärnstatt, send a moa drei Bananhoamada g'wesn, is scho long hea, recht großö und nembei kleinarö hübsch oa; diasn sond scho nu, aba wo dö großn drei g'wesn sönd, is iaz a See, akrat so groß wi' ameascht d' Felder und d' Gaschtn und Wies'n. Dös hot ma mei Muada vazöhlt, es is g'wiß wohr. Dia Bauan homb nix thu, wos g'stritn um a Wossabründl, wei's a niada gean g'hop hiat zon Onga u wassan, und homb an schröcklan Ufried g'hop weng den Bettl. Amoa an Ondlas-Feiram homs den gonzn Tog g'stritn und g'schnmpfn, zlöst, wia's zon Rosnkronz gonga wan, hom's go nu kraft und gehn voll Zor und Ziag schlofn.

Den nona Tog is d' Sennen uma zwaa auf, hot's Milcharbötl thu, nocha g'schwind melchn gonga a d' Homötz aufi; sö homb mit non g'hot oani Kob und d'Sennen a mit non, wia's oba bi da Hausthüe außa geht, is a Wossalock' vor bin Haus, wo sist go nia koanö g'wesn is. Sie ho b'moat, „dös homb woll d' Nochbabuam thu zu an Spod füe den Ufried, wia's a krecht is, zwö streitn's dö goz Zeit; mia is dos scho gonz zwida, aba iaz schlogg's scho viri, muaß i mi schlain, sist kimm i a nu z' schpat, kimp ma füe."

Jaz geht's außi a d' Ez und lockt und wischp'lt an Küan, aba sie sicht koani und heascht koane und hot do üba zwoanz'g Stuck. Sie suacht sö, lockt'n Berg aus und ei bis den halben Vomittog, do find's amol dö Glogg und a frisch G'spor. „Hot oani woll dö Glogg valoan, krot dass i nit Kirchn kim, is eh scho neini," denkt's ia, und richtig find't's dö Küa, wia's a na Grnam in huckn.

Is decht sist nit da Brauch vo'm Melchn, dass dö Küa nida huckn. Jaz milcht's g'schwind, dass decht nu vo dö Kirchleit hoam kimp, sist is decht zon schama. Wia's hoid üwan Berg acha sicht zo dö Häusa, sicht's nu krod vo oan 's Doch außa schau, sist is scho lauta Wossa g'wesn. Sie hot dö Buttn hi g'schtöllt und is dö oanö Seitn owö zu da Kirch und gjammascht und krezscht, dass d' Leut b'moat hombt, sie is varuckt, bis g'sechn hombt, dass vo dia drei Häusa neamb z Kirchn is. Jaz send's aufi as schau'n, is scho a See g'wesn; dö onan Bauan nembei hom ea nu g'fürcht, aba es hot ea nix thu, sö sönd hoit iaz zwischn Wossa und Kaasa ei klemp, oba sö sönd's scho a so gwöhnt. Amoa hiatn's ös gean wissn möng, wia toif dass a is, da See, hom's a Spagat tnumma und an Stoa dru buntn und homb'n ochi g'worfn; hom's geichn a schröckanö Stimm g'heascht: „Dargrintst du mi, so schluck i di." Holder da Toifl, hom's ea nimma z'schoa traut. Es is olls z' Grund gonga bis af d' Sennen und dö Küa.

Nocha is a nu oft öpas g'schechn. Amol sex Brechlerina sönd rauschig g'wesn und eicho g'fo'n, hom's um göag, aft sönd's afn Wossa g'schwumma, hot's zu olln Glück a Kohlbrennamannl g'heascht und hat ean an Knittl eichö g'hob, oft hom's ö sö dru g'höngg as wia Wepsn und sönd richtig nu aus kemma.

A amoa a junga Bua is in Schliednreitn in See eichö kemma; deasn is aba schu richtig hi g'wesn.

54. Wia da Schwarzsee bei Kitzbüchö entstandn is.

(Kufsteiner Dialect.)

Auf den Bodn, wo iatz da Schwarzsee is, da is vor aitn Zeidn, wia nou 's Wünschn und 's Fluachn öbbas g'nutzt hat — 's Fluach'n freia si nix guats — a schöna Tannwaid g'standn, wia's d'n hecha landei und -aus nit g'sechn hast.

An Waid inn' is schadig und fei g'wesn und unter an weißbaschting Stämm is a Wassal g'rieslt, aus da Weis' guat und frisch.

Nit weit davu san zwoa graußi Bauangüada g'standn. Dö B'sitza davu ham an wening Bick g'hab aufanand.

Do is amái recht hoaß g'wösn, und da Baua vo den rechtsseiting Hof geat durchs Gstreich eini zon Brindl, huckt sö nieda, wischt sö an Schwiz ä und läßt sö 's Wassal schmöck'n.

Wia 'ra aso a den schön Wäid eini schaug und ehm dö Kühai so woi duat, schwizt auf da hoaßn Ländsträß außt sei linksseitiga Nächba dahea.

Dea rennt a auf'n Wäid zua und schmeißt sö zun Brindl zuachö af's Moos. Ast sicht a easchst sein Nächban. „Ah, da Nächba a do," säg a, „wia gfäit's da an mein Wäid? Taug da dö kühai Luft und vös guat Wassa?" „Acha, nebn zua g'schossn," säg da'r ända," wenn da Wäid is, dös weascht glei sechn. J ku das durch dö äitn Schriftn weisn, das mei Nöhdl scho von zwöftn Gräd hea do Stamm g'schläg'n hät."

Und mit den hät da Streid ughöbb. Sö häm g'stridn und kraft, bis dö gänz G'schicht vans Kricht köma is, und däsn hät den an Wäid zuag'sproch'n, dea 's Recht drauf mit dö Schriftn weisn kina hät, und döstweng hät'n da Baua von rechtsseiding Hof kriag.

Dar oa, den da Prozeſs an Haufn Geid kost hät, hät a pär Wochn umma g'schtriddn und g'fluacht, wia da leibhäftigö Satan und ba äin Toifön g'wunschn, dass da gänz Wäid zi Wässa wean soi.

Den oan Täg wia da Baua, dea an Prozeſs g'wunga hät, a da Frühha vi dö Thüar außi geat, hät a koan Wäid und koan Nächbar meha g'sechn und dafi lauta Wässa.

Jatz nu b'hauptn d' Leid, dass ma, wenn da See klär is, dö Bam und an Fluacha sein Hof untan Wässa aufa schaugn sicht.

55. Die Entstehung des Walchsees.

Die Gegend, wo jetzt der Walchsee im Bezirk Kufstein den Boden bedeckt, war einst ein wunderschöner Wald. Weil aber der Wald nicht abgegrenzt war und viel eintrug, bildete er den Zankapfel zwischen den Nachbarn. Der Hader zog sich ins Unendliche und artete in grenzenlose Feindschaft aus. Statt die Stämme gemeinschaftlich und brüderlich zu schlagen, geriethen die Anwohner hart aneinander und schlugen sich die Schädel ein. Da machte ein Höherer

den Frieden unter ihnen, denn eines schönen Tages sah man da an Stelle des streitigen Waldes alles mit Wasser bedeckt. Eine Sennerin, welche vorher durch den Wald gieng, um am jenseitigen Berge die Kühe zu melken, sah auf dem Wege dahin bloß ein Grüblein, mit Wasser gefüllt. Auf dem Rückwege konnte sie schon nimmer durch, da war schon der ganze See vor ihr ausgebreitet. In früheren Zeiten gieng da oft zur Nachtszeit die unheimliche Seefackel um. Manchem Wanderer hat sie unliebsam auf den Weg den See vorbei geleuchtet, und die Leute fürchteten sich. Man sagt, es wäre die Seele einer Dirne gewesen, die ihr in unerlaubter Weise erbrachtes Kind in die Fluten des Sees versenkt habe. Der See gehört dem Fischerwirt, aber die Nachbarn, zwischen denen einst der Wald streitig gewesen, genießen daran ein Rechtsalterthum. Sie dürfen nämlich mit der Angel an einer siebenhaarigen Schnur darin fischen und Streu mähen, soweit sie hineinwaten können.

56. Sagen vom Pillersee.

Ein Bauer besaß eine so fruchtbare Alpe, dass im ganzen Unterinnthale keine andere so viel eintrug. Daher konnte er großen Viehstand überwintern und übertraf bald die Bauern weit und breit an Geld und Gut. Wie nun das so gewöhnlich geht, der reiche Bauer wurde dadurch über die Maßen eitel und übermüthig, that sehr groß und ließ seine Goldvögel allenthalben singen und fliegen. Eines Tages stieg er mit mehreren leichtfertigen Kameraden, die sich sein Prassen zunutze machten, auf die Alpe: dort gedachten sie mit den Sennern Kurzweil zu pflegen. Oben wurde nun gezecht, und als sie sämmtlich betrunken waren, musste der Senner aus der goldgelben Almbutter Kugel und Kegel formen, und mit der Gottesgabe huben sie an, ihr frevelhaftes Spiel zu treiben. Aber das war des Übermuthes noch nicht genug. Sie hatten einen Spielmann mitgebracht, der nun draußen vor der Hütte aufspielen musste. Weil die Frevler in ihrem Rausche selbst nicht zu tanzen vermochten, sollte das Vieh dazu den Tanz besorgen. Sie trieben es mit Peitschenhieben im eingezäunten Lager umher und quälten es mit teuflischer

Bosheit, dass die Thiere vor Schmerz brüllten, während der Fiedler dazu lustige Tanzstücke fiedelte. Zuletzt nöthigten sie noch die Sennerin, ein blutjunges Mädel, mitzuhalten, und thaten Böses an ihr. Aber der ruchlosen That folgte die Strafe auf dem Fuße. Alsbald drang unheimliches Gewässer aus dem Boden und schwoll also rasch an, dass nach einer Viertelstunde die Alm sammt der Hütte und den schwer betrunkenen Frevlern im Wasser versank. Nur der Spielmann und die Sennerin, die beide unfreiwillig mitgethan hatten, blieben verschont; der eine ward, auf seinem Stuhle sitzend, wie auf einem Schiffe ans Ufer gespült, das Mädchen aber schwang sich auf den Rücken eines Stieres, der sie durch das Wasser trug. So entstand der Pillersee.

Der See ist unergründlich, und wenn man das Blei in seine Tiefe senkt, um seinen Grund zu messen, dann tönt es unheimlich herauf:

„Willst du mich ergründen,
Muss ich dich schlünden."

Merkwürdig ist, dass auch dieser See denjenigen, der an seinen Ufern sich niederlegt und einschläft, bis an die Knie ins Wasser zieht. Die Leute erzählen, dass etliche der Bauern, die damals ob ihres Frevels untergiengen, im letzten Augenblicke ihre Sünden bereut und Gott um Erbarmen angerufen hätten. Deswegen seien sie nicht verdammt worden, müssten aber bis auf den jüngsten Tag im Wasser büßen. Sie seien dazu verurtheilt, den See von Zeit zu Zeit zu schwellen und zum Aufwallen zu bringen, wodurch es geschehe, dass die an seinen Ufern schlafenden Menschen ins Wasser tauchen.

Einmal war am Ufer des Sees auch wieder ein Bäuerlein eingeschlafen, und als er aufwachte, spielten ihm die kalten Wellen schon um die Knie, und es schüttelte ihn der Schrecken, weil er dachte, wie er so bald hätte ertrinken müssen. Indem sah er zwei Nattern aus dem Wasser hervorkriechen, eine rothe und eine weiße. Sie ringelten sich geradewegs auf das Bäuerlein zu, und jede trug ein Krönlein auf dem Kopfe; die rothe eins von rothem Golde und die weiße eins von glänzendem Silber. Und sie schüttelten die Krönlein neben ihm auf die Erde herunter und huben gar zu reden an. Die eine sagte: „Meine rothe Krone gehört dir, bewahre sie

gut auf, sie wird dir Glück bringen." Darauf gebot ihm die andere, ihr weißes Krönlein seinem Weibe zu bringen, und auch sie solle es gut verwahren und sorgfältig hüten. Und die Thiere krochen wieder von dannen. Der Bauer nahm die Kronen auf und betrachtete sie mit Staunen, denn sie waren so zierlich gearbeitet und glitzerten so, dass er noch nie in seinem Leben etwas so Wunderbares gesehen hatte. Sodann beeilte er sich, damit heimzukommen, und that, wie ihm die Schlangen geboten hatten. Und als das erste Jahr darnach um war, hatten die beiden Bauersleute etwas Namhaftes vor sich gebracht, das auch nimmer den Beutel verließ. Das zweite Jahr gieng's noch besser und so fort, und nach etlichen Jahren hatte das Bäuerlein so gut gehaust, dass es ein erkleckliches Capital einstreichen konnte und noch vollauf genug in der Tasche hatte. Aber die Krönlein hatten den Eheleuten auch den Kindersegen ins Haus gebracht; jedes Jahr reifte eins und fiel vom Baume, bis die Stube voll war. Und sie hatten alle einander recht lieb und lebten in Wohlstand und Ehren. Bis heute soll dieser Segen von dem Bauernhause nicht mehr gewichen sein.

57. Wie das Bergwerk in Obernberg sein Ende fand.

Im Obernberger Thal, unweit des Brenners, war in alten Zeiten ein Gold- und Silberbergwerk. Das ganze Thal war voll Bergknappen, lauter kleine Männlein, die ihr Handwerk ausgezeichnet verstanden. Sie wurden durch den ergibigen Bergsegen über die Maßen reich, so reich, dass sie nicht mehr mit hölzernen Kegeln spielen mochten, sondern sich goldene machten und eine goldene Kugel dazu, ein ganzes goldenes Kegelspiel. Wenn sie damit spielten, hörte man das Klingen des Goldes durchs ganze Thal. Auch trieben sie anderen Übermuth; so nagelten sie ihre Bergschuhe nicht mehr mit eisernen, sondern mit goldenen Nägeln. Der eine Frevel that sich zum andern, und zuletzt, als sie gar nicht mehr wussten, wie sie ihren Übermuth auslassen sollten, kamen sie auf den Einfall, einen Stier zu schinden. Sie zogen demselben die Haut ab, rieben ihn sodann am ganzen Leibe mit Salz ein und jagten das Thier in seiner entsetzlichen Qual thalaus. Am

Ausgang des Thales aber blieb der Stier stehen und „lüente“, furchtbar gepeinigt, zu dem dort stehenden Wegkreuz hinauf. Das Gebrüll hallte durch das ganze Thal und drang auch hinein in den hintersten Theil und ins Bergwerk. Dieses stürzte augenblicklich ein, und alles Gold und Silber war begraben und mit ihm viele Knappen. Die anderen, welche noch übrig geblieben waren, vergruben jetzt selber das goldene Kegelspiel unter einem Felsblock, denn ums Spielen war ihnen nimmer zu Muthe. Zum Schutze des goldenen Spieles aber meiselten sie eine Geige in den überhangenden Stein. Kaum waren sie damit fertig, so schnob auch alsbald der Pestwind durchs Thal herein, und wen er anblies, der war augenblicklich todt. Die Knappen flohen über die Bergjöcher, aber auch sie ereilte der Wind, und das ganze Obernberger Thal starb aus. Später kamen Leute aus Schmirn, die bauten das Thal wieder an, blieben aber einfache und fromme Bauersleute. Das Bergwerk blieb verlassen, aber noch gegenwärtig findest du zuhinterst im Thale die Spuren davon. Auch der Felsblock mit der Geige soll noch stehen, allein er ist schwer aufzufinden, und das goldene Kegelspiel harrt noch immer der erlösenden Hand. Wollen wir nicht miteinander auf die Suche gehen? Ich nehme die Kegel und du die Kugel.

58. Das Venediger Männlein auf dem hohen Anlaſs.

Ein Thaurer Geißhirt saß einmal unter einem Strauch auf dem hohen Anlaſs bei Hall und schaute vergnügt in die Weite. Da kroch unter ihm ein winziges Männlein den Abhang herauf, in schwarzen Sammt gekleidet und mit seltsamen Schnallenschuhen. Als es oben war und den Hirten erblickte, fragte es ihn nach dem hohen Anlaſs. Der Hirte antwortete: „Da brauchst du nimmer weit zu gehen, wir stehen schon mit beiden Füßen drauf.“ Das Männlein warf sein Bündel auf den Boden, trocknete sich den Schweiß ab und begann mit seinem Bergspiegel in den Berg zu lugen. Bald hatte er die rechte Stelle entdeckt, schnitt ein Rasenstück aus und machte aus der feuchten rothen Erde dreizehn Kugeln. Zwölf davon schob er in sein Bündel, die dreizehnte schenkte er

dem Hirten dafür, dass er ihm das Bündel zu tragen versprach. Darauf verschloss er die Öffnung im Boden mit dem Rasenstück so geschickt, dass niemand etwas merken konnte, und sie stiegen den Berg hinab bis zur Thaurer Sennhütte, wo der Hirt vom Männlein Abschied nahm.

Als der Hirte später einmal sein Abenteuer einem Bergmann in Hall erzählte und die Kugel erwähnte, die er daheim aufbewahrte, verlangte der andere sie zu sehen. Und siehe da, die Kugel, die mittlerweile steinhart geworden war, enthielt soviel Gold, dass das Münzamt in Hall dem überraschten Hirten zweitausend Gulden dafür auszahlte. Damit kaufte sich der glückliche Bursche ein Bauerngut, verheiratete sich und wirtschaftete in Ehren. Er war wohl auch wieder auf den hohen Anlass gestiegen, konnte jedoch den Platz nimmer finden, wo der Zwerg die Golderde herausgenommen hatte.

59. Das Venediger Männlein in Wildschönau.

Ein Venediger Männlein, das in Venedig zum Teufel in die Schule gegangen war und bei ihm das Zaubern gelernt hatte, kam jedes Jahr in die Wildschönau zu einem Bauern und bat um Nachtherberge. Immer brachte es leere Säcke mit sich und trug am andern Morgen volle davon. Den Bauersmann plagte „der Wunder", und als das Männlein wieder einmal bei ihm übernachtete, passte er ihm auf. Gegen Mitternacht schlich es aus dem Haus, grub unter einer Eiche das Wurzelwerk auf und klaubte lauter blinkende Goldklumpen hervor. Darauf schleppte es die vollen Säcke ins Haus zurück, stellte sie in seiner Kammer auf den Boden und legte sich wieder schlafen. Als der Bauer merkte, dass das Männlein in tiefem Schlafe war, stahl er ihm einen Goldklumpen. In der Frühe erwachte das Männlein mit dem ersten Hahnenkrat und wollte mit seinen Säcken sich auf den Weg machen. Aber gleich im ersten Anfühlen merkte es, dass ein Klumpen fehle. Da weckte es den Bauern und zwang ihn, den gestohlenen Klumpen in die Wassergrube neben dem Hause zu werfen. Davon färbte sich das Wasser nach und nach roth, ganz schön roth, und die

Kühe, welche aus der Lacke tranken, bekamen sämmtlich den Blasenstein und mussten geschlachtet werden. Als man ihre Blase untersuchte, fand man sie mit lauter Goldküglein angefüllt. Noch heute fließt dort das Wasser roth aus dem Boden. Der Bauer aber hatte trotz des Goldwassers Unglück über Unglück.

60. Wie drei Handwerksburschen zu einem Schatz gelangten.

Der Satan hat in Venedig eine Schule, in welcher die Schwarzkunst gelehrt wird. Er nimmt aber immer zehn Schüler auf, keinen mehr und keinen weniger, denn seine Leute bringt der Teufel immer zusammen. Collegiengelder begehrt er keine für seine Vorlesungen, wohl aber einen Zehnten, denn der Satan hält's mit der guten alten Zeit, da man noch Zinshühner und die zehnte Garbe reichte. So stellt er nun seinen Scholaren die Bedingung, dass er einen von ihnen holen dürfe. Wenn dann der Cursus, der drei Jahre dauert, zu Ende ist, sucht er sich jenen aus, der ihm am besten gefällt, und gibt ihm in der Hölle drunten irgendein Amt.

Diese Satansschüler der Venediger Schule gehen nach vollendetem Schwarzstudium in alle Welt aus, um sich auf die gelernte Art Schätze zu verschaffen. Man heißt sie die Venediger Männlein, weil sie sich klein und alt und bucklig zu stellen verstehen. Viele aus dieser Schule sind schon in unsere Alpen gekommen und haben ganze Säcke voll Gold und Silber davongetragen. Wenn die goldene Last aber gar zu schwer ist, so dass sie selbe allein nicht fortzuschleppen vermögen, dann verwahren sie den Schatz unter allerlei Zauberei und Bannsprüchlein in einem sicheren Verstecke, bis sie ihn zu holen kommen.

Ein solches Venediger Männlein hatte einen schweren Sack voll Gold erbeutet und schleppte die Last durch die Wildschönau heraus. Nun trug es sich zu, als es bei einem Buschwerk vorüberkam, dass es einen alten, vergessenen Steg erblickte, der über ein trockenes Bachbett führte. „Was soll ich noch länger am Sacke schleppen?“ sagte das Männlein; „da unter der Brücke ist er gut

aufgehoben", und es vergrub das Gold unter dem Steg, und während es den Sack verscharrte, bannte es den Schatz mit Zaubersprüchen und sagte zuletzt: „So, der Schatz kann außer mir von niemand gehoben werden, es wäre denn, dass ein schwarzer Bock, der sieben Jahre mit lauter Hafer gefüttert wurde, über den Steg gienge." Nun hatten sich nicht weit von der Brücke drei Handwerksburschen gelagert, die hörten, was das Venediger Männlein sagte, und warteten, bis es fort war. Dann stiegen sie aus dem Versteck und machten sich davon, einen schwarzen Bock zu kaufen. Den mästeten sie sieben Jahre mit Hafer und trieben ihn darnach über den Steg, unter welchem der Schatz lag. Der Bock war noch nicht hinüber, da sprang schon der Schatz aus der Grube, und die Gesellen theilten ihn unter sich und wurden reiche Leute.

61. Stubaier Schätze.

Um Johannis und Bartlmä nachts 12 Uhr blühen die Schätze; man sieht an der Stelle, wo sie vergraben liegen, einen Lichtschein. Ein besonders reicher Schatz ist im „Rastbüchl" (ehemalige Todtenrast) begraben. Denselben wollte einmal ein Bauer heben, und er war schon in der besten Arbeit, als zwei unheimliche „Löther" in uralter Tracht auf dem Rastbüchel auftauchten. Den Schatzgräber gieng das Fürchten an, und er lief spornstreichs davon.

In der Nähe des Oberberger Sees liegt eine goldene Gans vergraben. Ein Geißbub sah vor einigen Jahren daselbst einen Stein, in welchen eine Gans gemeißelt war. Er berichtete dies dem Senner. Als aber beide einige Stunden später darnach suchten, war der Stein verschwunden. Hätte der Bub zwei Holzstäbe kreuzweis über den Stein gelegt, so würde er die Stelle wieder gefunden haben und wäre heute sammt dem Senner steinreich. Diese goldene Gans ist ein alter Heidengötze und wurde vor tausend Jahren in Feindesgefahr vergraben.

62. Der Geißstein.

Im finstern Schoße des Geißsteins in den Kitzbüchler Alpen ist eine immer fließende Goldquelle, welche ihre Tropfen in eine darunterstehende Kanne fallen läßt. In früheren Zeiten sind die Venediger Männlein gekommen und haben die volle Kanne ausgeleert, die leere wieder untergestellt und das Gold mitgenommen. Aber niemand weiß das Loch, durch das sie in den Berg geschlüpft sind, und die Kanne müßte längst wieder voll sein, aber wer wird das Glück haben, den Schatz zu heben?

Vor uralten Zeiten ist im Geißstein geknappet worden; es war ein Goldbergwerk. Da ist's dann zugegangen auf dem Schlaberstatter Kirchtag! Die Schlaberstatt ist ein schöner Grasboden auf der Nordseite des Geißsteins zwischen den Almen Pfandeben und Ahornthal, und daher ist alles tanzlustige Volk von der Tiroler und salzburgischen Nachbarschaft zusammengeströmt. Der Übermuth, der auf dem Schlaberstatter Kirchtag getrieben wurde, kannte keine Grenzen: den unsinnigsten Tänzen folgten Roblerkünste und Raufereien, wobei es ohne Blutvergießen nie abgieng.

Noch zeigt man die Plätze, wo die Spielleute saßen; etliche darunter waren immer leibhaftige Teufel, und wo diese gesessen sind, wächst noch immer kein Grashälmchen.

63. Der Teufel holt einen Gotteslästerer.

Gehst du in Hall bei der Pfarrkirche vorbei und schaust hinauf zu jenem kleinen Fenster, das die Schneckenstiege beleuchtet, die auf der linken Seite zur Emporkirche hinaufführt, da erblickst du auf dem Sandstein, der dem Fenster als Oberlage dient, einen rothen Streifen, als wäre der Stein einmal mit Blut bestrichen worden.

Vorzeiten lebten in Hall zwei leidenschaftliche Spieler, die bei den Karten aufgewachsen waren und kein anderes Handwerk gelernt hatten. Sie erdachten sich folgende List, um auch während der kurzen Zeit des Gottesdienstes noch spielen zu können. Sie nahmen nämlich ihren Platz auf der Stiege ein, die links zur Emporkirche hinauf führt. Da konnten sie, ohne gestört zu werden,

treiben, was sie wollten, denn die Leute pflegten zur Emporkirche auf der rechtsseitigen Stiege hinaufzusteigen. So spielten die beiden wieder einmal auf der Stiege; das Glück war aber heute offenbar nur dem einen hold, da der andere immer nur verspielte. Der Einsatz wurde immer höher und größer der Verlurst. Mit zitternder Hand und voller Wuth warf der Verspieler sein letztes Geld zum Satze hin; auch das gieng verloren. Nun fieng er an zu fluchen und alles Heilige zu lästern, daſs man selbst durch die dicke Mauer, welche die Schneckenstiege vom Langschiffe trennt, seine Gotteslästerung vernahm und den Betenden vor Entsetzen die Haare zu Berge standen. Auf einmal drang von unten Schwefeldampf in die Höhe, der Teufel, halb schwarzer Bock, halb Mensch, stieg die Treppe herauf, drehte dem Lästerer den Hals um und fuhr mit ihm, während ein heftiger Windstoß an den Kirchenfenstern rüttelte, durch das kleine Fenster hinaus.

Nach dem Gottesdienste untersuchten die Leute den Raum, aus dem der sacrilegische Lärm gekommen war; da fanden sie den einen der beiden Spieler wie todt auf dem Boden und draußen an dem Fenster das Blut. Als der zurückgebliebene Spieler aus seiner Ohnmacht erwachte, erzählte er den ganzen Hergang. Er war gründlich gewitzigt, bekehrte sich und rührte keine Karte mehr an.

64. Wie der Teufel einen Ritter holt.

Das Schloſs Mariastein auf hohem Felsen in Unterinnthal zeichnet sich durch seine sonderbare Bauart aus und zeigt manche Merkwürdigkeit. An diese Burg knüpft sich folgende Sage:

Ein Ritter von Mariastein war überaus leichtsinnig und gottvergessen. Es war in der heiligen Christnacht, und die Leute eilten groß und klein von nah und ferne dem Kirchlein zu, nur der Ritter gieng nicht. Er hatte ein paar Kameraden für diese Nacht zu sich auf die Burg geladen, mit denen er soff und spielte. Schon war es bald zwölf, als des Ritters fromme Mutter sich zum Kirchgang anschickte und ihren Sohn ermahnte, mitzugehen. Er erwiderte dem Mütterlein trotzig und derb und soff und spielte weiter. Voll Verdruſs über den Ungehorsam ihres wüsten Sohnes

begab sich die Frau zur Kirche. Die beiden Ritter, die das Flehen der Mutter mitangehört hatten, empfanden wohl Mitleid mit der armen Frau und hätten gerne den Ungerathenen zum Aufhören des Spieles bewogen, allein sie wagten es doch nicht. Da schlägt es zwölfe, und sie spielen weiter. Und da der Burgherr gerade verlor, wurde er vom Grimm erfasst und schmähte und fluchte auf das Christkindlein. Doch horch! Mit einemmale braust es in den Eichen vor dem Schlosse, ein schreckbarer Sturm rüttelte am alten Gemäuer, ein Fenster fliegt klirrend auf, der leibhaftige Satan fährt durch die Öffnung, fasst den Frevler beim Schopf, und fort geht's wieder mit ihm, hinaus durch die finstere Nacht in die Hölle. Die beiden Gäste wurden dermaßen erschreckt, dass sie in sich giengen und ein frommes Leben anfiengen.

65. Der Teufel holt eine Dirne.

An der Zillerbrücke war eine verliebte Dirne, die nichts lieber that, als mit den jungen Burschen tanzen. Einmal war sie sehr traurig, weil sie nicht zu den Spielleuten gehen konnte, denn sie hatte keinen „Zahler". Schon war die Dämmerung eingebrochen, und das Mägdlein stand betrübt da, und es wollte sich noch immer keiner einfinden. Da auf einmal klopfte es an die Thür, und ein junger, bildschöner Kerl lud sie ein, mit ihm zu den Spielleuten zu gehen. Also doch noch einer und wahrscheinlich, dass keiner an Nettigkeit den Ihrigen ausstach. War das eine Lust! Nun giengen sie selbander zum Tanze. Keiner war so frisch und aufgeräumt auf dem Tanzboden, wie ihr Geselle; sie wurde viel beneidet. Wie nun der Tanz aus war, schieden sie, und der Lustige fragte sie zum Abschied, ob sie ihm wohl erlaube, des nächsten Abends an ihr Fenster zu kommen. Die Dirne sagte nicht nein, sondern ja, und als der nächste Abend kam, erschien auch der Teufel bei ihrem Fenster, wo sie schon gewartet hatte, und holte sie. Weil sie aber wanstig war und wohlbeleibt, schloff sie nicht leicht durch die Eisenstangen des Fensters und musste mit Gewalt durchgepresst werden, also dass die Blutstropfen davon an das Wandgetäfel ihrer Kammer spritzten, wo sie noch jedermann sehen kann. Sie sind nimmer wegzubringen.

66. Die gerettete Dirne.

In früheren Zeiten hatte der Satan weit mehr Gewalt als in unseren Tagen; die Leute sagen, es wäre durch die vielen Ablässe besser geworden.

Wenn nämlich früher jemand nieste und es sagte niemand „Helf' Gott!" darauf, so gehörte die niesende Person dem Satan.

Einmal gieng der Teufel durch die Wildschönau und traf einen Burschen auf dem Wege, der auf das Gasseln ausgieng. Es war dies sonst gerade kein sonderlich löblicher Gang, aber diesmal wurde er doch zu einem löblichen. Es fragte ihn nämlich der Satan, wohin des Weges er gehe, und als ihm der Bursche ganz ehrlich, wie die Wildschönauer eben sind, gestand, welches der Zweck seines nächtlichen Ganges sei, da dachte der Teufel, zwei Fliegen mit einer Klappe zu fangen, und sagte dem Burschen, dass auch er auf das Gasseln gienge, und er hoffe die und die Dirne zu bekommen, weil ihr niemand „Helf' Gott!" sagen werde. Aha, dachte der Bursche, du bist schon der rechte; wart', ich werde dir heut' das Gasseln verleiden. Und er begab sich eilends dorthin, wo er die benannte Dirne wusste, und hockte sich zu den anderen in die Stube hinein. War auch nicht lange darin, als die Dirne schon niesen musste. „Helf' dir Gott in Himmel!" rief der Bursche dreimal aufs Niesen kräftig, und der dumme Teufel hatte den weiten Weg umsonst gemacht.

67. Die Teufelsbanner.

Wenn man im Gertrudenbüchel einige Gebete ebenso geläufig rückwärts lesen kann wie vorwärts, dann erscheint einem der Satan. Das thaten denn auch einmal drei Burschen und bannten den Teufel her. Der erschien mit einem Sack voll Geld. Sie hätten nun wohl recht gerne das Geld gehabt, der Satan aber sollte sich „zum Teufel scheren". Aber das gieng nicht so leicht. Sie machten wohl die vorgeschriebenen Ceremonien, um ihm den Sack abzujagen, doch der Teufel war nicht wegzubringen. Er setzte sich außerhalb des Kreises, in welchem die Burschen waren, auf den Sack und lachte so recht satanisch. Drei volle Tage mussten die drei Banner

ohne Speise und Trank unter Satans Aufsicht im Zauberkreise zu- bringen, bis sie endlich am vierten durch einen Franciscanerpater glücklich befreit wurden. Als der Böse merkte, dass er werde gehen müssen, warf er den vollen Sack in eine Drecklacke. Später wollten die Burschen denselben aus der Lacke ziehen und das Gold unter sich theilen, aber das hatte den Teufel gesehen, es war weder Sack noch Gold zu finden.

Andere sagen, der Satan habe den Geldsack wieder mitgenommen. (Wildschönau.)

68. Der weiße Teufel.

Sebastian Hienersbühler, ein Wirt zu Kirchberg im Brixenthal, unterhielt drei Jahre lang in Platt am Abhange des Gaisberges ein anstößiges Verhältnis. An einem Samstage gieng er, statt den Abendrosenkranz zu beten, wieder nach Platt „fensterln". Als er nun am Berge zum Zaun kam, erblickte er den Teufel in Menschengestalt, weiß und mit funkelnden Hörnern, der mit den Worten: „Jetzt ist's genug, endlich kann ich dich holen" über ihn herfiel. Der Wirt rang verzweifelt mit dem weißen Teufel und that zugleich das Gelübde, wenn er obsiege und vom Untergange gerettet würde, wolle er der Mutter Gottes eine Kapelle bauen und darin sein Leben lang jeden Samstag, auf den bloßen Boden hingestreckt, den Rosenkranz beten. Auf das hin fühlte er sich merklich gestärkt, der Teufel stand von ihm ab und verschwand. Alsbald ließ denn auch der reumüthige Wirt im Jahre 1700 auf dem Kirchanger eine Kapelle bauen, die 1768 erneuert wurde. Zur Erinnerung an diesen Vorfall wurde der Teufel in weißer Gestalt mit goldenen Hörnern abgebildet und zur linken Seite des Altars angebracht, wo er noch heute zu sehen ist. (Kirchberg.)

69. Der Satan auf dem Heimgart.

In einem Stall in Peningberg hatte sich ein Branntweinheimgart zusammengesetzt, wobei es nun lustig und fidel hergieng. Sie hüpften und tanzten zuletzt und thaten noch allerlei, weiß Gott, es wird nicht das Beste gewesen sein. Da kam auf einmal ein kleiner Kauz herein, als es schon spät war, und tanzte mit.

Er war bei weitem der „Glenkigste“ unter den Burschen und sprang Scheiben, dass es ihm keiner nachthat. Auch tanzte er immer allen anderen vor und hatte die schönste Dirne am Arme, die keinen andern mehr mochte, seit ihr der schmucke Kleine den Hof machte. Jetzt schlug es Mitternacht, und die Bauernburschen setzten sich ermüdet neben ihre Schönen und rasteten, der „Glenkige“ jedoch tanzte noch gleich rüstig weiter. Aber plötzlich spürte seine Tänzerin heftige Krämpfe und konnte nimmer tanzen. Sie wollte sich niedersetzen, allein der „Glenkige“ ergriff sie und wollte sie durch das Fenster hinaus vertragen. Glücklicherweise fiel es dem Mädchen ein, schnell ein Kreuz zu machen; der Satan, denn der war das Männlein, ließ sie, da er sie schon in die Luft gehoben hatte, fallen, und die Arme lag todt auf dem Boden. Unter höllischem Gestank fuhr der Teufel davon. (Wildschönau.)

70. Der Teufel als Tänzer.

Mei, wie die Sennerin auf der Eggeralm ins Tanzen vernarrt war; nichts hat sie lieber gethan. Der Pfarrer hat oft gepredigt, auf dem Tanzplatz wird die Unschuld krank, und auf dem Heimweg stirbt sie, und sie sollten nur einmal in den Kalender für Zeit und Ewigkeit schauen, wie der Tod hinter den Tänzern steht und mit zwei Knochen geigt; aber es war alles in den Wind geredet. Das wussten die Senner weitum und kamen oft bei ihr zusammen und tanzten bis Mitternacht. Eines Abends war sie mit ihrer Kameradin mutterseelenallein in der Sennhütte; es wollte niemand kommen. „Wenn nur heut' einer käm'!“ Aber es kam keiner. „Wenn ich heut' doch wenigstens einmal mit einem herumtanzen könnte,“ sagte sie in ihrer Langweile, „und möcht's der Teufel selber sein!“ Der andern gieng bei diesen Worten ein Schaudern zu, und sie mahnte die Sennerin, nicht so zu reden, sonst könnt' er kommen, der Unterländer.

Nach einer Zeit hörten sie über den Rain herauf lustig jodeln, dass es ihnen in die Ohren gellte. „Endlich kommt einer,“ rief sie freudig aus, „und noch dazu ein Lustiger; der jodelt ja, wie ich's noch nie gehört habe.“ Und herein trat ein flinker

Jägersmann, bildschön, versteht sich, mit einem nobligen Schnauzbart. Wie er die Sennerin ums Tanzen fragte, hatte sie auch schon ja gesagt. Jetzt drehten sie sich herum und immer wieder und immer schneller, und während sie miteinander walzten und der Jäger lustig auf den Boden stampfte und mit der Zunge schnalzte, da stellten sich allmählich mehrere Burschen aus nachbarlichen Sennhütten ein.

Der Tanz wollte nimmer aufhören, und die Sennerin wurde allmählich windelweiß vor Anstrengung und konnte kaum mehr athmen; der Jäger ließ sie nimmer aus. Nach und nach wurde dieser größer und immer größer, und Feuer gieng ihm aus den Augen und erleuchtete die Stube: der Sennerin liefen dicke Schweißtropfen herab und näßten den Boden. Da kam es den Zuschauern ganz unheimlich vor, furchtsam drängten sie sich in einen Winkel zusammen, und einer rannte zur Thür hinaus und gestracks ins Dorf hinab und holte den Geistlichen. Dieser lief, was er konnte, bergauf und brachte endlich mit harter Mühe den Jäger zum Weichen. Kaum ließ er die Tänzerin aus, da fiel sie um wie ein Holzblock und lag lange wie todt. Endlich kam sie zu sich, aber die übermenschliche Anstrengung und der Schrecken warfen sie aufs Krankenbett, und erst nach Monaten stand sie wieder auf. (Kössen.)

71. Der arme Teufel.

Auch für den Teufel hat es einmal bessere Zeiten gegeben, als es ihm nämlich noch gestattet war, leibhaftig in den Kirchen sich blicken zu lassen. Freilich war er da nicht freizügig, denn die Betstühle waren ihm verboten, und er durfte nur auf den Pfeilern oder Fensterbogen sitzen und von da aus die Leute beobachten.

Einmal kam er zum Hochamt in die Kirche und schleppte eine großmächtige Ochsenhaut hinter sich her, auf der er die Namen aller verzeichnen wollte, die in der Kirche schwatzen. Weil aber in der großen Menge von Andächtigen, die hier versammelt waren, erklecklich viele schwatzten, stand die Ochsenhaut bald voller Namen, und doch waren viele noch nicht drauf, die doch in einemfort redeten,

als stünden sie auf dem großen Markt vor der Bude des Siebenkreuzerjuden. Da ward selbst dem Teufel bange, wie er sich die andern Namen auch noch merken solle. Endlich kam ihm ein guter Gedanke. Er wollte die Ochsenhaut durch Ausziehen vergrößern; daher fasste er das eine Ende mit der Hand und das andere mit den beiden Füßen und zog und streckte mit ach und krach, dass ihm der Schweiß vom Leibe troff und auf die Köpfe der Beter unten. Ein Tropfen patschte einem frommen Mann das Gesicht herab, er schaute auf, was da oben wäre, und sah den Teufel bei seiner Arbeit. Der Mensch betete nun so inbrünstig, dass es hätte einen Stein erbarmen müssen, der Herrgott möge die Haut des Teufels entzwei brechen lassen. Da auf einmal krach! riss die Ochsenhaut von oben bis unten, als wäre eine Naht darin gewesen, und der Satan, der dies nicht ahnte, purzelte kopfüber kopfunter vom Kirchenfenster auswärts auf das Pflaster hinab und blieb dort solange liegen, bis er durch neue Schwätzer in die Kirche gerufen ward. Die Leute sagen noch heute, derjenige, der in einer Kirche schwätzt, lade den Satan ins Gotteshaus. (Wildschönau.)

72. Die Igler Teufelsmasken.

Früher war der Brauch, dass am Aschermittwoch zwölf Burschen aus Igls in Teufelscostümen und mit Teufelslarven nach Ellbögen giengen und dort allerlei Unfug trieben. Es waren aber in Ellbögen drinnen immer dreizehn statt zwölf; der dreizehnte war der Teufel selber.

Der hat nun die erstaunlichsten Künste aufgeführt, und die Buben wollten nicht zurückbleiben; daher erkannte man die Anwesenheit des Teufels geschwind, wenn die Burschen so rasend sprangen, wie es sonst kein Mensch vermag; sie sprangen sogar über die Dorfbrunnensäule hinweg. Immer aber kam einer zu wenig heim nach Igls, weil einen der Teufel mitnahm.

Da steckten sie nun, um nicht geholt zu werden, geweihte Asche und geweihtes Salz in die Stiefel. Weiß nicht, ob's geholfen hat.

73. Der „hoich Hans".

Vor beiläufig 300 Jahren trieb sich eine Einbrecher- und Mörderbande im Wipthal herum, deren Hauptmann ein berüchtigter Zauberer, mit Namen der „hoich Hans" (d. h. der hohe Hans), war. Dieser konnte alle versperrten Schlösser aufblasen. Einmal in der Nacht kam er mit seinen fünf Gesellen (mehr nahm er niemals in seinen Dienst) nach St. Jodok bei Stafflach, um in die Kirche einzubrechen. Er blies in des Teufels Namen das Schloss an der Kirchenthür, hierauf das des Sacramentshäusels auf und vertrug den goldenen Kelch sammt den übrigen Kostbarkeiten.

Wenn er wo ein kleines Kind traf, so schnitt ihm der Bösewicht die Händchen ab, ließ sie „zusammenschnurfen" und trieb damit Zauberei. Er brauchte dazu immer fünf solche Händchen, die er in einem „Trühele" stets mit sich führte. Dazu stahl er große Wachskerzen aus den Kirchen, steckte sie zwischen die Finger der Kinderhändchen und zündete sie an. So viel Finger waren, ebenso viel Kerzen mussten brennen. Solange nun diese Kerzen brannten, konnte er mit seiner Bande bei Nacht die Häuser ausrauben, ohne dass jemand aus dem Schlafe geweckt wurde, so laut sie im Hause auch umgiengen. Die Leute wurden „geblendet".

74. Die Höttinger Hexen.

Ein rechtes Hexennest war Hötting, wo vor vielen Jahren eine große Anzahl Hexen ihr Unwesen trieb. Sie wurden alle zum Feuertode verurtheilt. Auf kam die Geschichte durch den Bräutigam einer jungen Bäurin, die ebenfalls eine Hexe war. Nachdem er die Hexenzunft angezeigt hatte, musste er das Bekenntnis mit dem Tode büßen, den ihm seine Braut anwünschte.

75. Von den Hexen in Stubai.

Die Hexen sind in Stubai noch nicht ausgestorben; jeden „Pfinztig" kommen sie auf dem Sailjoch zusammen. Sie machen die bösen Wetter, und wenn die große Glocke von Telfes nicht wäre, dann würden die Fruchtfelder schon längst in Muren verwandelt sein. Besonders kräftig gegen das Verhexen ist es, wenn man im Frühjahr geweihte Kohlen unterackert.

Der Volderauer Andrä von Telfes hat erst vor wenigen Jahren am Sailsteg eine Hexe gesehen. Sie war weiß gekleidet. Der Ochsener Wurzer hat die Hexen deutlich schreien hören auf dem Sailerboden. Dem Buckeler Bauern aus Telfes sind auch einmal zwei Hexen begegnet, und die haben ihn so böse angeschaut, dass er geschwind das Kreuz machte und über Stock und Stein davon rannte.

Der Brantner zu Telfes that vor etwa 14 Jahren einen großmächtigen Ochsen auf die Alm unter dem Sailjoch. Da kommt eines Tages der Hirt und meldet, er solle geschwind hinaufgehen auf die Alm, sein Ochse sei verhext. Da ist der Brantner wohl mit geweihtem Salz hinauf, aber er kam zu spät. Der Ochs, der noch vor kurzem sehr feist war, stand wohl oben, aber nur mehr die Haut war über seine Knochen gespannt, und er zitterte wie Moosrohr. Die Hexen hatten „nachten" ein Gelage gehalten und das Fleisch dazu dem Brantner Ochsen herausgezaubert.

Der alte Jörgel von Gabers traf einmal zu oberst auf der Saile eine Hexe. Sie strickte und sagte kein Wort. Natürlich schaute der Jörgel, dass er möglichst bald aus ihrem Bereich kam, denn erst etliche Jahre sind es her, seit ein Fremder da oben eingeschlafen und des andern Morgens drüben in Völs aufgewacht ist.

76. Von den Hexen in der Wildschönau.

Sieht man in der Wildschönau ein böses Wetter aufsteigen, so ist man schnell fertig mit der Erklärung desselben; ein Gewitter nämlich kann nur von den Hexen herrühren. Besonders gram sind die Hexen den Wetterglocken von Ruf, denen das Volk die Gewalt zuschreibt, Hagelwetter zu vertreiben. Sie kommen hin und wieder in den Thurm und machen die gewaltigsten Anstrengungen, aus dem Mantelsaum der Glocke ganze Stücke herauszubeißen, was ihrem teuflischen Zorn manchmal auch gelingt.

Auch in der Wildschönau glauben die Leute, im Kreisel des Sautreiberwindes, wie man dort den Wirbelwind zu nennen pflegt, sei eine Hexe. Einmal gieng dieser Wind so stark, wie noch nie; da warf ein Bauernknecht zornig sein Pinzger Messer mitten in den Wirbelsturm hinein und traf wirklich die Hexe, welche aus dem Wirbel heraus und todt zu Boden fiel.

77. Das Eschenreis.

Im Alpachthale stieg einmal eine Dirne auf die Alm. Während sie so in Gedanken dahin schritt, fand sie am Wege ein ganz seltsam geformtes Eschenreis. Sie nahm es und schlug ganz zufällig und ohne jede Absicht damit in eine Wasserlacke. Auf einmal entstand ein furchtbares Gewitter mit verderblichem Schauer. Das Eschenzweiglein war nämlich einer Hexe aus dem Busen gefallen.

78. Das Geigerlein unter den Hexen.

Die Leute in Wildschönau wissen noch allerlei Geschichten von Hexen zu erzählen, d. h. die alten, denn die jungen glauben nimmer dran. Gar übel pflegten vor alters die Hexen in der Weihnacht den andern Menschen mitzuspielen, und wer zur Christmette gieng, mußte von den Unholden viel Zauberspuk erdulden.

So begab sich einmal in der Christnacht ein gar lustiges Geigerlein vom Innerthal zur Mette nach Oberau. Es hatte ein mächtiges Kenteltrumm in der Hand, das ihm auf den Weg leuchtete. Das Männlein trug aber seine Geige mit sich unterm Arm, denn es gedachte bei der nächtlichen Feier ein wenig mitzugeigen. Da kam es auf dem Wege an einer Brechelstube vorbei und sah vor der Thür derselben eine Brechel stehen. Das war sonderbar, und gleich stieg im Geigerlein der Gedanke auf, die Brechel da könnte wohl gar eine verwandelte Hexe sein. Die Hexen, dachte es, nehmen den kürzesten Weg durch die Luft, und da das Männlein schon ein wenig müde war, setzte es sich auf die Brechel. Leiten werde ich das Ding schon können, meinte es, wenn es zu fliegen anhebt. Und die Brechel hub wirklich zu fliegen an und flog so schnell wie der Wind thalauf, aber das Männlein vermochte sein Reitpferd nicht zu lenken, wie es vermeint hatte. Die Brechel trug es auf den Lemmersberg und ließ sich dort oben gemach zur Erde nieder.

Das Geigerlein stieg ab und gewahrte alsbald zahlreiches Hexenvolk, das ihn im Kreise umstellte. Alle führten sie ihre Hausbesen bei sich, auf welchen sie heraufgeritten waren.

Nach einer Weile huben sie einen Tanz an, und das Geigerlein musste wohl oder übel dazu eines nach dem andern aufspielen. Endlich kam gar der Herr Satan in seinem Sechsspänner angefahren, und nachdem ihn die Hexlein so eine Weile hofiert hatten, gieng das Hopsen von neuem los. Das Geigerlein war vom Spielen müde geworden, und noch immer war kein Aufhörens. Da kam ihm ein schlauer Einfall. Er spielte auf einmal keinen Hopser mehr, sondern die Arie: „Himmel, thauet den Gerechten!“ Im Nu war der Spuk zerstoben, das Geigerlein aber saß auf der äußersten Spitze eines überhangenden Felsens und musste geduldig da sitzen bleiben, so schneidig auch der Wind blies, bis es Tag wurde. Erst da konnte es sich aus seiner gefährlichen Lage ziehen.

79. Zehn Jahre als Esel.

Ein junger Knecht aus der Ellmauer Gegend wurde von einem Weiblein, das eine Hexe war, angebettelt, gab ihr aber das Verlangte nicht. Voll Zorn sprach dasselbe: „Du sollst ein Esel sein!“ Und auf einmal ward er in einen Esel verwandelt. Traurig marschierte er nun seinem Dienstorte zu, in der Hoffnung, dort erkannt zu werden. „Wem gehört denn der Esel?“ rief man. „Treiben wir ihn aus!“ Doch der Esel kam immer wieder und hörte alles, was man zu ihm sagte, konnte aber selbst nichts reden als i, a. Im Sommer gieng's wohl so; aber im Winter erfror er fast. Zehn Jahre vergiengen. Da begegnete eines Tages ein altes Männlein dem Esel. Es hatte einen Sack auf dem Rücken und schien gar schwer daran zu tragen. Der Esel dachte sich: Ach, wenn er nur mir den Sack auflegte, ich würde ihn gerne tragen. Und wirklich, bald lud das Männlein seine Last auf des Grauen Rücken. Es gieng voran, der Esel ihm bedächtig nach bis zu des Männleins Heim. Zum Abschiede sagte nun das Männlein zum Esel: „Du solltest am Antlasstage den Kranz von einer ganz reinen

Jungfrau fressen.“ Der Esel gieng, im Herzen dem Männlein aufrichtig dankend, mit dem festen Vorsatze, das zu thun. Der Antlasstag war bald da. Unser Esel stellte sich nun hinter den Zaun, bei dem die Procession vorbeizog. Aber man jagte ihn fort. Doch der Esel kommt immer wieder, und endlich gelingt es ihm, den „Gwödlkranz“ vom Kopf eines dreijährigen Mägdleins, das auf dem Arme seiner Mutter sitzt, zu fressen. Er bekommt wohl etliche Schläge, doch sein Bemühen ist nun hinreichend belohnt, denn auf einmal ist er wieder Mensch.

III.

Oberes und mittleres Eisakthal.

1. Alte Kirchen in der Pfarre St. Andrä bei Brixen.

Die älteste Pfarrkirche soll zu Monstrol gewesen sein. Das dortige St. Valentinskirchlein mit schönen Fresken aus dem 15. Jahrhundert wurde im December 1809 von den Franzosen eingeäschert. Dass ein Friedhof einmal neben der Kirche gewesen ist, bezeugen die oftmaligen Ausgrabungen von Menschenknochen.

Mehr verbreitet ist die Sage, dass in uralter Zeit die Kirche zu Klerant Seelsorgskirche der Berggemeinden gewesen sei. Die Millander, Afrer, Mellanner und Kleranter hätten hier ihren Gottesdienst gehabt, und da zu Klerant wäre der erste Geistliche gestiftet gewesen. Wirklich umgab diese Kirche ein Friedhof, denn als der Feuchtigkeit der Grundmauern wegen die Erde zwischen der Kirche und der sie umringenden Mauer in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts tief ausgehoben werden musste, stieß man auf zahlreiche Menschenknochen. Der Todtengräber von St. Andrä, ein 80jähriger Greis, der selber beim Erdausheben mithalf, behauptet, er hätte so große Armknochen ausgegraben, dass sie glaubten, da wären lauter Riesen begraben.

2. Die Pfarrkirche in St. Andrä.

Die St. Andräer bei Brixen wollten ihre Pfarrkirche zuerst unten in Monstrol bauen. Schon war alles Bauwerk hergerichtet und giengen die Leute ans Aufführen. Da hackten sich die Zimmerleute in einemfort ins Fleisch, und Vögel trugen die blutigen Späne höher auf den Berg hinauf. Wo sie die Späne fallen ließen, wurde dann die gegenwärtige Pfarrkirche gebaut.

3. Die Pfarrkirche in Albeins.

Der Sadebach aus Afers, ein stets gefürchteter Wildbach, hatte die alte Pfarrkirche weggeschwemmt und die kleinere Margaretenkirche so schwer bedroht, dass sie keine Sicherheit mehr bot für regelmäßigen Gottesdienst. Da beschlossen die Albeinser, die neue Pfarrkirche so weit außer dem Dorfe in der Richtung gegen Klausen zu bauen, dass sie der Wildbach nicht mehr erreichen könnte. Sie richteten also das Bauholz zu, aber die Zimmerleute hackten sich selber ins Fleisch statt ins Holz, was durch göttliche Fügung vor sich gieng. Denn es kamen die Vögel und trugen die blutigen Späne aus andere Ende des Dorfes über den Sadebach hinüber und ließen sie dort zur Erde fallen. Darin erkannten die Albeinser den Fingerzeig Gottes und erbauten an derselben Stelle die neue Pfarrkirche.

4. Das Latzfonser Kreuz.

Drei Jahre hintereinander schauerte es in Latzfons und Villanders alles nieder, es half kein Beten und kein Bitten. Da sagte der Geistliche, ob sie denn nirgends einen Herrgott hätten, dem gar keine Ehre angethan werde. Sie fanden im Gerümpel einen Herrgott und giengen mit ihm in Procession. Dreimal sagte er, als sie ihn niederstellen wollten: „Nein, da nicht!“ Immer weitergehend, kamen sie hinauf auf die Alm, stellten ihn nieder, und da sagte er nichts mehr.

Hier oben stellten sie das Kreuz auf, wo es heute noch steht, weit und breit bekannt, das Latzfonser Kreuz. Alljährlich gehen dahinauf die Bauern von Latzfons, Villanders und vom Ritten wallfahrten.

In Gismann war einmal unter dem Vieh eine Krankheit: Ochsen, Kühe, Schafe, selbst die Gänse fielen mitten im Freien um, und keiner wuſste Rath. Da giengen die Gismanner wallfahrten, mitten im Schnee. Voll Vertrauen machten sie sich auf und dachten sich: wenn wir nur hinaus zum Latzfonser Kreuz kommen!

Gott wollte, daſs es ihnen gelang. Und siehe da, als sie heimkehrten, stand das Vieh auf und war wieder lebendig.

Aus Dankbarkeit für die wunderbare Hilfe bauten sie am Gnadenorte eine kleine Kapelle. Kreuz und Kirchlein sind hochgeweiht, sonst hätten sie die Wetterfrauen schon längst ins Thal hinabgeschwemmt.

5. St. Magdalena in Villnös.

Bevor der hinterste Weiler im Thal Villnös noch eine Kirche hatte, hörte der Bauer von Oberkantiol auf dem Kofel oben, wo die Seligen wohnten, immer an Vorabenden vor Sonn- und Festtagen Feierabend läuten. Das freute ihn, und er stellte mit dem Läuten auch gleich seine Arbeit ein. Einmal aber war er beim Garbenführen mit dem vollen Wagen gerad' vor seinem Stadel, als es auf dem Kofel läutete. Einthun muſs ich die Garben doch noch, meinte er, weil's nicht weiter ist, und so fuhr er geschwind noch beim Stadelthor hinein. In dem Augenblick verstummte das Läuten und ließ sich nie wieder hören. Der Bauer hatte kein Glück mehr und bereute sein Thun bitter. Zur Sühne ließ er das St. Magdalenakirchlein bauen.

Zur Baustätte wurde der Probitzler Boden ausersehen. Schon waren die Zimmerleute mit dem Behauen der Werkhölzer beschäftigt, aber der hackte sich in die Hand, ein anderer in den Fuß, und das Blut rann auf die Späne hinab. Da kamen seltsame Vögel geflogen und trugen die blutigen Späne auf den

benachbarten Hügel hinauf, wo sie dieselben so kunstgerecht aneinander reihten, dass jedermann leicht den Grundriss einer Kirche erkennen konnte. Nach diesem Grundriss wurde nun die jetzige Magdalenakirche auf dem besagten Hügel wirklich erbaut.

6. St. Leonhard bei Brixen.

Die Kirche zum heiligen Leonhard auf dem Berg bei Brixen ist wie andere solche Kirchen mit einer großen eisernen Kette umzogen. Alle sieben Jahre wächst ein neues Glied an der Kette, und wenn sie sich dreimal herumschlingt, dann geht die Welt unter.

In früherer Zeit machten die Fuhrleute, Postillone, Praxer und Hausknechte des Eisakthales von Sterzing bis Bozen alljährlich am St. Leonhardstage eine Wallfahrt hieher und ritten dreimal um die Kirche herum. Dann schlugen sie ein Hufeisen an die große Kirchenthür an. Noch jetzt sieht man etliche dieser Hufeisen an derselben. Seitdem die Eisenbahn geht, hat diese Wallfahrt aufgehört.

7. Die Muttergottes auf dem Freienbühel.

Der Obereggenbauer in Afers war gar fromm und hielt die Mutter Gottes in hohen Ehren. Und jeden Abend, wenn die Sonne zur Rüste gegangen war, hörte er ober seinem Hofe auf dem Berge von einem silberhellen Glöcklein Ave Maria läuten, er mochte daheim sein oder auf dem Felde. Wenn er auf dem Felde arbeitete und das Glöcklein vernahm, machte er sogleich Feierabend, lief heim und betete. Daher gedieh ihm alles aufs beste und bog sich der Scheunenboden unter seinen Garben. Einmal am Abend vor dem hohen Frauentag läutete es wieder oben. Der Bauer war mit den Garben schon vor dem Stadelthor, und „die müssen noch hinein!“ sagte er, und „dafür bet' ich heute doppelt“ und fuhr mit den Garben ein. Dann betete er wohl schleunig den englischen Gruß und ließ die Arbeit. Aber das Glöckel oben that kein drittes Gesätzlein mehr und ließ sich seitdem auch nie wieder hören. Der Bauer empfand bittere Reue, dass er die Arbeit

nicht sogleich eingestellt hatte, und es that ihm weh um das helle Glöcklein, das er so gern gehört. Zur Sühne baute der Obereggener eine Kapelle oben auf dem Freienbühel, stellte ein Muttergottesbild hinein und hieng ein Glöckel darüber, mit dem künftig er selber Feierabend läutete. Alsbald wurde der Freienbühel ein Wallfahrtsort, von dem die Brixener auch ihre kleinen Kinder holen. Wenn man eines hinter dem Altar schreien hört, muss man es gleich nehmen.

Als im December 1809 die Franzosen den St. Andräerberg heraufstürmten, die Häuser der Bauern anzuschüren, da war gerade eine fromme Bauerndirne auf dem Wege zum Freienbühel hinauf. Es war ein wenig frischer Schnee gefallen. Oben, so ungefähr bei der letzten Station, sah die Dirne ein wunderschönes schneeweißes Lämmlein, das an einen Baum gebunden war. Sie wundert sich, geht ganz hinauf und in die Kapelle, wo sie eine Zeit betet. Als sie wieder bergab geht, ist das Lämmlein verschwunden. Die Franzosen aber sind nicht weit gekommen. Durch die Fürbitte der Muttergottes auf dem Freienbühel ist es nämlich geschehen, dass sie die Bäume des Waldes für lauter Tirolerschützen ansahen, die in hellen Haufen herabrückten, ihnen entgegen. Vor einer solchen Übermacht zogen sich die Franzosen schleunig zurück und ließen den Berg in Ruhe. Aus Dankbarkeit bauten die Bauern auf dem Freienbühel die jetzige Kirche.

8. Die Muttergottes erscheint.

Ein alter Ploner im Kreuzer Oblat in Lüsen, mit Namen Hans Oberhauser, schlief als Kind eines Tages unter einem Kirschbaum. Auf einmal fühlte er einen Schlag und wachte davon auf. Er schaute um sich, wer ihn geschlagen haben möge, aber es war niemand herum. Auf einmal kommt ein blendender Schein von oben, und als er in die Höhe schaute, erblickte er die Muttergottes über sich in der Luft. Er merkte sich die Gestalt, in welcher ihm die Muttergottes erschienen war, genau, und an der Stelle, wo der Kirschbaum gestanden, ließ er eine Kapelle bauen und dafür ein Muttergottesbild herstellen, ganz so, wie jenes, das er in der Luft gesehen. Kapelle und Bild stehen noch heute.

9. St. Gotthard und seine Verfolger.

Als der heilige Gotthard auf seiner Reise in die Brixner Gegend kam, da ward er von zwei Männern, die dem Heiligen feind waren, verfolgt. Sie hatten jeder einen Sack mit Lebensmitteln bei sich für den langen Weg hinter dem Heiligen her. Da geschah es, dass es sie über die Maßen dürstete. Daher liefen sie eine Weile zurück zu einem Bach, über den sie vorher gegangen waren. Da war aber das Wasser alles verschwunden und das Erdreich trocken und war doch früher des Wassers so viel da geronnen. Jetzt thaten sie ihre Säcke auf und wollten essen; die Säcke aber waren leer. Darob erschraken sie und liefen vor sich, bis sie nach einer Weile zum heiligen Gotthard kamen; da fielen sie vor ihm nieder und riefen: „Heiliger Vater, komm uns zu Hilf', denn wir sind nahe daran, Hungers und Durstes zu sterben." Da sprach der Heilige: „Gott hat euch also gestraft; aus brüderlicher Liebe will ich euch jedoch zu essen und zu trinken geben." In dem lief eine Hirschkuh heran mit vollem Euter, die fieng der Heilige und molk ihre Milch in ein Krüglein und labte damit die beiden Feinde, dass sie wieder zu Kräften kämen. Darauf kehrten dieselben wieder heim, und als sie an den Bach kamen, da rann das Wasser wie zuvor, und in den Säcken fanden sie auch wieder die Nahrung, die sie darein gethan hatten. Sie aßen und tranken, bis sie genug hatten, giengen darauf zu seinem Bischof und verklagten den heiligen Gotthard, dass er in fremdem Wildstand eine Hinde gemolken hätte. Darnach über eine Zeit kam der Heilige auch zum Bischof und schaute um sich, wohin er seine Kappe hängen sollte. Es gieng aber durch ein Fensterloch der Sonnenschein, und der Heilige warf seine Kappe daran. Da trug ihm der Sonnenschein die Kappe, als wäre es eine Stange. Da merkte der Bischof wohl, dass es ein guter heiliger Mann wäre, den die anderen verschrien hatten, und dass Gott mit ihm war, und empfieng ihn gütlich und mit Ehren.

Und als der Heilige seliglich verstorben und die Botschaft davon ins Land gekommen war, da bauten sie ihm zu Ehren zu Brixen in der Stadt eine Kirche, die St. Gotthards- und nachhin St. Erhardskirche genannt.

10. Der Tram ist zu kurz.

Als man die St. Cyrillenkirche bei Brixen baute, da sorgte ein armer, frommer Geistlicher um den Bau, auf dass die Kirche bald in St. Cyrillen Ehre zur Weihe käme. Da maßen die Leute einen Tram darein, aber als man ihn an seinen Platz legte, da war das Holz zu kurz. Das war dem Geistlichen gar leid, denn er hatte kein Geld mehr, damit er einen neuen Baum hätte zuhauen lassen können. In dieser Noth rief er den heiligen Cyrillus mit Andacht an und bat ihn, dass er ihm hülfe. Der Heilige erzeigte ihm alsbald seine Gnade, so dass der Tram auf einmal zu lang war. Da hieben sie ein Stück davon ab und bewahrten es lange Zeit zum Andenken in der Kirche auf. Von diesem Stück geschahen viel Zeichen und wurden bresthafte Menschen gesund, wenn sie es mit Andacht berührten.

---

11. Der Stein ist zu lang.

Bei der Einweihung der Klosterkirche zu St. Lambert in Steiermark wollte man das sogenannte Grab des Hochaltars, in welches die heiligen Reliquien hinterlegt werden, mit dem dazu bereitstehenden Steine verschließen. Obwohl nun der Stein vorher von den Steinmetzen genau abgemessen und zugehauen worden war, befand man ihn plötzlich auf allen Seiten zu groß und gerieth in peinliche Verlegenheit. Da war auch der selige Bischof Hartmann von Brixen anwesend. Dieser nahm den Stein in die Hand, setzte ihn an die Öffnung, und der Stein verschloss dieselbe so vollkommen, dass alle sich darob verwunderten.

---

12. St. Nikolaus als „Rosstauscher".

Es war einmal ein großer Raubritter, der Herren und Bauern in der Brixener Gegend großen Schaden that. Da er nun viel geraubt hatte, that man ihn in die Acht, und sie umlegten ihn so, dass er nirgends mehr auskam. Da sah er die St. Nikolauskirche in Kleran und dachte sich: Der heilige St. Nikolaus ist ein rechter Nothhelfer, und bat ihn, dass er ihm hülfe, so wollt' er

ihm sein gutes Pferd geben und sich im Ernst bekehren. Darauf ritt er in die Kirche des heiligen Nothhelfers und blieb dort versteckt, wo ihn seine Verfolger am wenigsten suchten. Der heilige Nikolaus half ihm, daſs ihm kein Leid geschah, und der Ritter dankte ihm seiner Gnaden mit großer Andacht. Darnach, als von seinen Feinden keine Gefahr mehr zu befürchten war, wollte er die Kirche wieder verlassen und zog sein Röſslein heraus, mochte es aber ninderst fürbaſs bringen. Da gedachte er: „Ich habe dem Heiligen mein gutes Roſs zu geben gelobt; da will ich ihm dafür soviel Geldes lassen, als das Roſs wert ist", und legt soviel Geldes auf den Altar, als er meint, daſs das Thier wert wär'. Darnach wollte er das Roſs abermals herausziehen, mocht' es aber wieder nicht herausbringen. Und weil er sich dachte, es wäre vielleicht des Geldes zu wenig gewesen, so legte er ebensoviel dazu. Aber das Pferd rührte sich noch nicht von der Stelle. Da war ihm gar leid, daſs es noch zu wenig wäre, und er griff in seine Tasche, nahm alles Geld heraus, das er darin hatte, Gulden und Pfennige, und legte es auf den Altar. Da erst gieng das Röſslein gern mit ihm. Als er aus der Kirche war, da sagte er: „Fürwahr, lieber heiliger Herr St. Nikolaus, du bist der theuerste und strengste Roſstauscher, der mir je zukam."

13. Die Heiligen wollen geehrt sein.

Einmal war ein Bauer in St. Magdalena in Villnös, der wollte am St. Magdalenentag ackern und war doch der Tag der Hauptfrau seiner Kirche geweiht. Er spannte zwei Ochsen ein, trieb sie an und schalt und fluchte, wie er es gewohnt war. Da kam ein Donnerschlag und tödtete die Ochsen, und ein böser Brand fuhr dem Bauern ins Gebein, daſs ein Stück nach dem andern davonbrach. Die Beinlein, welche sich losgelöst hatten, verbarg er in einem Loch und bat die liebe heilige Magdalena, daſs sie ihm hülfe. Eines Morgens, als er wieder mit großem Ernst gelobt hatte, ein gottgefälliges Leben zu führen, war der Brand verschwunden und alles Gebein wieder ganz. Ein Jahr lang muſste der Bauer noch hinken, dann ward er wieder gerade und dankte Gott und der heiligen Jungfrau Magdalena.

14. Der Stein des heiligen Cassian.

Auf Säben ist ein Stein, in welchem die Knie des heiligen Cassian eingeprägt zu sehen sind. Auf diesem Stein betete der Heilige zum letztenmale und wurde dann vom Steine weg entrückt. Auch ein dreieckiger Zauberstein findet sich dort.

15. Die drei heiligen Jungfrauen.

Vor uralten Zeiten ritt ein heidnisch Volk von Morgen her ins Land herein, und der vorderste trug einen Götzen mit drei Köpfen, wie er noch heute zum ewigen Gedächtnis in der guten Stadt Brixen im Standbild zu sehen ist. Sie erschauten drei minnigliche Jungfrauen, so aus königlichem Geschlechte stammten und von fernen Landen in das fromme Tirol gewandert waren, und schienen aufgelegt, sie sonder Glimpf und Zartheit sich einund dem Christenglauben abzuthun. Es kam aber starkes Fürchten über die Jungfrauen, und sie gedachten, wie sie sich Christo verlobt, und huben sich in Listen von dannen. Die Heiden saßen mit dem Dreikopfe beim Bankett und aßen und tranken und fuhren mit Schall unter die Tische. Derweil stiegen die Königskinder auf den Berg und kamen in ein Dorf, so man Latzfons nennt. Allda lagen sie etliche Zeit still und verborgen und harrten der Dinge in Fasten und Beten und Almosengeben. Denn sie waren über die Maßen reich. Es drang aber die Kunde zum Heidenkönig, dass die schönen Frauen auf Latzfons säßen, und er sandte seine Büttel aus, die sollten sie an seinen Hof bringen. Die Königskinder aber waren vor ihm gewarnt und flohen bei nächtlicher Weile von Latzfons und stiegen einen Berg hinan gen Meransen. Als der Morgen graute, saßen sie gar traurig auf halbem Berge gen Meransen auf einem Stein. Und sie hatten weder Speise noch Wein, sich zu laben, und die Kräfte verließen sie. Als sie lange so dagesessen, sprach die eine: „Christus, mein Herr, nun gedenke, dass du mir aus der Noth helfest, und gib mir zu trinken, dass ich nicht zum Spotte der Heiden verdurste!“ Und siehe da, alsbald sprang ein Brünnlein aus dem Felsen, daran sich die Schwestern erlabten.

Darauf nach einer Weile sagte die andere: „Wie haben wir doch nichts zu essen und müssen den Heiden zum Gespött in Unkräften sterben!“ Und siehe da, alsbald wuchs ein Kirschbaum empor, der neigte die Äste zu den Königskindern hernieder, und es hieng der süßen Kirschen eine Menge daran, so dass sie sich daran erquickten.

Es stieg aber die Sonne höher und höher und brannte aufs Geselse herab, also dass die Jungfrauen ob der Hitze in Noth geriethen. Und es sprach die dritte: „Unseres Leides wär' ein Theil vergessen, so uns ein kühlend Schattendach vor Sonnenglut Schirm böte.“ Siehe da, der Baum ließ Äste und Zweige in die Breite wachsen und that sie weit auseinander, also dass der Platz in dichtem Schatten stand. Des waren die Königskinder froh, sie huben sich alsbald von dannen und stiegen weiter den Berg hinan nach Meransen. Allda fanden sie gastlich Obdach und verblieben in aller Heimlichkeit und unerkannt manches Jahr und waren der Sorge um der frommen Bergleute Wohlergehen unterthan.

Aber es gieng allmählich ihrer Wundergabe Preis von Mund zu Mund, und es gab bald kein Stüblein, dass die Inwohner nicht der Königskinder Milde rühmten.

Wem irgend ein Gebrechen am Leibe zehrte, der ward durch der Frommen Fürbitte von Schaden und Siechthum geheilt, und wessen Kuh von Krankheit oder bösem Zauber niedergeworfen war, der bat die guten Frauen um Hilfe und gieng getröstet von dannen.

Darum hielt das Volk sie in großen Ehren und that sein Bestes, den Frauen zu dienen mit Speise und Trank und aller Nothdurft.

Wie aber die Heiden abgezogen und Friede ins Land gekehrt war und ins Reich Germania, da huben die Königskinder ihren Stab und fuhren des Weges weiter und kamen nach der Stadt Köln, am Rhein gelegen. Allda nahmen sie Herberge und lebten in Ehren und Würden und in Gottseligkeit und blieben der Wundergabe theilhaft bis an ihr selig Ende. Es hat keine Chronik vom Jahre ihres Ableibens Meldung gethan: wohl aber vermeinen einige, die drei Jungfrauen wären nicht vor der wilden Slaven Anzug geflohen, sondern seien, ob ihres christlichen Glaubens aus

der alten Stadt Augsburg vertrieben, in die Berge gefahren*); wieder andere erzählen, dieselben seien der Christenverfolgung in England entgangen und aus diesem Inselreiche in unser Bergland geflüchtet, und es seien nicht Kirschen gewesen, so ihnen auf der „Jungfernrast" unter Meransen zum Labsal geworden, sondern gar wundersame und kostbare Äpfel. Es gibt auch einige, die da wissen wollen, die drei Jungfrauen seien nicht Schwestern gewesen und nur die mittlere ein Königskind, die beiden andern aber der Prinzessin dienende Mägdlein, und sie wären vom Berge nimmer weg nach Köln oder in eine andere Stadt gezogen, sondern oben auf Meransen entschlafen und begraben, und von ihnen habe der Berg das Christenthum. Dazu wollen wir gleich die Thatsache anführen, dass in der Kirche Meransens vor Alters eine pergamentene Tafel gehangen, darauf zahlreiche Wunderthaten geschrieben stunden, welche die drei Jungfrauen nach ihrem Tode gewirkt. Die Tafel ist jedoch nimmer zu finden.

Hören wir auch, was die Latzfonser von der Geschichte wissen:

Es war in uralter Zeit, da brachen Kriegsstürme und Nöthen über Wälschland herein und Mord und Brand und Christenverfolgung, und wer heute zu Christo betete, dem ward morgen der Kopf vor den Rumpf gelegt. Das waren schwere Zeiten, und der Väter Sünden wurden schwer gerächt an Kindern und Kindeskindern. Es lebten aber dazumal drei fromme Schwestern in Italia, die bekannten sich zu Christo, und sintemal ihres Bleibens im Heimatland nimmer war, so machten sie sich heimlich auf den Weg und giengen ins Gebirge. Es stund aber ob dem heutigen Städtlein Klausen eine feste Burg, die das Land weitum schirmte, Säben genannt. Allda saß ein Bischof und waltete der Heidenbekehrung. Darum nahmen die frommen Jungfrauen ob Säben in Latzfons Herberge und pflegten eifrigen Gottesdienst. Das wurden aber alsbald die Latzfonser inne, welche dazumal noch den Götzen opferten. Es ward den Heidenleuten drum nimmer geheuer: sie

*) Die Meinung, dass die drei Jungfrauen in Augsburg ihren Wohnsitz gehabt, von da jedoch, weil sie gegen den Willen ihrer Verwandten das Christenthum angenommen, vertrieben worden, wie dem Herausgeber in der Brixener Gegend erzählt wurde, erinnert uns daran, was Mannhardt über die Kirche von Hela und die drei schwedischen Fürstentöchter mitgetheilt hat.

fanden sich zu den frommen Frauen herüber und drohten den schwachen Mägdlein mit grimmiger Faust. Da that die älteste unter ihnen den Mund auf und sprach: „Nun denn, wir heben uns von hinnen, ihr aber höret: Schwere Zeiten voll Noth und Kümmernis kommen über euch und eure Kinder, geboren und ungeboren, und sie werden ihre Häupter nimmer zur Ruhe legen, bis sie uns im Grabe gefunden haben und die Unbill sühnen.“

Und wie sie diese Worte geredet, schnallten sie ihre Bündel und kamen auf den Berg Meransen.

Die Latzfonser hatten aber darauf viel böse Jahre: der Hunger brach in ihr Kirchspiel herein, und schreckbares Siechthum warf Menschen und Thiere nieder. Infolge langen Regens faulte die Ernte, oder es brannte der Sonne Glut lange Wochen auf Flur und Feld hernieder, also dass die Saat versengt ward.

Da sprachen sie zumal: „Weh' uns, wir werden der Tage nimmer froh, seit wir den frommen Jungfrauen also übel gelohnt. Wer uns die vielholden wieder auf den Berg brächte, dem gäben wir wohl das Beste, des wir gebieten. Wie sollen wir es anfangen, ihnen das Unrecht zu büßen?“

Sie gedachten nämlich in ihrer Noth der strafenden Worte, so der Jungfrauen älteste vor dem Weggang gesprochen.

Darauf thaten die Latzfonser Buße, ließen sich allesammt taufen, einten sich und setzten einen würdigen Gottesmann zu ihrem Führer. Und es lief der Bauer vom Pfluge, der Schmied löschte das Feuer in der Werkstatt aus und schnallte sich den Rücksack um, und der Zimmermann ließ das Beil, so er zum Schneiten gehoben, fallen und sprang auf den Dorfplatz; alle thaten sie eine große Wallfahrt mit Fahnen und Kreuz und heiligem Sange und stiegen den Berg hinan gen Meransen, um der frommen Frauen Fürbitte zu erflehen.

Die aber waren nimmer am Leben. Als die Wallfahrer nun von ihren Wunderthaten vernahmen, beteten sie mit Inbrunst an der Stätte, wo die Heiligen gelebt und gewandelt, und giengen getröstet von dannen. Sieh' da! Noth und Siechthum wichen alsbald von ihnen, und des Glückes Sonne schien wieder auf ihre Heimstatt.

Solches wissen dir die Ältesten der Gemeinde Latzfons zu sagen.

Seither stehen die genannten drei heiligen Jungfrauen, in Holz geschnitzt, auf dem ihnen geweihten Altare in Meransen.

Ihrer thut eine Urkunde aus dem Jahre 1382 zum erstenmale Meldung, worin der Pfarrer Konrad von Rodenegg für 32 Pf. Berner nebst der Messe, welche von alters her gehalten worden, in der Kapelle des heiligen Apostels Jakob min. und der sand Ampet (Awpet?), sand Carpet (Cowpet?)*) und sand Gawerpete, der lieben Jungfrauen, noch eine Montagsmesse jeglicher Woche anordnete. In einem Visitationsprotokoll vom Jahre 1603, das im Pfarrarchiv in Lüsen aufbewahrt wird, lauten die Namen Anbete, Wilpete, Gwerbette, in dem von 1650 Ambet, Cubet, Guerrä.

Die Namensformen der drei Jungfrauen, wie sie auf der Jungfernrast ob Mühlbach zu lesen und wie sie heute im Schwange sind, nämlich Aubet, Coubet, Guerre, tauchen im Ablassbriefe d. J. 1500 auf, in welchem diese drei Heiligen den 11.000 Jungfrauen beigezählt und Martyrinnen genannt werden. Schon früher, als der tridentinische Weihbischof Albert im Jahre 1472 die Weihe der neuen Kirche mit zwei Altären vornahm, war der Seitenaltar außer den genannten drei Jungfrauen auch der heiligen Ursula, der Obersten der 11.000 Jungfrauen, geweiht worden. Die gegenwärtig stehende Kirche wurde am 5. Juni 1780 vom Bischofe und Reichsfürsten Josef Grafen Spaur consecriert.

Es gieng aber schon in alter Zeit das Gerede von der heiligen Jungfrauen von Meransen Wunderthaten, wie sie Kranke geheilt, dem Aussatz und der drohenden Pest gewehrt, wildem Wasser halt geboten und die Geister tobender Wetter gebannt, tödliche Winde zur Umkehr bewogen, Kriegsnoth abgewendet und die Saaten gesegnet haben. Mehr und mehr bevölkerte sich die Berghöhe von Meransen mit Wallfahrern, Tag und Nacht kam es heraufgestiegen, und die Stätte „zur Linde“ oder „Jungfernrast“, wo die heiligen Frauen ihre erste Rast gehalten, war ihnen vor allem theuer. Seit dem Jahre des Heiles 1515 begann es in gewaltigen Scharen, auch von ferne, heraufzuwogen auf den Berg mit Kreuzen und Fahnen, und in großen, markigen Zügen steht die Geschichte dieser

*) Statt Carpet steht in einer alten Notiz der Name Wachet.

Fahrten vor uns. Die reichsten Opfer weist die Bücherei des Widums aus dem 17. Jahrhundert nach, und wir gehen darum nicht fehl, wenn wir die Blütezeit der frommen Fahrten in eben diesem Jahrhundert zu finden meinen.

Am reichlichsten sehen wir in den Scharen der Pilgrime die Fähnlein der Latzfonser vertreten, die, eingedenk ihrer seit undenklichen Zeiten währenden Verehrung der von ihnen vertriebenen heiligen Jungfrauen, meist um fruchtbaren Regen oder Sonnenschein, wie sie's eben brauchten, zu beten heraufkamen.

Das Jahr 1861 gieng trübselig und ernst vorbei bis zum Sommer; es fiel kein Regen, und der Boden klaffte vor Dürre. Wachsthum war keines zu finden. Und die Latzfonser zogen desselben Jahres viermal nach Meransen, und niemand blieb daheim, der den Fuß zu heben vermochte. Aber sie thaten nicht vergeblichen Bittgang. Wie sie zum viertenmale heimkehrten, prasselte es ihnen schon auf die Köpfe hernieder, und wie's Herbst war, schwankten die Wagen gesegnet zur Scheune. Die Latzfonser pflegen zu sagen: Wir sind mit den heiligen Jungfrauen wohl zufrieden, und so oft wir oben bei ihnen gewesen, haben sie uns ein fruchtbares Jahr geschenkt. Drum halten wir sie in Ehren.

In älteren Zeiten war auch zu den Leuten in Vals die Kunde vom seligen Brünnlein auf der Jungfernrast gedrungen und vom heiligen Baume; und sie zogen alljährlich betend nach der heiligen Stätte.

Ob solch reichlichen Wohlthuns haben die Leute von Meransen nun aber die drei Jungfrauen neben dem heiligen Jakob zu Kirchenpatronen erkoren, und wird deren Gedächtnis alljährlich am 16. September festlich begangen.*)

Es hielt aber einmal ein Pfarrer von Rodeneck zu Meransen eine Predigt und rückte gegen die drei Jungfrauen zu Felde. „Haltet an," rief er, „ihr Thoren, die ihr den drei Jungfrauen Anbet, Conbet und Gnerre eine Stätte der Andacht in euren Herzen bereitet, und wandelt fürder nimmer in den Aergernissen, so ihr mit

*) Auch zu Schlehdorf in Oberbaiern wird das Fest der drei heiligen Jungfrauen am 16. September gefeiert. Dort führen sie die Namen: Ainbett, Wolbett, Vilbett.

Verehrung derselben gegeben! Heidnische Namen sind es und Heiden sie, welche sie tragen. Lasset ab von der Verehrung dieser Töchter des Heidenthums!" Er hatte kaum ausgeredet, da wurde er an beiden Augen blind. Er gieng in sich, nahm den Staub des Heidenthums bei der nächsten Predigt von den heiligen Jungfrauen, und geheilt stieg er wieder von der Kanzel. (Latzfons und Meransen.)

16. Die drei heiligen Jungfrauen helfen in Kriegsnoth.

Zu Franzosenzeiten nahmen die Meransener ihre Zuflucht zu den heiligen drei Jungfrauen, von denen sie auch nicht im Stiche gelassen wurden.

In den Kriegsjahren 1797 und 1809 kamen die Franzosen kein einzigesmal nach Meransen. 1797 wagten sie sich anfangs bis Serges und stellten dort Posten auf, zogen sich aber wieder in die Vintl zurück, als von Meransen aus ein Mann dieser Feldwache in Serges erschossen worden war. Dieser wurde in Meransen begraben.

Von Spinges herüber wurde während des dortigen Gefechtes auf einen Bauer von Meransen geschossen, der bei der Jungfernrast Wache hielt. Der Schuss traf das linke Auge und tödtete es, allein der Bauer lebte einäugig noch lange, immer rüstig und arbeitsfähig.

Als die Franzosen im selben Jahre mehrmals den Meransener Berg ersteigen wollten, kamen sie nie weiter als bis zur „Jungfernrast" oder „zur Linde", wo die heiligen drei Jungfrauen gerastet hatten. Einmal wurde ihr Trommler von einem oben stehenden Meransener Scharfschützen den Berg herabgeschossen. Darauf flohen die übrigen über Hals und Kopf nach Mühlbach hinab. Sie sahen nämlich auf einmal den ganzen Berg wunderbarerweise voll bewaffneter Bauern, während in Wirklichkeit die Meransener in größerer Zahl gar nicht ausgerückt waren.

Ein anderesmal hatten die Franzosen in Erfahrung gebracht, dass auf dem Meransener Berge etliche Tiroler Schützen gesehen worden seien. Sie schickten daher von Mühlbach aus einen Trupp

herzhafter Grenadiere den Berg hinauf. Aber bei der „Jungfernrast“ traten ihnen drei seltsame Jungfrauen in den Weg und ließen sie nicht weiter vorwärts. Die eine war mit einem Rechen bewaffnet, die andere mit einer Lanze und die dritte mit einer Heugabel. Den Franzosen gelang es nicht, diese Jungfrauen zum Weichen zu bringen, und so mussten sie wieder unverrichteter Sache abziehen.

Im Jahre 1809 drangen die Franzosen wieder bergauf gegen Meransen vor. Es war, als Peter Mayr mit den Seinigen nach heldenmüthigem Kampfe die Mühlbacher Klause verlassen hatte. Aber kaum waren sie bis zur Jungfernrast gelangt, als auf einmal der ganze Berg wie in Flammen stand und in blendendem Lichte die heiligen drei Jungfrauen den Feinden zornig und mit drohender Geberde den Rückweg wiesen. Die Franzosen wandten sich eilig und liefen den Berg wieder hinab. Hinauf haben sie sich seitdem nicht mehr getraut. (Meransen.)

17. Der goldene Widder.

In der Merauer Gegend hatte der heilige Valentin saure Arbeit mit dem Bekehren der Heidenleute.

Eines Tages zogen ihrer mehrere aus und strebten dem Gottesmann alles Ernstes nach dem Leben. Der Heilige entfloh und kam ins Eisakthal nach Vallgenäun, wo er sich auf eine Zeit sesshaft machte. Da er von der Verstocktheit der Heidenleute in Pfitsch drinnen hörte, die sich gar nicht zum Christengott bekehren wollten, sondern einem Widder mit goldenen Hörnern opferten, da machte er sich auf und zog in das Pfitscherthal, um dort zu predigen. Bald hatte er großen Zulauf, und einer nach dem andern ließ sich taufen. Wie das die wenigen, die noch Heiden blieben, ersahen und wohl erkannten, dass es da mit dem Heidenthum zuende gehe, so wollten sie es wenigstens verhindern, dass der Widder mit den goldenen Hörnern in die Hände des Heiligen falle. Daher nahmen sie denselben und vergruben ihn heraußen am Eingange des Pfitscherthals tief im Erdboden. Obwohl der vergrabene Schatz schon oft geblüht hat, so vermochte bisher doch keiner, ihn zu heben.

18. Der Fischfang in des Bischofs Namen.

Der selige Bischof Hartmann von Brixen kam einst nach Kaiserslautern an den kaiserlichen Hof, und alsbald redeten die Leute dortselbst von seiner großen Heiligkeit.

Da stiegen etliche Fischer in den Teich zum Fischfang und wollten die Tafel des Kaisers mit Fischen versehen. Über eine Weile fiengen sie einen überaus großen Fisch, wie man dort zulande keinen zu sehen gewohnt war. Da begab es sich, dass ihnen der Fisch von Ungeschick wieder entfloh. Die Fischer waren darüber sehr betrübt und sprachen zu einander: „Weh uns; wenn der Kaiser davon hört, wird er uns strafen. Werfen wir daher das Netz im Namen dieses fremden Bischofs aus, von dem die Leute erzählen, dass er die Gunst Gottes genießt; vielleicht bringt er uns den Fisch wieder.“ Und sie warfen das Netz im Namen des seligen Bischofs Hartmann zum andernmal aus und fiengen den gleichen Fisch wiederum. Den trugen sie vor den Kaiser, und als dieser von der Sache gehört hatte, sprach er: „Traget den Fisch zu dem Bischof, denn er ist desjenigen, in dessen Namen er gefangen wurde.“

19. Wasser in Wein verwandelt.

Bei der Einweihung der Klosterkirche zu St. Lambert in Steiermark war auch der selige Bischof Hartmann von Brixen zugegen und wollte nach seiner Gewohnheit allein essen, denn er floh das Geräusch der Menschen. Der Abt des Klosters ließ dem Bischof in einer Zelle den Tisch decken und bestellte einen Bruder zu dessen Bedienung. Der Bischof verlangte, dass ihm der Bruder statt des Weines Wasser schenke, und dieser that es. Als er aber bald das Krüglein zum zweitenmal mit frischem Wasser füllen wollte, stieg ihm aus des Krügleins Bauch ein so seltsamer Geruch in die Nase, als käme er von dem köstlichsten der Weine; daher kostete er vorher noch vom übrig gebliebenen Wasser, und siehe da, er fand, dass es ein so wohlschmeckender Wein war, wie bei ihnen weitum keiner also herrlich gedieh. Darnach ließ er davon auch einen anderen Klosterbruder verkosten, und auch dieser trank statt Wassers wohlschmeckenden Wein. Auf das Geheiß des Bischofs aber mussten beide bis zu seinem Tode davon schweigen.

20. Der Fahrstuhl zum Himmel.

Da der heilige Dominicus starb, zu derselben Zeit und Stund' saß ein frommer Priester zu Brixen bei dem Glockenseil und entschlief. Da sah er, daſs sich der Himmel schön aufthat, und daſs sich zwo Leitern herabließen, und hört ein englisch Getön und sah Engel an den Leitern auf und nieder fahren, und daſs unser Herr die eine Leiter an ihrem oberen Ende und unsere liebe Frau die andere in der Hand hielt. Zwischen den Leitern stand ein lichter Stuhl, darauf saß ein Bruder von den Predigern, dem waren seine Augen vermacht, als man den Predigern thut, wenn sie sterben. Unser Herr und unsere liebe Frau und der Bruder im feurigen Stuhl fuhren mit englischem Gesang in den Himmel auf bis zu Gottes Thron, und alsbald schloſs sich der Himmel wieder zu. Da der Prior wieder erwachte, hätte er gerne gewuſst, ob es der Bruder Sanct Dominicus wär' gewesen, den er auf dem Stuhl hätt' gesehen. Und es vergieng kurze Zeit, da ward ihm die Botschaft, daſs Sanct Dominicus zu derselben Zeit verstorben wär'.

21. Die St. Clarabirnen.

Als die heilige Clara in der letzten Krankheit lag und ihren Klöstern ein Andenken vermacht hatte, erinnerte man sie an ihr jüngstes Kloster in Brixen und fragte sie, ob sie nicht auch diesem etwas vermachen wolle. Da war es ihr leid, daſs sie der jungen Töchter in Brixen vergessen hatte, weil sie so siech war, und sie sprach: „So habe ich doch gar nichts, damit ich sie in Freude versetzen könnte; ach hätte ich doch eine Birne aus dem Garten, die wollt' ich ihnen gerne senden."

Da war es aber nicht um die Zeit, daſs man reife Birnen hatte. Ein Bruder aber gieng im Vertrauen auf die Heiligkeit der Jungfrau hinaus in den Garten und sah einen Ast voll zeitiger Birnen, die brach er ab und brachte sie Sanct Claren. Davon nahm sie eine, lobte Gott und sandte sie ihren Töchtern in Brixen und hieß dieselben von ihr fröhlich grüßen

Das geschah, und die Töchter Sanct Claren in Brixen pflanzten mit dem Kern der süßen Frucht in ihrem Garten einen Baum, der ward groß und stark und alle Jahre voll Blüten und Früchte. Dieser Baum steht noch heute daselbst, und seine Früchte heißt man noch immer Sanct Clarabirnen.

22. Was die Leute vom Kreuz Christi erzählen.

Als Adam zum Tode lag, da gieng sein Sohn Seth zum Paradies und klagt' es dem heiligen Michael. Der gab ihm ein Reis von dem Baum, von dem Adam und Eva den Apfel gegessen hatten, und sagte: „Pflanz' das Reis in die Erde, und wenn es Frucht bringt, so wird dein Vater gesund.“ Als Seth heimkam, lag Adam todt. Da stieß er das Reis doch in die Erde, und daraus wuchs ein großer Baum. Darnach über eine lange Zeit, als König Salomon den Tempel bauen wollt', brachten sie ihm denselben schönen Baum dazu, maßen ihn ab und thaten ihn an seinen Platz. Aber weil er sich daher nicht fügen wollte, versuchten ihn die Werkleute an viel andern Stellen, und wie recht sie ihn auch vorher immer gemessen hatten, wenn sie ihn zur Stelle brachten, so war er entweder zu lang oder zu kurz, also dass die Meister zornig wurden und den Baum über einen See legten zu einem Steg, dass die Leute darüber giengen.

Da fuhr die Königin von dem Reich Saba in des Königs Salomons Land, und sie giengen eines Tages beide über Feld und kamen an den Steg, der über das Wasser gelegt war. Vor dem Baum aber kniete die Königin nieder und neigte ihr Haupt, sagte aber niemand warum, denn allein dem Könige. „Wisse, König Salomon,“ sprach sie, „ein Mensch wird gefangen und an das Holz dieses Baumes gehängt, der über dem See liegt, und davon muss dein Reich untergehen.“ Da ließ König Salomon den Baum tief in die Erde eingraben.

Einesmals fügte es sich, dass zu Jerusalem ein großes Wasser zusammengieng, und an der Stelle, da das Holz begraben war, wurde das Wasser alle Morgen von einem Engel bewegt und legten sich viel siecher Menschen herum, und welcher von ihnen der erste nach der Bewegung ins Wasser kam, der wurde gesund, welcherlei Siechthums er auch haben mochte.

Also lag das Holz da gar viele Jahre in dem Wasser. Darnach an dem Tag der Marter Christi schwamm das Holz über sich und blieb zu oberst auf dem Wasser, so dass es die Juden sahen. Und sie zogen es heraus und hiengen unsern lieben Herrn daran. Darnach vergruben es die Juden an derselben Stelle, und

es lag da, bis Judas, eines falschen Propheten Sohn, es auf das Gebot der Kaiserin Helena wieder aus der Erde grub. Dieser Judas ließ sich taufen, erhielt den Namen Quiriacus und wurde ein heiliger Bischof von Jerusalem. (Brixen.)

23. Die Bauerndirne mit dem Barte.

In St. Cyrill, nahe bei Brixen, lebte einmal eine muntere Bauerndirne, die zu nichts größere Freude hatte, als zum Spaßmachen. Sie hatte schon öfter die Männer um den Bart beneidet und sagte eines Tages: „Ach, wenn ich nur auch einen recht großen Bart bekäme!“ Siehe da, als sie am andern Morgen aufstand und in den Spiegel schaute, denn ein wenig eitel war sie auch auf ihre Schönheit, war ihr ein mächtig langer Bart gewachsen, der bis auf die Knie herabhieng. Weil sie von jedermann deswegen weidlich ausgelacht wurde, reute es sie, so keck und thöricht sich einen Bart gewünscht zu haben, und sie schnitt sich den Bart weg. Allein am nächsten Morgen hieng er schon wieder in derselben Länge vom Kinn herunter. Darüber war sie sehr unglücklich, verwünschte ihre Keckheit und that für ihr eitles Wesen, das so harte Züchtigung erfahren hatte, aufrichtige Buße. Es dauerte auch nicht lange, so starb die Dirne. Weil sie aber eine fromme Büßerin geworden und sehr auferbaulich verstorben war, hängte man ihr Bildnis mit dem Barte zu ewigem Gedächtnis in der Kirche zu St. Cyrill auf.

Nach anderen war die Jungfrau über die Maßen schön und hatte darob viele Versuchungen zu leiden. Sie betete, Gott möge die leibliche Schönheit von ihr nehmen, und als sie am andern Morgen aufstand, war ihr ein langmächtiger Bart gewachsen: die Jungfrau sei aus deutschem Lande gewesen und eine Heilige geworden.

24. Ritter Heinrich von Greifenberg.

Es sind schon etliche hundert Jahre her, da hauste ein Ritter, namens Heinrich, zu Mellaun bei Brixen auf dem Thurme, der heute „beim Bischof“ genannt wird. Woher der Ritter gekommen, wissen die ältesten Leute nicht mit Bestimmtheit zu sagen: einige meinen gar, unten in Kärnten wäre seine Wiege gestanden. Herr Heinrich war überaus fromm und gottesfürchtig, aber auch

mit seinem Schwerte wusste er gut umzugehen, und damit er sich nicht verliege, gieng er in die Fremde, um Ruhm zu gewinnen. Zur selben Zeit brachen die Heiden in die Christenheit ein. Da gürtete sich Ritter Heinrich von Mellaun sein langes Schwert um und zog mit des Kaisers Heervolk aus durch Ungarn gegen die Türkei. Allda gerieth er aber mit wenig Getreuen unter die Feinde. Die warfen den Ritter nieder, sperrten ihn in einen Kerker, darein kein Tageslicht schien, und gaben ihm weder Speise noch Trank. Das dauerte in den dritten Tag, und Herr Heinrich sah wohl, dass er da sterben müsse. Nun gedachte er aber der hilfreichen Mutter, welche in der Frauenkapelle neben der Pfarrkirche zu St. Andrä schon seit alters in Ehren stund, und sprach: „In Treuen will ich die Wallfahrt dahin thun, so mir Maria, die reine Gottesmagd, aus Kerker und Noth hilft." Und siehe da, er verfiel in einen tiefen Schlaf, und als er aufwachte, stund ein alter Pilgrim vor ihm mit einem schwarzen Pilgerkragen über den Achseln und dem Pilgerstab in der Hand. Der labte den Ritter mit Wein und Brot und führte ihn unbemerkt aus dem Kerker und ins Lager des Christenkaisers. Es währte aber nicht lange, da schwärmten von allen Seiten die braunen Horden herein und schrien und mordeten. Es erhub sich ein grimmiger Kampf, aber den Christen konnten Kampfmuth und gute Schwerter nur wenig frommen. Denn der Heiden waren zu viele in der Feldschlacht. Sie gieng verloren. Herr Heinrich von Mellaun kämpfte noch und achtete des Pfeilregens nicht, der plötzlich auf seinen Eisenhut niederprasselte. Er war mitten ins feindliche Gewühl gerathen. Da rannte ihn ein baumstarker Heidenmensch von hinten an und stach ihn aus dem Sattel. Der Ritter fiel, und die wilden Reiter sprengten über ihn hinweg. Seine Lage war gefährlich. Er schaute nicht auf und rührte sich nicht. Endlich, als es ruhiger geworden, kroch er einem gefallenen Schlachtrosse zu, das in der Nähe lag. Der Bauch des Thieres war aufgeschlitzt und die Därme auf den Boden geschüttet. Der wunde Rittersmann schlüpfte in die „Rosskrippe" und verbarg sich da. Das hohle Thier war seine Bettstatt drei Tage lang, und er harrte geduldig und betete mit Inbrunst zur Gottesmutter von St. Andrä um Hilfe und Rettung, während die Heiden auf der gewonnenen Wahlstatt sotten und brieten und pfiffen und

tanzten. Da in der Nacht nach dem dritten Tage rauschte es wie im Wirbelwinde, und herabschoss ein gewaltiger Greif und trug den Rossleib sammt dem Ritter darin weit fort durch die Lüfte. Erst nach einer langen Luftreise setzte der Greif seine Last in einem Thalspalt der Plosacher Alm ober dem Dorfe St. Andrä bei Brixen ans Land, und als gerade die Sonne auf die Häupter der Alpen schien, stieg der Ritter aus seinem Gemach und zog gegen den Greifen, der sich eben anschickte, seinen Raub zu verzehren, das Schwert. In hartem Kampfe hieb er dem Ungethüm die beiden Krallen weg und tödtete es darauf. Jetzt erst sah er sich um und wusste anfangs nicht, wo er wäre. Da klang aber die traute Glocke der Pfarrkirche von St. Andrä zum Morgengruße herauf, und Herr Heinrich dankte der Gottesmutter auf den Knien für seine Rettung. Zum Andenken an diese Begebenheit trägt jener Bergspalt noch heute den Namen „Rosskrippe". Die Greifenklauen nahm der Ritter mit sich hinab und führte sie fortan in seinem Wappen; den Thurm aber, worin er hauste, nannte er seit der Zeit Greifenberg. Es soll der Thurm „beim Bischof" in Mellaun gewesen sein, der vor etlichen Jahren wegen seiner Baufälligkeit abgetragen werden musste. Aus Dankbarkeit für diese Rettung stellte der Greifenberger die alte, im Jahre 1071 zur Ehre des heiligen Kreuzes und der Gottesmutter geweihte, nun aber baufällige Frauenkapelle in St. Andrä in größerem Umfange wieder her und stiftete ein Gemälde darein, welches das Christkind darstellte, wie es ihn aus dem Kerker zieht. Als nun der fromme Ritter sich des Lebens begab, wurde er in der genannten Kapelle begraben und unter das besagte Bild die Grabschrift gesetzt: Hie ligt Heinrich von Greiffenberg, Dem Gott gnad, obiit in xto Ao 1381.

Im Jahre 1696 ließ der brixnerische Weihbischof Wilhelm v. Vintler die alte Frauenkapelle niederreißen und in größerem Umfange und verändertem Baustile wieder aufführen. Der Leichnam des Herrn Heinrich v. Greifenberg, der noch völlig unversehrt in voller Rüstung lag, ward in der neuen Kirche unter der Stiege, welche auf den Orgelchor führt, bestattet und das Gemälde an der nördlichen Seitenwand erneuert. Wer die Tafel, die dort hängt, entfernt, findet es noch an derselben Stelle. Eine Greifenkralle fasst den knienden Ritter im Rücken, das Christkind aber zieht ihn

an den Händen empor. Im Wappen sieht man zwei Greifenkrallen, ebenso auf dem Helme und wieder auf der Helmzier.*) Die Leute von St. Andrä verehren den frommen Herrn wie einen Heiligen, und die Dirnen, welche in der Nähe seines Grabes außerhalb der Kirchenmauer das Gras absichelten, wollten behaupten, dass von seinem Grabe ein wunderbarer Wohlgeruch emporgestiegen sei. Die Frauenkapelle in St. Andrä war ehedem ein sehr stark besuchter Wallfahrtsort für nah und ferne; seit jedoch die Wallfahrt in Zinggen in Aufschwung gekommen, ist der frühere völlig vergessen.

25. Die Wetterglocke in St. Andrä.

Die St. Andräer hatten eine alte gute Wetterglocke, namens Anna Maria. Weil sie alle Hexenwetter vertrieb, kamen die Untervinteler, die sehr von den Wettern zu leiden hatten, und boten den St. Andräern so viel Geld für die Glocke, dass diese auf den Handel eingiengen und dieselbe den Vintelern verkauften.

Als die Vinteler Bauern aber die Glocke wegführten, kamen sie nicht weiter damit als bis Monstrol hinab; daselbst fieng die Glocke zu reden an und sprach:

Anna Maria heiß ich,
alle Wetter weiß ich,
alle Wetter vertreib' ich,
in St. Andrä bleib' ich.

Und da sie die Glocke durchaus nicht von der Stelle brachten, mussten sie damit wieder nach St. Andrä umkehren.

26. Die alte Glocke in Lüsen.

In Lüsen ist eine Glocke, die „Alte“ genannt. Sie ist ohne Aufschrift und Jahrzahl und wurde einmal rechts vom Gfasbach unter dem Meierhofe tief im Bachschutt gefunden; daneben lagen Menschenknochen. Diese Glocke sollte später einmal aus der Gemeinde verkauft werden, weil sie als wirksame Wetterglocke hoch

*) Dieses Gemälde ist leider im Sommer 1896 übertüncht worden.

im Preise stand. Beim Angerhänsl aber brachte man sie schon nicht mehr weiter, und sie rief:

Kunigunde heiß ich,
alle Wetter weiß ich,
alle Wetter vertreib' ich,
die Alte in Lüsen bleib' ich.

Und sie musste wieder zurück in den Thurm gebracht werden.

27. Wie das Büblein Mutterlos in den Himmel reist.

Es war einmal ein kleines Büblein, das hatte früh seine Mutter verloren. Seit ihrem Tode aber hatte es keine gute Stunde mehr, die Stiefmutter schlug es alle Tage, und wo sie das Kind nur sah, stand es ihr im Wege, und sie stieß es mit dem Fuße auf die Seite, so dass das arme Kind in immerwährender Angst war. Wenn ihre eigenen Kinder das schöne Weißbrot aßen, warf sie dem Büblein, das nur am Katzentisch sitzen durfte, ein Stück hartes Brot hinüber, wie solches der Bäcker aus Nachmehl bäckt. Auch ließ sie ihm einen groben, rupfenen Kittel machen und enge Schuhe, die dem Kinde recht weh thaten. Und schwere Arbeit musste es thun vom Morgen bis zum Abend und laufen, dass es vor Schmerz in den Füßen hätte schreien mögen. Die andern Kinder spotteten des Bübleins, hießen es nur Hinkebein und thaten ihm alles Mögliche zuleide. Aber das Kind ertrug alles ohne Murren und blieb brav und fromm. Einmal, als der Vater im Walde war und die Stiefmutter noch schlief, gieng das Knäblein hinaus zum Grabe der Mutter und weinte bitterlich. Mit seinen kleinen Fingerchen klopfte es ans Todtenkreuzlein und rief: „O Mutter, liebe Mutter, thu auf und lass mich zu dir hinein! Die Stiefmutter ist bös und schlägt mich alle Tage."

Aber es blieb alles still und antwortete niemand. Darauf sagte der Knabe zu sich: „Die Mutter ist gewiss nicht mehr darin; sie war ja so gut und fromm und wird in den Himmel gegangen sein." Da wollte er auch den Himmel suchen und seine liebe Mutter darin, und das arme Kind gieng den ganzen Tag über Wiesen und Felder und durch den Wald, und weil es keinen Weg hatte,

musste es über Stock und Block laufen. Die Füße schmerzten es so jämmerlich, dass es hätte aus den engen Schuhen springen mögen.

Abends kam es aus dem Walde zu einem großmächtigen See und war vom Hunger und Leid und von der langen Reise so müde, dass es sich vor dem Fischerhaus auf einen Stein setzte und einschlief. Im Traume kam es ihm vor, als käme eine schöne goldglänzende Wasserwelle zu ihm heran, und wie er sie anschaut, bekommt sie menschliche Gestalt und ein Gesicht, so weiß wie Schnee und so roth wie Blut, und sieht gar freundlich aus. Und das Kind ist nicht mehr traurig, und weil die Wellenjungfrau es gar so holdselig anlächelt, fasst es sich ein Herz und bittet schmeichelnd: „O Welle, liebe Welle, trag mich über das Wasser in den Himmel hinüber, wo meine gute Mutter wohnt und andere gute Menschen, die mich nicht mehr schlagen!" Die Nacht wird finster, die Wellen wühlen zum Strande herein und schlagen ans Fischerhaus. Und eine fasst das schlafende Kind, dass es weich gebettet lag, wie in der Wiege, und trug es sorgfältig, als wäre der Knabe ihr Wickelpüppchen, dem Morgenwind entgegen ans andere Ufer. Dort legte sie ihn unter einer grünen Linde ins weiche Gras, und ein Waldvöglein sang ihm vom Baume herab ein fröhlich Lied auf die Reise in der Mutter Land.

Am andern Tage wuchsen in seines Vaters Garten drei blutigrothe Blümlein. Als der Vater die Blümlein erblickte, ward ihm so schwer ums Herz, und er meinte nichts anderes, als sein Büblein wäre gestorben. Und er machte sich auf den Weg und suchte neun Tagrasten in der Runde, aber er fand das Kind nicht mehr. (Eisakthal.)

28. Von der Müllerstochter und dem Grafen.

Es war einmal ein Müller, dem sah die liebe Noth zum Hausthor hinein, aber er hatte eine schöne Tochter. Nun trug es sich zu, dass das Gritlein, so hieß des Müllers Tochter, eines Tages durch das Fenster nach ihren Topfblumen schaute. Und wie sie so schaut und schaut, schwimmt ein Schifflein durch den Mühlenteich, darin saßen drei Grafen. Der jüngste davon sah zum Fenster hinauf, und wie er das Gritlein erblickte, meinte er, dass ihres-

gleichen nicht mehr auf Erden zu finden wäre. Das Gritlein war aber auch so schön wie der lichte Tag, ihre Haut war wie Sammet, die Augen wie Sterne und das Haar wie glänzend Goldgespinst. Da sprach er zu den Brüdern: „Ihr könnt ohne mich heimfahren, ich geh' des Müllers Tochter freien." Und er gieng unter das Fenster der Mühle und sagte zum Gritlein: „Wenn du meine Gemahlin werden willst, gebe ich dir, was du magst." Aber das Gritlein sagte: „Nein, ich will nicht." Da sprach er: „Komm, allerliebstes Gritlein, komm herab und sitz auf mein stolzes Rofs; meines Vaters Schlofs ist hinter sieben Bergen, da reiten wir noch heute hin, denn ich kann nicht leben ohne dich." Das Gritlein antwortete: „Nein, ich darf nicht!"

Darauf sprach der Graf wieder: „Ich habe dich lieber, als alles in der Welt, komm mit, ich schenke dir alle Tage des rothen Weines in goldenem Becher, und Gold und Seide sollst du haben für deinen stolzen Leib, so viel du willst, und in Ehren will ich dich halten, wie mein Liebstes auf der Welt." Das Gritlein wufste sich völlig keinen Rath und antwortete weinend: „Ich darf von Eurem Wein nicht trinken in goldenem Becher und Gold und Seide auf meinem Leibe nicht tragen; ich bin ja nur ein armes Blut." Der Graf wollte um alles in der Welt des Müllers herziges Kind nicht lassen und fieng wieder an: „Und hast du auch weder Hab noch Gut, so hast du doch schneeweiße Händlein und rosenrothen Mund. Und willst du mich nicht minnen, geschieht kein größeres Wehleid auf Erden, als das." Wie das Gritlein das hörte, verstand sie die Rede nicht und erschrak. „Ihr müfst Euch von mir scheiden, herzlieber guter Herr," sagte sie, „ich kenne keinen Mann und will eine Nonne werden. Doch ich habe schon zu lang geredet, denn wenn uns der Vater hörte, müfste es mir übel ergehen." Der Graf war nicht zu trösten; er zog seinen goldenen Ring vom Finger und warf ihn der Jungfrau in den Schoß. „Denk an meine Treue," sprach er; „eher, als dafs ich dich lasse, will ich im Elend wandern, bis ich dich wiederfinde." Darauf eilte der Graf auf seines Vaters Schlofs, sattelte das beste Pferd und ritt in der Welt umher. Das Ringlein aber war dem Gritlein aus dem Schoß gefallen, und wie es so auf dem Boden hinrollt, zerspringt es in Stücke.

Mittlerweile fuhr der Graf immer zu, weit weit, wohl hundert Meilen weit und noch mehr. Siebenmal hat im Lenz das Laub von den Bäumen ausgeschlagen, und der Graf reitet und reitet, bis er vor ein großes Haus kam, dessen Thor verschlossen war. Das Haus war aber ein Kloster, darin waren Nonnen eingesperrt. Da stieg er ab, band das Rößlein an einen Lindenast und läutete an der Pforte. Alsbald kam die Frau Priorin heraus, und wie sie den Grafen sah, fragte sie: „Edler Herr, was sucht Ihr?" Antwortete der Graf: „Sieben Jahre bin ich im Elend geritten nach einer zarten Jungfrau, die ich zur Gemahlin begehre. Edle Frau, gewährt mir kleine Rast und gebt mir das Fräulein los, so Ihr zujüngst geweiht!" „Herr Ritter," sagt die Frau, „reitet von hinnen, und Gott möge Euch bewahren: das Fräulein, so Ihr meinet, trägt geschornes Haar und ein schwarz Gewand, und der Ring von Eurer Hand liegt zerbrochen im Schreine."

Als der Graf diese Rede vernahm, wurde er über die Maßen zornig und drohte, das Haus in Trümmer zu schlagen, und wenn's von Marmelstein wär'.

Darnach auf einmal thut sich die Pforte auf, und das Gritlein kommt ganz leise herfürgeschlichen. Sie trug ein kohlschwarz Gewand, und das Goldhaar auf ihrem Kopfe war weggeschnitten; sie war zur Nonne geweiht. In der Hand hielt sie ihr Krüglein, mit Wein gefüllt: das bot sie dem Grafen dar, und der Graf trank und trank bis auf den letzten Tropfen. Darauf setzte er sich neben sein Rößlein unter der Linde und rastete einen Tag und eine Nacht und war traurig über die Maßen. Und als am nächsten Tag die Sonne aufgieng, lag er todt auf der Erde. Und das Gritlein schlich abermals durch die Pforte und hatte Thränen in den Augen.

Sie wickelt den Leichnam in den Mantel, den der Graf getragen, und wühlt mit ihren zarten Händen den Boden auf, eine Grube zu machen. Dann nahm sie den Todten in ihre Arme und legte ihn darein. Während sie die Grube zuwarf, sang sie ihm mit ihrem zarten Mund ein Grablied, und weil niemand da war, der ihm zu Grabe geläutet hätte, stieg sie darauf selber in den Thurm und zog das Todtenglöckel und läutete solange, bis sie selbst erbleichte und todt hinfiel. (Eisakthal.)

29. Die lachende Mauer.

Die lachende Mauer umgibt in weitem Umkreis das Paradies. Sie ist ganz glatt und von solcher Höhe, dass niemand ohne Leiter hinaufkommt. Aber der Weg dahin ist weit und breit voll Dörner, die den Wanderer auf und auf kleinweis martern. Gelingt es nun doch dem oder einem andern, sich bis zur Mauer hindurch zu fuchsen, und findet er die Leiter, welche ganz nahe in einer Dornhecke versteckt ist, so kann er auf die Mauer gelangen und sieht schon mit beiden Augen ins Paradies hinein. Aber drinnen ist er noch nicht, obwohl man inwendig bequem hinabsteigen kann. Jeder, der auf der Mauer steht, hebt erst zu lachen an und muss lachen und lachen, er mag sich wenden, wohin er nur will. Davon hat die Mauer den Namen, wenn gleich sie selber nicht lacht, sondern jener, der oben steht. Wenn er sich nun ordentlich müde gelacht hat, thut er einen lustigen Satz und ist drunten im Paradies. Heraus kann keiner mehr, wenn er auch wollte, denn rund herum ist in der ganzen Mauer keine Thür zu finden. (Brixen.)

30. Die Kindar mägg mägg.*)

(Rodenecker Dialect.)

Isch amäl a Frau giwessn, dö hät zwoa Kindarlan ghätt. 's Büabile hät Hansile g'hoaßn und 's Gitschile Moidl. Jatz geat amol die Muitar aweck, eppas zi kafn, und sägg zi die Kindarlan: „Wenn ihr recht brav seid, bring i enk eppas Schians mit hoame. Obar sell mörkt mar fleißig: Lät mar jo niamads ins Haus innar!" „Na, Muitar, miar lädn niamads innar." Sie mächt se in Rigl fürschiabm und geat. Jatz säg 's Hansile zin Madilan: „Heunte wölln mar's ins amäl wöuhl sein lässn." Und 's Moidile isch woll a darbei. Sie gian in die Kuchl und kochn und kochn, und Schmälz und Oare sein öt ginui do, söuvl guit's wölln se kochn. Obar an Wein attn se a gor gearn darzui ghätt. Wia 's Moidile nu 's Schmälz afn Fuire hoaß wearn lät, laft 's Büabl woll frei in Kellar ägn, an Wein zi höuln. 's Moidile hät ober 's Schmälz zi wiank in obächt, und as thuit anbrodl und übargian. In den schlägg's Fuire

*) Das dumpfe a, zwischen dem hellen a und dem o gesprochen, wird hier mit ä oder ä dargestellt.

drin, und die Gitsche schreit: Fuir, Fuir! Dar Bui springg van Kellar auer und låt in sein Unmuiße sein woll die Pipe offe. 's Fuir am Hearschd darlischt båll wiedar, und 's Moidele frägg in Hansei, ob er in Wein hat. Dear sagg: „Noa öt, i bin g'schwind giloffn.“ Sie gian boade in Kellar, do isch åber der Wein ausgirunn und a gonzar Sea umar.

„Do låss mi nar måchn,“ sagg 's Moidile, zoicht 's Mehltatl in dar Kuchl außar, und „Hansl, hilf mar“! schreit sie. Do trogn se boada 's Mehl in Kellar und larn's in Sea aus, dass olls a roather Toag wearscht. Mit den Toage schoppn se iatz die Gänse draußen in Höufe voll un, weil's die Muitar a aso githun at. Die Ganslar sein åbar a båll dervonn hin giwessn. „Wos thian mar iatz?“ frägg dar Bui. „Die Muitar isch giwiss recht beaje, wenn se hoam kimp und des ålls g'siecht.“ „Des wearn mar schun richtn,“ moant 's Moidele. Sie geat in Kellar und dar Bui nochn. Dört walgn se in Toage umar, gian wieder auar und thian se in die Gansfödarn umarwölzn. An und an voll Födarn, kriachn se boade in Gansståll. Jn den kimp die Muitar hoam. „Thiat au!“ schreit se. Ober sie hearscht lei asn Gansståll: wägg! wägg! „Thiat mar au, Kindarlar!“ Wiedar schreit's lei: wägg! wägg! „Schn Närre!“ sagg die Muitar, wås isch öppar mit dö Fråtzn?“ Sie steigg in Höuf innar, geat ins Haus und siecht, wås die Kindar githun obm. Weil se van Gansståll hear ålleweil 's wägg, wägg! hearscht, schaugg sie zilöscht selm noch und findit wo boada drin. „Wägg! wägg!“ „Wårtet lei,“ schreit sie in ihrn Zöurn, thuit in Ståll au und schlägg die Kindarlar manstoadt. (Brixen und Pusterthal.)

31. Die feindlichen Ritter.

Bei St. Peter in Villnös standen zwei Ritterburgen einander gegenüber, auf jeder Thalseite eine. Auf der rechten Seite inner der Kirche erhob sich „auf dem Tuifel“ (richtig Tulfel, alt Tulfan) das eine der beiden Schlösser und auf der linken Thalseite drüben das andere, mit Namen Fuschgenberg (Ursenberg). Die Ritter der beiden Burgen waren sich spinnefeind und führten unablässig mit einander Krieg.

Der vom Tuifel rief zu seinem Gegner hinüber:

As giltit an Bock und an Huhn,
Dar Fuschgenbergar muaß drun!

und schoss mit Pfeilen auf Fuschgenberg hinüber. Der Fuschgenberger dagegen rief:

As giltit an Bock und an Wieder (Widder),
Dar Tuifl muaß nieder!

und schoss mit Pfeilen auf den Tuifel herüber.

32. Auf dem Weg ins Jenseits.

Eine mildthätige Jungfrau verschenkte einmal ihr einziges Paar Schuhe an einen Armen. Als sie nun gestorben war, musste sie auf der Wanderung ins Jenseits barfuß über eine stachelige Heide voll Dörner und Disteln gehen.

Aber sieh, an einem Dornstrauch hieng das verschenkte Paar Schuhe, das sie nun anziehen konnte. (Brixen.)

33. Geisterprocession.

Im Domkreuzgang zu Brixen ist's unheimlich; da zieht in Quatembernächten eine feierliche Procession mit Kreuzen und Fahnen hindurch. Auch der Bischof, der auf dem steinernen Sarg im Kreuzgang liegt, geht in vollem Ornate mit, aber laut beten und singen die Geister nicht, man hört nur dumpfes Gemurmel. Einer hat es nicht geglaubt und sich abends im Kreuzgang versteckt und einsperren lassen; da hat er um Mitternacht wohl den Zug gesehen, aber er wäre um keinen Preis ein zweitesmal in der Nacht drin geblieben, denn der Bischof hat seinen Stab aufgehoben und dem Horcher damit gedroht. (Brixen.)

34. Die Maßlroanböcke.

Abends, wenn es finster ist, sehen die Villanderer Bauern in der Lajener Gegend drüben zwei Lichter einander nachjagen. „Heunt sein wieder die Maßlroanböck los", sagen sie dann. Die Lichter thun aber auch wie die Böcke, fahren in einemfort auf einander zu, springen in die Höhe, und keines gibt nach. Sie sind die Seelen zweier gebannter Bauern, die im Leben soviel gestritten haben, dass sie nach dem Tode als Geister zur Strafe weiterzanken müssen und nicht zur Ruhe kommen können. Gehandelt hat es sich nur um einen „Roan", der nicht mehr als ein „Maßl" Getreide gegeben hat. Ein Jäger hat sich einmal das Herz genommen, in das „Gebröcke" hineinzuschießen. Es hat ihn aber nachher gereut, denn die Kugel ist zurückgesaust und vor seinen Füßen niedergefahren. Die Streiter lassen sich nämlich von niemandem etwas dreinmachen in die heikle Sache vom „Maßlroan".

35. Der Kerzengeist.

In Albeins bei Brixen gieng vor alters ein Gespenst in der Gestalt eines Kreuzes um, das aus brennenden Kerzen gebildet war. Die eine Kerze war aufrecht gestellt, und an Stelle des Kopfes brannte ein großes Licht; die beiden andern Kerzen aber giengen oben von der Hauptkerze nach beiden Seiten wagrecht hinaus wie beim Menschen die Arme, und an ihren Händen brannten kleinere Lichter an Stelle der Hände. So gieng das Gespenst jahraus jahrein an Feierabenden vor hohen Festtagen und an Quatembermittwochen durch das Dorf, und wo es seinen Fuß hingesetzt hatte, fand man auf dem Boden hin und hin lauter Streifen von Papierschnitzeln. Wer sich dann hinauswagte und ein solches Papierschnitzel fand und fleißig bei sich trug, der war vor Beinbrüchen sicher. Unweit des Dorfes gegen Afers hinein war ein tiefer Felsspalt, die Hexenschlucht genannt, die jetzt zusammengebrochen sein soll. Zwischen dieser Hexenschlucht und dem Dorfe soll man den Kerzengeist öfters haben hin und her gehen sehen.

36. Der Marchegger bei Milland.

Auf dem unteren Wege, der von Milland nach Sarns führt, gieng ein Marchegger um. Er schleppte den Markstein, den er versetzt hatte, auf dem Wege hin und her und keuchte und seufzte zum Erbarmen. „O schwar, o schwar!“ hörte man ihn oft jammern. Einmal gieng nun ein beherzter Bauernknecht vorbei, der sah das verhutzelte Männlein mit der Steinlast und hörte in einem fort: „O schwar, o schwar!“ Der Knecht, nicht faul, ruft entgegen: „Stöll nieder und gea laar!“ Der Marchegger legte den Stein an der rechten Stelle, wo er hingehörte, ab, dankte dem Knecht, dass er ihn erlöst habe, verschwand darauf und wurde nie wieder gesehen. (Brixen.)

37. Die Dirne auf dem Freithof.

In Tschötsch bei Brixen spielten ein paar Bauern an einem Sonntage bis tief in die Nacht hinein. Zuletzt, als sie genug gespielt hatten, legten sie die Karten weg und erzählten sich Geistergeschichten. Es kam die Rede darauf, wer sich wohl jetzt, es gieng schon gegen zwölf, auf den Freithof getraue. Die Dirne, welche auch dabei saß, fieng an zu lachen, weil sich keiner getrauen wollte. Da sagte der Bauer des Hofes, bei dem sie auf Heimgart waren, zur Dirne: „Du, wenn du jetzt gleich hinausgehst und das Todtenkreuz meines verstorbenen Weibes hereinbringst, sollst du ein Star Nüsse haben.“ Die Magd gieng auf den Handel ein und begab sich auf den Freithof. Bald kehrte sie mit dem verlangten Kreuz zurück. Der Bauer lobte sie ihres Muthes wegen, versprach ihr aber gleich ein zweites Star Nüsse dazu, wenn sie abermals auf den Freithof gehe und das Kreuz wieder ins Grab stecke. Die Dirne that es, kam aber nicht mehr zurück. Durch ihr langes Ausbleiben in Angst versetzt, giengen die Bauern allesammt hinaus, um nach ihr zu sehen, und fanden sie bewusstlos am Grabe liegen. Die Dirne hatte nämlich im Dunkel der Nacht mit dem Kreuz den untern Theil ihres Kittels in das Loch gesteckt, und als sie davongehen wollte, war es ihr, als ob sie jemand am

Rocke hielte. Dadurch wurde sie dermaßen vom Schrecken befallen, daſs sie von Sinnen kam und hinfiel. Die Bauern trugen sie heim, aber das Fieber verließ sie nicht mehr, und sie muſste bald darauf sterben.

38. Die Pest in der Brixner Gegend.

1.

Zur Pestzeit starb beinahe das ganze Thal Schalders aus. Man konnte die vielen Leichen nicht mehr im Freithofe begraben; daher schaffte man sie zum Häusler Kreuz hinaus und scharrte sie dort ein. Später stießen die Bauern dort noch oft auf Menschenknochen. Auch ist's seither beim Häusler Kreuz unheimlich.

2.

In St. Andrä nahmen die Leute ihre Zuflucht zu den Gnadenbildern in der Frauenkirche und auf Freienbühel und erwirkten völlige Verschonung von der Seuche, ebenso die Kleranter durch die Fürbitte der drei heiligen Jungfrauen, die im Deckengewölbe der Kirche zu Klerant in einem sehr ansprechenden Gemälde dargestellt sind. Sie heißen dort St. Ampet, St. Gewer und St. Bruen (wohl vom Meister unrichtig bruen statt kruen, das ist corona, geschrieben). Jede hält eine Kugel in der Hand. Sanct Ampet hält in der Rechten eine silberne Kette, St. Gewer drückt die Linke an die Brust, und St. Krnen streckt die Rechte segnend empor. Die zweitgenannte sitzt in der Mitte im Vordergrund und ist vornehmer gekleidet als die beiden andern. Aber alle drei tragen Zackenkronen auf dem Haupte.

Zu Mellaun hat die Pest arg gehaust. Die Todten wurden ober dem Dorfe in einem abgelegenen Wiesenfleck, Todeben genannt, verscharrt. Eine Stimme rief herab ins Dorf:

„Hatt ös gössen Bibernell,
Ward ös g'sund wordn wieder schnell."

3.

Lüsen starb dreimal an der Pest beinahe ganz aus. Einmal waren nur mehr zu Ridrist ein Paar Kinder, das zweitemal zu Lasein ein Weib übrig geblieben. Das Thal wurde wieder von Pfitschern bevölkert.

Die Schafweide der „Kropfländer" (in Huberoblat) wird auch G'schick genannt. Es ist eine Waldlichtung auf der schattseitigen Berglehne. Dahin flohen zur Pestzeit die Lüsner mit Weib und Kind und dem Vieh. Aber die Seuche kam auch nach G'schick hinauf und wüthete unter den Flüchtigen. Die da oben an der Pest verstarben, begrub man auch oben, und noch heißt jener Todtenplatz das „Freithöfel". Noch vor nicht langer Zeit sah man daselbst zwei ausgehöhlte alte Weihbrunnsteine. Der eine davon ist 1816 in drei Stücke zerfallen.

39. Die Pest in Villnös.

In Villnös hauste die Pest so arg, dass die Leute nur so umfielen und todt waren. Besonders heftig wüthete sie hinten in St. Magdalena, und weil man fürchtete, von den Leuten dort angesteckt zu werden, wenn sie nach St. Peter heraus in die Kirche kämen, so verbot man ihnen weiter herauszugehen als bis zu ihrer Feldmark, wo heute das Pestbildstöckl steht mit der Jahreszahl 1636. Auch Geistlichen ließ man keinen mehr hinein, nachdem einer, der nach St. Magdalena die letzte Wegzehrung bringen wollte, hinter dem Pestbildstöckl vom gräslichen Seuchentode überfallen worden war. Daher wurde der Gottesdienst im Freien gehalten, auf dem Felde beim Bildstöckl am oberen Wege von St. Peter nach St. Magdalena, so dass auch die Leute von letzterem Dorfe demselben beiwohnen konnten, allerdings in angemessener Entfernung.

40. Das „Unkatel" mit dem Kentel.

Der Wirt des Bades Burgstall bei Brixen musste einmal des Nachts den Berg herab zur Stadt gehen. Wie er bei der Ruine des Schlosses der alten Herren vom Berge vorbeikommt, sieht er ein Licht. Weil es nun stockfinster war, rief er hinüber, wo das Licht sich bewegte: „Gehst du auch bergab? Geh mit mir und leucht' mir ein wenig!" Er meinte, es sei der Burgerbauer so früh auf dem Weg. Augenblicklich war ein langmächtiger

Kentel zur Stelle und leuchtete ihm beim Gehen. Aber den Kentel trug niemand. Der Wirt fieng an sich ein wenig zu fürchten und lief den Weg hinab; er hoffte, dass das gespenstige Licht zurückbleiben werde. Aber der Kentel lief mit, und erst beim Putzer in Karnol, wo ebenfalls eine alte Ruine vom selben Rittergeschlechte her auf einem Hügel steht, blieb der Kentel zurück.

41. Wilde Männer in Villnöß.

In Casaril und Tschantschinon, beides Almthäler von Villnöß, Richtung gegen Campill in Enneberg, hausten vor alters wilde Männer, in Tschantschinon ein dreiköpfiger, wie man ihn in der Laubengasse in Brixen im Standbilde sieht, in Casaril aber einer mit einem und zwar ganz grauen Kopfe. Beide stammten noch von uralten Zeiten her und waren knurrig und grämig und nicht gut auf die Villnösser Bauern. Sie mieden alle Gemeinschaft mit gewöhnlichen Menschen und kamen nie zu den Bauernhöfen heraus. Oben auf ihren Almrevieren konnte man ihrer nicht selten ansichtig werden, denn sie lebten von der Jagd und giengen also oben häufig um. Ihren Jagdruf und das Bellen der Hunde hörte man manchmal bis nach St. Magdalena heraus. Der Wilde auf Casaril bewohnte dort eine alte Hütte, aus der ihn die Leute hie und da seinen katzgrauen Kopf hervorstrecken sahen. Seit beim Ranoihof das Kirchlein steht*) und die Glocken läuten, sind die beiden Wilden dahinten nimmer gesehen worden; andere sagen, als die Herren v. Jenner den Ranoihof sich zum Jagdschlösschen eingerichtet hatten und von da aus Wald und Weide bis zum Peitler und zur Geisel durchbirschten, wären die wilden Jäger aus Casaril und Tschantschinon für immer auf und davon.

*) Das Kirchlein des heiligen Johannes wurde neben dem ehemaligen Schlösschen Ranoi, dessen Thurm abgebrochen wurde, 1744 von Michael von Jenner erbaut. Sehenswert sind die Wandgemälde im 2. Stockwerk des Ranoihofes, die von der jagdlustigen Familie v. Jenner herrühren.

42. Der wilde Mann in Zonus.

In der Villnösser Alm Zonus geht ein kohlschwarzer wilder Mann um. Einmal begaben sich im Spätherbste mehrere Burschen hinein zu schießen. Weil es kalt war, schürten sie in der Almhütte Feuer an und legten sich auf die Ofenbrücke. Sie waren noch nicht eingeschlafen, als der Schwarze zum Fensterloch hereinschloff und sich auch auf den Ofen legte. Die Jäger getrauten sich nicht, ihn anzureden, konnten aber auch die ganze Nacht kein Auge zuthun. Beim Betläuten in der Früh stand der Wilde auf und sagte:

Hattel's mi öppas g'frogg,
Hatt' i enk öppas g'sogg.

Darauf stieg er wieder beim Fensterbalken hinaus und verschwand.

43. Riesen und Heiden in Villnös.

In uralter Zeit war das Thal noch ein See, wovon der Name Villnös d. i. viel Nässe*) herrührt, und bewohnbar waren bloß die Hügel und Berghänge. Oben zog auch die Heerstraße dahin.

Nun lebten dazumal noch keine Adamskinder in Villnös, sondern lauter Riesen, freilich nicht in solcher Anzahl, wie jetzt die Bauern dort, sondern nur an drei Orten. Eines der Riesenschlösser stand oberhalb Fliß auf dem „Schlosskofel“, wo noch etliche der alten Felsenkammern erhalten sind und Eisenringe da und dort in den Felsen, an welchen die Herren ihre Schiffe festbanden. Denn das Wasser des Thalsees reichte bis dort hinauf. Von Fliß weg führte sodann eine theilweise in die Felsen gesprengte Straße, von der ein und ein noch Spuren sichtbar sind, an den Abhängen der Raschötzer Alm dahin und ober dem Schwarzwald am Fuße der Geisel thaleinwärts nach Tschantschinon, wo das zweite Riesenschloss stand. Noch heute heißt man den Platz, auf welchem diese uralte Burg erbaut war, „im alten Gschloss“. In diesem Schlosse wohnte ein alter Herr, der „von der Straße lebte“; daher, weil

*) Villnös — vallis avellanosa; avellanae (nuces) — Haselnüsse, also Haselthal. Noch jetzt ist die Sonnenseite des Thales voll von Haselgesträuch. S. Schneller, Tir. Nf. 224 f.

sein Erwerb kein ehrlicher war, muss er noch heute „im alten Gschloss" büßend umgehen. Er war aber nicht einsam in Tschantschinon, sondern hatte ein zahlreiches Schlossgesinde, lauter Riesen, die auch von der Straße lebten. Unter der Riesenburg hatten sie ihre Rosse; es heißt noch heute dort „im Rossstall".

Das dritte Riesenschloss stand auf der Pitscheförter Ebene, und von hier aus führte ebenfalls eine Straße hinein zur Riesenburg in Tschantschinon.

Das war aber alles vor der Sintflut.

Da kamen die 1000 kalten Jahre. Den Riesen gefror das Knödelkraut (Schnittlauch, Spinat u. s. w., was in die Knödel geschnitten wird), und sie wanderten sammt und sonders aus dem Thale und fuhren landfremden Gegenden zu.

Später kamen sodann die Bauern ins Thal. Der See war abgelaufen, und der Boden wurde ein und ein angebaut. Aber die ersten menschlichen Bewohner von Villnös waren noch Heiden und wohnten in ihren sonnseits gelegenen Höfen von Munt bis hinter St. Peter heraus (Malgrei Coll). Diese Höfe gelten noch gegenwärtig als die ältesten in Villnös, sie heißen noch die Heidenhäuser, und ihre Bewohner opferten auf dem Bühel, wo jetzt die Sanct Magdalenakirche steht, ihren heidnischen Götzen. Erst als der heilige Theobald ins Thal gekommen war, wurden die Heiden nach und nach bekehrt.

44. Die Pitscheförter Riesen.

Ober Pitschefört auf dem Berge hinter St. Magdalena in Villnös ist ein ebener Platz, die „Pitscheförter Ebene" genannt. Da oben lebten vor alters mehrere Riesen, aber alle ohne Kopf bis auf einen, der drei Köpfe auf einmal hatte. Sie besaßen eine Herde schneeweißer Schafe, welche sie ringsum auf den Abhängen weiden ließen, während sie selber auf der Ebene mit goldenen Kugeln und Kegeln spielten, dass man es oft nach St. Magdalena heraus klingen hörte. Die Leute hatten einen gewaltigen Respect vor den Riesen, denn diese waren überaus reiche und vornehme Herren. Seit ihrem Abgange liegt das goldene Kegelspiel tief im Berge vergraben.

Einmal gieng der Oberkantioler aus St. Magdalena oben über die Pitschesörter Ebene heimzu. Da begegnete ihm einer der Riesen und sagte ihm, er möge mit sechs Ochsen hinauffahren um den Schatz, aber er müsse zwei von den sechs Ochsen den Unterkantioler dazu hergeben lassen, und beide Bauern müssten miteinander fahren und miteinander theilen. Dem Oberkantioler war um das Gold, und er meinte, sechs Ochsen habe er selber, den andern brauche er nicht, und fuhr also allein hinauf. Als er oben war, versank der Schatz, der schon bereit gelegen, augenblicklich wieder in den Berg, dass es nur so klingelte. Die Pitschesörter Herren aber, welche das sahen, fuhren zornig auf und davon und wurden seitdem nicht mehr gesehen.

Einer von den Pitschesörter Riesen, der vornehmste, der drei Köpfe aufhatte und Augen, so groß wie Kegelkugeln, und ein Revier besaß, das von den Köseln ober St. Magdalena bis zur Alm Zonus hineinreichte, war so ein rechter Wetterprophet, dem das Wetter auf lange in vorhinein kund war. Und er kam alljährlich im „Langes“ auf den Kofel hervor ober Kantiol und rief mit einer entsetzlichen Stimme ins Thal hinab den Bauern zu: „Jatz, Baurn, baut un!“ Und es war immer die rechte Zeit, so dass die Feldnutzung reichlich ausfiel.

Da begab es sich, dass der Herr oben einmal im Langes längere Zeit nicht kam und die Bauern schon meinten, er käme heuer nicht mehr und es wäre schon längst an der Zeit zu pflügen, denn es strich allbereits eine warme Luft durchs Thal. Und sie huben an zu bauen ohne den Riesen. Eine Zeit hernach kam der Alte oben auf dem Kofel herfür, schaute hinab und sah, dass die Äcker überall schon bestellt waren. Da schrie er hinunter:

I woaß in Kofelwald
Neunmal Wies' und neunmal Wald,
Ober sölla lötza Mander, wie ös seid,
Dö's Baud'n öt derwartn,
Hän i no nia gföch'n.
Weil ös mi nimmer braucht, gea i.

Und er gieng und kam nie wieder.

Die Bauern hatten im selben Jahr wirklich zu zeitig angebaut, und es gedieh nicht ein Halm.

45. Vom Schatzer Mannl.

Zu Schatz in Afers war vorzeiten ein altes Mannl, das wuſste alles vom Wind und sagte den Leuten genau, wann sie dies und das thun sollten. Einmal hat es gesagt: „Geht schleunig zu säen, jetzt geht der Paradeiswind.“ Ein andermal hat er mitten im Säen den Bauer aufhören machen, „es geht ein giftiger Luft“, und erst nach einer Zeit hat er ihn wieder weiter säen lassen.

46. Der starke Reiser von Mellaun.

Vor alters hatte sich ein fürchterliches Ungethüm, das nach der Meinung einiger ein scheußlicher Drache, nach andern ein greulicher Wurm oder gar der Teufel selber war, in den wälschen Köfeln am Peitler eingenistet und trug Menschen und Thiere fort, sobald sie in seine Nähe kamen. Durch seinen giftigen Hauch erstarb alles Pflanzenleben an den Bergeshalden weit und breit. Es dehnte nach und nach seine Raubzüge über Gunggan hinaus und lagerte endlich sogar zur Mahdzeit nicht selten beim Brunnen auf Schatzwallin, einer Almwiese hinter Afers, wo die Mähder ihr Wasser holen muſsten. Schon mancher Hirte und manche Almdirne hatten da ihr Leben eingebüßt, wenn sie zum Wasser gekommen waren, und auf den Freienbühel zu steigen wagte aus den wälschen Orten hinter dem Peitler keiner mehr.

Dazumal lebte in Mellaun bei Brixen ein alter Reiser, der übermenschliche Leibesstärke besaß. In Brixen brachten die Metzger einen über die Maßen starken Stier nicht weiter; der Reiser lachte sie aus und meinte, den wolle er allein weiter tragen. „Wenn du ihn erträgst,“ sagten die Metzger, „soll er dir gehören.“ Der Reiser war's zufrieden, lud den Stier auf seine Schultern und einen Salzsack oben auf, denn das Salz, sagte er, gehöre, den Stier einzusalzen. So trug er zum Erstaunen der Metzger Stier und Salz auf seinen Reiserhof nach Mellaun. Prüfend besah er ein anderesmal auf dem Kornplatz zu Brixen einen Bauern, der sich keuchend mit einem Getreidesack schleppte. „Solcher trage ich zehn,“ spottete der Reiser. „Dann gehören alle zehn dir,“ versicherte der Bauer.

„Es gilt!“ rief der Reiser. So lud der Starke seine zehn Getreidesäcke auf und trabte davon und dem Berge zu. Der Bauer wollte sehen, ob er die Säcke auch wirklich hinauftrage, und gieng mit ihm. Auf halber Höhe sah der Reiser einen Nussbaum und einen Pflug am Wege. Er sagte: „Heut' bring' ich meinen Kindern Nüsse mit“ — hob den Pflug, ohne die Säcke abzuladen, warf ihn mit der Rechten in die Baumkrone, schlug von Nüssen eine große Zahl herunter, bückte sich und sammelte sie, wieder ohne die Säcke abzuladen. Da graute den Bauern ob der unheimlichen Kraft des Reisers, und er lief den Berg hinab. Der Reiser aber trug Getreide und Nüsse auf seinen Hof. Solcher Stücklein wissen die Berger noch mehr von ihm, und im ganzen Lande redete man von seiner Stärke. Diesem gelang es nun, des Unthieres in den wälschen Köfeln Herr zu werden. Er lockte den Drachen aus seinem Loche, schleuderte einen gewaltigen Felsblock darauf und zermalmte ihn. Jetzt wuchsen die Blumen und Kräutlein wieder, das Glöcklein von Freienbühel läutete aufs neue ins Thal hernieder, und Weg und Steig auf die Almen waren wieder sicher.

47. Der Riese wird Bauer.

Auf den Pliderhof in Lüsen kam einmal ein Riese aus fremdem Lande und verdingte sich als Knecht. Der Bauer starb, und weil der Riese zur Zufriedenheit gedient hatte und Arbeit that, wie viele Knechte sonst zusammen, heiratete ihn die Bäurin, und dieser Ehe entstammten die späteren siegelmäßigen Pliderer.

Andere sagen, der Knecht sei ein Russe gewesen.

48. Der Ungar in Lüsen.

In alter Zeit hauste ein Mann zu Wald in Lüsen, der hieß Kilian Walder und hatte mehrere Töchter, aber keinen Sohn. Da kam eines Tages ein ganz seltsamer, wildfremder Riesenmensch auf den Hof, von dem niemand erfuhr, wer er sei und woher er komme. Die Leute sagten, er müsse aus Ungarn stammen. Dieser diente dem Walder mit großem Fleiße, und als er schon lange auf dem

Hofe war, gab ihm der Bauer eine seiner Töchter zur Ehe und für seinen Todesfall auch den Hof dazu. Von diesem angeblichen Ungar stammen die Widmann in Lüsen. Sie haben das gleiche Wappen wie die Widmann in Villnös, einen wilden Mann mit grauem Haar und Bart, der mit der Rechten einen eisernen Streitkolben schwingt.

49. Der dreiköpfige Mann in Brixen.

In Brixen ist am westlichen Ende der Laubengasse, dort, wo man in 3 Gassen sieht, der dreiköpfige Mann; seine drei Gesichter schauen in die drei verschiedenen Gassen. Von diesem erzählt das Volk: Am Charfreitag, während es zwölfe läutet, speit der dreiköpfige Mann mit allen drei Köpfen Goldstücke aus, mit einem in die Laubengasse, mit dem zweiten in die Schlosser- und mit dem dritten in die Bräuhausgasse. Wer sich rechtzeitig einfindet, kann das Gold nur so vom Boden aufklauben. Es ist schon mancher dort gewesen, hat aber das Läuten verpasst.

50. Das Zirogermannl.

Auf der Straße den steilen Schelleberg hinan trieb sich vor Zeiten das gefürchtete Zirogermannl um. Es neckte die Wanderer auf alle mögliche Weise, besonders gern die Fuhrleute, indem es mit gewaltiger Kraft die Lastwagen bergauf zurückhielt und bergab vorwärtsschob und dadurch die Fuhrleute zu schrecklichem Fluchen reizte. Endlich wurde der tückische Unhold auf die Zirogerwand hinaufgebannt, wo er jetzt sein Unwesen auf den Almen treibt und durch Heulen, Sausen und Brausen und rollendes Gestein die Hirten belästigt.

51. Das wilde Heer bei Brixen.

Ein Bäuerlein gieng einmal spät in der Nacht von der Stadt Brixen weg nachhause. Wie es gegen Zinggen hinauskam, entstand ein Gepolter und ein Gelärme, dass den Bauern ordentlich das Fürchten ankam. Endlich sieht er einen Trupp Reiter von Zinggen abwärts gegen ihn heraussprengen. Der Bauer will sich noch rechtzeitig davonmachen, aber die Reiter waren schnell wie der Wind,

und ehe er sich's versah, war ein Ausbiegen rein unmöglich. In seiner höllischen Angst wollte das Bäuerlein bald rechts bald links ausweichen und kommt doch nicht vom Flecke. Indem rief ihm der vorderste der Reiter zu, er solle nur mitten auf der Straße still stehen und sich nicht fürchten. Das befolgte er nun, blieb ganz ruhig mitten im Wege stehen, und die Reiter stoben alle über seinem Kopf hinweg, ohne dass ihm ein Haar gekrümmt ward.

52. Vertragene Dirnen.

1.

Auf der Afrer Alm in den Bergwiesen drinnen war's schon etwas unheimlich. — Einmal haben sie beim Meßner ihren Kessel in der Schupfe am Jöchl drinnen vergessen. Wie die Bäurin beim Heimkommen recht gelärmt hat, ist die Magd aufgestanden und in der Nacht noch hinein, den Kessel zu holen. Drinnen ist ihr nichts geschehen. Wie sie aber heimgekommen ist, hat sie das Vieh im Stall miteinander reden hören und ist sammt dem Kessel in den Stall gegangen zu „losen". Und von der Stund' an hat sie niemand mehr gesehen oder gehört, sie ist vertragen worden.

2.

Die Dirn beim Schatzer in Afers ist gar am hellichten Tage fortgekommen. In Schatzwallin (einer Almwiese hinter Afers, zum Schatzhof oder „Schatzer" gehörig) haben sie einmal gemäht. Die Leute hatten bei der schweren Arbeit großen Durst bekommen, doch niemand getraute sich Wasser zu holen, weil's beim Brunnen unheimlich war. Viele sagen. man habe dort schon öfters den Teufel gesehen in Gestalt eines schwarzen „Unkatls". „Gea du!" sagte das eine zum andern, bis endlich die wälsche Dirn sich herbeiließ und mit dem Bütterich zum etwas entfernten Brunnen gieng. Aber dort packte sie der Teufel und fuhr mit ihr durch Gunggan hinein und über die „Köfel" (beim Peitler) hinaus. Die Leute haben sie nur mehr drüben in den Köfeln entsetzlich „rearn" (weinen) gehört.

53. Eine Wöchnerin wird vertragen.

Hinter dem Walder am Wege von Brixen nach Lüsen bei der Todtenrast ist's unheimlich. Öfters sahen die Leute dort einen Kapuziner ohne Kopf. Die Bäurin vom Hundgruber war Wöchnerin und gieng unausgesegnet aus. Sie war kaum bei der Todtenrast oben, da verschwand sie plötzlich. Wenn die Leute auf dem Felde und niemand im Hause war, als ihre kleinen Kinder, dann kam sie oft und wusch und kämmte ihre Kleinen, aber sie sprach nie ein Wort. Ein heiligmäßiger Kapuziner bannte sie wieder her, und sie blieb nun auch im Hause, sprach aber mit niemand und starb bald darauf.

54. In den „Rahnächten".

Einmal, mir scheint, zu Kospernell in Afers ist's gewesen, da ist der Knecht in der heiligen Nacht nicht mit den Leuten in die Kirche, sondern hat sich auf die Ofenbrücke gestreckt. Wie er hat einschlafen wollen, ist ein großmächtiger Ochs zur Thür herein und hat sich in der Stube niedergelegt. Als es zu Kirchen aus war, ist der Ochs wieder fort, und bei den Ritzenzäunen ist er den Kirchleuten begegnet und hat mit der schweren Kette wie närrisch dahergescherzt. Der Knecht ist nie mehr daheim geblieben.

In den Rahnächten (Rauchnächten) redet überall das Vieh vernünftig mitsammen, aber nur Quatemberkinder hören es und dürfen's hören, andern kostet's das Leben, wenn sie horchen wollen.

55. Der Ochsenfuß.

Eine Klause in Ridnaun bei Sterzing hat den Namen Ochsenfuß. Das kommt daher: An dieser Stelle wurde vor Zeiten ein Ochse verfolgt. Als das Thier weder vor- noch rückwärts konnte und keinen Ausweg mehr sah, sprang es in seiner Angst den Felsen an. Der Fuß des Ochsen findet sich in diesem Felsen noch heute eingeprägt.

56. Der schatzhütende Drache in Villanders.

Auf Villanders in der „Pflege“ ist's schon seit altersher unheimlich, und die Leute wurden hie und da in der Nacht, ja manchmal am hellen Tage ordentlich erschreckt. Und wer vorbeigieng und war just der Rechte, dem's „kro giwöllt hät“, der konnte beobachten, wie die wilden „Mander“ von Zeit zu Zeit zu den Fenstern kamen und herunterglotzten. Man erzählte sich schon längst, dass da ein Schatz vergraben sei. Endlich sahen die Leute einst am hellen Tage den schatzhütenden Wurm, der einem Drachen ähnlich sah und Mannesdicke hatte, wie er eben dem Stalle zueilte und dort hineinglitt. Als sie nun Lärm schlugen, kam der Pfleger selber mit einer Haselruthe in der Hand und gieng in den Stall hinab, den Wurm auszutreiben. Dieser wollte lange nicht gehen; als ihm aber der Pfleger mit dem Haselzweig arg zusetzte, verließ er endlich doch den Stall, aber nicht, wie die Schlangen in Windungen fortgleitend, sondern indem er sich kugelnd hinauswälzte, worüber männiglich nicht wenig erstaunt war. Draußen trieb er dem nahen Kirchlein zu, immerfort sich auf dem Boden wälzend. Vor dem Kirchlein that sich auf einmal ein Stein auf, und der Wurm schlüpfte behende in ein unterirdisches Loch, aus dem es ganz golden hervorstrahlte. Darin war nämlich der Schatz. Hinter dem Wurm schloss sich der Stein, und der Schatz war für die Oberirdischen wieder auf lange verloren.

---

57. Der weiße Wurm.

Auf der Mittewalder Alm im oberen Eisakthal war es vor Jahren nicht geheuer. Niemand wollte mehr für und um gehen, denn die Alm war voll giftigen Gewürmes; die Würmer waren dick und lang wie Wiesbäume. Verirrte sich jemand dort hinauf, dann wurde er augenblicklich aufgefressen. Die Gemeinde zog von der Alm keinen Nutzen; ja sie fürchtete, die Schlangen könnten auch noch herunterkommen, denn hie und da hörte man schon von Mittewald aus das greuliche Pfeifen derselben. Da kam eines Tages ein altfremdes Mannl daher, und als es vom bösen Gewürm hörte,

trug es sich für eine große Summe Geldes an, es auszurotten; nur sollten sie ihm einen großen Holzstoß nahe bei der Alm aufrichten. Wenn aber eine weiße Schlange unter dem Gewürm sei, könne er nichts machen, das sollten sie ihm lieber frisch vorher sagen. Keiner wollte eine weiße Schlange gesehen haben. Das Mannl gieng also hinauf und viele Dorfleute hinter ihm her. Als das Holz in vollen Flammen stand, begann das Mannl die Beschwörung. Da ward es lebendig auf der Alm, durch das dürre Gras heran rauschte es, unheimliches Pfeifen ertönte, und wie durch die Luft fliegend schossen die Würmer ins Feuer. Wüthend schlugen sie in den Flammen herum, bis sie todt waren. Auf einmal hörte man oben vom Joch her ein schauerliches Zischen, ganz verschieden von dem Pfeifen des übrigen Gewürmes, und in Sturmeseile schoss ein weißer Wurm daher, schrecklich an Gestalt und Größe, und gerade auf den Banner los, und als dieser voll Entsetzen mit dem Ausrufe: „Ich bin des Todes" sich ins Feuer stürzte, ringelte sich der Wurm ihm nach in die Flammen und verbrannte. Das böse Gewürm war nun ausgerottet, denn der weiße Wurm war der letzte unter dem Schlangengezücht gewesen, aber auch der Banner hatte sein Leben verloren.

58. Der Wurm auf Nibenal.

Die Leute klagen häufig, wie schwer ein Auskommen mit den Würmern und Schlangen sei; allein, bei Licht betrachtet, ist die Sache so arg nicht und die Furcht der Leute in den meisten Fällen übertrieben, denn gar oft hat es sich zugetragen, dass die Würmlein, so bei Nacht mitunter leuchten, den Menschen statt einer Laterne auf den Weg gezündet und dass sie ihrer Zauberkraft, womit sie ausgerüstet sind, zu Nutz und Frommen gutherziger Leute sich bedient haben.

So, habe ich oft gehört, sei es einer Kaserin auf Nibenal, der Bergwiese in Lüsen, ergangen. Der kam, wenn sie heimtrieb, eine Schlange vors Haus, und die gutherzige Dirn setzte ihr stets ein Schüsselchen warmer Kuhmilch vor, die sie behaglich trank. Der Wurm wurde alsbald zutraulich und setzte sich abends bei der Kaserin zu Tisch. Sie litt das Thier, und siehe, der Segen kam

ins Haus, und die Dirn brachte Erkleckliches vor sich. Zuletzt schlug der Wurm gar in der Schupfe seinen Wohnsitz auf. Da kam aber just einmal zu unrechter Zeit der Großknecht den Berg herauf, sah die Schlange beim Nachtmahl, faßte die Schüssel sammt der Milch und warf sie dem Wurm an den Kopf. Der ringelte sich zornig von dannen, aber mit ihm zog auch der Segen aus dem Haus, und das Kasern trug bei weitem nicht mehr soviel ein als vorher.

59. Die Schlange im Stall.

Im Bade Froi im Villnösser Thal gaben die Kühe bald aus der, bald aus einer anderen Zitze keine Milch. Sie waren da ausgemolken. Man kam lange nicht auf den Dieb. Einmal aber, als die Stalldirn zum Melken gieng, sah sie eine Schlange, welche einer Kuh gerade die Milch herauszog. Wie dieselbe nun die Dirn erblickte, machte sie sich schlennig davon und kroch in ein Mauerloch. Erst nach oftmaligem Aufpassen gelang es den Hausleuten, der Schlange habhaft zu werden und sie zu tödten.

60. Von der eitlen Kellnerin mit der Schlange.

In Brixen wird erzählt, es sei einmal eine Kellnerin ungemein eitel und gatzig*) gewesen und hätte sich auf ihre Schönheit ein gutes Stück eingebildet. Was sie an Lohn verdiente, hängte sie an den Putz. Da begegnete ihr einmal eine arme Frau mit ihren halbverhungerten Kindern und bat sie um etwas. Voll Verachtung tänzelte aber das Mädel vorüber. Die arme Frau war ihr viel zu wenig. Aber, o Schrecken! In der folgenden Nacht kroch ein häßlicher Wurm von gewaltiger Länge in ihr Bett, legte sich um ihren Hals und war nicht mehr fortzubringen. Sie mußte nun zu ihrer Schande den Wurm tragen. Ein Pater, der mehr konnte als andere, und zu dem sie ihre Zuflucht genommen hatte, bannte wohl die Schlange vom Hals weg, konnte sie aber nicht weiter als bis zur Hüfte bringen, wo das Thier um den Leib ge-

*) naseweis.

wunden verblieb. Da wurde der Wurm wenigstens nicht von den Leuten gesehen, und der größten Schande war das Mädel ledig. Dieses gieng nun wohl in sich, aber erst nachdem es sieben Jahre lang gebetet und gefastet und Almosen gegeben und die Eitelkeit ganz abgethan hatte, war der Wurm auf einmal wieder weg.

61. Der Radlsee bei Brixen.

Der Radlsee ist ein merkwürdiger See. In diesem machen die Hexen Wetter; er ist unergründlich und steht mit dem Durnholzer See und mit dem Meer in Verbindung. Seinen Namen hat er vom Radl, das man hineingeworfen hat und das im Durnholzer See aufgegangen ist. In Durnholz hat man einmal einen schwarzen Bock in den See geworfen, und oben im Radlsee giengen die Hörner auf.

62. Der Wassermann auf Seeberg.

In Seeberg auf der Villanderer Alm, wo die drei schwarzen Lacken sind, haben drei Büblein Vieh gehütet. Weil sie sonst nicht wussten, was thun, fiengen sie an, Steine in das Wasser zu werfen. Da kam ein Mädel heraus und sagte: „Lasst das Steinewerfen, sonst sieht der Vater nichts zu flicken.“

Sie ließen es nicht. Das Mädel kommt wieder heraus und sagt dasselbe, doch die Buben folgen nicht und werfen weiter. Es kommt noch einmal heraus und sagt und droht: „Der Vater kommt und schindet euch.“

Da ließen es zwei, der dritte aber, keck und großmäulig, griff nach seinem Veitel (Messer) und höhnte: „Da hast du ein Messer, dass er mich schinden kann.“ Mit diesen Worten zog er es aus der Scheide und warf es in den See.

Nun kam wohl das Mannl aus dem Wasser, die Buben laufen sakrisch. Soweit der Boden trocken ist, erwischt es sie nicht gleich: hinten hinab kommen aber Lacken, da sagt es:

Wie nässer dass i bin,
Wie besser dass i spring',

erwischt den Buben und hat ihn sauber geschunden.

63. Die Erdmännlein.

In Afers haben die Leute oft die kleinen Erdmännlein gesehen. Auf einer Hochzeit zu Hof sind die „Purzelmannlen“ gekommen und haben wunderschön getanzt.

64. Der Schatz zwischen zwei Wassern.

In Brixen zwischen den zwei Wassern Rienz und Eisak, wo man es „auf dem Mitterling“ nennt, ist ein großer Schatz vergraben, der noch von den alten Heiden herrührt.

Bei der Flussregulierung nach dem Ueberschwemmungsjahr 1882 haben ihn die Arbeiter gesehen, aber nicht bekommen; der Schatz ist noch tiefer hinabgesunken. (Brixen.)

65. Schätze in St. Andrä bei Brixen.

Beim Huber in Klerant, einem uralten Gehöfte, sah die Dirn in der Torkel glühende Kohlen. Sie erschrak darüber sehr, lief geschwind ins Haus hinauf und meldete es der Bäurin. Als aber diese in die Torkel kam, war der Kohlenhaufen verschwunden. Hätte die Dirne lieber frisch etwas Geweihtes darauf geworfen, so wäre geholfen gewesen. Sie hätte den Schatz bekommen.

Die Berglehne ober St. Andrä heißt Rutzenberg. Dort oben, wo jetzt der Hof Niederrutzen steht, soll vorzeiten ein Schloss gestanden sein. Der genannte Hof ist auf einem Hügel, der deutliche Spuren eines zerfallenen größeren Bauwerkes trägt. Da liegt ein Schatz. Wer ihn heben will, müsste in der Nacht vor Mariä Heimsuchung gegen 1 oder 2 Uhr Haselruthen abschneiden und damit auf den Rutzner Bühel kommen. Die Haselrüthlein würden ihm den Schatz weisen; wo der Schatz liegt, zeigen sie zur Erde.

Der Oberrutzner sah auf Niederrutzen beim guten Brünnlein den Schatz blühen. Es stiegen lauter blaue Lichtlein auf und nieder. Eilends gieng er herab, aber es kugelte ein „Unkatl“ vor seinen Füßen den Weg herunter, so dass er furchtsam wieder umkehrte.

Auch in der „Fuchshöhle“ und auf Almbötsch sollen Schlösser gestanden sein und sind Schätze vergraben. Nächst dem Bade Burgstall beim Burgerbauern stand die Burg der Herren vom Berge, eines brixnerischen Ministerialengeschlechtes. In den Ruinen dieser Burg liegt ein Schatz von sieben Eselslasten. Ein Schatz ist auch auf dem Putzerbühel nahe dem Karnoler Kirchlein, wo nach der Volkssage ebenfalls ein Schloss gestanden hat. Noch sind Mauerreste dort vorhanden.

66. Der Schatz auf Fuschgenberg in Villnöß.

Auf Fuschgenberg*) stand vorzeiten ein Schloss. Der gegenwärtige Besitzer fand in der Lahne, die vom Burghügel herabgeht, Granatkorallen und eine Lanze. Beim Umränten des Bodens wurden oft mächtige Mauerquadern aufgegraben. Das jetzige Wohnhaus wurde fast ganz aus Mauersteinen der verfallenen Burg aufgeführt.

Auf dem Burgberg geht es um; auch sieht man bald glühende Kohlen, bald irrende Lichter. Die Buben des Fuschgenbergers sahen eines Abends einen Haufen glühender Kohlen, sprangen heim und erzählten es. Als darauf die Leute hinausgiengen, waren die Kohlen verschwunden.

Oft hörte man früher auf den Trümmern des Schlosses weinen und klagen. Die Tochter des alten Fuschgenbergers hörte eines Abends in der Nähe des Hauses lautes Schluchzen. Sie gieng in das Haus hinein und fragte die „Nahnl“, ob sie draußen so „gereart“ habe. Aber die „Nahnl“ sagte nein. Daraufhin schaute der Bauer zum Fenster hinaus, und draußen giengen zwei schwarze Männer vorbei und den Weg hinab, die weinten so laut, dass man sie noch lange heraufhörte. Seitdem hat dieser Spuk aufgehört.

Unter den Schlosstrümmern liegt ein Schatz vergraben. Der alte Müller unten sah einmal auf dem Burghügel eine Schlange mit einer goldenen Kette um den Hals, an der ein goldenes Schlüssel-

*) Der alte Name lautet Ursenberg, erbaut 1206 von Heinrich von Gufidaun aus dem Geschlechte derer vom Berge. Alte Leute in Villnöß kennen es noch unter dem Namen Urschenberg. Man sagte „af Urschenberg“, und daraus bildete sich die gegenwärtige Namensform Fuschgenberg.

chen hieng. Der Müller gieng aber dem Thiere furchtsam aus dem Wege.

Ein Hirtenmädchen sah am Abhange des Hügels eine glänzende Eisenplatte mit einem Sperrschloss, in welchem ein Schlüssel stak. Das Kind, das heraufgekommen war, Tschurtschen zu klauben, gab seine Arbeit auf, zog den Schlüssel aus der Platte und lief, was es konnte, um Leute zu holen. Als diese den Schlüssel in der Hand des Kindes sahen, glaubten sie demselben und kamen nachzusehen, aber die Eisenplatte war verschwunden. Diese Platte haben schon mehrere gesehen. Die Leute behaupten, dieselbe gienge aufzuheben und dahinter sei ein unterirdischer Gang, der zum verborgenen Schatze führe.

67. Die Goldquelle.

Am Plankenbächlein, das zum Tinnebach hinter Klausen herabfließt, gieng vorzeiten ein Goldbrünnl auf, und alljährlich kam ein Männlein und trug einen Sack voll Gold hinweg. Einmal passte ihm einer auf, der ebenfalls reich werden wollte, und bemerkte den Ort, wo das Männlein das Gold hernahm. Jedoch als nun er auch mit seinem Säcklein zuwege kam und Gold holen wollte, war auf einmal das Goldbrünnl nimmer da. Auch das fremde Mannl hat man nie mehr gesehen.

68. Die verzauberte Frau als Schatzhüterin.

Hinter Säben ist eine Weide für Kleinvieh. Da liegt ein Schatz vergraben. Ein Hirte, der oft da seine Schafe weidete, erblickte eines Tages eine wunderschöne Frau, die das Büblein zu sich heranwinkte und es belehrte, wie es drei Haselzweige abreißen und die Würmer tödten solle, die ihm auf einem bestimmten Platze entgegenkommen würden. Und sie zeigte ihm den Platz; dort könne er dann, wenn er mit Muth ausharre, einen reichen Schatz gewinnen. Der Hirte versprach alles zu thun, riss die drei Haselzweige ab und gieng auf den bezeichneten Platz. Da wuchs auf der Stelle, unter welcher der Schatz lag, eine Lilie empor. Man sagt sodann, dass der Schatz blüht. Das Büblein schlug mit den Haselruthen

auf den Boden, und augenblicklich that sich die Erde auseinander, und er konnte tief in einen unterirdischen Gang hineinsehen. Darin lag eine große eiserne Truhe, hinter welcher er die schöne Frau wieder erblickte. Diese machte eine flehende Geberde, dass er den Muth nicht verliere und sie erlöse. Allein die Sache war schwierig; denn auf der Truhe saßen halbaufgerichtet drei fürchterliche Würmer, aus deren aufgesperrten Rachen Flammen herauszüngelten. Das Büblein würden sie zerrissen haben, wenn die Haselruthen nicht gewesen wären. Als sie ihm nichts zu thun wagten, bekam es Courage und schlug mit dem ersten Zweig auf die Ungethüme. Aber der brach leider entzwei. Ebenso zerbrach der zweite, und als der Hirte mit dem dritten Zweige losschlug, bäumten sich die Drachen empor und griffen mit ihren kralligen Fängen nach ihm aus. Jetzt entfiel dem Büblein der Muth, und es lief aus dem Loche. Hinter ihm that aber der Boden sich wieder zusammen, und der Schatz sank klingelnd wieder in die Erde hinab. Noch lange hallten die Klagetöne der Frau dem Hirtenbüblein nach, und als dies die Unthiere aus den Augen hatte, bereute es wohl bitter, die schöne, reiche Frau nicht erlöst zu haben.

69. Der Schatz in Tinnebach.

Auf Säben wohnten vor uralten Zeiten große und reiche Herren. Da kam die Kunde ins Land, dass die feindlichen Römer heranzögen, und die reichen Säbner wussten lange nicht, wo sie ihre reichen Schätze verbergen könnten. So verloren sie die Zeit, und der Feind drang schon gegen Klausen heran. In aller Eile packten sie zusammen und schleppten den Reichthum hinab und den Tinnebach einwärts. Da drinnen hofften sie sicher zu sein. Allein sie gewahrten alsbald den Feind hinter sich, und so blieb ihnen nichts übrig, als in der tiefen Schlucht drinnen eiligst eine Grube aufzuwerfen und den Schatz darein zu versenken. Darauf warfen sie das Loch wieder zu. Der Feind hatte sie glücklicherweise nicht beobachtet, und so liegt noch heute der unermessliche Schatz in der Tinneschlucht vergraben; niemand weiß, wo. Die Leute sagen, es wären siebenmal siebzig Sam Goldes.

70. Das Schloss auf der Villanderer Alm.

Auf der Alm von Villanders war's ehedem herrlich grün und fruchtbar; auch stand da ein Herrenschloss, und überaus reiche Leute saßen drin. Einmal hatte die Schlossfrau gekocht und ließ die Herren, welche eifrig Kegel spielten, zum Essen holen. Aber sie hatten dazu nicht Zeit. Da schickte die Frau das Kindsdirndl hinaus, sie zu holen. Das Mädel hat den Kleinen getragen, und wie sie verlangt, dass die Spieler gehen sollen, hat einer dem Kind den Kopf abgehauen und mit demselben weiter gekegelt. Da hat es einen schrecklichen Krach abgegeben, alles ist zusammen versunken, und nur bei einem Schuttloch in einer Steinlammer sind noch einige Kinder herausgekommen. Inwendig aber ist ein See, und in diesem liegt der ungeheure Schatz vom Herrenschloss, der von einem schwarzen Hund bewacht wird.

71. Die drei gelben Blumen.

Oft blühen Schätze durch Blumen, besonders in der Johannisnacht. Im schwarzen See auf der Villanderer Alm sind drei goldene Kegelspiele. Wenn dann wieder einmal der „Seewerschatz" reif ist, sprießen drei goldgelbe Blumen aus dem Wasserspiegel.

72. Die geprellte Zigeunerin.

In einem Bauernhause in Schalders kehrte eine Zigeunerin ein und fand niemanden daheim als die Bäurin. Diese wurde durch den unerwarteten Besuch so in Schrecken versetzt, dass sie hinausgehen und ihre Leute herbeirufen wollte, die auf dem benachbarten Felde arbeiteten. Allein die Zigeunerin machte das Bauernweib durch Zauber gefroren, und dieses konnte sich nicht mehr von der Stelle rühren. Nun machte sich die Zigeunerin über die Truhen her und durchstöberte sie nach Geld und anderer brauchbarer Habe. Die Bäurin aber, die eine gute Portion Mutterwitz besaß, schloff aus ihren festgebannten Schuhen und lief in den Strümpfen zum Hausthor hinaus, um die Leute zur Hilfe herbeizuholen. Diese kamen, und die Zigeunerin trug statt der gestohlenen Habe eine tüchtige Tracht Prügel davon.

73. Zwei mit einer Pfait.

Der Pitscheröler und der Laseider in Lüsen hatten beide bloß eine Pfait (Hemd) zu gemeinsamem Gebrauche. Wenn der Pitscheröler die Pfait anhatte und zur Kirche gieng, mußte der Laseider daheimbleiben und umgekehrt. Sie wechselten ab damit.

74. Frau Berchta.

Hinter Layen bei Tanirzen ist das „finstere Thal“; da gehen die Leute nicht gerne durch den Wald, weil dieses Gebiet der „Frau Berchta“ gehört. Viele haben sie schon gesehen; sie streift mit 5 oder 6 Hündlein durch das Dickicht thalauf und thalab, besonders häufig in den Rahnächten, und wehe dem, der ihr in den Weg kommt.

75. Die Gstampe.

1.

Wer in Afers in den drei Rahnächten (vor Weihnacht, Neujahr und Dreikönigen, wenn geräuchert wird) nach dem Betläuten außer Haus sich begab, dem gieng es nicht gut. Schöpfte er Wasser am Hausbrunnen, hatte er in Stall oder Stadel bei verschlossener Thür noch was zu schaffen oder wurde er auf freier Weite vom Abend überfallen — sobald es zu dunkeln begann, kam ein wildes Ding daher und gégezte*) so schrecklich, dass man Hören und Sehen verlor. Das war die Gstampe. Gesehen hat man sie nicht, aber es war ein „Unkatl“ aus der Hölle und hat jeglichem ein Leid angethan, dass er nimmer heil nachhause konnte. Die meisten mussten das Leben lassen.

2.

Zu heiligen Dreikönigen-Rahnachten ist ein alter Schatzer in Afers auf dem Schatzereck (Bühel bei seinem Haus) gestanden; da hat er die Gstampe über die Goller Wiese draußen hereinfahren g'spürt. Augenblicklich ist er ins Haus gerannt, und wie er die Thür zugeschlagen hat, ist sie schon vorüber mit schrecklichem Pfeifen und Winseln. Bei einem Haar hätt' sie ihn erwischt.

*) Gégezen = einen pfeifenden, reibenden Ton geben.

Wenn die Gstampe kommt, darf man keinen Laut hören lassen im Haus, und wer husten muſs, thut es in den Mohnstampf hinein.

Ein alter Hofer in Afers hatte am Firstbaum des Stadels immer einen Kalbskopf hängen; er hat den Ehehalten nie gesagt, warum, aber er wollte vor der Gstampe geschützt sein, und deswegen durfte der Kopf nicht fort.

76. Von den seligen Leuten bei Brixen.

Auch im Thale Schalders wissen die alten Bauersleute von den seligen Frauen zu erzählen, die dort vor alters gehaust haben. Sie wohnten bei den abgekommenen Höfen auf der Schattenseite zwischen den Felsen in tiefem Walde. Sie dienten ebenfalls bald bei dem, bald bei einem andern Bauern, und solange solche Dienstboten im Hause waren, gedieh alles aufs beste. Hie und da kamen sie auch zu den Bauern, um etwas zu bitten. Erhielten sie etwas, so segneten sie das Haus, wurden sie abgewiesen, so verwünschten sie es. Einmal kam eine solche Selige in eines der später abgekommenen Bauernhäuser und bat um etwas zu essen. Die Bäurin, eine junge, stolze und hartherzige Person, fuhr ihr mit dem glühenden Küchelspieß ins Gesicht, und mit dem Rufe: „Au wea, koa reicher Bauer mea!“ eilte sie unter furchtbaren Schmerzen davon. Wo immer eine Selige im Dienste war, warf sie, bevor sie wieder ausstand, zum Abschiede einen Garnknäuel in die Stube, der nie gar wurde, bis sich einmal jemand verschwatzte und verwundert ausrief: „Weard denn dös Zuig nimmer gor?“ Dann hatte der Knäuel auch sofort ein Ende. Dasselbe erzählt man in St. Andrä bei Brixen, wo die seligen Leute hinten in den wälschen Köfeln hausten. Auch hier sind sie bei den Bauern in Dienst getreten und haben nach dem Pflügen die Weisung gegeben: „Baur, sau, as geat der guate Wind!“ — oder: „Baur, hear an mit Sau, as geat dar rechte Luft öt!“ Ebenso ist hier ein Bauer nachts heimgegangen und hört eine Stimme im Wald: „Sog deiner Diarn, die Tinzl-Tanzl isch g'storben!“ Der Bauer erzählt daheim, was er gehört hat, und die Dirne geht weinend davon und läſst den nicht endenden Garn-

knäuel zurück. Dasselbe wird vom Meierhof in Lüsen erzählt. Die Stimme im Walde rief hier: „Hoß, Hoß! Moarhofar afn weißn Ross, sog zi deinar Diarn, dö thuit Mittn (Backzuber) rüahrn, die Hirla Harla isch g'storben." Die Dirne springt auf, läsſt den bekannten Knäuel zurück und segnet noch das Haus, in dem sie so gute Behandlung erfahren hatte. Infolge dieses Segens wird im Meierhof in Lüsen niemals Brotnoth eintreten. In der That bildet die große Brotkammer dieses durch traditionelle Gastfreundschaft ausgezeichneten Hofes von jeher ein wahres Schaustück. Die Seligen wohnten hier unter dem Meirhof. Einem alten Meirhofer kamen seine beiden Kinder abhanden, wurden aber auf ihrer Irrfahrt in den Bergwäldern nach der Sage von den Seligen mit Nahrung versehen und so vor dem Verhungern gerettet. Nach einigen Tagen fand man die Kinder in der Nähe des Riffler Bauern hoch oben im Walde an der Grenze gegen St. Leonhard unverletzt wieder. (Die Irrfahrt dieser Kinder ist übrigens verbürgt und vom eigenen Vater derselben aufgezeichnet worden.) Als die Selige beim Meirhofer nimmer diente, schaute am Dreikönigsabend öfters die Brechtl mit der langen Nase zum Fenster hinein, während drinnen die Dirnen spannen.

In Afers verschwand ein Knabe, der abends nach dem Betläuten noch draußen war, und wurde erst nach einigen Tagen in einem Graben wohlbehalten aufgefunden. Gefragt, ob er recht hungrig sei, erzählte er, dass ihm eine schöne Frau, so oft er Hunger hatte, etwas zu essen gebracht habe. Ähnliches ist auch in Albeins bekannt. In Brixen erzählt man Folgendes: Ein Kind, dessen Windeln über Betläuten hinaus im Freien gelassen wurden, litt beständig an Siechthum, bis eine alte Frau den Rath ertheilte, die Windeln vor Ave-Läuten hereinzunehmen, worauf nun, da dieser Rath befolgt ward, der Knabe wieder gesund wurde.

In Schalders hörte einmal ein Hirtenbüblein „rearn". Voll Mitleid dachte er, da sei irgendwo im Wald herum einem Menschen etwas zugestoßen und der müsse wohl schwach und hungrig sein. Er suchte ihn wohl, fand aber niemanden. Da molk er seine Ziegen und füllte eine Schüssel voll Milch an. Gegen Abend musste er heimtreiben und ließ die Milch im Walde stehen. Der Arme wird sie wohl antreffen, meinte das gute Büblein. Als er am andern

Tage wieder die Ziegen in den Wald trieb, fand er die Milch ausgetrunken und die Schüssel mit Gold gefüllt. Voll Freude erzählte er es daheim und zeigte das Gold. Solches hörte ein anderer Hirtenbub, und der hätte auch gerne soviel Gold gehabt. Er trug daher heimlich eine Schüssel voll Milch in denselben Wald und ließ sie dort über Nacht stehen. Als er des andern Tages wieder kam, war wohl keine Milch mehr da, dafür aber die Schüssel mit Blut gefüllt.

77. Die seligen Weibelen in Afers.

1.

In Afers haben im Wald überall herum die seligen Weibelen gehaust. Die sind immer still und traurig gewesen, aber sie haben die Leute gern gehabt und ihnen oft bei der Arbeit geholfen. Wenn aber eins zweifelte, ob das wohl etwa ein seliges Weibele sei, dann giengen sie davon. Sie haben die Leute vor Unglück gewarnt, und dabei hat man sie nicht gesehen, sie haben nur aus einem „Tschuppen" im Wald geschrien. Oft haben sie als Dirnen gedient, und dann ist es im Haus immer gut gegangen; lang geblieben sind sie nirgends, sondern meistens plötzlich weinend fortgegangen, nachdem sie von irgendwoher eine „Mahnung" bekommen haben.

2.

Wie einmal die Bäurin zu Velton Krapfen gebacken hat, ist plötzlich ein kleines, nettes, aber trauriges Weibele vor dem Kuchlfenster gestanden und hat Krapfen gebettelt. Die Bäurin hat ihr eine Kelle voll heißes Schmalz hinausgeschüttet. Da hat das Weibele gesagt: „O och! o weah! bis afn neuntn koa reicher Veltoner mea!" Und so ist's gekommen, weil's ein seliges Weibele gewesen ist, dem man Gutes thun soll. Erst der Töte (Pathe) des Erzählers, der zehnte Besitzer des Veltonerhofes, ist wieder zu Wohlstand gekommen.

In St. Andrä erzählt man, den Nörggelen wäre beim Veltoner das Schmalz ins Gesicht geschüttet worden, und diese hätten die obige Verwünschung gesprochen.

3.

„Zu Ritze“ ist ein großer Hof in Afers. Da haben sie einmal beim Schneiden etliche Sicheln draußen gelassen über Nacht. Da sind die seligen Weibelen gekommen und haben ein tüchtiges Stück Feld in der Nacht geschnitten.

Andern Abends haben sie wieder die Sicheln draußen gelassen und den guten Weibelen eine feste Schüssel voll „Türtlen“ hinausgestellt, dass sie nicht erschwachen sollen. Die Weibelen haben's gern, wenn man ihnen zu essen gibt; deshalb war andern Tages früh das Feld bis auf weniges ganz geschnitten.

4.

Beim Meßner in Afers hat ein selig's Weibele einen Fadenknäuel zur Thür hineingeworfen und gesagt: „Fragt nicht nach dem End'!“ Der Knäuel ist nie gar geworden. Einmal hat die Näherin gesagt: „Wo ist denn da ein End'?“ Darauf hat sie nur mehr ein Händsel Asche in der Hand gehabt.

78. Die Seligen in Villnöß.

Die Seligen wohnten in den Höhlen und Schluchten des Zonusberges hinter und in den Köfeln ober St. Magdalena. Eine Selige war einmal beim Verlotter in Dienst eingestanden und arbeitete leicht für zwei Dirnen. Aber als eine neue Bäurin auf den Hof kam und die Selige übel behandelte, da gieng diese auf und davon und sagte beim Weggehen, dass bis aufs neunte Glied kein Verlotter mehr hausen soll.

Andere erzählen dagegen so: Die Seligen kamen öfters zu den Bauernhöfen unter dem Kofel herab und baten um etwas zu essen. Eine schaute beim Verlotter durchs Küchenfenster, und weil die Bäurin gerade Krapfen buk, rief sie hinein: „I bitt gor schian um an Krapfen.“ Die Bäurin that so, als ob sie der Seligen einen Krapfen geben wollte, brannte sie aber mit dem glühendheißen Küchelspieß. Nach andern hätte sie der Seligen gar das heiße Schmalz in das Gesicht hinausgeschüttet. Da rief die Selige:

Au und wea!
Koa reicher Verlotter mea
bis afs neunte G'schlecht.

Das ist in Erfüllung gegangen. Erst der Vater des gegenwärtigen Verlotters hat wieder besser gehaust.

An den Abenden vor den „Roanächten"*) (zu Weihnacht, Neujahr und Dreikönigen) legte man in Villnös für die Seligen Küchelu auf das Hausdach, und morgens waren dieselben immer weg. Diesen Brauch gedenken noch die älteren Leute. An solchen Abenden und den folgenden Festtagen mittags lud man die Armen zu Tisch, und Bauer und Bäurin bewirteten und bedienten sie.

79. Der letzte Sterndeuter in Lüsen.

Im Jahre 1812 starb der bekannte Wetterprophet Josef Flenger, Hilber in Lüsen, im Alter von 77 Jahren. Er las noch aus den Sternen das Wetter und die Zukunft; so glaubte er fest, dass die Sterne ihm seine Verwandten abgeneigt machen werden. Er gab sich mit der Obstbaumpflege ab, reiste 1775 zum Jubiläum nach Rom und starb in großer Armut, ohne je ein Almosen angenommen zu haben.

80. Der Hexenmeister Hapschlüssel.

Ein Hexenmeister, der in der Brixner und Klausener Gegend von den Leuten der „Hapschlüssel" (Hauptschlüssel) genannt wurde, weil er die versperrten Thüren zu öffnen verstand, trieb vorzeiten den Eisak auf und ab und im Pusterthal sein Unwesen. Er hatte mehrere Spießgesellen, die er alle in der Schwarzkunst unterrichtete. Die Obrigkeit war ihm wohl oft auf der Spur, aber es wollte ihr nicht gelingen, ihn einzufangen, denn er stand im Zaubern selber dem Satan nicht weit nach. Wenn etwa einmal einer von den Spießgesellen eingebracht wurde, gleich war der Meister zur

*) Aus der Dialectform „Roanacht" würde man schließen dürfen, dass auch die anderwärts übliche Form „Rauhnacht" (Ranacht) nicht mit Rauchnacht wiederzugeben wäre.

Hand und befreite ihn mit Hilfe seiner Zauberkünste. Er besaß auch ein meeraltes Buch mit allerlei curiosen Zeichen und Sprüchen. Mit diesem Buch zauberte er und machte Wetter und Hagel.

Einmal war zu Villpeder in Lüsen geschlachtet worden, und das Fleisch thaten sie in den Keller. Der Hapschlüssel aber hatte den Braten gerochen, und weil Schloss und Bande vor ihm nicht stand hielten, fand er sich auch alsbald im Keller ein und mästete sich seine Trommel. Aber die Leute hatten ihn gemerkt und eilten mit Heugabeln, Dreschflegeln und Sensen herbei, um den Nimmersatt fein stat aus dem Keller zu holen und ins Gerichtsstüblein zu setzen. Wie sie nun in den Keller kommen, springt eine schwarze Katze zum Kellerfenster hinaus, und mit dem Gerichtsstüblein war es nichts.

In einem andern Bauernhofe bemerkte man den Hapschlüssel, als er gerade ober dem Hause den Weg herabgieng. Als die Knechte eiligst mit allerhand Waffen hinausliefen, ihn zu fangen, und „heute kommt er uns gewiss nimmer aus“ sagte der Bauer, indem huschte ein kohlschwarzes „Harmle“ in den nächsten Holzmeiler, und vom Hapschlüssel war nirgends eine Spur mehr. Sie legten das Holz wohl sorglich auseinander, aber es war nichts darin.

Einmal war ihm die Obrigkeit wieder auf der Spur. Es war in der Vintl, und der Hapschlüssel saß gerade im Wirtshaus und trank eins oder zwei. Auf einmal stolperten die Gerichtsdiener bei der Thür herein in die Wirtsstube, um ebenfalls eins zu trinken, denn auf der Birsch nach dem Zauberer war ihnen die Zunge kleben geblieben. Sie redeten natürlich von nichts anderem als vom Hapschlüssel und rathschlagten, wie sie ihn am leichtesten fangen möchten. Sie kannten ihn jedoch von Angesicht nicht, sonst hätten sie ihn ja da gehabt. Einer sagte: „So machen wir's, wie ich euch gezeigt habe, dass man's angreifen muss; sonst hat's wieder die ‚Muggn‘.“ Da schmunzelte der Hapschlüssel und kroch unbemerkt, da er sich verwandeln konnte, wie er wollte, in seinen leeren Weinkrug. So nach einem Trümmel Zeit, während die andern noch immer von ihm redeten, schob sich der Deckel des Weinkruges in die Höhe, und der Kopf des Zauberers tauchte aus des Krügleins Bauch und hub an zu reden.

„Ihr sucht den Hapschlüssel?“ sagte er; „da bin ich.“ Über das nahmen die Gerichtsdiener, zu Tode erschreckt, allesammt reißaus und liefen zur Thür hinaus, so schnell sie konnten.

Endlich gelang es den Gerichtsdienern doch, ihn in ihre Gewalt zu bekommen. Sie luden ihn in Ketten auf einen Wagen und lieferten ihn fort zum Gerichtshaus.

Auf dem Wege kehrten sie, wo der Wirt den Reif herausgehängt, ein, denn sie waren müde und durstig, und tranken eine Maß. Sie dachten, der Zauberer steckt in harten Eisen und kann nicht los. Während sie drinnen tranken, kam ein Büblein des Weges, und der Hapschlüssel sagte: „Bübel, geh, wirf mir eine Hand voll Erde auf den Wagen!“ Das Büblein that es, und der Zauberer, der in Berührung mit der Erde seine Schwarzkunst wieder erlangte, machte, dass er davon kam. Als die Gerichtsdiener herauskamen, lag statt des Gefangenen ein Strohhalm in den Ketten.

Aber der Krug war endlich am längsten beim Brunnen gewesen. Die Obrigkeit machte sich allen Ernstes an den Zauberer, und es gelang, ihn dem Gericht in die Hände zu spielen. Man hatte dafür gesorgt, dass er nicht mehr mit Erde in Berührung kam, und lieferte ihn ein. Der Richter verurtheilte ihn zum Tode auf dem Scheiterhaufen.

Die Kunde von seiner Hinrichtung verbreitete sich rasch unter dem Volke, und alles lief nach der Richtstätte, wo schon der Scheiterhaufen geschichtet stand. Man machte so schnell mit ihm, als nur möglich, und warf ihn in schweren Ketten auf den Holzstoß, aus welchem bereits schwarzer Qualm emporwirbelte. Mit ihm verbrannten sie sein Zauberbuch. Die Flammen schlugen empor und setzten Scheiter und Reisig in vollen Brand. Aber merkwürdig! Während der Hexenmeister zu Pulver und Staub verbraunte, stieg das Buch in die Höhe und schwebte eine Weile frei in der Luft. Dann erst wurde es vom Feuer ergriffen und sank langsam hernieder, verbrannte jedoch nicht auf einmal, sondern Blatt auf Blatt. Als dann das letzte Blatt verglommen war, fiel das äscherne Buch auf die Brandstatt zurück. (Brixen.)

81. Sagen vom Lauterfresser.

Der Lauterfresser als Mücke.

Der berüchtigte Lauterfresser konnte sich verwandeln, in was er wollte, aber am liebsten verwandelte er sich in eine Mücke oder Fliege.

Als Mücke flog er einmal der Gasserin in St. Andrä, die gerade schlegelte, in den Butterkübel, um nach Herzenslust Buttermilch zu schlecken.

Aber die Bäurin hatte das Ding bemerkt und warf die Mücke aus dem Kübel. Da stand der leibhaftige Lauterfresser vor dem erschreckten Weibe; er hinkte aber von dem Fall an einem Fuße.

Der Lauterfresser auf dem Fröllerhof.

Einmal sah der Lauterfresser, dass die Fröllerbäurin in St. Andrä eine dickrahmige Milch hatte. Weil er den Rahm für sein Leben gern schleckte, verwandelte er sich sogleich in eine Fliege, flog in die Fröller Milchkammer und setzte sich auf den Rand einer Milchschüssel, gierig den Sauger nach dem Rahm ausreckend. Indem kam die Bäurin und überraschte die Fliege, so dass sie in den Rahm patschte und nicht mehr herauskonnte. Die Bäurin hob sie mit dem Finger heraus und schleuderte sie auf den Boden. Das war ein Glück für den Lauterfresser, denn da er mit der Erde in Berührung kam, konnte er sich leicht „verblenden"; hätte die Bäurin die Fliege zwischen den Fingern zerquetscht, so wäre er maustodt gewesen.

Andere erzählen, der Lauterfresser wäre zu seinem Glück in eine „Lunte" (Klunse, Spalte) des Bodens gefallen, wo er sich doch wieder aufrichten konnte, sonst wäre er zugrunde gegangen. So aber machte er sich wieder frei und stand auf einmal vor der zitternden Bäurin.

Der Lauterfresser als Eierdieb.

Der Lauterfresser hatte in einem Bauernhofe zu St. Andrä Einkehr gehalten und von der mitleidigen Bäurin ein Lauteres, d. i. eine Suppe, und ein Weißes, d. i. ein Milchmus, bekommen. Während er so aß, lamentierte die Bäurin darüber, dass heuer die Hennen gar nicht legen wollen, wie andere Jahre, und dass

es ihr immer an Eiern mangle. Der Zauberer gieng auf das hinaus vor den Hof und machte durch seine Schwarzkunst, dass die Hennen vom gegenüberliegenden Dorf Tschötsch herüberflogen und auf sein Geheiß allesammt dort ihre Eier legten, wo die Hennen der Bäurin zu legen gewohnt waren. Wie erstaunte die Bäurin, auf einmal so viele Eier zu entdecken, als sie auf das Geheiß des Zauberers in den Stadel gieng, nachzusehen!

Der Lauterfresser verschenkt eine Zauberruthe.

Der Lauterfresser war ein guter Freund und Spezi des Großplanerbauern in Lüsen. Dem schenkte er eine Zauberruthe, und der Großplaner brauchte damit bloß auf den Märkten das Vieh nach Gefallen anzurühren, dann kaufte es niemand mehr. So soll er es nun am Vieh solcher Bauern prakticiert haben, die er nicht gut leiden mochte.

Als dann der Lauterfresser eingefangen war, wurde auch der Großplaner vor das Gericht gezogen, weil man von seiner guten Kameradschaft mit dem andern wohl gehört hatte. Da erhielt er auch die verdiente Strafe dafür, dass er den Leuten mit dem Rüthlein das Vieh behexte.

Der Lauterfresser und der Tschaföger.

Auf dem St. Andräberg bei Brixen hauste ein Meister der Zauberei und Hexerei, namens Tschaföger. Tschafögen heißen dort insgemein die kleinen Bauernrodeln oder Schlitten, wie sie die Buben im Winter gebrauchen, über Schnee und Eis herabzurodeln; sie bestehen aber aus Brettern. Auf einer solchen Tschaföge nun pflegte der Zauberer zu rodeln, Winter und Sommer, auf- und abwärts; seine Rodel gieng immer und überall, das machte seine Schwarzkunst. Daher führte er auch seinen Namen Tschaföger. Aber auch sonst war ihm alles Hexen- und Zauberwerk unterthan. Als der Lauterfresser von dem Tschaföger Kunde bekam, begab er sich auf den St. Andräberg und schloss gute Kameradschaft mit ihm. Und weil sie beide einen Hass trugen, der eine auf den, der andere auf jenen, so beriethen sie sich über ein Wetter, das sie gemeinschaftlich machen wollten. Der Tschaföger sollte oben auf

der Ploſe, der Lauterfreſſer aber drüben auf dem Hundskopf ober Tſchötſch Poſten faſſen, dann wollten ſie in dem gewaltigen Donner- und Hagelwetter die beiden Berge zuſammenſchieben, ſo daſs ſie ſich die Hände reichen könnten.

Wie nun beide oben waren, gieng ein vermaledeites Unwetter los mit aller Hexerei, und die Berge fiengen ſchon an zu wackeln. Da ertönten von allen Seiten die Wetterglocken und vertrieben das Gewitter, bevor es recht ſchaden konnte. Ergrimmt darüber, rief der Tſchaföger aus: „Hatt öt da Sonkt Ondraſtier gibillt und 's Ofrakälb giplärrt und die Carnola Goaßſchelle g'ſung', woar hatt i decht 's gänze Thol zämmg'ſchwemp.“

Der Lauterfreſſer als Wettermacher.

Wieder einmal gieng er als Hauſierer herum, der Lauterfreſſer, und handelte mehr mit Schelmerei als mit Kaufmannsware. Er kam auch in die Vintl und fragte nach dem Gemeindevorſteher. Nun muſs man aber wiſſen, daſs er einen „Pick“ hatte auf die Vinteler und darauf aus war, ihnen eins aufs Dach zu geben. Gieng alſo zum Dorfmeiſter und ſchacherte eine Weile mit ihm. Darauf hub er an vom Wetter zu reden und wie es alleweil nicht das rechte gäbe; wenn ſie ihn gut bezahlen würden, wollte er ihnen ſchon ein beſſeres machen. Ob er Wetter machen könne? fragte erſtaunt der Vorſteher. „Freilich,“ ſagte der Schalk, „freilich kann ich's, ſonſt hätt' ich mich nicht angetragen; aber es iſt nur euch zu Lieb'; ich hab' wohl im Hergehen geſehen, daſs eure Felder Hunger haben.“

Dem Vorſteher, auf deſſen Feldern ſelber das Wachsthum noch weit zurück war, leuchtete der Vortheil ſogleich ein, und er fragte den Schelm, wie viel er fürs Wettermachen begehre. Nur ſoviel, ſagte der Lauterfreſſer, daſs es gerade die Koſten trägt, bis die Sache recht im Gang wäre, alsdann verlange er gar nichts mehr. „Und das wäre?“ Das wäre ſo etwa ein Gulden für den Tag, und zehrungsfrei im Wirtshaus müſste er auch ſein. Gut, der Vorſteher verſprach ihm den begehrten Lohn und quartierte ihn auf Gemeindekoſten im Wirtshaus ein.

Jetzt gieng das Wettermachen an, aber auch die Schelmerei des Wettermachers kam an den Tag. Denn er wuſste, daſs die

Bauern mit dem Wetterbestellen nicht einig würden. Wenn er früh morgens heitern Himmel machte und bloß ein paar Wölklein dran, so war's den Sonnenseitlern alsbald zu warm und zu trocken, und wenn er die schweren Wetterwolken oben herüberschob und den Regen losließ, da war es den Schattenseitlern geschwind zu nass und zu kalt.

Und sie kamen zuletzt vor Galle gegeneinander zum Dreinschlagen, so dass die blauen Knöpfe wohlfeil wurden. Der Lauterfresser sagte, dass es mit dem Wetter selbst der Herrgott den Leuten nicht recht machen könne, nahm das ausbedungene Geld und machte sich davon.

Wenn er ein Gewitter machen wollte, warf er Todtennadeln, Tannensplitter, Schiefer von Glockspeise, Weiberhaare, Kehricht und Steine in ein Wasser, und es fieng an zu winden und zu regnen, und alsbald kam auch Schnee oder Hagel. Einmal machte er oben beim Radlsee ein furchtbares Wetter. Aus dem See stiegen die Teufel und schoben mittels zwieseliger Haselstecken die Wetterwolken oben hinüber gegen St. Andrä und Rodeneck, worauf das Gewitter losbrach und die genannten Ortschaften mit Hagel verwüstete. Er sagte, wenn nicht die Geißschellen von Rodeneck gewispelt und der Neustifter Stier gebrüllt hätten, so würde er den Rodenecker Berg sauber abgekehrt und den Hundskopf mit der Plose zusammengeschoben haben. Beim Radlsee ober Brixen, wo häufig die Hexen sich einfanden, machte er oft solches Wetter.

Die Bauern in der Brunecker Gegend sagen, wenn es arg wettert: „Heut' ist a Wetter wie beim Amater in der Ofenhöhle." Der Lauterfresser hat nämlich einmal auf Amaten (bei Aufhofen) in der Ofenhöhle geherbergt. Auf einmal gieng in der Stube ein regelrechtes Gewitter los, ja, es hub an zu regnen, und nach dem Regen kam Schnee.

Der Lauterfresser und die Wetterglocke.

Die Bauern von St. Andrä hatten eine noch größere Wetterglocke, als ihre St. Annaglocke war, beim Glockengießer in Brixen bestellt, denn die Hexenwetter wurden immer häufiger und gefährlicher, und zwei Glocken richten mehr aus als eine. Die Glocke war endlich fertig und wurde den Berg heraufgezogen. Aber sie kamen nicht weiter damit als bis zum „Dorf" (Zinzages), denn

der Lauterfresser hatte mit seiner Schwarzkunst den Weg und das Zugvieh verhext. Die Bauern mochten noch so viel Ochsen vorspannen, die Glocke war nicht von der Stelle zu bringen. Zuletzt mussten sie die Sache rein aufgeben und mit der Glocke wieder umkehren.

Der Lauterfresser macht Schnee.

Sowie der Lauterfresser im Freien Wetter machen konnte, so that er dies so zum Vergnügen in den Bauernstuben. Er konnte in den verschiedenen Ecken derselben verschiedene Wetter machen, auch Nebel zauberte er hinein, dass man hätte einen Stecken anlehnen können, so dick war er.

In der Vintl machte er im Sommer bei einem Bauern zum Ergötzen der Kinder in der Stube Schnee. Er gebrauchte dazu sein Zauberröhrl, das er immer bei sich führte. Dieses war ein Federkiel von einer weißen Gans, und darin hatte er Farrensamen, im Kometenschein gesammelt, eine Todtennadel und eine Beißwurmzunge. In dieses Röhrl blies er, und alsbald schneite es lustig, wie mitten im Winter, den Kindern auf die Köpfe.

Der Lauterfresser wirft Fuhrwerke um.

Er hatte vom Satan eine so überaus große Leibesstärke erlangt, der Lauterfresser, dass es ihm ein Leichtes war, auch die schwersten Fuhrwerke mit einem einzigen Ruck über den Haufen zu werfen. Um so gefürchteter war er bei den Leuten. Er konnte aber auch die schwersten Lastwagen mit Hilfe seiner Zauberei umwerfen. Zu dem Zwecke brauchte er bloß einen Zettel mit Namen böser Geister in die Klunsen der Wagenstangen zu stecken, und das größte Heufuder fiel um.

Der Lauterfresser will den See auslassen.

Einmal fiel es ihm ein, den Antholzer See auszulassen. Wäre es ihm geglückt, drei Körner aus dem Grunde des Sees heraufzuholen, so würde wirklich der ganze See ausgebrochen sein und das Antholzer Thal nicht wenig verwüstet haben.

Der Lauterfresser beim Wirt in Villnös.

In Villnös waren die Gerichtsdiener benachrichtigt worden, dass der Lauterfresser beim Wirt im Stüblein trinke. Gleich kehrten sie dort ein und wollten ihn aufheben. Er aber hörte sie schon, wie sie draußen groß thaten mit ihrem guten Fange, und lachte sich den Buckel voll. Denn ehe man den Bären schießt, hat man seine Haut noch nicht.

Der Lauterfresser verwandelte sich in eine Mücke und verbarg sich in seinem Weinkruge. Als nun der Gerichtsdiener den Krugdeckel aufhob, schoss ihm die Mücke surrend ins Gesicht, dass er erschrocken davonlief. Ein anderesmal flog er in der Wirtsstube als Fleischfliege herum, und wenn einer mit dem Hute daraufpatschte, um sie zu fangen, so hatte er nichts im Hut, und die „Schmeize" huschte brummend davon.

Der Lauterfresser und das Eierweib.

Der Lauterfresser gieng einmal von Brixen nach Milland. Auf der Millander Aue sah er ein Bauernweib mit einem Ruckkorb voll Eier, welche sie nach der Stadt zum Verkaufe bringen wollte. „Die kommt mir gerade recht," sagte der Zauberer, „heut bin ich zu einem Schelmstreich besonders aufgelegt." Und er verwandelte sich augenblicks in einen behäbigen Baumstrunk am Wege, der so recht zum Sitzen einlud. Das Weib ersah den glatten Stumpf, stellte den Rückkorb darauf ab und rastete. Über ein kurzes versank der Stock in großer Eile, und der Korb purzelte nebenhin auf den Weg, dass die Eier sammt und sonders herauskugelten und zerbrachen. Die Bäurin schlug vor Jammer die Hände zusammen, hängte sich den Korb wieder hinten auf und brauchte nimmer nach der Stadt zu gehen, sondern gieng wieder heimzu. Den Lauterfresser erbarmte doch das arme Weib, das laut rerend den Weg nach Milland trollte.

Er schlüpfte wieder in seine menschliche Gestalt und fügte es mit seiner Schwarzkunst so, dass er jetzt von Milland herwärts kam und dem Weib wieder begegnen musste. „Warum rerst du denn so?" fragte er dasselbe. Und sie erzählte ihm, wie sich das Unglück zugetragen, und jammerte, wie sie nothwendig daheim

einen kupfernen Kessel brauchten, den sie mit dem Erlös für die Eier gekauft hätte.

„Wenn nicht mehr ist," sagte der Zauberer, „dann hör' nur auf zu reren; einen Kessel kaufe ich dir." Er hieß die Bäurin mit ihm in die Stadt gehen. Der Glockengießer ober der Stadt gegen Zinggen hatte einen Vorrath an glockspeisenen Kesseln und Häfen. Der musste auslegen, und der Lauterfresser gebot dem Weibe, sich einen passenden Kessel auszusuchen. „Der da würde mir so am besten taugen," sagte sie und hielt ihm einen mittelgroßen Kessel entgegen, dass er ihn abschätze.

Der Zauberer sagte: „Nimm, welchen du willst, es kommt mir nicht darauf an," und zum Glockengießer gewendet, fragte er: „Was kostet der Kessel, den die Bäurin da ausgesucht hat?" „So und so viel." „Was?" rief der Lauterfresser, „Manschel, Spitzbube von einem Glockengießer, du greifst nach dem Geld, wie nach den Fliegen an der Wand. Den Kachel da sch .... ich auf einmal voll an, dass es noch übergeht." „Wenn du den Kessel in einemmal vollsch ...., dann sollst du ihn umsonst haben," meinte der Glockengießer. Und der Lauterfresser, nicht faul, manschte sich mit dem Kessel in einen Winkel und kam über eine Weile mit dem vollen Geschirr wieder herbeigelaufen. Das roch auch nicht nach kölnisch Wasser. Der Glockengießer hielt sich die Nase zu, der andere aber reichte den Kessel der Bäurin und sagte: „Da, nimm den Kessel; putz' ihn fein sauber aus, dann gehört er dir." So war das Weib am selben Tage doch noch zu ihrem Kessel gekommen.

Der Lauterfresser als Hexer.

Wo ein Hexengelage stattfand, durfte der Lauterfresser nicht fehlen. Er war bei den Hexentänzen auf dem Schlern, auf der Villnöser Alm, beim Radlsee und auf der Stalleralm hinter Antholz. Da war nun auch der Teufel gegenwärtig, entweder auf schwarzem Ross und vornehm ausstaffiert oder als Pilgrim verkleidet. Der Lauterfresser vertrug nicht selten Kinder; bald verschwand da, bald dort eines und kam nicht mehr zurück. Man sagte, er brauche sie für die Hexenversammlungen. In Lüsen vertrug er in Gestalt eines schrecklichen Thieres ein Bauernkind und schleppte es gegen Rodeneck hinaus, ließ es aber, weil es fürchterlich schrie, in einer Dornstaude liegen. Da haben es nachher die Leute gefunden.

Der Lauterfresser macht Mäuse, Ratten und Pferde.

Der Lauterfresser hat nicht bloß die Sprache der Mäuse und Ratten verstanden, er hat auch diese Thiere selber machen können. Beim Similemüller in St. Vigil unter Seis hatte er sich als Mühlknecht anstellen lassen, indem er behauptete, er verstehe sich gut auf dies Handwerk. Weil ihn aber der Müller nicht brauchen konnte, jagte er ihn gleich am andern Tage wieder fort, ohne dass der Knecht das verlangte Weiße und das Lautere (Suppe und Mus) bekam. Da zauberte er aus Rache dem Müller eine solche Menge Mäuse und Ratten in die Mühle, dass sie das Gangwerk hinderten und der Müller das Wasser abkehren musste, um das Ungeziefer wegzubringen. Etliche Wochen vergiengen, bis der Müller wieder mahlen konnte.

Auch Pferde konnte er machen. Wo einem das Pferd im Stalle umstand und es war gerade der Lauterfresser um die Wege und er bewirtete ihn gut, so machte dieser, dass am andern Morgen an Stelle des todten ein neues, gesundes Ross vor der Krippe stand.

Der Lauterfresser als Bär.

Der Lauterfresser hatte sich hinter Mühlbach im Walde gegen Vals mit Leib und Seele dem Teufel verschrieben. Dafür lehrte ihn derselbe die Schwarzkunst und wie man sich unsichtbar macht oder verwandelt.

In den Thälern des Eisakgebietes wie auch in Pusterthal wissen die Leute von der Verwandlung des Lauterfressers in einen schreckhaften Bären zu erzählen. In Afers berichtet man Folgendes: Einmal hat sich der Lauterfresser zu einem Bären gemacht, ist auf die Raschötzer Alm gegangen und hat oben eine Menge Rinder zerrissen, viele aufgefressen. Da haben sich aber die Villnöser und Grödner Jäger zusammengethan und sind ausgegangen, den Bären zu schießen. Wie der Bär das merkte, ist er wieder in seine menschliche Gestalt gekrochen und nach St. Ulrich hinab, wo er sich zu einem Trunk ins Wirtshaus setzte. Die Jäger sind nach vergeblichem Jagen ebenfalls nach St. Ulrich, haben da im Wirtshaus Knödel angefrimmt und sind um den Tisch gesessen. Wie nun die Knödel hereinkommen, laden sie den Lauterfresser, den sie natürlich nicht kannten, ein, mit ihnen zu halten, und der setzt sich hinzu und isst wacker mit. Sie discurieren frei vom Bären

und wie er diesmal zwar noch ausgekommen sei, das nächstemal aber wollten sie die Bestie gewiss fangen oder schießen. Einige wollten ihn auch selber gesehen haben und erzählten haarsträubende Geschichten davon. Der Lauterfresser loste ihren Bärenabenteuern vergnügt auf, lachte sich den Buckel voll an und gieng nach der Mahlzeit wieder fort. Die Jäger blieben noch zu einem Trunke beisammen, und in dem kam der Curat herein und sagte: „Mander, wisst is, dass der Bär mit enk Knödel göss'n hat?“ — „Crucitürken!“ schrien sie und wollten ihm nach, aber der Lauterfresser war bei „Lab und Stab“ verschwunden, und sie hatten zum Schaden noch den Spott umsonst.

Auch in Lüsen zeigte sich der Bär und richtete unter dem Vieh große Verheerungen an. Der beste Bärenjäger zog gegen ihn aus, sah ihn, kam aber nicht zum Schießen, denn in dem Augenblicke, als er die Büchse anschlug, gieng der Bär hinter einem Bauernhause vorbei, und der Jäger musste warten, bis er auf der andern Seite des Hauses wieder zuwege käme. Aber der Lauterfresser, der die Gefahr bemerkt hatte, verwandelte sich aus dem Bären in eine Ziste (eine Art Korb) und lehnte sich so an das Haus. Der Jäger schlich nun schussbereit heran, aber als er um das Haus bog, war kein Bär mehr zu sehen, und dass die Ziste da der Lauterfresser sein könne, kam ihm gar nicht in den Sinn.

Als Bär kam der Lauterfresser auch nach Afers und Villnös. Er that vom Walde aus nur so einen unheimlichen Blaser, sprang hervor auf die offene Alm und den Ochsen auf den Rücken und biss ihnen den Hals durch oder zerrte sie solange an den Hörnern herum und biss sie zugleich, bis sie erlagen. Auf dem Ackerboden ober St. Leonhard und auf der Plosacher Alm biss er viele Ochsen todt und fraß sie auf. Dann und wann trieb er sich mit Wölfen herum und machte gemeinsam mit diesen Jagd auf das Almvieh. Den Ziegen stellte er ebenfalls nach und sog ihnen die Milch aus.

Der Lauterfresser kugelfest.

Der gefürchtete Mensch wurde einmal, als er in einem Bauernhaus in Pusterthal auf der Ofenbrücke lag, angeschossen. Die Kugel ist jedoch nicht in ihn eingedrungen: der Schütze hatte kein geweihtes Pulver geladen

Der Lauterfresser will sich bekehren.

Einmal gieng er durch das Jaufenthal; da kam er gerade zu einer Predigt zurecht und blieb eine Weile stehen, um zu horchen. Der Geistliche predigte von der Barmherzigkeit Gottes, die auch dem größten Sünder noch zutheil werde, wenn er sich ernstlich bekehren wolle. Da wurde dem Zauberer so ein wenig warm im Herzen, und er dachte: Da kann es für dich auch noch eine Rettung geben. Indem flog der Satan her und mitten unter die Leute und trug den Lauterfresser durch die Luft fort. Oben fuhr er ihn ganz entsetzlich an: „Was, du willst mir untreu werden und den Pact brechen, den du mit mir eingegangen bist? Du willst dem armseligen Schwarzrock da unten mehr glauben, als mir? Und das alles, nachdem ich dir so viele Dienste geleistet habe! Wenn du nicht im Augenblick diese Gedanken fahren läßt, schleudere ich dich auf die Erde hinab, dass du maustodt bist.“

Der Lauterfresser schaute in die entsetzliche Tiefe hinab, aber unter sich sah er in einiger Entfernung die Mutter Gottes, welche ihn gar milde anblickte und ihre Schürze ausbreitete. Sie hätte ihn darin aufgefangen, wenn er sich bekehrt und der Satan ihn herabgeworfen hätte. Das war die letzte Gnade für ihn; aber er hat sie verscherzt und ist in der Gewalt des Teufels verblieben.

Der Lauterfresser als Wegmacher.

Die Pfeffersberger hatten mit den Velturnern und Latzfonsern einen Streit, weil sie einen Weg mit denselben in die Bergwaldungen besaßen und alle drei Gemeinden den Weg einhalten sollten. Die eine Gemeinde schob aber die größere Last am Wegbau auf die andere.

Da meinte der Lauterfresser, er würde den Weg mit noch einem leicht herstellen, wenn sie ihn und seinen Gesellen einen Tag freihielten. Das wollten sie gerne, sagten die Bauern, auch zwei Tage, nicht bloß einen. Der Lauterfresser nahm nun den Teufel in Dienst, und der musste über Stock und Stein dahinfahren und Weg machen. Am andern Tage rissen die Bauern nicht wenig die Augen auf, als sie den fertigen Weg über die wildesten Stellen

begiengen, wie man Land aus Land ein keinen schöneren und commoderen sehen konnte. Darauf gieng der Lauterfresser ins Wirtshaus und der Teufel mit, und beide soffen auf Kosten der Bauern den ganzen Tag, wie es ausgemacht war.

Der Lauterfresser im Holze.

Die Lüsener schlugen einmal Muselholz, und da unter dem Walde schroffer Felsen war, musten sie es mühsam zu einer Schneise schleppen, um es dort hinabzulassen. Da kam der Lauterfresser zuweg und lachte sie aus. „Die Hölzer wollt' ich über die Knoten werfen," sagte er, „dass ihr keine ‚Magge' daran sähet." Wenn er das könnte, meinten die Bauern, dann würden sie ihn beim Wirt den ganzen Sonntag freihalten, und trinken dürfe er, so viel er wolle.

Der Lauterfresser gieng den Handel ein und warf die Museln nach und nach den Schrofen hinab, als wären es Zündhölzer. Unten aber stand der Teufel und fieng sie mit seinen langmächtigen Bratzen auf, so dass den Hölzern kein Fäserchen gekrümmt wurde.

Der Lauterfresser entkommt.

Nicht lange, nachdem der Lauterfresser das große Hagelwetter am Radlsee gemacht hatte, gelang es endlich der Obrigkeit, ihn einzufangen.

Die Gerichtsdiener banden ihn auf einem Wagen fest, und fort gieng's mit ihm zum Landgericht. Weil aber die Leute neugierig waren, den Zauberer zu sehen, kamen sie zum Wagen herbei und gafften ihn an. Er aber sagte zu einem Bauernbüblein: „Bübel, wirf mir eine Handvoll Erde herauf!" Der Bub ahnte nichts Böses und warf ihm die Erde auf den Wagen. Im nächsten Augenblick war der Zauberer vom Wagen verschwunden, und die Gerichtsdiener hatten nicht einmal das Nachsehen, denn er hatte sich unsichtbar gemacht („verblendet").

Nach andern soll von der Erde, welche ihm auf den Wagen geworfen wurde, ein Strohhalm in der Kette stecken geblieben sein, worauf die Fesseln mittels seines jetzt wirksam gewordenen Zauberspruches aufsprangen und der Lauterfresser entkam.

Der Lauterfresser wird gefangen und hingerichtet.

Der Hiesl konnte sich überall unsichtbar machen, wo er mit der Erde in Berührung war, mit Ausnahme des Schlosshofes zu Rodeneck. Es war ihm einmal prophezeit worden: Hüte dich vor dem Rodenecker Schloss und vor alten Weibern! Aber der Hiesl pochte auf seinen Bund mit dem Teufel und lachte über die Prophezeiung. In Rodeneck hatte er diebsweise Nüsse gedroschen und einen gestohlenen Mehlsack damit angefüllt. Ein altes Weib hatte es gesehen und zeigte ihn an. Als ihm nun die Gerichtsdiener auf der Spur waren, machte er sich eilig davon und in einen Stadel, wo er den Sack aufband und die „Nussen", die er für sein Leben gern aß, zu verkosten begann. In dem Geschäfte wurde er aber durch die Diener der Obrigkeit gestört, welche ihn im Stadel suchten. Kaum hatte der Zauberer die Leute draußen wahrgenommen, als er sich im Heustock verkroch. Aber auch da hinauf stiegen die Gerichtsdiener, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich in eine Mücke zu verwandeln und durch das offene Stadelthor davonzubrummen. Nach einiger Zeit, als er glauben konnte, die Leute seien vom Stadel fort, schlich er, weil ihm um die „Nussen" doch von Herzen leid gewesen wäre, wieder heran, fand den Stadel leer und schleppte den vollen Sack, den die Gerichtsdiener zurückgelassen hatten, mit sich fort und unter „Schannaraut" hinein, wo er eine Höhle hatte, die noch heute das Lauterfresserloch genannt wird. Den halben Sack aß er leer, dann that er ein kleines Schläfchen. Aber das Weibele hatte ihn wieder bemerkt und holte gleich die Polizei heran. Und der Lauterfresser, der den Jägern und Gerichtsdienern so oft entronnen war, der sich selbst kugelfest gemacht oder gegen die Verfolger „verblendet" (unsichtbar gemacht) hatte, wurde im Schlafe überrumpelt und gefesselt in einem kupfernen*) Kessel voll geweihter Sachen, damit er nicht mit der Erde in Berührung käme und sich wieder verblenden könnte, in die Keiche nach Rodeneck geliefert. Hier wurde er im Kerkerloch, das noch heute zu sehen ist und ebenfalls den Namen Lauterfresserloch führt, gefangen gehalten, dann abgeurtheilt und ausgeführt. Während sie ihn zur Richtstätte schleppten, schaute er

*) Das Kupfer widerstand nach dem Volksglauben dem Zauber.

so in die Weite, pfiff ein wenig und sagte: „Heut wird es einen heißen Tag geben.“ Auf dem Galgenplatz, draußen zwischen Mühlbach und Spinges, wurde der Zauberer zu Pulver und Staub verbrannt.

Nach andern wäre er im Schlosshof zu Rodeneck schlafend angetroffen und gefangen genommen worden. Das kam so: Der Teufel besaß über das Rodenecker Schloss keine Gewalt, hatte aber dem Hiesl davon nichts gesagt, als er seinen Bund mit ihm schloss. Eines Tages wagte sich nun der Hiesl in den Schlosshof, weil die Herrschaft nicht anwesend war, aber ein altes Weibele hatte ihn bemerkt und gieng sogleich um die Gerichtsdiener. Diese kamen, und weil sie an der kleinen Zehe seines linken Fußes das schwarze Teufelszeichen sahen, wussten sie, dass sie den Rechten hatten. Die Erde des Schlosshofes versagte dem Hiesl den Zauber, und jetzt war er verloren.

82. Das Jüngferchen im Glasberg.

Es war einmal ein wundersüßes Jüngferchen, das aber immer nur spinnen und nicht kochen wollte. Sie saß stillvergnügt in ihrer Stube und spann und dachte doch nicht ans Heiraten. „Hüte dich vor der Hexe!“ hatte die Mutter gesagt, bevor sie weggieng, aber das Mädchen wusste nichts von der Hexe und wie sie es anstellen sollte, dass sie nicht käme. Da kam plötzlich die Hexe und trug das Mädchen, das sich an ihrem Spinnrad festhielt, zusammt dem Rädchen durch die Luft in den Glasberg. Im Glasberg waren aber die schönsten Gärten und Paläste und geräumige Höfe, wo man spazieren gehen konnte. Und ein Saal war auch darin, ganz von Glas um und um; da schien das Sonnenlicht hinein. In diesem Saale musste das Mädchen tagsüber spinnen, des Abends durfte es aber im Hofe davor spazieren, wie es ihm behagte. Über den Glasberg gebot ein Hexenmeister, dem viele Hexen unterthan waren. Eines Tages hörte das Mädchen Stimmen im Hofe und schlich sich ans Fenster, woher es dieselben vernahm. Da sah es den Hof voll Hexen, davon jede ein Hinkebein hatte

und eine krumme Nase, die bis ans Kinn herabreichte, und häss-liche rothe Augen. Der Hexenmeister, der inmitten stand, rief mit einemmale:

„Auf und davon
Und nirgends on!"

und fuhr mit dem ganzen krummnasigen Schwarm durch eine Öff-nung im Glasberg ins Freie.

Nicht lange darauf gieng das Jüngferchen, obwohl es noch nicht Abend war, ebenfalls in den Hof, sagte den Spruch des Hexenmeisters, den es sich wohl gemerkt hatte, und flog mit Windes-eile durch den Glasberg hinaus. Vor der Öffnung in der Berg-wand saß aber die Hexe, die das Mädchen in den Glasberg ge-tragen hatte und da Wache hielt. Wie sie das Jüngferchen erblickte, machte sie glühende Augen und sagte: „Warum hast du mir nicht gefolgt?" Das Mädchen wusste darauf nichts zu antworten; daher fasste es die Hexe und steckte es in einen glühenden Ofen, wo es jämmerlich verbrannte. (Brixen.)

83. Kathrinl, Kathreinl.

Es war einmal ein Mädchen, namens Kathrinl, dessen Eltern waren gestorben, und es kam zu einer alten Base, die eine Hexe war. Bei der musste das Mädchen kochen, waschen und alle Arbeit thun, während die Hexe aus war. Die Alte war aber böse mit dem Kind, und wenn es etwas übersah, schlug sie es mit ihrem Besen und ließ es fasten. Einmal gieng die Hexe fort und befahl dem Mädchen das Hauswesen an; es sollte für sich nichts kochen als einen schwarzen Blenten.

Kathrinl aber dachte sich: „Heut will ich mir wohl sein lassen" und briet sich eine Gans, dass der Wohlgeruch davon durchs ganze Haus trieb. Dann verzehrte es den Braten und hatte auch für den Abend noch daran. Aber als die Gans gegessen war und Kathrinl sich schlafen legte, da konnte es aus Furcht vor der Hexe nicht einschlafen. Und sie gieng wieder aus dem Bett und riegelte die Hausthür zu. Jetzt kommt die Hexe nicht mehr herein, dachte sie, und schlief.

Sie hatte schon eine Weile geschlafen, da hörte sie plötzlich die Hexe rufen: „Kathrinl, Kathreinl, ich bin schon bei der Hausthür, thu auf!" Kathrinl erschrak und rührte sich nicht. „Kathrinl, Kathreinl," rief es wieder, „ich bin schon auf der Stiege." Das Mädchen schwitzte vor Angst und schloff ganz unters Bett. „Kathrinl, Kathreinl," rief die Hexe zum drittenmal, „ich bin schon vor der Thür." Kathrinl wuſste sich nicht mehr zu helfen vor Entsetzen. „Kathrinl, Kathreinl, ich bin schon bei deinem Bett", rief die Hexe zum letztenmal; da stand sie wirklich vor Kathrinls Bett und zerriſs das Mädchen. (Brixen.)

84. Die Hexen als Elstern.

Der Cooperator Mulser in Lüsen, der im vorigen Jahrhundert lebte, hatte die Gewalt, die bösen Hexenwetter zu vertreiben, und war überhaupt ein Meister über die Hexen. Deswegen waren aber auch die Hexen überall hinter ihm her und verfolgten ihn unter allerlei Gestalten, z. B. als Elstern.

85. Unter die Hexen gerathen.

Im Jahre 1774 schickte der Pfarrer Aichholzer von Lüsen eines Tages seinen Knecht Cassian Faber nach Brixen. Auf dem Heimwege gerieth er im Plabacher Walde unter die Hexen, die ihn über Stock und Stein und unter das Gedörn schleppten, daſs er einen Fuß brach und, so miſshandelt, bald darauf starb.

86. Die Hexe in Burgstall.

Unter dem Bade Burgstall bei Brixen ist eine herrliche Wiese, von einem geschwätzigen, munteren Bächlein durchrieselt. Der Badwirt sah einmal ein unheimliches, meeraltes Weiblein in der Wiese, welches mit einem Stecken im Wasser herumwühlte. Das Weiblein war ganz altväterisch gekleidet und hatte einen grünen Hut auf

dem Kopfe. Der Wirt redete sie an und sagte: „Weibele, was thust du da mit deinem Stecken? Willst du etwa Wetter machen?" Die Alte zwinkerte so mit den Augen, murmelte etwas und fuhr fort, mit ihrem Stecken im Wasser zu „gahren". Auf einmal sah er über ihrem Kopfe ein Wölklein aufsteigen, das mit unglaublicher Schnelligkeit anwuchs. Kurze Zeit darauf war schon der ganze Himmel schwarz überzogen, und es brach ein fürchterliches Hagelwetter los, das den Saaten großen Schaden zufügte. Der Wirt sagte darnach, wenn er das geahnt hätte, würde er die alte triefäugige Hexe zeitlich genug zum Teufel gejagt haben.

87. Die Hexen in der Aferer Schlucht.

Etliche Leute aus Albeins wollten in der Nacht in die Aferer Schlucht hineingehen. Da gewahrten sie drei Lichter, welche bald größer und bald wieder kleiner wurden und nie ruhig auf einer Stelle blieben. Es kam sie daher eine solche Furcht an, dass sie kehrtum machten bis auf einen, der sich ein Herz fasste und auf die Lichter zuschritt. Wie er denselben näher kam, sah er, dass es drei feurige Kugeln waren, welche auf dem Boden umherrollten, ohne dass sie jemand in Bewegung setzte. Im Scheine der Kugeln aber tanzte eine Schar Hexen, die, als sie den Mann erblickten, davon stoben. Nun waren auch die Lichter weg, und als der Mensch im Finstern wieder zurück nach Albeins gehen wollte, fiel er so unglücklich, dass er nach einigen Tagen starb.

88. Das vermeinte Vieh.

Im Angererschloss bei Klausen war das Vieh vermeint, d. i. verhext, und der Schlossherr bat den wunderthätigen Herrn Gabriel von Neustift um Auskunft und Hilfe. Der Herr Gabriel befahl ihm, unter der Schwelle des Hausthores zu graben, da werde er drei weiße Schachteln finden. Diese müsse er nicht öffnen, sondern ganz zu oberst in seinem Acker eingraben. Der Angerer befolgte dies, und von Stund' an wurde sein Vieh gesund.

89. Der Hexenstein.

Auf Schwarzea ober Villanders ist ein runder Stein gestanden, der hatte in der Mitte ein Loch, und darin war immer ein wenig Wasser. Da machten die Hexen Wetter. Wetter machen konnte eigentlich jeder, der im Wasser „gahrte“ (es aufrührte), aber das Wetter leiten konnten nur die Hexen.

90. Hexenfurcht.

Latzfons ist immer von Hexen arg heimgesucht gewesen. Es sollen zwar damals, als das Latzfonser Kreuz auf die Höhe hinaufgetragen wurde, dorthin nämlich, wo heute die Latzfonser Kreuzkirche steht, die Hexen alle aufgeflogen sein. Noch zu Mitte dieses Jahrhunderts gieng es in vielen Höfen ganz merkwürdig zu. Ein junges Mädel soll plötzlich und zwar durch Hexerei gestorben sein. Von nun an hörten viele Bauern mit ihren Leuten vom Arbeiten auf, lagen herum wie die Ochsen auf der Alm, versperrten die Häuser, giengen in keine Kirche mehr und fluchten nicht zu wenig. — Es lebte im Dorfe ein reicher Mann, der bei allen viel galt. Diesem that es sehr leid, zusehen zu müssen, wie die Hexenfurcht immer mehr zunahm. In einem gegen Pardell gelegenen Hofe wollte man sich gerade den Hexen ergeben. Da gieng er in dieses Haus und sagte zum Bauern, wenn er sich nicht augenblicklich zur Arbeit mache, so sei er ihm für Schläge nicht zu hoch. Dann drohte er den Knechten und Mägden und trieb so mit dem Stecken die Hexenfurcht zur Thür hinaus. So ist es hier und nicht lange darauf in den andern Höfen besser geworden.

91. Die Schwarzschule.

Wenn man in Quatembernächten in Afers auf einen Kreuzweg geht, wo Haselstauden wachsen, dann sieht man um Mitternacht die Schwarzschüler. Sie stehen alle stumm da, jeder hat ein Buch in der Hand und schaut nie auf. Wer dazukommt, erhält auch ein Buch, und in dem kann er alles in einer Nacht lernen, was er nur will. Er kann eine andere Sprache lernen, ein Handwerk, eine

Kunst, auch die schwarze Kunst, das Zaubern. Aber in der nächsten Quatembernacht fehlt einer von den Schwarzschülern, und so jedesmal, und keiner weiß, wer das anderemal nicht mehr sein wird. Ist einer einmal gegangen, so muss er immer hin, aber leicht kann's sein, dass er schon das zweitemal geholt wird.

92. Der Wachtposten und der Satan.

Es waren schlimme Zeiten, als das gute Land Tirol anno 1703 von den Feinden bedroht wurde. Von Süden kam der Franzos und von Norden der Baier. Und der bairische Kurfürst schrieb an den Bischof von Brixen, der dazumal noch sein weltliches Regiment führte, ein Brieflein, er solle sich mäuschenstill verhalten und nicht mitthun, sonst müsse er auch bairisch werden. Der Bischof hatte vor dem Bairischwerden just nicht große Furcht und schickte seine Kriegsknechte hinauf in das Kläufel, den Feind nicht hereinzulassen. Da war auch ein rechter Degen unter der Mannschaft, der sich vor dem Baier gar nicht fürchten wollte, und wie ihn die Reihe traf, setzte er sich munter auf dem Posten fest. Noch war immer nichts Unrechtes gekommen, und es gieng schon gegen Mitternacht. Da schaute der Mond durchs Gewölk auf den Posten und der Posten so auf den Mond und dachte: „Wenn doch nur ein Feind käme!" Indes kam aber auch einer auf kohlschwarzem Rosse hergeritten; es war kein Baier, denn er trug einen grünen Rock wie ein Jägersmann und hatte auf dem grünen Hütlein eine lange krumme Hahnenfeder, wie's bei den Jägern der Brauch ist. Als ihn die Schildwache anhalten wollte, wer er wäre und wie er hieße und was er da herum suche, sagte der Grüne, er heiße so und so und habe dem Herrn von der Schildwache etwas Wichtiges mitzutheilen. Wie das der Posten hörte, meinte er, es wäre ein vornehmer Abgesandter des Kaisers oder gar des Sultans, und bat ihn höflich abzusteigen und seine Sache zu berichten; er verstünde etwas von solch geheimen Händeln, und der fremde Herr wäre an den Rechten gekommen.

Also stieg der Grüne ab, zog eine Flasche Wein hervor und bot der Schildwache zu trinken. Der Posten aber gedachte seiner Vorschrift, wie's einem rechten Kriegsmann wohl ansteht, und verweigerte ihm das Zutrinken. Da that der Jäger einen Griff in seine Rocktasche, zog seinen schweren Geldbeutel heraus und reichte ihn der Wache. „Da nimm!" sagte er, „in Kriegsläufen braucht der Soldat immer mehr Geld als unsereiner, und ich kann den Plunder leicht entbehren."

Die Schildwache, der das Ding nicht geheuer vorkam mit dem vermeintlichen Abgesandten, verstand keinen Spaſs, stieß den vollen Beutel von sich, und „scher dich zum Teufel!" rief sie mit einer Geberde, als hätte sie nicht übel Lust, den Grünen sammt dem Beutel gleich selber dorthin zu expedieren. Des Jägers Auge aber funkelte gar unheimlich, und jetzt erst bemerkte der Posten, daſs der Grüne nicht Füße habe, wie unser einer, sondern Bocksfüße. Und es hätte ihn bald ein wenig gegruselt, er ließ jedoch den andern nichts merken davon.

Der Grüne aber fuhr grimmig auf und blies dem Posten so heiß ins Gesicht, daſs selber über und über schwarz wurde wie Kohlen und bewuſstlos zu Boden fiel. Als die Ablösung kam, fanden ihn die Kameraden elendiglich zugerichtet auf der Erde liegend. Sie trugen ihn sogleich in das nächste Haus, wo man ihn pflegte, bis er wieder gesund ward und den Hergang erzählen konnte. Es vergieng aber eine erkleckliche Zeit, ehe er auf die Beine kam. Auch jetzt noch ist's im Kläusel oben in der Nacht nicht recht geheuer. (Brixen.)

93. Von den starken Kruegbuben.

Auf dem Berg St. Andrä oberhalb Brixen beim Krueg sind drei starke, feste Buben gewesen. Die haben einmal eine Todtentruhe genommen und sind nächtlicher Weile damit um die Kirche gegangen. Geschwind sind auf die Truhe ein Haufen „Bettel" (Teufel) aufgesessen und haben sich tragen lassen, und immer sind noch neue dazu gekommen; einer der Buben aber hat mit einer Stola, die er aus der Sacristei genommen, die „Bettel" wieder

heruntergejagt. Soviel Teufel die Buben bei dreimaligem Umzug zuletzt auf der Truhe sitzend ertragen hätten, ebensoviel Männer würden sie beim Raufen bestanden haben. Weil immer neue „Bettel“ aufgesessen sind und die Buben verspielt hätten, so hat einer mit der Stola wegjagen müssen. Der Lärm weckte den Herrn Pfarrer; er kam herzu, und die Buben sammt den Betteln mussten fliehen.

94. Die Todten lassen mit sich nicht spassen.

In Lüsen war einmal ein Messner, mit dem die übermüthigen Bauernburschen seiner Furchtsamkeit wegen viel Spott trieben. Sie wussten, dass es dem Armen eine Höllenpein war, in der Nacht, wenn ein Gewitter drohte, durch den Friedhof in den Thurm zu gehen, um Wetter zu läuten.

Ein paar Knechte machten nun aus, wenn in der Nacht ein Wetter käme, den Messner zu erschrecken. Nun zog wirklich bald darauf ein nächtliches Donnerwetter über die Berge und näherte sich schon dem Thale Lüsen. Die Knechte standen eilends auf, um den Messner, der schon bald in den Thurm gehen musste, nicht zu versäumen. Sie giengen in den Friedhof und nahmen die Todtenbahre, auf welche sich einer von ihnen legte. Die andern deckten ein großes Leintuch über ihren Kameraden und trugen ihn im Friedhof herum. Allein der Messner kam nicht, wohl aber ein schwarzer Geist, welcher auf die Todtenbahre zugieng. Das hatten die Träger nicht erwartet, und sie ließen erschrocken die Bahre zu Boden fallen und rannten davon. Dem andern, der auf der Bahre lag, wäre es beinahe schlimm ergangen. Als er aus der Umhüllung hervorkroch, um sich nach seinen Kameraden umzusehen, stand der Schwarze vor ihm mit feurigen Augen und entsetzlichem Grinsen. Der Knecht hat nie schnellere Beine gehabt, als in diesem angstvollen Augenblick, und alle haben sie sich die Lection hinter die Ohren geschrieben. Von nun an hatte der Messner Ruhe.

95. Der Teufel auf Schatzwallin.

Auf der Bergwiese „Schatzwallin“ hauste der Teufel in Gestalt eines schrecklichen Thieres. Die Bauern hatten einmal im Herbst beim Abzug von der Alm den großen Kessel zurückgelassen. Weil man aber den Kessel heraußen beim Schatzer nothwendig hatte, sollte ihn jemand holen. Aber niemand, selbst die Knechte nicht, getraute sich hinein aus Furcht vor dem Teufel. Endlich ließ sich eine Dirne herbei, gegen Bezahlung den Kessel zu holen. Wäre sie umsonst gegangen, würde ihr der Teufel nichts haben thun können, so aber vertrug er sie durch die „Köfel“ hinein, dass man sie weithin „lurlen“ hörte. (Afers.)

96. Der schwarze Wolf.

Selbiges entsetzlich große und wilde Thier hauste auf den Afrer Bergwiesen und kam wohl zu Zeiten auch heraus ins Thal. Da, wo der Heuweg über die Schneide aus dem Wald in die Wiesen kommt, steht noch ein großes Kreuz: bei selbem ist der Wolf stets hinten vorübergegangen. Einmal hatten ihn die Ochsen schon in ihrer Mitte, und er wäre draufgegangen, weil die Ochsen geweihtes Salz gefressen hatten: da hat aber der Hirt schauen wollen, was die Ochsen haben, und hat sie auseinandergetrieben, und so ist er entkommen.

97. Wie's den Wilderern geht.

In Afers erzählen die alten Leute Folgendes: Wenn einer gar so versessen ist aufs Wildern, und er ist schon ein alter Mann und hat viel, viel Wild zusammengeschossen und fürchtet sich im Wald vor dem Teufel nicht, so g'schieht ihm schon einmal was Wunderlichs. Kann sein, er sieht einen Rehbock oder einen schönen Pfalzhahn und schießt drauf, aber das Thier fällt nicht, und er thut's noch ein paarmal und weiß, dass der Stutzen gut ist und er noch nie gefehlt hat, — das Thier steht aber fest und schaut

ihn eindringlich an, und zuletzt fließt aus dem Büchsenlauf das Blut, soviel er vergossen hat sein Lebtag, das Thier rennt oder fliegt davon und bleibt heil und gesund ... Dann hat der Wilderer, der alte, einen Tag, den er sein Leben nimmer vergessen kann.

98. Unheimliche Orte in St. Andrä.

Auf dem St. Andräberg bei Brixen gibt es mehrere Orte, wo es umgeht. Auf dem Holderplatz, einer lieblichen Wiese mitten im Walde, tanzen die Hexen, ebenso auf den Kompiller Wiesen zwischen St. Andrä und Burgstall. Hier sieht man auch oft in der Nacht das Kompiller „Unkatl" ohne Kopf auf einem Stein oder Baumstrunk sitzen, das dann auch wohl die Leute verfolgt. Wer von den nahegelegenen Höfen abends nach Betläuten noch beim Hause hinausgieng, der wurde vertragen und kam nie wieder zum Vorschein. Die Hexen von St. Andrä hatten Gemeinschaft mit denen von Pinzagen, wo „auf der Hoa in den Köften" ebenfalls ein Hexentanzplatz war. Auch auf dem Ackerboden ist's unheimlich und sind Leute vertragen worden.

Die Kinder des Meirhofers von Lüsen wurden im vorigen Jahrhundert auf der Meirhofer Alm vertragen und nach drei Tagen im Wald unter dem Ackerboden aufgefunden. Auf dem Wetzstein am Wege nach Lüsen geht ein „Unkatl" ohne Kopf um, andere sagen, ein Kapuziner ohne Kopf.

In den Schluchten ober St. Andrä hausen die Seligen, die auch Menschen vertrugen. Früher verschwand bald da bald dort einer.

Dort oben ziehen auch die wilden Jäger durch den Wald. Bei den wilden Fahrten ist immer der Einäugige vom Todtenzuge der vorderste. Die wilde Fahrt hörte man früher oft. Eine Stimme rief: „Da hack' ich's Beilele in", und derjenige, den es traf, blieb ein Jahr lang krank. Unheimlich ist's auch auf dem Rutzenberg bei den Rutzenhöfen, in der Fuchshöhle und im Plawacher Wald, wo die Hexen tanzen.

99. Unheimliche Orte in Lüsen.

Am Rinderbach ist's unheimlich; da tanzten früher auch die Hexen. In Hinterlüsen auf dem Parseitboden beim Kreuz geht des Nachts das Parseider Weibele ohne Kopf um.

Auf G'schick in Kropfland, wo der Pestfreithof steht, geht's um, ebenso beim Bildstöckl gegen Rodeneck hinaus. Bei der Todtenrast hinter dem Walder hört man in der Nacht oft einen Leichenzug beten.

IV.

Unteres Eisakgebiet, rechtes Ufer.

1. Das Pestkirchlein St. Sebastian auf der Weit.

Es war im Jahre 1636, da brach ein großes Sterben über den Ritten herein, und wer auf dem Felde draußen das Korn schnitt und vom Übel befallen ward, der hatte nimmer Zeit, die Sichel wegzulegen, er sank um und war todt. Da sandte der Richter auf dem Ritten die Frohnboten aus, die luden zum großen Taiding auf der Mahlstatt. Die Bauern kamen in Unterinn beim alten „Pfandstein" zusammen*), und der Viertelmeister von Unterinn redete: „Nachbarn, ihr wisst, dass sich von Tag zu Tag die Pestilenz ausbreitet, dass oben im Gebrack und G'strahl, in Oberbozen und Wolfsgruben nach einander die Höfe durch die Seuche veröden und Gottes Strafgericht gewaltig hereinbricht. Zu Haufen liegen da die Leichen und harren vergeblich der christlichen Bestattung. Schon haust die Pest in unserer nächsten Nähe, erst gestern hat der Steinschmied einen Haufen von Leichen in den Keller des ausgestorbenen Steinpfarrerhofes geworfen und ist auf und davon.**)

*) Der nämliche Stein steht noch auf der alten Dingstätte zu Unterinn vor dem Wunderwirtshaus.

**) Im Keller des Steinpfarrerhofes liegen noch Gebeine aus der Pestzeit.

Nur bei Gott allein ist Hilfe zu erwarten. Bereuen wir daher unsere Sünden und rufen wir die Heiligen Sebastian, Rochus und Pirmin an, auf dass sie dem schrecklichen Tod halt gebieten! Wir wollen ihnen geloben eine Kirche zu bauen und alljährlich am heutigen Tage einen Bittgang dahin zu machen."*)

Diese Rede gefiel den Männern, und alle stimmten ins Gelöbnis ein. Es wurde die Arbeit vertheilt, und ein jeder begab sich an sein Werk. Wer aber nicht im eigenen Brote stand, steuerte doch sein „Datzgeld" zum Bau. Und siehe, die Pest machte beim Steinpfarrer oben halt und drang nicht weiter herab. Frohen Herzens verfügte sich alt und jung zur Setzung des Grundsteins nach dem Maurerhof auf der Weit, dahin, wo das Wässerlein aufsprudelt.

Da hatten die Zimmerleute schon die Bäume behauen; etliche aber standen mit blutiger Hand dabei, denn das Beil war ins Fleisch gedrungen statt in den Baum, und es lag da eine Menge von Spänen, mit Blut überronnen. Da kam plötzlich ein fremdartiges Vöglein geflogen mit buntfarbigen Federn, wie man hierzulande noch keines gesehen, das fasste mit dem Schnabel die blutigen Holzspäne, trug sie auf den Weitner Bühel, wo der Heidenfreithof war**), und ließ sie da zur Erde nieder. Dann flog es auf und davon und ward nimmer gesehen. Jetzt erkannten die Unterinner deutlich, dass den Pestheiligen der Platz zum Kirchenbau nicht genehm sei, und sie begehrten Aufschub. Sie brachten zwei Stiere herbei, welche noch kein Joch getragen, die schirrten sie an einen Wagen, auf den sie das vorhandene Gebälk luden. Die Stiere wurden angetrieben, auf dass sie den Wagen zögen, wohin sie's verlangte. Die zogen denselben eilends auf die nämliche Anhöhe, wo das Vöglein die blutigen Späne auf die Erde gelegt, und der Wille der Heiligen war nun allen kund und offenbar. Die Werkleute machten sich nun an die Arbeit und schafften emsig am Außenbau. Aber das Werk stockte alsbald, denn den Werkleuten wurde nichts mehr zugeführt, weder Baum noch Stein, weder Brot noch Lohn. Die Pest war ausgeblieben, und die

*) Dieser Bittgang wird noch gegenwärtig jährlich abgehalten.

**) Auf diesem Bühel wurden mehrmals römische Alterthümer ausgegraben.

Verschonten vergaßen des Gelöbnisses. Aber sie mussten es theuer büßen. Die Pest kam wieder und zog eine gute Strecke weiter bergab, fast bis zum Eisak. Jetzt kehrten die Undankbaren in sich, griffen wieder nach Hammer und Kelle, und das Kirchlein stand im andern Jahre fertig da. Wie sie so emsig arbeiteten, hatten die Pestheiligen auch wieder ein Einsehen und geboten der schwarzen Sucht abermals Stillstand. Und der Wirt zum Teutschen am Kuntersweg im Eisakthal, Caspar Kerschbaumer, dem das böse Sterben gar nahe gerückt war, glaubte, noch ein übriges thun zu sollen, und stiftete aus Dankbarkeit ein kunstreiches Gemälde in das neue Pestkirchlein St. Sebastian, das noch zur Stunde sich dort befindet.

2. Von sant Quirino.

Zu den Zeyten waren zwen fursten von Beyern, der ein hieß Albrecht, der ander Other, dy waren Brüder. Nun het Otherius einen jungen sun. Den thet er in des kunigs hoff Pippini. Vnnd eines tages da spilet des kunigs kind vnd Others sun miteinander. Da ward Others sun von des kunigs sun vndanks ertödt. Des erschrack der kunig gar ser vnd sandt nach dem fursten Otherio vnd sprach zu ihm vor den fursten allen. wie sol man einem ding thun dz geschehen ist vnd das man nit widerbringen mag. Da sprach der furst Other. Das sol man von gantzem hertzen vergeben. da saget im der kunig, das sein sun tod wer. Da ward er ser betrubt. Da hetten nun dy zwen brüder beyd nit erben. Da erwelten sy in got vnd sein heyligen zu erben vnd bawten ein kirchen in der ere des heylers aller welt bey dem wasser tegrus vnd bawten ein munichs closter daben, den selben munichen gaben sy alles, des sie bedorfften, vnnd kamen darnach zu dem babst Zacharie vnd erten in mit kospern gaben vnnd baten in, dz er in heyltum gebe.

Zu der zeyt was der babst in grossem leyden von den heyden, wann sie hetten die stat mit grossem gewalt vmgeben. Da namen sich die zwen herren des streytes ernstlich an mit einem grossen volck vnd gesigten den heyden erlichen an vnd geschah iren dienern nye keyn leyd. wan es was got mit in, der halff in dy heyden vberwinden. Da ward nun der babst gar fro vnd dancket in irer grossen arbeyt.

Darnach wollt in der babst vil guts haben geben, des wolten sy nit vnd sprachen, sy weren vmb keyn zergencklich gut dar kummen, vnd baten in vmb sant Quirini heyligen leychnam. Da erschrack der babst gar ser, wan er gab in vngern vnd gelobet in doch, vnd sprach, sy solten heym reyten vnd solten vber etlich zeit wider nach dem heyltum heymlichen senden, das sein die Römer nit innen wurden. vnnd sunst gab er in vil anders heyltumbs. Da fuhren sy heym vnd frewten sich des heyltumbs ser vnnd sandten iren schwester sun herren Otten schyer gen Rom mit ersamer gesellschaft nach dem heyltum. vnud da sy zu dem babst kamen, da gieng er heymlich in der nacht mit in zu sant Quirini grab. Da was er vierhundert vnd achtzehn jar gelegen. vnd was dannoch vnuerwesen vnd waz als frisch, sam er erst tod wer. da nam der babst den heyligen leychnam selber auß dem grab vnd legt in in ein vaß vnd versigelt daz mit seinem insigel vnd sprach zu in. ir sult ein fremde straß faren, daz mein insigel nyemant zerbrech. wann die Römer lassen den heyligen leychnam gar vngern von in. Da furen sie einen fremden weg mit großen freuden vnd furen auff einen hohen berck.

Da hetten ir etlich zeuil getruncken vnd sprachen zu einander. warum hat vns der babst geboten, daz wir sein insigel nit zerbrechen. waz mag es vns geschaden; er ist dennoch sicher in seydine tücher gemacht. vnd wolten daz tuch in dem sarch auffheben. Seht, da schlug ein groß fewer herauß vnd ertödtet dy all. vnd da die andern gesellen das horten. da erwachten sie vnd funden des babst insigel gantz. vnd wurden ir gesellen all wider lebentig. wann der heylig Quirinus wolt nit daz yemant keyn lauger schad bey seiner gegenwertigkeit geschehe. Dauon erkücket sy got durch den heyligen sant Quirinum.

Darnach geschah ein groß wunder zeychen, als sy benachten vnderwegen. Da saßten sie den sarch auff daz erdtrich vnd sungen vnd beteten dy nacht da bey. vnd zuhandt entsprang ein brunn auß dem erdtrich vnder dem sarch, dauon wurden vil menschen gesundt, dy darauß truncken.

Des morgens frue da furen sy furbaß, vnd da sy nahent zu der stat kamen, da zog daz volck mit grossen frewden gegen in vnd mit lobgesang vnd brachten in in die kirchen Salvatoris mit grosser andacht. Daz waz an vnser lieben frawen tag zu liechtmeß.

vnd die fursten hetten drey bischoff vnd vil geystlicher leut dar bracht. Dy weychten dy kirchen in der ere der heyligen zwelffboten sant Peter vnd sant Pauls vnd vmhiengen sy mit schönen tebichen vnd trugen da den heyligen leychnam sant Quirinum mit großer andacht darein vnd mit einer grossen vnd erlichen procession. vnd bestatten ihn mit grossen eren vnd legten in in ein gehauenß grab, das waz mit steynen gepflastert. vnd da sie daz geweicht vnd gesegnet hetten, da hub in ein bischoff an einer seyten, vnd an der andern seyten hub in ein seliger briester, der hieß Reynpert. vnd da sy in nun in den sarch wolten legen, da viel dem briester seines leychnams ein teyl in die hand, daz was dennoch als frisch vnd als naß von dem blut, als ob er erst desselben tags ertödt wer. Da sy das sahen, da erschracken sie gar sere. vnd namen das stuck vnnd legten es auch mit andacht in den sarch.

3. Der goldene Pfennig.

Im Dominicanerkloster zu Bozen lebte ein überaus frommer Prior. Eines Tages fuhr er auf einem Schiff die Etsch hinunter. Da begehrte der Schiffmann seinen Lohn von ihm. Der Prior sprach: „Ich will gern Gott bitten, dass er dir die himmlische Krone gebe.“ Darauf wurde der Schiffmeister zornig, fieng den Prior bei der Kappe und schrie: „Die Krone ist so weit fort, dass ich sie gar nicht sehe; Ihr fahrt mit nichten also hin, Ihr müsst mir zuvor meinen Lohn geben.“ Der Prior, der kein Geld hatte, rief im Stillen unsern Herrn an, und wie er gleich darauf zu Boden sah, da lag ein goldener Pfennig vor seinen Füßen, mit dem er die Fahrt bezahlen konnte.

4. St. Jakob auf Lavend.

Auf den Lavender Wiesen bei Flaas steht das St. Jakobskirchlein mit einem Bauernhaus daneben. Dieses Kirchlein, welches, seit der Lavender Kirchtag abgebracht ist, ganz dem Verfalle entgegengeht, war vorzeiten das einzige Seelsorgskirchlein der ganzen Gegend; es stand früher auch nicht so einsam, denn auf Lavend breitete sich eine große und reiche Stadt aus, die infolge vieler Frevel der übermüthigen Bewohner in Grund und Boden versank.

Der Lavender Kirchtag blieb lang das Andenken an die ehemalige Mutterkirche. Da kamen die Bauern vom ganzen Gebirge zwischen Bozen und Meran auf die Lavender Wiesen, und gegessen und getrunken wurde auf dem Kirchtag und gerauft, wie sonst nirgends mehr. Vierzig Eimer Wein wurden getrunken, ganze Ochsen und eine große Zahl Kälber und Schöpse wurden aufgezehrt. Bier kam nicht zum Ausschank. Mit dem Kirchtag war ein großer Jahrmarkt verbunden; eine Nomadenstadt aus Bretterbuden entstand, der Wein wurde mit einer Kelle aus Schäffern geschöpft und geschenkt, die Möltener und Flaaser Bauern musten an diesem Tage ihre Ehehalten mit Wein, Brot und Braten freihalten.

An rohgezimmerten Brettertischen saßen die Perlagger und schlugen mit kräftiger Faust auf den Tisch, dass die Weinkrüge tanzten.

Sein mar Möltnar miar,
Sein mar wild wia dar Stiar,
Wenn koaner mear thuat raff'n,
Nächar raff'n earscht miar.

So wurde gesungen, wenn zuletzt die Möltner auf den Roblerplan traten. Auf den Lavender Kirchtagen floss immer viel Blut, daher legte sich die Behörde ins Mittel und verbot dieselben.

5. Sagen von Hans Lutz von Schussenried.

Die Steinmetzen von Bozen wurmte es nicht wenig, dass der junge Schwabe Hans Lutz ihrer mit so vielem Kostenaufwande hergestellten Pfarrkirche die Krone durch den Thurm aufsetzen sollte. Sie sannen auf Rache, und weil es ohnehin im Plane lag, der Kirche zwei Thürme zu geben, unterfieng sich der Steinmetzgeselle Wilhelm Großmund von Bozen zu behaupten, er wolle den zweiten Thurm so schief bauen, wie Meister Wilhelm von Innsbruck den Thurm zu Pisa, wenn man denselben unter seine Hände gäbe. Zugleich versprach er den übrigen Gesellen, welche dem Lutz ebenfalls neidig waren, dass er dem Meister schon noch einen Brand schüren werde. Er hatte aber am gleichen Tage vorher am begonnenen Thurm ein Gerüstbrett so gelegt, dass Meister Lutz des andern Tages, sobald er nach Gewohnheit in der Frühe den Bau zu be-

sichtigen käme, unfehlbar in die Tiefe stürzen musste. Da begab es sich aber, dass der Großmund etwas auf dem Gerüste vergaß, und er eilte mit Tagesanbruch, als noch alle schliefen, hinauf; aber in der Eile vergaß er auf das Fallbrett, trat unversehens darauf, stürzte herab und brach sich den Hals. Beim Erwachen freuten sich die Neider schon auf den Fall des Meisters Lutz und giengen schadenfroh zur Arbeit. Aber sie fanden den in die Grube gefallen, der sie dem andern gegraben hatte, und glaubten, der Teufel habe ihn um Mitternacht hinaufgeködert und hinabgestürzt. Keiner getraute sich mehr zum Baue des zweiten Thurmes Hand anzulegen. Zum Wahrzeichen steht er noch heute ein paar Schuh über das Gesimse der Kirchenmauer aufgeführt. So war der Großmund untergegangen, Meister Lutz aber führte fortan seinen Thurm ohne weiteres Hindernis auf.

Man sagt, der stolze Thurm habe viel viel Geld gekostet, und wenn die Steinmetzen und Bildhauer ihre Geduld verloren und nimmer arbeiten wollten, hätten die reichen Bozner Kaufleute das Geld in Scheibtruhen herbeiführen und es ihnen vorschütten lassen, worauf jene wieder ihren Meißel ansetzten.

Als nun der Thurm meisterhaft und fehlerlos schlank aufwärts strebend vollendet war, fieng er in der dritten Nacht nach seiner Vollendung an, sich auf eine Seite zu neigen, und ein zweites Spiel der Hölle fürchtend, in der Meinung, der Großmund könne mit des Satans Hilfe nicht bloß einen hängenden, sondern einen einstürzenden Thurm daraus zuwege bringen, machte sich Meister Lutz heimlich auf und floh den unheimlichen Spuk, bevor er die ganze Baukostensumme in Empfang genommen hatte. Mit seiner Entfernung hörte das Sinken des Thurmes auf.

6. Das Schloss Wisse.

Auf dem äußersten Saume der Bergeshöhe, die sich zwischen dem Tornbach und der Talfer in einem Zwickel hinausschiebt, steht der Weifnerhof mit deutlichen Spuren von weitem Gemäuer rings herum. An dieser Stelle stand das Schloss Wisse, das nach einer Urkunde aus dem Jahre 1467 Christoph von Goldegg als Lehen besaß. Über die Entstehung dieses Schlosses berichtet folgende Sage:

Auf Wiſſe, das damals noch ein Meierhof war, lebte der unglückliche Herzog Friedl mit der leeren Taſche in der Verbannung. Zum Danke dafür wurde der Meierhofer zu Wiſſe von dem Herzog mit der Ritterwürde ausgezeichnet, baute ſomit auf ſeinem Grund und Boden ein prächtiges Ritterſchloſs und wurde der Stammvater des ritterlichen Geſchlechtes derer von Goldegg. Die Höfe auf dieſem Plateau nennt man noch heute die Goldeggerhöfe; ſie waren früher lauter Freihöfe und der Schloſsherr von Wiſſe ihr Beſitzer.

7. Das Königskind beim Weiſner.

1.

Vor alter Zeit kam eines Tages ein hübſcher Junge auf den Weiſnerhof in Afing, deſſen grober Bauernloden zum edlen und feinen Geſichte und zur vornehmen Haltung nicht paſste. Unter der Joppe ſchaute die zierlich geſtickte Halskrauſe des feinen Hemdes hervor, goldgelbes Haar umringelte die Stirn, und die Rede des Knaben war die edler Herren. Er bat den Weiſnerbauern, ihn in Dienſt zu nehmen. Dieſer beſah ſich das Bürſchlein vom Kopf bis zu den Füßen und ſprach darauf: „Ich habe kein großes Vertrauen auf dich; deine Hände ſind mir zu fein für die Bauernarbeit, und der ganze Menſch iſt mir zu kleber. Auch biſt du die Bauernkoſt wohl nicht gewohnt.“ Als aber der Knabe nicht abließ vom Bitten, meinte der Bauer: „Nun, ich will's einmal probieren, zum Geiß- und Schafhirten wirſt du wohl zu brauchen ſein.“ Der Knabe verſprach, recht fleißig und folgſam zu ſein; zugleich ſetzte er hinzu, daſs er ein armes verlaſſenes Kind ſei, man habe ihn unſchuldig verfolgt und ins Elend hinausgeſtoßen. So trat der Knabe in den Dienſt des Weiſnerbauern und hielt ſich brav, ſo daſs ihn der Bauer bald recht lieb gewann.

Eines Tages muſste der Bauer nach Bozen; der Knabe gieng mit und führte das Röſslein, darauf der Bauer ritt. Auf dem Heimſtieg brannte die Sonne den Berg herauf, daſs dem Burſchen der Schweiß nur ſo herabperlte. Seine Joppe zog er zwar aus, aber das Leibel („Bruſti“, d. i. Bruſttuch) wollte er durchaus nicht herunterthun, obwohl es ihn der Bauer wiederholt hieß. Endlich,

als der Bauer zu greinen anhub, that er das Leibel auf, und siehe da, eine goldene Kette kam zum Vorschein mit einem goldenen Kreuz dran, das er auf bloßem Hemde trug. Ein Strahl der Sonne fiel darauf, dass es dem Bauern in die Augen funkelte. „Mir scheint,“ sagte dieser, „es thät' noth, ich stieg' vom Ross und ließe dich aufsitzen; gedacht habe ich es immer, dass du von hohem Stande sein müssest, aber jetzt sag', wer du bist und woher du kommst!“ Der Knabe wollte mit der Antwort nicht heraus, endlich erzählte er, weil der Bauer nicht nachgab, dass er ein Fürstensohn sei; seine Verwandten hätten ihm nach dem Leben gestrebt, um Krone und Reich zu bekommen, daher sei er auf und davongeflohen. Kaum hatte er aber seine Herkunft entdeckt, da wollte er durchaus nimmer bleiben, soviel sich auch der Bauer Mühe gab, ihn zurückzuhalten. Als später der Prinz doch auf den angestammten Thron gelangte, erhob er den Weißnerbauern in den Ritterstand und schickte ihm einen Sack voll Geld, davon er sich das Schloss Wisse baute.

2.

Andere erzählen so: Der Weisner in Afing war früher steuerfrei; das kam daher: Einmal kehrte ein Königssohn dort ein und verdingte sich als Hirte. Der Sohn war aber natürlich daheim „mängl“; man schrieb ihn überall aus, Boten ritten durch das Land und verkündigten hohen Lohn demjenigen, der den Prinzen fände, aber keiner brachte Kundschaft. Der König und die Königin grämten sich, sie hatten keine gute Stunde mehr. Unterdes wuchs der Knabe in stiller Abgeschiedenheit beim Weisner auf. Da hieß es eines Tages, der König komme ins Land herein. Der Weisner hieß den Hirten mitgehen, er wolle den König sehen, und bestieg sein Ross, denn kein Weisner gieng dazumal zu Fuß. Wie er so dahinreitet, es war ein heißer Sommertag, da that der Hütbube die Scholderknöpfe (Scholder-Jacke) auf, denn es war ihm zu warm unter dem Erlinger (Art Loden). Siehe da, ein goldenes Kreuz, das er auf der Brust trug, funkelte im Sonnenlicht. Der Bauer fragte: „Bübl, wo hast du das goldene Kreuz her?“ „Von meinen Eltern.“ Darauf sagte der Bauer: „Jetzt steigst du aufs Ross!“ und stieg herab. Das Bübl gehörte dem König, der gerade ins Land gekommen war, und der König machte den Weisner steuerfrei für weltewige Zeiten.

8. Der alte Straßenzug über den Ritten.

Die Rittner wissen noch allgemein zu erzählen, dass die „älteste" Straße über ihren Berg geführt habe. Weil der Verfasser häufig von dieser alten Straße und von den „uralten Zeiten" derselben gehört und von dem großen Verkehr, der daselbst geherrscht habe, und von den gewaltigen Heeresmassen, welche diese Straße gezogen wären, nahm er sich die Mühe, dieser ältesten Straße nachzugehen, und zwar in wörtlichem Sinne, wobei er den kundigen alten Sulzner und weiterhin den ebenfalls kundigen alten Buchner als Wegweiser mit sich genommen hat.

Um es in vorhinein gleich zu bemerken, fällt diese Straße auf weite Strecken mit der alten Römerstraße, der via Claudia Augusta, die ja ebenfalls bekanntlich über den Ritten geführt hat, zusammen, ja muss damit zusammenfallen, wie der Augenschein lehrt, da sie auf Grund der Terrainbeschaffenheit nicht anderswo geführt haben kann.

In der Nähe des Plattnerhofes beim Bildstöckl zweigt diese alte Straße von dem gemeinen Wege, der von Leitach herauf nach Unterinn führt, ab und zieht sich ober demselben zum Sulznerhof hin. Dieser Bauernhof ist sehr alten Ursprungs. Er bildete eine Herberge an der alten Straße und hat noch manches Alterthümliche an sich trotz des großen Brandes, der ihn bis auf die Hauptmauern zerstört hat. Das uralte Wagenhaus daneben mit seinem auffallend dicken Gemäuer ist bemerkenswert.

In der Nähe biegt der jetzige Weg durch „die Sulz" in eine Thalspalte ein, während die alte Straße auf einem Viaduct mit steinernem Unterbau quer durch den Tobel leitete. Von diesem gewaltigen Unterbau ist noch ein spärlicher Rest leicht zu beobachten. Hier sind Spuren eines uralten Bergwerkes, von dem auch die Volkssage weiß. Das geräumige Knappenloch ist zum größten Theil eingestürzt. Auch die Namen Goldgut und Silbergütl sind Belege für geschwundenen Bergbau in dieser Gegend, und das Volk lässt beim Sulzner einen Schatz vergraben sein.

Vom Sulzner fort geht die alte Straße durch Wald und dichtes Gestrüpp, durch das man sich schwer hindurchwindet. Auf dieser Strecke, vom Gebüsch völlig verdeckt, liegt sogar das Straßen-

pflaster streckenweise zutage. Sodann zieht sie sich durch das Ritterstieler Gut, beim Templ vorüber nach Pardung, von da weg quer durch den ober dem Grafenhof liegenden Acker. Der Graf weiß sich noch gut zu erinnern, wie sein Vater erzählte, dass sie im Acker oft auf schwere Steine gestoßen, die ein tiefes Radgeleise hatten, so dass er zu sagen pflegte, hier müsse die Straße gewesen sein.

Weiter hinan in mäßiger Steigung führt sie zum Ziet, von dem die Rittner behaupten, dass er der älteste christliche Bauernhof sei, und von hier auf Grasack, auf dessen jetziger Rückseite im alten sandsteinernen Thorbogen Rosseisen, Hammer, Zange und anderes Schmiedwerkzeug zu sehen sind. Der Grasackhof fällt überhaupt durch seine alterthümliche Bauart, die überaus dicken Mauern und durch seine steinernen Thorbogen auf.

Von da weg verfolgt man sie leicht aufwärts zur sogenannten Ausstell, einem Bauernhause, wo ebenfalls eine Schmiede gestanden sein soll. Die Schlackenhaufen in der Nähe machen dies auch wahrscheinlich. Das Haus ist ebenfalls von alterthümlicher Anlage und trägt ein Wappen. Weiter geht die Straße das nördliche Ufer des Gasterer Sees entlang, aber im Seebecken selbst, auf dessen dem Ufer naheliegenden Felsen man das Geleise erkennt, beim Maurer ob dem Fleier vorbei zum Moosweber hinüber, schneidet hierauf den gegenwärtigen Klobensteiner Fahrweg, biegt unter dem Buchnerhof um den Buchnerhügel herum, durchzieht das Kienastgut und mündet beim Rösslser wieder in den Fahrweg hinauf. Der Rösslerhof, sagen die Leute, sei eine Poststation gewesen und eine große Herberge an der alten Straße. Auch hier findet sich, ähnlich jenem beim Sulzner, ein uraltes finsteres Wagenhaus mit altem, dickem Gemäuer. Über Klobenstein bis nach Lengmoos fällt sie mit dem gemeinen Fahrweg beiläufig zusammen; erst von Lengmoos weg trennt sie sich wieder von selbem, wie die „oltn Loas“ (Radgeleise) noch jetzt beweisen, und geht tief unter dem heutigen Wege durch die Thalschlucht des Finsterbaches nach Mittelberg, wo wieder die Einmündung in den jetzigen Weg durch Geleisespuren nachweisbar ist. Das Wasser frisst im Finsterbachthal von Jahrzehnt zu Jahrzehnt den weichen Boden nach oben hin aus, wie dortzulande jedermann bekannt ist, so dass

auch jetzt wieder der Fahrweg nach Mittelberg weiter hinauf verlegt werden musste. Die Geleisespuren in Mittelberg weisen beinahe in gerader Linie zurück nach Lengmoos. Jenseits Mittelberg gieng die Straße oberhalb des noch jetzt bekannten Straßackers nach Lengstein hinab und von hier am ehemaligen Rothwander Schlösſl (auf dessen Bühel nunmehr das St. Verenakirchlein thront) vorüber durch Rothwand und Saubach nach Villanders. An mehreren Orten werden längs der alten Straße noch heute Ackerfluren „Straßacker" genannt (es sind „untere" und „obere" Straßäcker).

Diese Straße wurde in der nachrömischen Zeit noch sehr lange befahren, auch noch nachdem der Kuntersweg erbaut war; denn fürs erste war der Kuntersweg anfangs bloß für den Transport von Saumlasten und für Fußgänger und Reiter bestimmt (bis ihn Erzherzog Sigismund erweitern ließ), und fürs zweite ward er sehr häufig durch Wasser und Murbruch zerstört, worauf immer wieder auf längere oder kürzere Zeit die alte Straße über den Ritten zu Wert kam.

9. Van g'schpenschtign Reitar af Zwinginstuan.

(Rittner Dialect.)

As isch wo lång hear, und i und du sein nou ållwi nit die Muggn g'flougn, aſs die Trogarin, dö va Boazn audm wottau spat drun g'wödn isch, a Geistarliacht g'söchn åt. As isch schun a wia timper, do geat se nettan af die Weit au'n. Woasch, g'wöllt håt se nou bis Untarinn keummen. Geat se a sou statla sein fort, und wia se amål fro van ungfahr hintersche schaugn thuat, kimp hinter ihr hear a g'spaßigs Liachtl. Woasch, daheargwägglt isch's fro, aſs hatt 's dar ålte Fronbout gatrogn, dear ållabut sein Zoapfn g'håbb åt. Die Trogarin bleib stian und låt's Liacht voraus. Die Finster isch dick g'wödn zin Schneidn, woasch woll, und 's Liacht wuzlt dar lei a sou långsam durch die Finster darchau, aſs kamp's öt leicht weitar. Jatz kimp's gleim ban Mensch vorbei, und wia dös a sou drangsiecht, g'forchtn håt si ar gor koa feidile nöt, isch aſn Liacht an enzgroaße Gstoalt g'wortn. Wås gibsch, wås håsch?

A fürnehmer Hear isch's g'wödn, obar wottau tschaggilat schun, und au Boart àt ar g'häbb, souvla schian weiß, as hatt's draugschnibm. Wàs ar für Housn ung'häbb àt, sell àt 's Mensch öt recht darsöchn, obar dös woaß se g'wiss, dass ar an wunderschian àltfrankischn Rittermàntl umar g'häbb àt, dear in schärfen Nàchtluft fro a sou hintn außn g'flàttert isch. Afn Moantl hobm vornhear au und an blowa und roatha Stoanlar g'funklt, a unt in Sam umar hàt's gänz g'schpenschti g'flinslat. Und a Ross earscht hàt ear krietn, öppas Wahligers gab's af der gänzn Welt nimmer. hàt die Trogarin bihauptit. Gänz schneaweiß isch's g'wödn au und au, und koa Flöckl nöt hött's g'häbb. Kamm isch dar Hear bau Mensch vorbei, do gip ar in Ross die Spouren, dö sein va Gold g'wödn, hatt's bàll vargöss'n za sogn, und sprengg reasch van Wög o und überzwerch inni, wo gor koa Wög nöt g'füart àt, lei a sou über Stock und Block und durs G'ständ darchau afn Weitner Schloss-büchl. Zalöscht isch ar wieder zan an Liachtl wortn, dös die Trogarin nou a Weil hàt oubm umarwàchtlan g'söchn. Ingalischn isch 's darloschn und àlls wieder nachtig g'wödn.

10. Die Ritter von Sparrenberg.

Vorzeiten lebten auf dem Schloss Sparrenberg bei Oberbozen zwei Ritter, welche schweren Dienst im Stegreif hatten und sich durch ihr Räuberhandwerk in bösen Leumund brachten. Als sie gestorben waren, litt es sie nicht im Grabe, sondern sie kamen von Zeit zu Zeit in der Nacht auf schnaubenden Rossen zur Burg geritten. Das Thor gieng von selber auf, die Herren sprengten in den Burghof hinein, stiegen ab und durchschritten mit Waffengetöse die Gemächer des Schlosses, dass die Bewohner von tödlichem Schrecken befallen wurden. Thüren wurden aufgerissen und zugeworfen, und zuletzt stiegen sie in den Keller hinab, wo sie die geraubten Schätze vergraben hatten. Dann hatte der Spuk ein Ende; die Ritter saßen wieder auf und sprengten davon.

11. Der Schlossgeist in Wangen.

Auf dem Wege von Bozen nach Sarnthal sieht man auf der Anhöhe ein altes zerfallenes Schloss, das nach den alten Besitzern, den Herren von Wangen, Schloss Wangen benannt wird. Noch viel früher stand ein Schloss Wangen hoch oben auf dem Berge, von dem gegenwärtig das Kirchlein herabwinkt. Später wurde weiter unten das andere erbaut, von dem noch stattliche Ruinen übrig sind. Nicht weit davon steht ein Bauernhaus. Da wohnte ein armer Bauer, der selber wenig zu beißen und zu brechen hatte. An einem Abend schien der Mond so hell und kam ein armer Wandersmann in den Bauernhof, der gerne ein warmes Süpplein und ein Nachtlager gehabt hätte. „Ein Nachtlager," sagte der Bauer, „kann ich dir nicht geben, denn im Heu schlafen die wälschen Schnitterinnen, die zum Kornschneiden eingestanden sind, aber wenn du dich nicht fürchtest, kannst du im Schloss übernachten, und ein wenig Mehl sollst du auch haben, um ein paar Knödel zu kochen." „Furcht kenne ich nicht", sagte der Bettler und gieng ins Schloss. Dort machte er sich ein Feuer an und wollte Knödel sieden. Als nun das Wasser zu brodeln anfieng, fiel auf einmal ein menschlicher Fuß durch den Kamin herab. Er hob ihn auf und legte ihn beiseite. Und nicht lange, da flog auch der andere Fuß durch den Schornstein hernieder. „Ei, was soll das bedeuten?" sagte der Mann und legte den zweiten Fuß zum ersten. Aber da gieng das Werfen von neuem an und kam der Rumpf, darauf die Arme und zuletzt gar ein menschlicher Kopf den Kamin herabgeflogen. Das Bettelmännlein stellte den Rumpf auf die Beine, gab die Arme, wohin sie gehörten, und setzte den Kopf auf das Ganze. Da wuchs der herabgefallene Mensch zusammen, bewegte Arme und Beine und fieng an zu sprechen. „Gib mir auch zu essen!" sagte er, „mich hungert sehr." Da gab ihm der Bettler einen Knödel, der war aber noch nicht gar gekocht. Kaum hatte der andere den Knödel verkostet, als er ihn ausspie und das übrige Stück fortwarf. Darüber ward der Wandersmann zornig und hieb dem ungebetenen Gaste ein Tüchtiges über die Ohren. In dem Augenblick stand ein gewappneter Ritter vor ihm und sprach: „Ich danke dir für die Ohrfeige, denn dadurch bin ich erlöst. Ich habe zu meinen Leb-

zeiten geschwelgt und geprasst und ließ die Gottesgabe oft zugrunde gehen. Den Armen gab ich nichts. So musste ich nach meinem Tode büßen, bis einer käme, der mir wegen meiner Heikelkeit eine tüchtige Flasche gibt. Aber keiner getraute sich, das zu thun. Zum Danke für die Watsche will ich dich gut belohnen; komm mit mir!" Er führte den Bettelmann in den Schlosskeller und zeigte ihm einen großen Haufen Gold und Silber. „Das alles gehört dir", sagte er und verschwand wieder. Das Bettelmännlein war nun ein steinreicher und vornehmer Mann, und seit der Zeit hat man nie mehr von einem Geisterspuk im Schlosse gehört.

12. Der Schlossgeist auf Zwingenstein.

Auf dem Schloss Zwingenstein lebte ein Burgfräulein, das mit einem Grafen, der in fernen Landen wohnte, versprochen war. Dieser Graf war nämlich vorzeiten durch Tirol gereist, hatte in der Burg oben „auf der Weit" Einkehr genommen und die schöne und liebreiche Tochter des Burgherrn kennen gelernt. Die Hochzeit wurde aber länger, als der Verlobten lieb war, hinausgeschoben, der Graf kam immer nicht, ja zuletzt hörte sie von ihm gar nichts mehr. Wohl schrieb sie ihm Brieflein und seufzte und weinte Tag und Nacht, aber alles war vergebens. Der Graf seinerseits wunderte sich nicht wenig über das lange Ausbleiben der Nachrichten von ihr, obwohl er öfters Botschaft nach Zwingenstein gethan hatte; allein da das Fräulein ihm Treue geschworen, konnte er doch nicht so ganz fest glauben, dass sie ihn vergessen und das Wort gebrochen hätte. Darum wollte er sie auf die Probe stellen. Er reiste über Land her gen Zwingenstein und begehrte, als Pilgrim verkleidet, am Burgthor Einlass. Nachdem man ihm im Stüblein des Thorwartes zu essen und zu trinken gegeben hatte, führte man ihn auf seine Bitte zum Burgfräulein hinauf. Diesem erzählte er, wie er im hl. Lande gewesen und wie der Graf, so ihr Verlobter war, im Kampfe gegen die Heiden gefallen sei. Sterbend habe er ihm den Auftrag gegeben, dem Fräulein seinen letzten Gruß zu überbringen und dass er bis zum letzten Athemzuge an sie gedacht habe. Bei diesen Worten wurde das Burgfräulein von Ver-

zweiflung erfasst; sie stürzte sich aus dem Fenster des Schlosses in die unermessliche Tiefe hinab und ward dort, wo man ihren Leichnam ganz zerschmettert aufgefunden, eingescharrt. Seit dieser Zeit muss sie oben im Schlosse und dessen Umgebung als Geist ohne Kopf umgehen. Der Doarniger (Dornacher) hat den Geist oft schon an jenem Abhange der Burg gesehen, den sie sich hinabgestürzt hat.

13. Der Penzlreiter.

Die Rittner hatten einen langwierigen Almstreit mit den Villanderern. Einmal geriethen die Hirten oben so arg aneinander, dass sie sich eine förmliche Schlacht lieferten. Die Villanderer jagten ein anderesmal die ganze Viehherde der Rittner über die Sarnerscharte aus und in den Abgrund, dass sie sammt und sonders zerschellten. Damals soll die Talfer vom vielen Blute roth bei Bozen vorbei geronnen sein.

Endlich wurde im Rechtsstreit die Sache ausgemacht, und die Rittner gewannen durch das listige Eingreifen des alten Penzlwirtes von der Rothwand die strittige Alm. Weil aber in Wirklichkeit die Villanderer im Rechte gewesen sein sollen, so muss der Penzl seit seinem Hinscheiden allnächtlich auf feurigem Rosse über die Alm reiten.

14. Die Reiter auf Schönland.

Über die Almgegend Schönland (vulgo Schienant) auf dem Ritten reiten nachts zwei Reiter auf weißen Rossen; man sagt, der alte Penzl und der Bühler Jos seien es.

15. Das Timpflerbild.

Auf dem Timpfleregg, wo die Wangener mit dem Sarnergericht marken, steht einschichtig in einem Forchenwald ein Bildstöckel, man heißt es das Timpflerbild, weil es von einem Bauern dieses Namens herstammt.

Ein alter Timpfler aus Sarnthal zechte beim Moarwirt bis tief in die Nacht hinein. Er führte viel Geld bei sich. Ein Knecht

des Moarwirts, der darum wusste, gieng voraus und passte ihm auf dem Egg vor. In der anderen Frühe fand man den Bauer an Ort und Stelle todt. Die Dirn kochte just das Mus, als der Knecht heimkam. „Ah, Mörder, bist auch da!“ sagte sie, als ob sie von seiner That wüsste. Da wurde er bleich wie der Tod und gestand auch gleich seine Schuld. Aber die Dirne hatte mit ihrem Anrufe nur Spass machen wollen; sie hatte um nichts gewusst, aber es wollte so sein. Dem Timpfler setzten seine Leute dort ein Bildstöckl, das Timpflerbild. Da soll es zu gewissen Zeiten umgehen.

16. Die Franzosengeister.

Auf dem Hügel bei der Kirche von St. Georgen unweit Bozen liegen Franzosen aus den Kriegsjahren 1797 und 1809 begraben. Da sieht man nun besonders im Hochsommer vor einem Ungewitter an den Ecken des Thurmes vier Lichtlein sich hin- und herbewegen. Ein muthwilliger Bursche warf einmal einen Ast auf diese Lichter hinauf, kam aber dabei sehr übel an, denn nur mit knapper Noth und nachdem man den Geistlichen zu Hilfe gerufen hatte, konnte er lebend die Stätte verlassen. Denn schon waren die Franzosengeister über ihn her gewesen.

17. Der Geist im Altenbachthal.

Zur Adventzeit sieht man oft im Altenbachthale ober Gries bei Bozen vom Thalesmüller bis zur „rothen Lahn“ (so wird ein Stück des Bergabhanges zwischen Altenbach und Guntschna genannt, das wegen der häufigen Abrutschungen gemieden wird) einen Mann in grünen Kleidern wandern. Das letztemal sah man ihn in den achtziger Jahren, doch waren damals seine Kleider bedeutend heller. Wenn sie ganz weiß sind, ist er erlöst.

18. Geisterspuk in Rafenstein.

Auf der Burg Rafenstein bei Bozen sieht man oft in mondhellen Nächten Ritter mit scharlachrothen Mänteln herumziehen.

Unweit dieser Burg rastete einst die „Tragerin“ aus dem Sarnthale. Sie sah das Schloss hell erleuchtet und hörte rauschende Musik und Tanz. Von Neugierde getrieben, betrat sie die Burg und sah sich bald einem schönen Ritter gegenüber, der ihr freundlich winkte, etwas von all den Schätzen, die da lagen, zu nehmen. Die „Bötin“ besah sich alles genau und erblickte nun eine sehr schöne Kraxe. Hocherfreut rief sie: „Ich will diese Kraxe.“ Kaum hatte sie aber diese Worte gesprochen, war auch die ganze Pracht und Herrlichkeit verschwunden, und sie hörte nur noch die traurigen Worte: „Hättest du mich verlangt, wäre ich erlöst worden; jetzt aber muss ich noch lange lange büßen.“ Als die „Bötin“ vollends zu sich kam, lag sie ein Stück unterhalb der Burg im Gesträuch.

19. Der Geist ohne Kopf.

In dem zum Messnerhofe gehörigen, unterhalb des Schulhauses von St. Georgen bei Bozen liegenden Weingute erhenkte sich vor vielen Jahren ein Mann; man sieht nun oft einen menschlichen Schatten ohne Kopf den Fußsteig im Weingut auf- und abwandeln.

20. Der Marchegger beim Penzl.

Ein alter Penzlwirt am Ritten ließ durch einen Maurer seinen Grenzstein ins Nachbargut hineinsetzen. Als er nun gestorben war, sahen ihn der Maurer und andere Leute in der Nacht, wie er mit dem Markstein auf dem Rücken daherkeuchte. An der richtigen Stelle setzte er ihn ab.

21. Die feurigen Männer in Pens.

Zu Pens im Sarnthal waren zwei Bauern, deren Güter aneinander stießen. Beide führten für ihr Leben gern Process, denn sie waren über die Maßen hochfahrig. Also verprocessierten sie vor Gericht ihr gutes Geld für eine Wassergrube, aus der jeglicher das Wasser für seinen Hof beanspruchte und davon dem Nachbar keinen Tropfen gönnte. Und weil vom Gericht lang kein Bescheid ergieng, geriethen sie eines Tages hart aneinander und rauften sich ein Büschel Haare aus. Nun schwor jeder dem andern Rache. Da Frohnleichnam nicht mehr fern war, gedachte der eine, während der andere mit der Procession gienge, die Grube aufzuthun und das Wasser in des Gegners Grund zu leiten, damit es dort Schaden thäte. Das Gleiche nahm sich auch der andere vor. Als nun Frohnleichnam da war und alles mit Kreuz und Fahnen auszog, meinte jedweder, der Nachbar werde auch dabei sein, und begab sich mit einem Eispickel zur Grube. Wie sie einander ansichtig wurden, erfasste sie so grausamer Zorn, dass sie sich mit der Haue maustodt schlugen. Seitdem erschienen sie bei Nacht als feurige Männer von greulichem Aussehen bei der Wassergrube und schlugen mit ihren Pickeln aufeinander los, bis sie schwer getroffen zu Boden stürzten. Kein Mensch getraute sich mehr in der Nacht bei der Grube vorbei. Endlich holten die Nachbarn einen frommen Pater von Bozen herein, der die feurigen Männer zwang, mit ihm zu gehen. Sie durften sich auf dem Wege nicht umsehen und wurden vom Pater nicht weit vom Penser Joch in einen See gebannt, wo sie bis zum jüngsten Tage bleiben müssen.

22. Der gebannte Jäger.

Vor vielen vielen Jahren lebte auf dem Ritten ein Jäger, der mit wahrer Leidenschaft der Jagd ergeben war und an den Feiertagen gerade so jagte, wie unter der Woche.

Zur Strafe wurde er nach seinem Tode in einen Spielhahn verwandelt und auf die Seiseralm hinübergebannt. Da wippt er oft durch die Luft, und an seinem Wippen erkennt man ihn.

Schießt man auf den Spielhahn, so wird er wohl verwundet und ächzt wie ein Mensch, wippt aber wieder fort, denn sterben kann er nicht.

23. Der Pfarrer wird vertragen.

Der Doppelbauer in Oberbozen und der Unterinner Pfarrer waren Feinde. Als der Bauer in Todesnöthen war, bot er dem Pfarrer Versöhnung an; dieser aber kam nicht zu ihm und ließ ihn ohne geistlichen Beistand sterben. Da erschien der Doppelbauer in der dritten Nacht nach seinem Tode als Flederwisch und fuhr mit dem Pfarrer hinter der Kirche in Unterinn hinab. Vom Pfarrer hat man nie mehr etwas gesehen.

24. Die verzauberte Sennerin.

Es ist schon lange her, da trug der Sarnerhartl eine schwere Kraxe auf dem Rücken die Möltner Mahder hinauf und wollte nach Sarnthal. Aber es hat in Mölten unten schon betgeläutet, und die Sonne ist auch schon hinter den Ifinger hinab; es fieng an dunkel zu werden. Daher entschloss sich der Hartl, in der Möltner Kaserhütt' zu übernachten. Es war im Herbst und der Herder längst abgefahren. Aber wie der Hartl die Hüttenthür aufthut, sieht er im Stübel drin vor dem Ofen eine Jungfrau sitzen. Sie war überaus schön, hatte ein seidenes Miederleibchen an, und über dasselbe fielen die goldgelben Haare nieder. Ihr Fürtuch war weiß wie der Schnee und ihre Wangen wie Milch und Blut, aber aus ihren Augen blickte schwerer Kummer. Vor der Jungfrau stand ein Spinnrad von Metall und wie glühend anzusehen, das Rädchen schnurrte, und die Jungfrau drehte den Faden so fein und zart wie ihr Haar. So viel sie aber am Faden drehte, die Spindel blieb doch immer gleich voll, und der Knäuel wurde nicht dicker. „Behältst du mich über Nacht?“ fragte der Hartl und stellte die Kraxe ab. Die Jungfrau nickte freundlich ja und blickte ihn dabei so wehmüthig an, dass es jedem hätte das Herz rühren müssen; aber der Hartl blieb ungerührt, er hatte

ein steinern Herz. Als er sie fragte, wer und woher sie sei, legte sie ihren Finger auf den Mund und schüttelte den Kopf. „A so, du bist stumm", sagte der Hartl gleichgiltig und setzte sich nieder, zu rasten.

Über eine Weile stand die Jungfrau auf, stellte das Rad auf die Seite und brachte ihm aus dem Wandkästchen eine Schüssel voll Rahmmus. Hartl nahm den eisernen Löffel aus seiner „Hemittasche", setzte sich zu Tisch, sagte nicht vergelt's Gott und hieb kräftig drein, so dass das Mus bald gar war. Darnach brachte die Jungfrau in einem sauberen hölzernen Napf süße Milch und blickte ihn an, als wollte sie sagen: „O du undankbarer Mensch, dankst weder Gott noch mir", und kehrte zum Spinnrad zurück. Der Hartl that, als wäre sie ihm die Milch schuldig, und trank mit etlichen Zügen den Napf leer. Wieder über eine Zeit langte die Jungfrau Strauben, frischgeschlagene Butter und Branntwein aus dem Kasten hervor und stellte alles auf den Tisch, während ihr dicke Thränen über die Wangen rollten und ein tiefer Seufzer sich ihrer Brust entrang. Aber der Hartl hatte ein Herz wie Eis; er sagte nicht vergelt's Gott, machte kein Kreuz, sondern schlug drein wie ein Drescher und aß und trank. Dann wischte er sich das Maul ab, schob seinen Löffel wieder ein und machte kein Kreuz und dankte nicht. Die Jungfrau stand neben ihm und blickte ihn wehmüthig an, als erwarte sie etwas. Nun stand er auf, und die Jungfrau leuchtete ihm in die Schlafkammer. Der Hartl schlief bald ein, die Jungfrau aber fand keinen Schlummer; sie spann die ganze Nacht, aber die Spindel wurde nicht voller; dabei weinte sie, dass die Thränen zischend auf das glühende Rad rollten und der Hartl von ihrem Schluchzen mehrmals aufwachte.

Schon warf die Sonne ihre Strahlen über die Herbstwiesen hin, als der Hartl aufstand. Er kam in die Stube heraus und fand auf dem Tische Milchsuppe und Rahmmus für sich, die Jungfrau aber saß neben dem Ofen, den Kopf auf die Hände gestützt, und Thränen perlten auf das Spinnrad herab. Der eiserne Mensch ward unwirsch und brummte für sich: „Deß isch a g'spassiga Gitsch don!" aber er ließ sich nichts unter machen, gieng zum Tisch, sagte nicht vergelt's Gott und aß und trank, bis die Trommel

voll war. Darnach stand er auf, lud die Kraxe auf den Buckel und machte sich davon, ohne ein Sterbenswörtchen zu sagen, nicht einmal b'hüat Gott, was doch jedes Lottermensch sagt. Kaum war er etwa zehn Schritte weit weg, da hörte er die Jungfrau heulen und jammern, dass ihm die Haare zu Berge standen:

Ein einzig's Vergelt'sgott
Hätt mich erlöst aus der Noth,
Muss warten wieder hundert Jahr,
Bis wieder einer des Weges fahr',
Dass ich ihn bewirten kann.
O, kriegt' ich ein Vergelt'sgott dann!
O weh mir, weh mir!

Darum merkt euch, Kinder:

Vergelt's Gott ist ein schöner Dank,
Vergesst's Vergelt'sgott nicht!
Der liebe Gott im Himmel hört's,
Wenn man Vergelt's Gott spricht.

25. Der unheimliche Stein.

Auf dem Wege von Afing nach Flaas hinauf liegt ein großer Stein, der vor uralten Zeiten vom Schwarzegg herabgekollert ist und sich mitten im Thale postiert hat. Dieser Stein ist unheimlich. Einst gieng eine Dirne vom Pircher frühmorgens vor dem Betläuten den Weg da vorbei. Als sie in die Nähe des Steines kam, fiel ihr ein, was die Leute von dem Stein erzählten, und sie fürchtete sich. Um den Geist nicht aufzuwecken oder zu erzürnen, zog sie die „Kospen" (Holzschuhe) aus und schlich recht behutsam vorbei. Auf einmal stieß sie so von ungefähr ein wenig an den Stein, da rief eine Stimme neben ihr, dass es nur so in die Ohren hilderte: „Jetzt hast du mich erschreckt; hättest du die Kospen nicht heruntergethan, so würde ich dich haben gehen hören und hätte dir ausstellen können, so aber nicht. Thust du's noch einmal, so zerreiß' ich dich."

26. Die zwei schwarzen Männer.

In Afing war einmal ein Mesšner, der sich vor jeder Kleinigkeit fürchtete und alleweil Unheimliches sah. Die Knechte beim „Moar" hatten die größte Freude, der Furchthenne einen Tuck anzuthun. Einmal musste er halt wieder fast mitten in der Nacht über den Anger in die Kirche hinunter, Wetter zu läuten. Die Moarknechte nicht faul, sind gleich hinter ihm her, und da das Wetter sich verzog und der Mesšner vom Läuten wieder bald heimkehren musste, nahmen sie die Todtenbahre, darauf legte sich einer von ihnen, und die beiden andern heben die Bahre auf und tragen ihn über den Anger hinunter, als sie meinten, jetzt müsse der Schreckbichler auf dem Heimwege sein. Aber der Mesšner ist nicht gekommen, sondern anstatt seiner sind zwei kohlschwarze Männer auf sie losgegangen. Jetzt waren sie die Schreckbichler. Ohne viel Umstände zu machen, warfen sie die Todtenbahre über den Haufen, dass es mit dem, der darauf lag, drunter und drüber gieng, und als er mit lautem Geschimpf sich endlich wieder in die Höhe brachte und nun den andern nachlaufen wollte, da standen bolzgerade die schwarzen Männer vor ihm und glotzten ihn unter höllischem Grinsen mit feurigen Buhinaugen an. Der Knecht erschrak so gewaltig, dass es ihn beutelte, als hätte er's Fieber; die hellichten Angsttropfen rannen von der Stirne, und die Knie schlotterten. Er lief, so gut er konnte, und kam auch richtig heim, ohne dass ihm etwas geschah; aber das „Zufürchtenmachen" ist allen dreien vergangen

27. Der glatzete Flor.

Der glatzete Flor war ein Bauernknecht auf dem Ritten und lebte vor nicht gar langer Zeit. Er wurde von unheimlichen Gewalten verfolgt, und niemand hat seine Verfolger zu Gesicht bekommen. Wollte er ins Bett, so zog es ihm das Bett weg, wollte er mähen, so ward ihm die Sense entrissen, beim Dreschen flog ihm der Flegel aus der Hand, und alle diese Sachen fielen

wieder auf einmal durch den Kamin herab oder zum Fenster herein. Wenn er auf dem Wege war, flogen die Steine hageldicht auf ihn, und wenn er auf dem Herde saß, regnete es Steine den Kamin herunter.

28. Der nächtliche Holzhacker.

In Sarnthal lebte einst ein überaus braver und redlicher Holzhacker, der nie, ohne die Frühmesse gehört zu haben, an die Arbeit gieng. Damit verdiente er auch redlich sein Brot. Als aber einmal ein Hungerjahr eintrat, war es sein größtes Kreuz, sich und die Seinen mit der Arbeit fortzubringen. Daher begann er auch in der Nacht zu arbeiten, dass er sich mehr verdienen könnte. Aber das gieng nicht lange so fort; es verließen ihn die Kräfte. Eines Abends war er sehr müde und abgeschunden und hatte doch noch einen ordentlichen Haufen Prügel vor sich, die aufgehackt werden mussten. Weil er aber nicht mehr konnte, betete er seinen Rosenkranz und legte sich schlafen; dafür gedachte er am andern Tage desto rüstiger ans Werk zu gehen. Schon lag er in tiefem Schlafe, als er auf einmal aufgeweckt wurde. Es hackte jemand das Holz vor dem Hause. Neugierig schaute er durch das Fenster, sah aber niemanden, obwohl der Mond ganz hell schien. Es wurde jedoch weiter gehackt, und er sah ganz deutlich, wie sich das Beil auf und ab bewegte. Er legte sich wieder ins Bett und schlief getrost weiter, als er aber am nächsten Morgen aufstand und nach dem Holze sah, war der ganze Haufen fertig gehackt. So gieng es die folgenden Nächte; der Holzhacker konnte die Nacht getrost ausruhen und hatte doch doppelten Verdienst, so dass er keine Sorgen mehr zu haben brauchte.

29. Das gespenstige Licht auf dem Weitner Schlossbühel.

Auf dem Hügel, wo die Trümmer der Burg Zwingenstein noch heute zu sehen sind, wie auch auf den benachbarten Büheln, besonders auf jenem, der das St. Sebastianskirchlein trägt, sieht man in Quatembernächten und am Vorabende vor hohen Frauentagen allerlei gespenstige Lichter hin und her huschen, mitunter

schöne blaue Flammen. Die Leute sagen, es sei dort der Heidenfreithof. Spät in der Nacht geht da einmal der „Pfarrer auf dem Stein“, ein Bauersmann von Unterinn, des Weges da herauf beim Eberle vorbei nachhause. Wie er die Anhöhe „auf der Weit“, wovon das Schloss Zwingenstein im Volksmunde den Namen „Weitner Schloss“ hat, erreicht, sieht er auf dem Hügel, unter dem der Schatz vergraben ist, ein Licht und ruft keck in die Nacht hinaus: „Leucht' mir nur heim!“ Und siehe, das Licht wackelt herab auf den Weg und geht vor ihm her und wurde so groß wie eine Pechfackel, aber mit blauer Flamme. Der Bauer ist nicht mehr imstande, es fortzubringen; es erfasst ihn ein Gruseln, und er rennt, was seine Füße vermögen, zu seinem Hofe hinauf. Vor seiner Hausthüre bleibt das Licht stehen und wartet, bis er im Hause ist; dann aber wirft eine unsichtbare Hand die Thüre hinter ihm zu, dass das ganze Haus zitterte.

30. Das gestörte Hasenlugen.

In der Nähe des Weitner Schlosses (Zwingenstein) ist es sehr unheimlich. Lichter und Flammen sind allnächtliche Erscheinungen, aber wenn ganze Feuergarben gegen den Himmel steigen und es in dem alten Getrümmer poltert und kracht und mit dem Sturme um die Wette heult, wenn dann wieder unheimliches Pfeifen ertönt und es durch die Wipfel saust und braust wie das wüthige Heer, dann werden die Umwohner und, wer da just vorbeigeht, von kaltem Schauer gepackt. Am ärgsten haust's auf Zwingenstein selbst und beim Weitner Kirchlein, das ja aus dem Gestein der niedergeworfenen Feste aufgebaut ist, an hohen Festtagen und deren Vorabenden. Der Maurer auf der Weit war ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, und lebte da kein Häslein weitum, so dem Maurer entwischte. Da war der Winter wieder eingerückt und brachte den Rittnern gleich eine ordentliche Kälte. Die Arbeit draußen hatte aufgehört, und dem Weitner Maurer winkten die Freuden der Jagd. Er hatte schon seit längerer Zeit auf dem Zwingensteiner Schlossbühel ein Häslein ergattert und

machte sich gerade in der heiligen Nacht auf, den Löffler zu „luegen". Er kletterte auf einen Baum und wartete da oben, das Büchslein gespannt, bis das edle Wild im glänzenden Schnee sich zeigen würde. Er wartet und wartet, bis es zwölfe schlägt. Alsbald fuhr es brausend durch die Wipfel der Bäume, und ein Krachen hub an, so entsetzlich, dass der Maurer nichts anderes vermeinte, als dass der ganze Thurmrest auf seinen Kopf herabgefegt werde. Da hielt er sich noch still auf dem Baume. Wie aber dem Krachen ein Knattern folgte und die Steine nur so hageldicht kreuz und quer flogen und links und rechts einschlugen, da kam Schrecken über den Jäger. Er klettert eilends vom Baum und flieht zu seinem Haus zurück, wo er hinter sich die Thüre ins Schloss wirft, dass die Fenster zittern. Des andern Tages stand der halbverfallene Thurm noch, als ob nichts geschehen wäre, der Maurer aber unterließ fortan das nächtliche Jagen.

Dieses Abenteuer hat er selber mir erzählt und gemeint, die alten Heiden trieben den Spuk, so vor Zeiten allda auf dem Weitner Schloss oben gehauset und von denen die Gräber mit all ihrem alten Plunder herrühren sollen, die sowohl er als schon vor ihm andere Unterinner in der Nähe von Zwingenstein aufgedeckt haben.

31. Der feurige Besen.

Beim „Oartner" in Oberbozen gieng in früheren Zeiten des Nachts häufig ein feuriger Besen um.

Eines Abends gieng der Ortnerbauer spät, als es schon ganz finster war, aus der Nachbarschaft, wo er dreschen geholfen hatte, seinem Hause zu. Als er zum sogenannten Ortnergatter kam, war auch der feurige Besen schon da, ließ den Bauer vorbei und fackelte hinter ihm her, bis er beim Hause war.

Es geschah ihm nichts weiter, aber „eine solche Fackel", sagte er daheim, „wie heute, habe ich beim Heimgehen noch nie gehabt".

32. Der feurige Mühlstein.

Der oberste Hof in St. Georgen bei Bozen gehört dem Guldenbauer, der auch eine Mühle besitzt. In der Adventzeit soll sich nun von dieser letzteren bis zum Thalesmüller im Altenbachthale ein feuriger Mühlstein wälzen und nach dreimaliger Wanderung bei der ersteren Mühle mit donnerähnlichem Gekrache verschwinden. Ein lustiger Schneider aus Jenesien, der auf dem Meſsnerhof in St. Georgen auf der „Störe" war, machte sich einmal beim Abendessen über diese „feurige Kugel" lustig. Er muſste dann allein in der sogenannten Tagwerkerkammer schlafen. Plötzlich erhob er nun in der Nacht ein jämmerliches Geschrei, und um den Grund desselben befragt, gab er zur Antwort, er bleibe durchaus nicht mehr allein, denn er werde vom Mühlstein erdrückt; die Knechte muſsten ihn in ihre Kammer mitnehmen.

33. Das Gespenst beim Heldboden.

Das Riggermoos unter dem Kunkelwald und der benachbarte Heldboden auf dem Ritten sind Hexenplätze. Aber auch ein anderes „Unkatl" oder „Ung'heu" hat seinen Sitz da oben. Wenn das Moos gemäht ist und die letzten Mahdleute den Platz verlassen, dann nimmt das Gespenst Besitz davon. Schon viele haben es gesehen.

Ein Bauer hatte eines Abends, da es schon zu dunkeln begann, seinen Theil an der Mooswiese abgemäht. Es war der Feierabend vor dem hohen Frauentage (Mariä Geburt), da pflegten die Mähder nach alter Sitte das Moos zu räumen und abzufahren. Wie der Bauer mit seinen Leuten sich zu gehen wandte, da deutete eine der jüngeren Dirnen, die nachhin wohlbestallte Bäurin auf dem Feierabendhof wurde, erschrocken auf den nahen Wiesenrain hinüber gegen den Heldboden. Auf dem Raine aber saß wirklich das „Unkatl" und rollte fürchterlich die glühenden Augen. Der Leib des Gespenstes war dick und plump, wie der eines heidnischen Götzenbildes, so man in alten Kalendern sehen kann, und das breite Maul stand sperrangelweit offen, und Feuer gieng daraus

hervor. Die Leute bekreuzten sich, und der Bauer meinte, es wäre am besten, sie trachteten weiter zu kommen. Also giengen sie eiligst davon. Und weil sie fürchteten, der Feuermann könnte hinter ihnen her sein, schielte bald der eine, bald der andere zurück, aber der Putz hockte noch immer auf dem Rain, und das Feuer aus seinem Maule flackerte in der Nachtluft hin und her.

34. Der Geist im Rößlergraben.

Es war eine schöne Sommernacht, und der Vetter der Feierabendbäurin in Gasters auf dem Ritten kehrte vom Markte heim, als ihn plötzlich ein Windstoß aufrüttelte, der ihm schier den Hut thalab getragen hätte. Da stand er vor der Rößlerbrücke bei Klobenstein und hatte das gefürchtete Zauberbächlein schon hinter sich. Und der Vetter war gerade zu rechter Zeit da, denn quer über der Brücke lag eine unförmliche Gestalt ohne Kopf, als wäre sie eben erst von oben herab und zutode gefallen. Der Vetter drückte sich zunächst dem Brückengeländer an der Gestalt vorbei und lief seines Weges weiter und wusste nicht, dass der ohne Kopf sich ebenfalls aufgemacht hatte und hinter ihm hertrottete. Das erfuhr er erst, als er sich nach einiger Zeit umschaute, und da es ihn jetzt ordentlich zu gruseln anfieng, lief er noch schleuniger. Das kopflose Gespenst aber wuchs und ward immer größer und schrecklicher. Seine Füße machten den Boden zittern, und sein Athem keuchte, als gienge der Wind durch die Stämme. Der Vetter ist schon beim Buchnerhof vorbei und hat die alte Heerstraße, die da mit dem gemeinen Rittnerweg ins Kreuz geht, hinter sich. Sein Athem stockt, seine Füße tragen ihn keinen Schritt mehr weiter. Mag kommen, was da will, der Mann wirft sich auf den Wegrain hin und will das Ungethüm vorüberlassen. Aber das war verschwunden. Es gehörte in den Bereich des Piper Bühels und durfte über die alte Heerstraße nicht hinaus. Der Vetter schwor, nie wieder bei Nacht über die Rößlerbrücke zu gehen. Aber es traf sich, dass der Vetter wieder einmal nachts über den Rößlergraben herüber musste. Da ward er jenseits einer gespenstigen Gestalt ansichtig, deren Augen glühten und aus deren Maul die

hellen Feuerfunken stoben, dass es prasselte wie beim Steinschmied, wenn er in seinen Glutherd bläst. Soweit hatte der Vetter nun den Geist angeschaut; jetzt fasste er sich ein Herz und lief am Feuermann vorüber und gegen den Buchnerhof hin, das Gespenst ihm wieder nach. Aber einholen konnte es ihn nicht. So liefen sie um die Wette, dass es ordentlich sauste. Der Wind blies dem Feuergeist so stark ins Gesicht, dass die Flammen aufloderten und dem Vetter auf den Weg leuchteten. Nach und nach schien so der Feuermann völlig zu verbrennen, und wie der Bauer die alte Straße erreicht hat und zurückschaut, sieht er nur mehr einen glühenden Stumpf hinter sich, der die Verfolgung einstellte und zuletzt vollends erlosch.

35. Der Tag ist dein, die Nacht ist mein.

Einen alten Weifner in Afing hatte der Geiz gefasst, wie der Böse die Hexen. Ein Pfennigschaber war er, als lehnte schon der Bettelstab vor seiner Hausthür. Er war der erste auf und der letzte im Bett, und wo die Arbeit am sauersten war, griff er am hitzigsten zu, alles aber aus purem Geiz. Wenn die Dienstboten nicht arbeiteten, dass ihnen die Rippen krachten, begehrte er auf, was er nur losbringen konnte.

Da hatte er einmal Schnitter; von früh morgens bis spät abends gieng's den Acker auf und ab wie's Hexenwetter, aber am andern Tage beim Betläuten abends war gerade noch ein Fleckel von fünf Schuh im Geviert ungeschnitten. Das muss noch heut fertig werden, dachte der Bauer und gieng nach dem Nachtessen mit der Sichel in der Hand mutterseelenallein hinaus auf den Acker. Schon hatte er die Sichel angesetzt, da schreit's neben ihm, dass ihm die Ohren gellen:

Dar Tog isch dein,
Die Nächt isch mein;
Glei scheir di heim,
Sust geat's dar gleim.

Der Bauer hat fein hurtig zusammengepackt und ist heim; er hat es sich zur Witzigung sein lassen und bei Nacht nie mehr gearbeitet.

36. Von den „Unkateln" in Dornach.

Vor undenklichen Zeiten war ein „Unkatl", das früher auf Zwingenstein oben gehaust, in das Dornacher Gehöfte gekommen. Es siedelte sich im Wohnhause an und trieb so argen Spuk, daſs der Bauer von Bozen einen frommen Pater heraufholte, damit er das unholdige Ding wegsegne. Der Pater kam, und wie das Glöcklein erklang und Acht und Bannspruch gesprochen ward, da schlengelte der Geist in Stall und Birl (Getreideboden) hinüber. Darauf folgte eine milde Nacht. Die Knechte und Taglöhner waren heimgekommen, aßen ihr Nachtmahl und legten sich insgesammt ins Heu zum Schlafen. Wie die Mitternacht angerückt war, weckt sie ein lautes Geräusch und neckisches Kichern im Stadel. Das Heu wurde durcheinander geworfen, und allenthalben ruckt, schiebt und poltert es so ungebürlich, daſs die Insassen allesammt fluchend in die Kammer hinüber wanderten. Der Dornacher holte am Morgen gleich wieder den Pater herauf, den Spuk von Stall und Scheune wieder ins Haus zurückzubannen. „Lieber habe ich ihn doch noch da herin", sagte der Bauer. Und da wanderte nun der Tückebold in der Nacht vor hohen Festtagen wie auch in Quatembernächten nach zwölf durch Stube und Schlafkammern, Küche, Keller und Boden, zu Zeiten als winziges Weiblein bemerkbar, aber ohne Kopf, dann wieder als nebliger Haufen, keuchend und schnaubend, hockte bald da bald dort in einer Ecke, und niemand konnte es ihm wehren. Fragte man es, was es da wolle, so gab es keine Antwort. Als es der Bauer einmal mit Mord und Brand, mit Donnerwetter und allen Teufeln bedrohte, da packte es ihn so grimmig am rechten Arm, daſs ihm der Arm verdorrte. Ein anderesmal leuchtete es zu Mitternacht plötzlich durchs Fenster herein, wo der Bauer schlief, als ob es brenne. Er springt empor und reißt das Fenster auf; die rothen Flammen züngeln schon durch die Laden der Brotkammer, und prasselnd frißt der Brand um sich. Die „Gahnen" fliegen selbst auf das strohene Birldach. Der Bauer aber reißt die Thür der Brotkammer auf, um zu löschen. Siehe da, die Kammer war ganz finster und die Laden zu; es bramte nirgends. Da rief er zornig: „Das hat der elendige Wicht gethan, der Hausgeist. Der soll in Dreitenfels Namen zur Hölle

fahren!“ Aber der Geist war nirgends zu sehen. Am Morgen, als die Bäurin aus Vorwitz ebenfalls in die Brotkammer gieng, walgte der Hausgeist kichernd die Stiege herab.

Ober dem Dornacher ist der Abhang des Zwingensteiner Burghügels, auf und auf mit Steintrümmern bedeckt, die von der gebrochenen Feste herabgekollert sind. In den Nächten, welche größeren Kirchenfesten vorangehen, setzt sich ein Gespenst auf einen Stein und reitet auf toller und mühseliger Fahrt mitten unter herabpolternden Felsstücken zuthal, bis es beim Keifenhofe oder erst beim Dornacher halt macht und absteigt. Sodann geht es in Feld und Weinberg des einen oder andern der genannten Höfe um, bis es in Unterinn betläutet, worauf es eilends seine Rückfahrt antritt. Da geschah es im Jahre 1883 am Pfinztag vor dem Scapuliersonntag, dass wegen der gewaltigen Tageshitze der Dornacher seinem Knecht den Auftrag gab, in der Nacht zu bauen. „Nimm heute auch den Esel mit,“ sagte der Bauer, „er ist acht Tage im Stall gestanden und hat es Noth.“ Der Knecht nimmt richtig den Esel um Mitternacht aus dem Stall und schirrt ihn an. Nun saß aber vor dem Stalle zusammengekauert eine gespenstige Gestalt ohne Kopf; die erhebt sich und wird immer größer, so dass es dem Esel ganz gruselig über den Rücken läuft. Das Thier macht einen Sprung zur Seite, stellt sich auf die Hinterfüße und legt die Vorderbeine dem Knecht auf die Achseln. Der Knecht mühte sich vergebens ab, den Esel zum Anziehen zu bewegen; er musste das Pflügen aufschieben.

In der folgenden Nacht rückte er abermals aus, doch diesmal mit dem Ochsenpaar, und die Tochter des Dornachers trieb die Thiere an. Als aber der Pflug so dahinfuhr, da that die „Gitsch“ auf einmal einen lauten Schrei und lief davon, und wie der Knecht so um sich schaut — der Mond leuchtete hell durch die Nacht — da hockt das „Unkatl“ am Rande des Ackers an einem alten Rebstock. Die Ochsen thaten keinen Schritt weiter und rissen und zerrten am Joche, dass den Knecht selbst schier das Fürchten anwandelte. Er musste sie auch wieder einthun.

37. Die Schupfe in Flammen.

In den Eawiesen (auch Wieserea) ober Wolfsgruben auf dem Ritten ist's unheimlich. Da haben vor alters Bauernhöfe gestanden; man bemerkt noch leicht die Mauertrümmer (Maritschen) und andere Spuren ehemaliger Bewohnung. Es stand ein ganzer Weiler da oben, aber durch die Pest ist alles verödet.

Der untere Wieser von Unterinn blieb einmal nach strengem Tagwerk oben über Nacht und schlief in der Heuschupfe. Er hatte schon öfter, wie viele andere auch, ein gespenstiges Licht hin und her „fuchteln" gesehen; in dieser Nacht wurde er wieder vom Lichtschimmer aufgeweckt. Als er hinausschaute, war das Licht schon vor der Schupfe und wurde immer größer, zuletzt so groß, dass die ganze Schupfe in Flammen zu stehen schien. Der Wieser sprang in seinem Schrecken aus der Hütte, und mit einemmale war das Feuer erloschen.

Öfters sahen die Leute auf Wieserea feurige Besen, auf welchen die Hexen reiten, und gespenstige Kälber, die niemand außer den Hexen zu fangen vermag.

---

38. Der Kobold auf dem Stierlhof.

Die Stierlbäurin in Unterinn konnte trotz fleißigen Schlagens keine Butter zuwege bringen; immer hatte sie blaue Knoten im Kübel. Der Bauer geht also zum Kröll Anderle, der untenin im Hause herbergte und Zauberbücher hatte. „Schaff das Teufelskunter aus dem Haus," sagte er zum Anderle, „oder ich schür' die ganze Hütt' an." Er meinte den Kobold, der im Hause allerhand Unfug verübte. Das Anderle befahl dem Bauer, den Butterkübel unter die Dachtraufe zu stellen, den Küchelspieß glühend zu machen und denselben beim Schlagen in den Kübel zu stoßen; dann werde das Buttern gelingen. Wie die Bäurin den glühenden Spieß in das Butterfass tauchte, drang aus demselben ein Seufzer herauf, aber die Butter gerieth. Der Kobold aber, der vom glühenden Eisen getroffen worden war, rannte zum Herdfeuer, riss ein brennendes Scheit heraus und lief vor das Haus zum

Tropfstall (Dachtraufe). Da warf er der Bäurin den Brand an die Füße, dass sie den Schaden zeitlebens spürte. Jetzt trieb das Anderle den Kobold allen Ernstes aus dem Hause. Dieser aber schlüpfte in die nächsten Häuser und war nie ganz wegzubringen.

39. Der Kobold ohne Kopf.

Beim Pfarrer auf dem Stein in Unterinn, wo noch jetzt das „Todtenloch“ aus der Pestzeit zu sehen ist, hielt sich lange Zeit ein Hauskobold auf, ein Gespenst ohne Kopf, das hinter dem Ofen „pfesterte“*). Er war gutmüthig und that den Leuten nichts. Mit Hund und Katze stand er auf vertrautem Fuße und hatte auch die Kinder gern.

40. Der Kobold im Stall.

Vor vielen Jahren hatte beim Erschbamer in Unterinn ein Kobold im Stall Quartier genommen. Das war ein Männlein, klein wie ein Kind, das Hosen und Röcklein trug und auf dem Kopf ein Hütlein. Von seinem Kinn hieng ein langer, unten spitzig zusammengedrehter Bart hinab. Das Männlein war für gewöhnlich unsichtbar, machte aber oft im Stalle einen unbillig großen Lärm und schreckte das Vieh. Die Ehehalten fürchteten sich, und der Bauer hatte keine gute Stunde mehr.

Da trat ein neuer Großknecht beim Erschbamer in Dienst, der trug allerhand Sprüchlein im Kopfe herum, war ein wildfahriger Mensch und rühmte sich seiner Kunst, den Hexen ein Bein zu stellen. Der Bauer sagte zu ihm: „Es haust einer im Stalle, der nicht hinein gehört.“ „Ich kenn' das Spiel,“ entgegnete darauf der Knecht, „hab' schon gehört davon. Will sehen, was für eine Sorte das ist.“ Und wie der Knecht hinunter und beim Stall vorbeigeht, hört er schon den Lärm. Mit dem „Lötzen“ (Nichtswerten) da will ich schon fertig werden, meinte er. Sogleich band er sich einen großen und dicken Wedel, der Bauer musste einen Kessel voll Weihbrunn nehmen, und so giengen beide in den Stall,

*) zum Heimgart sitzen.

der Knecht voran. Sie sehen nichts, aber die Kühe reißen stark an den Ketten und brüllen. Dreimal ruft der Knecht den Kobold an, aber es erfolgte keine Antwort. Jetzt taucht er den Wedel in den Weihbrunn und haut sprengend um sich. Plötzlich hat er den Kobold getroffen und demselben das Hütlein heruntergeschlagen. Die beiden sahen nun das Männlein mit dem langen Spitzbart, und es fieng an zu jammern und bat, man möge es nicht aus dem Stalle jagen. Der Knecht kannte kein Erbarmen und gebot dem Graubart, sich eilends davon zu machen. Das Männlein aber bediente sich höflicher Worte und klagte, dass es durch diese Stallthüre nicht hinaus dürfe; in kurzem wolle es freiwillig gehen.

Jedoch die höflichen Worte schufen ihm keinen Rath; der Knecht ergriff und schleuderte es durch die Stallthüre weit in den Hof hinaus. Sie hörten aber nichts von einem Falle draußen, und wie sie hinausgiengen, war das Zwerglein verschwunden. Es wurde auch nicht weiter verspürt.

41. Das Föhrweibele.

In der Föhr, nahe beim Wenterhofe in Unterinn, hauste früher lange Zeit ein winziges Weibele, das besonders in der Christnacht und zu Dreiköuigen ein Höllenspectakel verführte und Leute und Vieh aus dem Schlafe schreckte. Anfangs war das Weibele im Stall; aber als es gelungen war, dasselbe daraus zu verjagen, nistete es sich auf der Dille oben ein und polterte weiter.

Endlich vertrieb es ein frommer Franciscanerpater auch daraus und bannte es für immer und ewig auf den Schlern hinüber.

42. Das Brandlungeheuer.

Vor vielen Jahren gieng beim Brandl in Waugen das „Ung'heur" um, besonders in der Nacht, wenn die Leute, müde von der harten Arbeit, gerne geschlafen hätten. Bald hörte man lautes Gepolter, als hämmerten die „Klamperer" auf eiserne Pfannen los, dann erscholl in den unnatürlichsten Lauten ein markdurchdringendes Geschrei, ein anderesmal strahlte grellrother Feuerschein durchs

kleine Kammerfenster, dass die Schläfer erschrocken auffuhren, weil sie meinten, der Stadel stehe in Flammen; hie und da schleuderte es etwas Schweres auf das Dach, dass das ganze Haus zitterte, und wenn man bei Tage nachschauen gieng, fand sich nichts vor. Manchmal war die Stube frühmorgens voll Unrath, so dass man den Mist sogar hinausschaufeln musste. Wenn die Leute zornig wurden und schimpften, brach das Ung'heur in irgend einem Winkel in helles Gelächter aus, ohne dass man es sehen konnte. Der Bauer ließ den Poltergeist wiederholt beschwören, zuletzt durch einen frommen Pater von Bozen, aber der Geist trieb es nach der Beschwörung ärger als zuvor. Ja, einmal wurde der Pater durch einen Steinhagel, von unsichtbaren Händen geworfen, vertrieben. Erst im Laufe der Zeiten wurde es allmählich von selbst besser, und jetzt hat das Brandlung'heur sein Unwesen schon lange ganz eingestellt.

43. Von den Örggelen in Sarnthal.

In Pens hielten sich vor Zeiten Örggeler auf, alte Leute wissen sie noch gut.

Eines diente beim Heis im Hause; im Schlag (Keller) unten schlief es, sie hörten es über die Stiege gehen, aber sehen konnte man nichts von ihm. Vor seiner Bosheit waren die Leute nie sicher.

Nachts, wenn sie schlafen giengen, schlug es ihnen an die Waden, und bald zwickte es den Knecht, bald die Dirne, dann lachte es hell auf, wenn sie aufbegehrten, sonst hielt es sich mäuschenstill. Das Ding wurde ihnen mit der Zeit zuwider, aber es ließ sich nicht vertreiben; sie hatten schon eines und anderes vergeblich angewendet, es aus dem Hause zu bringen.

Im Herbst, als es schier ärger wurde, kam gerade der Sammelpater zuwege, der ist beim Sammeln immer beim Heis auf Mittag. Sie trugen ihm ihr Anliegen vor und fragten, ob da nicht abzuhelfen wäre. Da gab ihnen der Pater etwas, sie sollten es auf die Stiege legen, und das geschah auch.

Wie nun das Örggele herauffüßelte, that es einen Rauscher, als wäre es hinabgefallen, und wurde nicht mehr gespürt.

Beim Felder in Aberstickl trieb auch eines seinen Spuk; es riss die Melchstötze ausunter, dass die Dirnen patsch! in den Koth purzelten; ein anderesmal that es ihnen in die Suppe Geißgagelen, und hernach lachte es frei oben in der Höhe.

Am meisten hatten sie auf der Alm zu leiden. Wenn die Leute so in der Sommerhitze mähten, machten die Nörggelen kleine Ballen von Heu und speckten sie den Mädeln ins Gesicht; darauf sprangen sie davon und lachten, die Leute aber fürchteten sich. Den Hirten nahmen sie das Mus von der Kelle fort und warfen es ihnen wie Schneeballen ins Gesicht. Sie verjagten das Vieh in die wildesten Lammern; wenn man das erste Stück beim Namen anrief, dann kehrte die Herde gut zurück.

In der Freisinger Kaser waren der Urban Jaggl, der Langeuer und noch ein Knecht, da rauschte es auf einmal durch die Kaser. „Holla, das ist's Nörggele!“ Und indem sie es sagten, trieb es schon dem Freisinger die Geiße bei der Kaser hinaus, ein Lötherle, wie ein dreijähriges Kind. Aber der Hirt verstand sich gleich darauf, rief den rechten Namen, und die Herde kam unbeschädigt zurück.

Allzeit mussten die Leute auf der Hut sein und in Sorgen stehen; ohne dass man es vermuthete, waren die Nörggelen dahinter, Schaden anzurichten.

Hinten drin im Thal heißt es irgendwo auf dem Hofer Schafberg; es sind Knoten, und schelch geht's hinauf; es weiden dort immer die Happ (Kleinvieh), anderes Vieh kann keines gehen. Da stand einmal alles Rindvieh morgens oben in den Knoten, die Örggelen hatten es hinaufgetrieben. Die Leute wussten sich keinen Rath, sie meinten, jeden Augenblick müssten die Thiere „oidnscheipen“ (abstürzen).

Da kam ihnen der Gedanke, zum Pfarrer nach Pens zu gehen; sie klagten ihm ihre Noth, meinten aber zugleich, wenn sie heimkämen, werde wohl das Vieh alles zusammen schon hin sein. Der Pfarrer sagte: „Lasst das Vieh nur und rührt es ja beileibe nicht an!“

In der Nacht hörten sie das Vieh herablärmen, und hinterher schrien die Nörggelen: „Hinten handeben und voraus wie am erst!“

Ohne sich zu schaden, kam es herab und stand z'morgens auf dem Platz.

Man sagt, die Nörggelen seien alle barfuß, sie hätten graue Röcklein an und thäten die Leute steinigen. In den finstern Gässlein

auf dem Weg nach Reinswald hat es oft einem in der Nacht gestabert (heimgeleuchtet). Es sind kleine Männlein; in Oberberg spürte man in der Asche ihre Füßlein, klein wie von einem dreijährigen Kinde. Fragst du jemand, ob es heut' in Pens noch Nörggelen gibt, so sagt er dir: „Die Pater haben sie verbannt, im nächsten Jubeljahr werden sie wieder frei." Dann kann's wieder losgehen.

44. Die wilde Jagd auf Sparrenberg.

Ein Unterinner gieng bei Nacht durch den Sparrenberger Wald bei Oberbozen. Wie er so ungefähr die Mitte des Holzes erreichte, fängt's an durch die Baumwipfel zu sausen und zu pfeifen, dass er sich das Zeug gar nicht erklären konnte. Er stand still, und das Pfeifen kam immer näher. Wie er so erschrocken da steht, ist die Hexenjagd auch schon hinter ihm her. Die Hexen machten ein Feuer an, und etliche warfen mit brennenden Scheitern, andere mit Steinen nach ihm oder gar mit glühenden Pfeilen. Der Bauer meinte, er wäre leibhaftig in der Hölle. Aber es gelang ihm, in das Dickicht des Waldes zu entkommen, wobei er allerdings vom Wege ganz abkam. Das Jagen und Pfeifen verlor sich allmählich in der Ferne. Das Bäuerlein wollte sich nimmer zurecht finden und irrte lange Zeit im Gehölz umher.

Da kam auf einmal ein altes Männlein und rief ihn an: „Guten Morgen, Landsmann, was macht Ihr da?" Der Bauer klagte ihm, dass er den Weg nicht mehr antreffe, und das Männlein führte ihn durch das Dickicht, bis sie auf dem rechten Wege waren und der Bauer nicht weit davon den Sparrenberger Schlossthurm erblickte. Jetzt verschwand aber auch das Männlein wieder.

45. Die wilde Jagd.

Beim Stierl in Unterinn ist einmal die wilde Jagd vorbei, und ein kecker Bursche rief: „Lili, Lili, gib mir auch meinen Theil!" Darauf hieng an der Hausthür ein halber menschlicher Leichnam, den niemand wegbrachte. Alte Leute riethen ihm, am gleichen Tage des nächsten Jahres, wenn der wilde Mann wieder vorbeijage, zu

rufen, er möge den halben Leib wieder wegnehmen. Als der Bursche die wilde Jagd wieder hörte, schrie er aus Leibeskräften: „Lili, Lili, nimm meinen Theil wieder mit!“ Und der Leichnam verschwand.

Die wilden Jäger hörte man am öftesten in Signat und Oberbozen. Auf Pranzog war eine Hexendirne. Wenn die wilde Jagd in der Nähe war, verschwand sie allemal nach Betläuten aus dem Hause und kam die ganze Nacht nicht zurück. Einmal zog die wilde Jagd beim König in Signat vorbei, und auf den Ruf des Knechtes: „Mir a a Stuck!“ hieng plötzlich die halbe Pranzoger Dirne an der Hausthür. Im Jahre darauf erst verschwand sie wieder auf des Knechtes Ruf: „Nimm mei Stuck wieder weg!“ und die Dirne wurde nie mehr gesehen.

46. „Es rücken die 1000 kalten Jahre an.“

Vor uralten Zeiten sind hoch oben auf den Möfern, hinter dem Rittner Horn, auf Sewa, auf Schwarzea ober Villanders, auf der Schien, auf Schienant u. s. w. Höfe gestanden, von denen einer in den Schwarzsee hinabgesunken ist, und die ganze jetzige Umgegend war wohl angebaut, denn es war damals da oben viel wärmer, und Schnee kannte man gar nicht. Das „Gstrahl“ auf dem Ritten war über und über voll Weinreben, und von Mittelberg reichte der Weinbau ebenfalls bis zum „Siesen“ hinauf. Allmählich jedoch wurde es kälter und kälter, und in einer Nacht fiel zu höchst oben zum erstenmale Schnee.

Ein alter Bauer saß auf dem warmen Herde, als die Kinder am Morgen hinausliefen und den Schnee sahen. Erstaunt eilten sie zum Vater hinein und erzählten ihm, dass draußen weitherum etwas Weißes auf dem Boden liege. Der Greis schüttelte erschrocken den Kopf und sagte: „Jetzt, Kinder, ist's Zeit, jetzt müssen wir ins Thal hinab; es rücken die 1000 kalten Jahre an.“ Und es ward oben alles Wald, bis auch dieser nicht mehr wuchs und moosige Hochweiden an seine Stelle traten.

47. Die Wetter schenken einander nichts.

Das Wachsthum geht rückwärts, die kalten Jahre kommen. Auf der Rittner Alm bei der Saltnerhütte wuchsen vor alters Reben, und dahinter drin auf den Mösern reihte sich Weinberg an Weinberg, als dort noch der wilde Mann sein Unwesen trieb.

Höfe mit Äckern und Wiesen sollen einst gestanden sein ober Gummer auf der Lärchalm, zwischen Lengmoos und Oberinn auf der Höhe, ober Seit in den Kohlwiesen und hinter Jenesien, dem Salten zu. In der Gegend auf dem Salten haben dazumal Riesen gewohnt. Weingärten waren auf der Schien, in Grimwald, das sieht man, wenn man acht hat: die Reiststauden stehen fast in Zeilen; weiter auf dem „Toadtn“ hinter dem Rittner Horn, dort wächst kein Holz mehr. geschweige Reben. In diesen Gegenden fiel früher nie ein Schnee; da schneite es auf Schienaut. Auf das hin sagte der Vater zu seinen zwei Buben: „Jetzt können wir nimmer da bleiben, jetzt reiten wir zu den Städtlern hinab“, und sie zogen weg.

In Eggenthal fiel vorzeiten auch nie Schnee. Da hub es einmal zu spudern an, kein Mensch wusste, was das sei. Beim Unterwirt war ein Mann, älter als alle Leute im Thal; er lag im Bett, ins Freie kam er nicht mehr. Dem brachte man das Ding auf einem Teller hinein und fragte, was es wäre. „O weh,“ sagte er, „das ist Schnee, ich gedenke es noch, wie es einmal auf dem Schlern geschneit hat.“ Die Leute kannten den Schnee nicht, das waren die warmen, trockenen Jahre vormals, da sie den neuen Wein schon um Jacobi vom Land herausführten.

Solche Zeiten gab es vor vielen, vielen Menschenaltern in Tiers; bei St. Cyprian hinten, wo schneebedeckt der Rosengarten aufsteigt, war alles ein Weingut, geheißen die Platsch; eine Rebe sieht man noch.

Im Jahre 1823 fuhren die Rittner am 18. April auf die Alm auf der Schien; im andern Jahre hat die Alm gar nimmer geapert. Die Wetter, sagen die Leute, schenken einander nichts.

48. Die wilde Bäurin in der Girstenmühle.

Vor uralten Zeiten hauste beim Girstner oder besser in der Girstenmühle (Girste = Gerste) bei Unterinn eine Bäurin, welche von einem wilden Mann herstammte und selber wild und unhold war. Kinder hatte sie keine, denn die Ehe zwischen wilden Heiden und Christen blieb gewöhnlich ungesegnet.

Es hatte sich nämlich zugetragen, dass ihre Mutter, eine Bauerntochter der dortigen Gegend, einen Sommer über auf der Bergwiese Sennerin machen muſste. Einmal kehrte bei ihr ein wilder Mann ein, um sich beim Herdfeuer zu wärmen und Milch zu trinken, weil ihn Hunger und Durst plagten. Das eine Wort gab das andere, der junge Mensch, obwohl über und über zottlig wie ein Bär, gefiel der unerfahrenen Dirne und ihm wieder ihre Gefälligkeit. Es that so einem wilden Heiden wohl, einmal wieder ein freundliches Menschenwort zu hören. Der Wilde gieng, kam aber von Zeit zu Zeit wieder zu ihrer Hütte herab und pflog Umgang mit ihr, und das Mädel wies seine Begleitschaft nicht zurück. Sie bekam ein Mägdlein, stark und wohlgeformt von Angesicht, aber von zügelloser Wildheit, und es wuchs dem Kinde alsbald ein Bart und Haar über den ganzen Leib. Als sie herangewachsen und zu ihren Jahren gekommen war, heiratete sie den Girstner, der trotz Behaarung und Wildheit der Dirne begehrte. Sie wurde zwar ein braves Bauernweib, allein stärker als andere zog es sie zeitlebens zum Walde hin; sie war gerne allein und verkehrte nicht viel mit den Leuten.

49. Der wilde Mann zu Sulz.

Ein alter Bauer auf der Sulz bei Unterinn gieng einmal „Hasen luegen“. Er streute Blätter und steckte Zweige auf, als auf einmal ein wilder Waldmensch, zottig wie ein Bär, mit drohender Geberde auf ihn zugieng und ihn anbrüllte, was er da mache.

Auf die Antwort des Sulzners, dass er Hasen luege, entfernte sich der Wilde mit den Worten: „Wenn du etwas anderes geluegt hättest, würde ich dich in Stücke zerreißen.“

50. Der Kalchwalder Wilde.

Der Staudenbauer von Sarnthal legte im Kalchwald Streu auf, da kommt ein wilder Mann barfußig über den Schnee „dahergegraschgelt". Wie der Bauer den sieht, geht er auf ihn zu, gibt ihm ein Bröckel Brot und hebt einen Discurs an.

„A, dös war a guat's Breatl", sagte der wilde Mann darauf und hieß den Bauer mit ihm heimgehen, er werde ihm etwas dafür geben. Der Bauer ließ derweil die Streu und gieng mit dem Wilden heim. Der Wilde wollte dem Bauer einen guten Tag verschaffen, nur müsse der Bauer den Koch machen. Das that der Bauer, und wie sie nun zusammen aßen, war diesem das Essen zu heiß, und er bläst in den Löffel; aber früher hatte er oben beim Streumachen vor Kälte auch in die Hände geblasen.

„Warum bläsest du so?" fragte der wilde Mann. „Dass das Essen kühler wird", antwortete der Staudenbauer. „Ja, warum hast du dann oben beim Streuauflegen geblasen?" fragte der Wilde weiter. „Weil es zu kalt war", erwiderte der Bauer. Jetzt sah ihn der wilde Mann erstaunt an und sagte: „Wenn du heiß und kalt blasen kannst, dann geh' ich." Damit stand er auf, ließ das Essen und suchte das Weite. Im Fortgehen rief er noch: „Ich bin von Indian."

51. Der Riese auf dem Ritten.

Auf dem Ritten lebte vor alters ein Riese. Ein Bauernschneider machte ihm ein „Hemat" (d. i. ein Rock, der dem Träger fast bis an die Knie reicht), und zu einem Ärmel allein brauchte er 12 Ellen Tuch.

52. Von den letzten Heiden und wilden Männern auf dem Ritten.

1.

Bei den Leuten auf dem Ritten herrscht allgemein der Glaube, dass auf der Burg Zwingenstein vorzeiten die Heiden gewohnt hätten. Damals sei das Schloss viel größer gewesen als später und hätte über die Hügel herübergereicht bis zum Weitner Kirchlein und in die Nähe des Kropalterhofes. Das

Weitner Kirchlein ist nun, wie es den Anschein hat und das Volk auch erzählt, aus Trümmergestein der verfallenen Burg aufgeführt, und thatsächlich stößt man auch auf benachbarten Hügeln nach geringer Mühe des Nachgrabens auf alte Mauern.

Der letzte Heidenfürst, der auf Zwingenstein hauste, war ein überaus gewaltiger Mann, riesengroß und von übermenschlicher Körperkraft. Er stand mit übernatürlichen Mächten im Bunde und hatte die Wölfe und Drachen auf dem Collnoartl sich dienstbar gemacht. Dieser, der Collnoartl, ist eine noch heute bewaldete, vorne in schauerlichen jähen Felswänden abstürzende Berghöhe oberhalb Signat und der Oberplattner Höfe, in deren Nähe die Ruine Zwingenstein liegt.

Dieser Heidenfürst hatte einen Raben, der das Schloss in seiner Hut hielt und zu dessen Schutze unablässig auf Umschau ausflog. Fand er irgendwo etwas Gefährliches, so brachte er davon alsogleich Kunde auf die Burg, und traf er wo in der Umgebung ein Aas, das die Luft hätte verpesten können, so vergrub er es. Auch einen großen Geier hielt sich der Burgherr, der schaffte ihm alles herbei, was er sich wünschte. Aber die Christen waren im Anzuge und hatten allenthalben auf dem Berge das Heidenvolk vertrieben bis auf Zwingenstein her. Hier leisteten die Heiden den letzten verzweifelten Widerstand, und ihr Fürst hielt die Burg eine lange Reihe von Jahren gegen die Angriffe der Christen. Diese waren oberhalb des uralten Straßenzuges, der über den Ritten führte, herangerückt und hatten dort Aufstellung genommen. Unter der Straße in und um Zwingenstein standen die Heiden. Nun hatten aber auch die Christen einen gewaltigen Herzog; der war aus Riesengeschlecht und hatte seinen Sitz oben an der alten Straße aufgeschlagen, von wo aus man die Stellung der Feinde gut überschauen konnte. Die Gegend hieß und heißt noch heute „in der Sulz“.

Er war von ungewöhnlicher Körpergröße und stark wie ein Bär, und von ihm stammte ein Riesengeschlecht, das noch lange auf der Sulz hauste. Der gedachte sich in der Sulz ebenfalls ein Bollwerk zu bauen, dem Zwingensteiner zum Trutz. Weil abcr seine Heergesellen wohl sehr erfahren im Waffenwerk waren, nicht so aber im Bauen von Burgen und Sälen, ließ der Herzog um

hohen Lohn Werkleute aus dem fernen Wälschland kommen. Diese führten ihm denn auch einen Thurm auf, schön und fest zugleich. Von seinem Thurm hieß er in der Folge kurzweg der alte Sulzner, und diesen Namen trägt er noch heute im Volksmunde.

Von da aus geschahen hinfort die Angriffe der Christen gegen die Heiden auf Zwingenstein immer heftiger. Kein Tag vergieng ohne Kampf, und die Weitner Bühel tranken das Blut zahlreicher erschlagener Heiden. Deshalb heißt die Umgebung des Weitner Kirchleins noch gegenwärtig der Heidenfreithof und der Hügel, welcher das Kirchlein trägt, der Heidenbühel.

Allein die Heidenburg war nicht zu bezwingen. Da ließ der Sulzner bei seinem Thurm gewaltige Wurfmaschinen aufstellen, aus denen fürchterliche Geschosse auf die Weitner Bühel herübergeschleudert wurden. Doch das feste Mauerwerk von Zwingenstein konnte nicht erschüttert werden. Nach mehrjähriger Zerstörungsarbeit hatte die feindliche Burg erst eine „Magge", d. i. eine geringe Spur des Anpralles der geschleuderten Felsstücke.

Die Christen erlahmten trotzdem nicht. Jetzt schnitten sie den Heiden das Wasser ab, und diese mussten in finsterer Nacht den steilen Bergabhang hinter der Burg hinabklettern zum Eisak und von da Wasser heraufholen. Da ihnen auch die Nahrung auszugehen begann, ließen sie vom Bergvorsprung beim Dornacher aus ihre Angeln in den Eisak hinab und fiengen Fische. Als Köder steckten sie Ochsen dran.

In dieser Noth des Feindes unternahmen die Christen einen allgemeinen Sturm auf die Heidenfestung und griffen die Feinde mit fürchterlichen Schlägen an. Sie erstiegen die Mauern, und wer ihren Schwertern nicht entrann, musste sein Leben lassen. Dann warfen sie den Feuerbrand in die Burg, und sie loderte in Flammen auf. Der Heidenfürst selber war vom grimmigen Kampfe aufs äußerste erschöpft; er sammelte das übrig gebliebene Häuflein seiner Krieger um sich und verließ den brennenden Bau.

Nun führte von Zwingenstein ein unterirdischer Gang hinauf bis zum jetzigen Steinpfarrerhof, wo die ausmündende Höhlung mit ihren Treppenstufen noch vor kurzem zu sehen war. Durch diesen Gang entflohen die Heiden und setzten sich auf dem Colln=

oartl wie auch in den völlig unzugänglichen Felswänden an dessen Abhang wieder fest. Von da aus verbreiteten sie sich allmählich über die oberen Gegenden, den Sirch ob dem Buchnerhofe, über die Möser, über Sewa und den „Todten", über die Schien und den Sagwald bei Gismann und reichten auf der Lengsteiner Seite bis in das Schlötischer Loch herab. Eine kleine Schar behauptete sich auch längere Zeit auf den waldigen Abhängen zwischen Unterinn und Siffian. Hier trieben sie ihr Unwesen und suchten den Christen zu schaden, wie und wo sie konnten.

2.

Den Heidenfürsten hatte wilder Grimm erfasst. Seine Schätze lagen unter den Trümmern des zerstörten Schlosses auf der Weit, und er musste von dem leben, was er auf der Jagd erbeutete. Er jagte und jagte oben auf dem „Collnoartl" und in dessen Umgegend Tag und Nacht über Stock und Stein ohne Rist und Rast auf Thiere und Menschen, und weitum gellte durch Feld und Wald und über das Geschröfe das halli, hallo der Jäger und das Bellen der Hunde.

Wer nach dem Betläuten aus dem Haus gieng, kehrte sicher nimmer zurück, wenn der „Wilde" in der Nähe war. Da war auch einmal eine Bauerndirne abends nach dem Ave-Läuten noch vom Hause fortgegangen und nicht mehr zurückgekommen. Sie wurde vom Wilden da oben ereilt und in zwei Hälften zerrissen. Die eine Hälfte nahm der Jäger mit sich, die andere nagelte er an die Thüre des Hauses, wo sie in Dienst gewesen, denn das kecke Büblein des Bauern hatte durch das Fenster hinaus dem wilden Jäger zugerufen: „Miar a mei Stuck!"

Diese letzten Heiden oder wilden Männer, wie sie im Volksmunde auch heißen, verarmten nach und nach ganz und wagten sich in ihrer Noth zu den Häusern der christlichen Bauern herab, um von ihnen etwas zu erbitten. Sie waren übermenschlich groß, wild von Angesicht, über und über behaart und hatten rauhe Sitten. In die Häuser hinein giengen sie in der Regel nie, sie schauten und redeten bloß zu den Fenstern hinein.

So schauten einmal zwei Wilde beim Launasterbauern zum Fenster hinein und baten um etliche Kücheln, weil solche gerade

gebacken wurden. Die Bäurin reichte ihnen mit der einen Hand Kücheln; als sie aber ihre Hände nach denselben hereinstreckten, verbrannte das hartherzige Weib sie mit dem heißen Küchelspieß, den sie in der andern Hand bereit gehalten hatte. Die wilden Männer, ergrimmt über diese Bosheit, schrien auf siebenmal sieben Menschenalter Fluch und Wehe über das Haus, und siebenmal sieben Generationen des Lanznasters erlebten wirklich das eine Unglück über das andere.

Im Sagwald bei Gismann hauste ebenfalls ein solcher wilder Mann. Um die Plage loszuwerden, stellten ihm die Bauern ein Fäschen Schnaps hin, und er trank es sauber aus. Darauf verbrannte und verkohlte er. Vor seinem Ende brüllte er, vom Schmerz gepeinigt, auf dem Boden liegend, so entsetzlich, wie es alle Ochsen von Gismann zusammen nicht imstande sind.

Auch die Leute von Signat wissen von den letzten Heiden auf dem „Collnoartl“ zu erzählen. Da oben, sagen sie, haben die letzten wilden Männer gehaust, und man könne noch jetzt Mauerreste ihrer Behausungen dort wahrnehmen. In der That müssen auf diesem Bergrücken Höfe gestanden haben, die später, wie so viele andere hoch oben auf dem Ritten, abgekommen sind.

Der letzte dieser wilden Heiden, erzählen sie, war vom „Collnoartl“ herabgestiegen und hatte seinen gewöhnlichen Wohnsitz in den völlig unnahbaren Felsklüften der Partschuner Wände zwischen der Weit und Signat, hinter dem Sulzner, aufgeschlagen. Er war von übermenschlicher Größe und wurde weitum überaus gefürchtet. Er riss Bäume aus und warf sie den Berg herab, trug den Bauern die Hausdächer fort, und niemand konnte vor ihm bestehen. Die reiche Beute, die er von der Jagd und seinen Raubzügen heimbrachte, barg er in einem großen Felsloch, das man noch heute sieht. In diesem Loche hauste auch ein gewaltiger Wurm, dick wie ein Baum. Dieser Wurm bewachte den Zugang zu den Klapfen und ließ niemand vorbei. Er schoss blitzschnell aus seiner Höhle, trug die Leute hinein und brachte sie um.

So nahmen sie beide, der Heidenfürst und der Lindwurm, für die Zerstörung der Heidenburg Rache. Aber auch andere traf der Zorn des Wilden, die um ihn nichts verschuldet hatten. Das

waren die seligen Frauen, welche in den Partschuner Wänden schon seit alters ihre Felswohnungen gehabt. Auch diesen stellte der wilde Jäger nach, und wo er einer habhaft werden konnte, fieng er sie lebendig und schleppte sie dem Wurme zum Fraß ins Felsenloch. Bald war das unschuldige Völklein der seligen Frauen, soviel ihrer noch übrig waren, genöthigt, die Gegend zu verlassen.

Endlich jedoch fand sich ein Gewaltiger, der das christliche Bergvolk von dem Dränger befreite.

Es war wieder der alte Sulzner. Dieser machte sich, wohlgerüstet und mit Schwert und Bogen bewaffnet, auf den Weg nach dem Unholde. Als er die ersten Felsschluchten durchklommen hatte, kam auf ihn der Drache zugeschossen; ein Schlag seines guten Schwertes genügte, dem Unthier den Kopf vor die Füße rollen zu lassen. Bald darauf trat der ungefüge Heide hervor, mit einem Baum bewaffnet, stieß ein Wuthgeheul aus, dass die Felsen zitterten, und schwang grimmig seine Riesenstange. Allein der Sulzner wartete nicht, bis der an Kraft überlegene Gegner zu ihm herabkommen werde, er spannte seinen Bogen und schoss dem Wilden den scharfen Pfeil mitten durchs Herz. Ein Blutstrom rann den Fels hinab, allein der Heide lehnte sich an die Steinwand und stützte seinen Leib mit dem starken Arme. Nur halb in die Knie gesunken, schloss er seine Augen, und in dieser Stellung fand ihn der Sulzner, nachdem er den gefahrvollen Zugang zur Höhle erklettert hatte.

Wieder andere wissen, dass der letzte Heidenfürst, den der alte Sulzner gefällt, nach seinem Tode als Gespenst umziehen musste. Ja, ältere Leute behaupten, ihn auch noch gesehen zu haben. Es sei ein baumlanger Mann und reite auf einem Rosse, das Feuer schnaubt, dass aus den Nüstern die hellen Funken stieben. Er reite gewöhnlich oben über die Schien herüber und sodann bergab und verschwinde bald wieder.

53. Altrentsch.

Als die Heiden noch allenthalben das Land beherrschten, hatten sie in Rentsch eine Stadt, da stand das alte Bozen. Rebe an Rebe wuchs bis weit hinauf auf den Rittnerberg, und alles war voll des Überflusses. Davon übermüthig, zogen sie einem Stier die Haut ab, man sagt, beim Meir zu Vals, andere sagen, beim Bauer auf dem Hof, und darüber brach ein Wolkenbruch los, der die frevelnde Heidenstadt verschüttete. An ihrer Stelle entstand später ein christliches Dorf, man baute dem hl. Laurentius eine Kirche, und daher heißt der Ort noch immer Rentsch. Im großen Ziggl sieht man noch den Thurmknopf von der untergegangenen Stadt.

54. Die Seebacher und Wenter.

Die Seebacher kamen über den Brenner herein und siedelten sich in Wangen an, und jetzt sind fast alles Seebacher in Wangen: sie stammen, wie man sagt, von der Pemmerer Hexe ab; sie selber hingegen halten sich für adelig.

Bei der Pestilenzzeit starb in Ritten herum alles aus; bloß zwei Brüder blieben übrig auf dem Hof Meir im Loch, sie nannten sich Wenter, und von da aus gieng der Wenterstamm; er ist jetzt groß und mächtig auf dem Ritten, allenthalben findet man dort Wenter.

55. Die brüllenden Löwen.

Am Hauptportale der Pfarrkirche von Bozen sind zwei steinerne Löwen von alter italienischer Arbeit. In der Christnacht zur Zeit der Mette sollen diese Löwen brüllen. (Bozen.)

56. Die schwarzen Stiere.

Ein alter Sulzner in Unterinn hatte zwei schwarze Stiere. Eines Abends hatte sie der Knecht in den Stall gethan, der Sulzner aber sah draußen noch einen schwarzen Stier herumspringen und „billen", als ob er die andern wieder aus dem Stalle locken wollte. Weil er meinte, der Stier draußen sei einer der seinigen und es wäre bisher bloß einer im Stalle, rief er seinem Knechte zu in den Stall hinein: „Thu den andern auch ein!" Der Knecht schrie heraus: „Ich habe beide schon versorgt." In dem verschwand der Stier draußen in einem der vielen unterirdischen Gänge, die unter dem Sulzner Acker zum Weitner Schloss hinüberführten. Die Leute meinen, dieser schwarze Stier habe den wilden Männern gehört, welche in der Nähe ihre unterirdischen Wohnungen hatten.

57. Wie die Hirsche das Rittener Revier verlassen.

In alter Zeit hat es auf dem Ritten viele Hirsche gegeben, namentlich zahlreich waren sie in der Gegend von Oberinn gegen den Sam hin. So heißt eine schönbewaldete niedere Bergkuppe oberhalb des genannten Dorfes. Daselbst hat man des öftern eine Hirschkuh gesehen, welche ganz „g'hill" und fromm war. Die Leute hatten das Thier überaus liebgewonnen und hielten es hoch in Ehren, als wäre es etwas Übernatürliches. Eine zweite so fromme und den Menschen zugethane Hirschkuh gab es nirgends mehr. Da sei einmal ein wildfremder Jäger gekommen, niemand wusste woher, und habe das gute Thier geschossen. Wie sie es zerlegten, stießen sie auf ein Kitzchen von wunderbarer Färbung. Den Leuten erschien diese That als ein wahrer Frevel, und sie konnten das gute Thier lange nicht vergessen. Infolge dieses Frevels, erzählt man, hätten alle Hirsche weitum die Gegend verlassen, und seither sei keiner mehr auf dem Ritten gesehen worden.

58. Die gebannten Steinböcke.

Die Rittner Steinböcke hat schon vor langer Zeit der Almgeist zu sich hinaufgebannt, und niemand darf einen oben schießen. Man sieht keinen, hört sie aber nicht selten mit den Hörnern zusammenstoßen. Der Almgeist reitet oft auf einem feurigen Steinbock über die Rittner und Villanderer Almen, und auch die Hexen bedienen sich ihrer als Reitthiere.

59. Die Katzinger.

So wie die Aldeiner die Wüeting, die Wälschnovener die Schuffener, die St. Peterer (Lajen) die Raffeln, die Reinswaldner die Ballnar, die Hafling er und Vöraner Hessen, die Oberbozner Schweizner,

die Nösinger (Jenesien) die Bloachn,
die Afinger die Hoachn,
die Flaaser die Boten*),
die Möltner die Kroten,
die Wangener die Krumpen,
die Sarner die L . . .

genannt werden, so heißen die Unterinner insgemein die Katzinger. Das kommt aber daher: Die Unterinner ließen eine mit Ochsenblasen behängte Katze zum Kirchthurm hinaus, worauf zu aller Ergötzen die Katze in der Luft schwebte und vom Wind dahingetrieben wurde, während das Thier jämmerlich schrie. Man sagt, es wäre so der Brauch bei ihnen gewesen.

Auch in Brixen erzählt man: Vorzeiten hat man einmal eine mit Blasen versehene Katze durch das Schalloch im weißen (damals nannte man ihn noch den schwarzen) Thurm hinausgelassen. Die Katze fiel nicht herunter, sondern schwebte in der Luft, erhob aber ein solch gräsliches Geheul, dass die Bürger zusammenliefen und, weil sie über die Maßen darüber erschraken, den Pfarrer holten, der sodann den Katzenunhold in der Luft wegbannte.

*) Bei ihnen gieng der Botendienst von Hof zu Hof als Rechtsalterthum umher.

60. Die Satanskatze.

In Unterkematen auf dem Ritten gieng vorzeiten eine kohlschwarze Katze mit feurigen Augen um, welche Sprünge machen konnte wie keine andere. In einem Augenblicke sah man sie da, im nächsten war sie schon wieder in unglaublicher Entfernung. Wenn sie vom Stallfenster heraussprang, saß sie schon ohne weiters auf dem Dachfirst oben. Wollte man sie verfolgen, so schlug sie mit den Tatzen auf die Verfolger los. Schwarze Katzen ohne ein weißes Haar, sagt man, gehören dem Satan.

61. Der Bauer und die schwarzen Katzen.

Der Wieser von Oberbozen pflegte spät abends nach Unterinn zu seiner Verlobten auf Heimgart zu gehen. Als er einmal wieder beim Bildstöckl am Wolfsgrubner See vorbeikommt, betet er nach seiner Gewohnheit ein kurzes Gebetlein. Plötzlich steht eine schwarze Katze mit funkelnden Augen neben ihm. Er geht jedoch ohne Furcht seinen Weg weiter und die Katze hinter ihm her. Als er zum Bauernhofe gelangt, in dem er heimgarten wollte, springen zwei schwarze Katzen vom Fenster herab, eine auf seine rechte und die andere auf seine linke Schulter und von da auf den Boden. Jetzt packt ihn aber doch ein Gruseln, und er kehrt um und begibt sich unverrichteter Dinge auf den Heimweg.

Beim Wolfsgrubner Stöckl betet er wieder sein Gebetlein, und die beiden schwarzen Katzen, die ihn herauf begleitet hatten, stellten sich rechts und links von ihm auf. Als er sich wieder zum Gehen wendet, fangen die Katzen zu reden an und sagen: „Gea und schau ninmar zrugg, süstn bisch ünsar!“ Der Wieser lief und lief und schaute nicht um, bis er daheim war. Hernach ist er bei Nacht nie wieder diesen Weg gegangen.

62. Die Schlangen im Kirschbaumlaub.

Die Mutter Gottes wandelt dann und wann auf der Erde umher und sitzt gern auf Kirschbäumen. Tritt sie nun auf ein Kirschlaub, so zeigen sich alsbald kleine Schlangen auf den Blättern des Baumes, und wo die Schlangen auf dem Blatte sitzen, wird dasselbe dem Schlangenleib nach ausgefressen. Ganz deutlich kann man den Kopf der Schlange unterscheiden. Dies ist sodann der Vorbote eines Schlangenregens, der alles verheert. Eine Bäurin im Bozner Boden zeigte im October 1885 dem Sammler dieser Sagen solch geschlängeltes Kirschlaub und jammerte entsetzlich in ihrer Furcht vor dem zu erwartenden Schlangenregen. (Bozen.)

63. Die Schlange mit dem Halsring.

In der Nähe der Wieserhöfe am Wege, der von Unterinn nach Blumau hinabführt und wo es schon von jeher mehrere gar unheimliche Stellen gibt, hielt sich vorzeiten eine wunderbare Schlange auf. Wenn der Wanderer ahnungslos den Weg da vorbei machte, raschelte es zwischen den beiden Höfen auf einmal im Busch, und überquer liegt die Schlange auf dem Weg, denselben versperrend. Die Leute mussten dann einen Umweg machen. Denn es war keine gewöhnliche Schlange, wie sie auf dem felsigen, von der Sonne durchglühten Abhange ja nicht selten anzutreffen sind, sondern sie war von halber Mannsgröße und hatte eine helle, ringförmige Zeichnung um den Hals, wie man solches bislang nie gesehen. Um das lästige Thier, vor dem Leute und Vieh große Furcht hatten, wegzubringen, hetzte der untere Wieser seinen muthigen Hund darauf. Aber zweimal wich der Hund vor dem großen Wurm zurück. Das drittemal draufgehetzt, gieng er ihm nun allerdings an den Leib, aber die Schlange bäumte sich hoch auf und spie leuchtende Ringe auf ihn. Da nahm der Hund reißaus und war nie mehr an diese Stelle zu bringen.

64. Der weiße Wurm.

Vor etwa 60 Jahren gieng ein Bauernknabe von Flaas mit seinem etwas älteren Schwesterchen über eine mit Haselstauden umzäunte Wiese. Da sahen sie zusammengeringelt auf einem Stein eine ganz weiße Schlange liegen. Das Büblein glaubte, es wäre ein weißes Hanfseil, und streckte schon seine Hand darnach aus, um es mitzunehmen. Aber in dem Augenblick schoſs das Thier laut zischend empor und ringelte sich pfeilgeschwind davon.

65. Von bösen Würmern.

Dem Blowharter in Unterinn setzte sich einmal ein Wurm in den Ochsenstall und jagte, weil er nicht wohl gelitten ward, dem Vieh einen solchen Schrecken in die Glieder, daſs man die Ochsen herausließ und den Stall mit kräftigem Segen schützte. Aber der Wurm ließ sich nicht sehen, und die Wirkung des Segens war gering. So oft man die Ochsen wieder in den Stall zurücktrieb, kehrten sie wieder um und liefen heraus. Als die Leute mit dem Stecken zurecht kommen wollten, da fuhr das Vieh zornig auf, daſs die Knechte selber das Weite suchten.

In einem andern Stalle waren lauter Kühe, von denen die eine mehr Milch gab als die andere. Da gesellte sich eine Schlange zu den Kühen und that sich an ihrer Milch gütlich und verblieb im Stalle, als ob es sich eben von selbst verstünde. Der Wurm aber trank den Kühen alle Milch heraus und dachte gar nicht an den schweren Verdruſs der Küherin, als sie keine Milch mehr aus dem Stalle bringen konnte. Vergebens grübelten die Leute nach, woher das Übel käme.

Eines Abends, als der Bauer mit den Knechten beim Nachtmahle saß, gieng die Küherin in den Stall hinunter. Da erblickte sie die Schlange, wie sie eben einer Kuh die Milch aus dem Euter sog. „Ah, da hab' ich den Milchdieb!" schrie die Magd zornig, faſste die Streugabel und wollte die Schlange todtschlagen. Diese aber machte sich eilends davon und verschwand. Das Euter der Kuh schwoll augenblicklich hoch an und ward roth wie eine Blut-

wurst. Der Wurm hatte in seinem Zorn der Kuh ins Euter gebissen. Das Thier erkrankte schwer, und als nichts helfen wollte, machte sich der Bauer auf den Weg nach Bozen und kam zu dem Wunderpater in das Kloster um das „Paterpulver“, das allerhand Menschen- und Viehschaden heilte. Der Pater holte ein Büchslein vom Wandgestell und sagte: „Du musst's so und so machen mit dem Pulver und es dem Vieh eingeben und zum heiligen Leonhard beten, dann kann's nicht fehlen.“ Der Bauer nahm mit Dank das Pulver und sagte: „Wenn's gut thut, will ich zum kleinen Frauentag ein Kälblein zur Porte liefern.“

Das Pülverlein that alsbald gute Wirkung, die Kuh stand auf und ward gesund, und der Portner des Klösterleins that am Abend vor dem kleinen Frauentag das Hinterthürlein sperrangelweit auf, und ein munteres Kälblein verschwand nach etlichen Luftsprüngen im Klostergarten.

66. Heilige Bäume.

In „Kaseracker“ bei Wolfsgruben stand eine uralte Lärche, die von den Bauern als heiliger Baum verehrt wurde. Sie hatte unten keine Äste mehr und weiter oben lauter buschige Kränze um den Stamm. Der Baum stand oft im Feuer, und doch brannte er nicht. Wenn er ächzte, hörte man menschliche Stimmen aus ihm. Auch auf der Weit bei Unterinn stand vorzeiten eine Lärche, höher als die gewöhnlichen, unten bloß mit zwei Ästen, die sich kreuzförmig auseinanderstreckten, oben aber mit lauter Kränzen um den Stamm herum. Dieser Baum stammte aus der Zeit, da der Hügel von St. Sebastian noch zum Weitner Schloss (Zwingenstein) gehörte, aus der Heidenzeit, und das Volk hielt den Baum für unheimlich.

67. Das Bad in der Schörgau.

In der Schörgau in Sarnthal haben einmal drei Hirten gehütet. Einer sagte zum andern: „Hängen wir einander auf, schauen, wer es länger erleidet.“ Den zweiten haben sie aufgehängt und gerichtet herabzuthun, es war schon Zeit; da kommt der Wolf unter die Schafe, und inzwischen war der Bue mit Hängen todt. Bei dem

Baum, wo er zu Tode hieng, liegt kein Vieh, es ist keines sicher; es schreit jetzt oft noch: „Bist matt?“ Die Sache kam vor den Richter, man warf sie in die Reiche. Einer von ihnen sagte, er sei unschuldig, und zum Zeichen dessen, dass er unschuldig sei, werde aus dem Felsen eine Quelle entspringen und vielen Leuten heilsam sein. Es geschah. Eine klare Quelle entrieselte dem Felsen, von nah und fern fanden sich Kranke ein und giengen geheilt von dannen. So kam das Bad in der Schörgau auf.

Als deren immer mehr wurden, die hier Heilung suchten, baute man ein Haus. Lange stand es in Ruhe und Frieden da bis vor 60 Jahren, wo das kleine Bächlein, das von der Rothwand herabkommt, bei einem Schauerwetter alles unterthat. Der Schörgauer erbaute nun ein anderes Badhaus, das viel gelegener ist; im alten Keller hingegen sieht man noch eine Jahrzahl, die weit über 200 Jahre hinaufreicht. Vorzeiten stand in der Schörgau der Galgen, da wohnte der Schörge (Henker), darum heißt es die Schörgau.

68. Vom Schatz auf Zwingenstein.

Im Lanznasterhof zu Unterinn diente ein braves Mädchen, das im Sommer täglich auf dem Zwingensteiner Schlosshügel das Vieh hütete. Da kam eines Tages aus einem der jetzt verfallenen unterirdischen Gänge der alten Burg eine schöne Frau hervor, deren prächtiges Gewand um und um mit Gold und Edelsteinen geziert war. Sie benahm durch ihr freundliches Wesen dem Kinde alle Furcht, und es ließ sich sogar von der schönen Frau kämmen. Dies wiederholte sich nun alle Tage. Dadurch ward das Haar der Hirtin so fein und glänzend, dass sich die Leute darob verwunderten und sie nach der Ursache fragten. Aber das Mädchen verrieth nichts, denn die Frau hatte ihm verboten, etwas zu sagen. Als es Herbst ward, kam die Frau zum letztenmale herauf und sagte zum Kinde: „Ich habe dich nun schon lange gekämmt, jetzt musst auch du mir einen Dienst leisten; du musst mich erlösen. Es wird dir schwer werden, und du wirst viel Übles ausstehen, allein wenn du muthig aushältst, kannst du den Schatz gewinnen, den ich da unten hüten muss. Nun merke, was ich dir sage! Ein

Wurm wird kommen und dich im Gehen hindern wollen; schreit' nur herzhaft vorwärts, doch darfst du nicht auf den Wurm treten. Alsbald kommt sodann ein anderer von der Höhle heraus, der sich dir um die Füße windet, um dich nicht vorwärts zu lassen. Doch du geh nur muthig weiter und achte bloß, dass du den Wurm nicht tretest. Zuletzt kommt ein dritter, der sich in die Höhe windet und dreimal um deinen Hals ringelt. Jedoch erschrick nicht, denn keiner der Würmer darf dir ein Leid anthun. Bestehst du diese dreifache Probe, dann gehört der Schatz dir, und mich hast du erlöst." Das Mädchen versprach, alles so zu thun, wie es ihr aufgetragen worden, und die Frau verschwand. Jetzt betrat es den unterirdischen Gang, und als der erste Wurm ihr in den Weg kam, wich es sorgfältig aus und gieng weiter. Auch der zweite Wurm war nicht imstande, ihre Schritte zu hemmen, obwohl das Kind ein Gruseln ankam, als das greuliche Thier sich um seine Beine wand. Als aber der dritte Wurm so glatt und kalt sich ihr um den Hals legte, ward sie vom Schrecken erfasst, und, obwohl im Hintergrunde in einem weiten, wunderbar erleuchteten Gemache die schöne Frau sich zeigte und ihr zuwinkte und dahinter alles von Gold und Silber schimmerte, kehrte die Hirtin doch um und lief den Gang wieder hinaus und den Hügel hinab zum Lanznaster. Hinter sich hörte sie den Klang des Goldes, das wieder in die Tiefe des Berges hinabrollte. Einige Tage darauf, als das Mädchen noch einmal die Schafe gegen die Burg hinauf hütete, kam die Frau aus dem Berge hervor, und Thränen perlten über ihre Wangen. „Du hast mir übel gelohnt," sagte sie, „nun muss ich wieder hundert Jahre im Berge wohnen. Bleib' gut und fromm," sprach sie weiter, „und gedenke mein! Denn nur ein Mann aus deinem Stamme kann mich nunmehr erlösen. Sieh diesen Stein, — dabei setzte sie sich auf einen großen Felsblock — aus dem wird ein Baum hervorwachsen. Ist er groß genug, so soll man ihn herausziehen, doch darf man ihn beileibe nicht umhauen. Aus seinem Holze wird eine Wiege gezimmert werden für jenes Kind, das, zum Manne herangewachsen, mich erlösen wird." Nach diesen Worten verschwand die Frau und ließ sich nie wieder sehen.

Die Aichholzerin in Unterinn erzählte die Geschichte so: Auf dem Weitner Schloss (Zwingenstein) sah man öfters ein Weiblein,

das spann und spann, und als einmal das Hirtenmädel vom Lanznaster wieder das Vieh da hinauf auf die Weide trieb, schaute das Weiblein auf und redete das Mädel an. Sie zeigte ihm einen unterirdischen Gang, und darin leuchtete und glänzte es nur so, und Büblein waren im Gang darin, so schön, dass die Hirtin nie Schöneres gesehen, und die schoben mit goldenen Kugeln silberne Kegel. Das Mütterchen sagte zur Hirtin, sie solle nur couragiert mit ihr gehen, sie werde ihr den Schatz zeigen, und davon dürfe sie so viel nehmen, als sie ertrage. Das Kind war aber von Haus aus furchtsam, weil es viel hatte von Hexen erzählen hören, und da meinte es, auch dieses Weiblein werde eine Hexe sein, nahm reißaus und lief und lief. Lange hörte sie noch hinter sich das Rollen der goldenen Kugeln und das Fallen der silbernen Kegel, wie auch das Klirren und Klingen des übrigen Schatzes, der heroben war und nun wieder tiefer in den Berg entrückt wurde. Das Mädel aber war zur Strafe von Stund' an krank.

Eine andere Sage lautet: Ein Hirtenmädchen vom Lanznasterhofe hütete auf dem Schlosshügel von Zwingenstein das Vieh. Da kam eine wunderschöne Frau, welche ein Körbchen voll glühender Kohlen trug, und das Körbchen verbrannte doch nicht. Die holde Frau redete das Kind freundlich an und sagte zuletzt, es dürfe aus dem Körblein so viel Kohlen herausnehmen, als es nur wolle und in seiner Schürze heimtragen könne. Das Mädchen getraute sich aber nicht, die glühenden Kohlen anzurühren. Da sie so das Glück verschmähte, verschwand die Frau und ließ sich nicht wieder sehen.

Der Bäcker-Gänknecht in Unterinn, ein alter, sagenkundiger Mann, erzählte mir vom Schatz auf Zwingenstein folgende Geschichte: Ein Hirtenbüblein vom Lanznasterhofe trieb seine Schafe oft zu dem „Weitner Schloss" hinauf auf die Weide. Eines Abends, als es schon zu dunkeln anfieng, sah er einen großen Haufen „Ackergilgen" (Ackerlilien) an einer Stelle, wo sonst keine solche Blume zu wachsen pflegte. In seiner guten Laune schlug er mit der Haselgerte, die er stets bei sich führte, auf den „Gilg", und alsogleich saß an der Stelle des geschlagenen „Gilgs" das eisgraue Weiblein mit dem Spinnrocken. Neben dem Weiblein aber leuchtete eine blaue Flamme aus dem Boden hervor; der

Schatz blühte. Wie nun der Bube so dumm vor dem Schatz steht und nichts Bannendes auf die „Gilgen“ wirft, jammert die Spinnerin, dass er sie nicht erlöst habe, und sie müsse nun wieder auf hundert Jahre in die Tiefe hinab. Der Schatz versank mit dem Weiblein, und der Bub stand noch lange mit offenem Maule da und steckte seine Hände in die leeren Hosentaschen.

Vom alten Unterstieler Tonl in Unterinn hörte ich folgende Geschichte: Ein beim Lanznaster bediensteted Hirtenmädchen hütete gegen die Burg Zwingenstein oder das „Schloss auf der Weit'“ hinauf das Vieh. Oben kam eine wunderschöne Frau heraus und setzte sich neben einen Kranewitstrauch. Als dies öfters geschah, hatte das Kind keine Furcht mehr vor der schönen Frau. Diese winkte eines Tages dem Mädchen gar so lieb und traulich, dass es zu ihr gieng und sich auch am Kranewitstrauch auf den Rasen setzte. Die schöne Frau hatte aber allerlei schöne Spielsachen mitgebracht von lauter Gold und Silber und farbigen Steinen und spielte nun mit dem Mädchen. Als sie des Kindes ganzes Zutrauen erworben hatte, sagte sie zu ihm, sie sei verzaubert, und wenn es sie erlösen würde, werde es den großen und reichen Schatz bekommen, der da unter der Burg liege, und fragte, ob es wolle. Das Mädchen sagte ja, und die Frau gab ihm Lehre und Weisung, wie es die Sache anstellen müsste. „Mit einer Wünschelruthe,“ sagte sie, „die ich dir von einem Haselbusch abreißen werde, schlägst du dreimal auf diese Kranewitstaude; diese thut sich auseinander, und du siehst darin einen weiten Gang offen, aus dem nacheinander drei Haselwürmer hervorkriechen. Den Haselzweig musst du immer fest in der Hand behalten, und wenn sich die Würmer dir in den Weg legen und dich nicht in den Gang lassen wollen, schlägst du mit dem Zweig ihnen auf den Rücken.“ Die Würmer kamen wirklich, und die ersten beiden schlug das Kind auch richtig todt. Als aber der dritte hervorschoss, greulicher als die andern anzusehen, verlor es den Muth und getraute sich nicht draufzuschlagen. Da wand sich der Wurm um den Haselzweig, kroch eilends daran empor und legte sich dem Mädchen glatt und kalt um den Hals. Dieses schrie, was es konnte, lief davon, und der Wurm verschwand zwar, aber auch der Schatz blieb ungehoben und klirrt' und klingelte wieder tiefer in den Berg hinab.

Nach andern habe das Mädchen während des Zwölfuhrläutens zu Mittag auf den Kranewitstrauch geschlagen, aber nur, solange es läutete, und hätte in den Zwischenpausen absetzen müssen. Da habe der Mesner vor dem dritten Läuten zu lange ausgesetzt, und das Mädchen habe daher unterlassen, ein drittesmal auf die Staude zu schlagen. Nach dem zweiten Gesätzlein habe es drei Kessel voll Gold im Gange gesehen; das sei aber alsbald wieder in den Berg zurückgesunken.

69. Woher der Schatz auf Zwingenstein rührt.

1.

Die alten Zwingensteiner waren Heiden und trieben viel Zauberei und böses Spiel. Sie hatten einmal einen Raben, der menschlichen Verstand besaß und auch die menschliche Sprache redete. Es war diesem seltsamen Vogel aus der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft alles kund, und nichts auf der Welt entgieng seinem scharfen Gesichte. Er besaß aber auch übermenschliche Kraft, und weil er großen Zaubers kundig war, öffnete sich vor ihm jedes Schloss und that sich in seiner Gegenwart jede Truhe auf. Er war den ganzen Tag auf dem Flug, leerte Kisten und Kasten, die mit Geld und Kleinodien gefüllt waren, und trug alles dem Schlossherrn auf Zwingenstein zu, so dass dieser bald über die Maßen reich wurde. Fuhr ein Handelszug die alte Rittnerstraße beim Sulzner vorbei, der Rabe war gleich zur Stelle und wusste, wo das Wertvollste verborgen war. Alles Gold und Silber der Gegend weitum fiel dem Zwingensteiner in den Schoß. Als die Christen nun ins Land kamen und oben beim Sulzner standen und auf die Burg Zwingenstein losstürmten, traf den Vogel ein Pfeil, und er wurde lahm. Nachdem endlich die Burg gefallen war, ließ sich der Rabe nicht mehr sehen. Niemand hatte beobachtet, wohin er gekommen war.

2.

Von der Burg Zwingenstein giengen drei Schätze aus. Das kam so: Ein Burgherr auf Zwingenstein hatte sich auf dem

Kreuzzuge eine Gemahlin aus fernem, fremdem Lande geholt, welche sich aber vor der Hochzeit ausbedungen hatte, immer einen Tag in der Woche allein und ungesehen von jedermann sein zu dürfen. Der Gemahl hatte ihr dies zugesagt und feierlich beschworen. Allein mit der Zeit reute ihn seine Nachgiebigkeit, denn die Leute munkelten über die geheimnisvolle Frau allerlei Böses. Bald schöpfte der Schlossherr Verdacht und Misstrauen und meinte, seine Gemahlin wäre ihm nicht treu. Eines Tages, als die Frau sich wieder in ihre Kammer zurückgezogen und die Thür fest verriegelt hatte, ergriff der Herr seinen Jagdspieß und stieß ihn so heftig gegen die Kammerthür, dass diese wankte und zusammenbrach. Starr vor Erstaunen blieb er anfangs stehen, denn in der Kammer sah er statt seiner Gemahlin einen schneeweißen Vogel, der sein Gefieder badete und wusch. Allein bald wich das Erstaunen, und heftiger Zorn erfasste den Ritter. Er schmäht und wüthet und schimpft die Frau eine falsche Brut und anderes. Da fliegt der Vogel zum Fenster hinaus und war weg. Nun hatte aber der Ritter aus dieser vorher so überaus glücklichen Ehe drei blühende Knaben, welche von der Mutter trefflich erzogen worden waren, nun aber ihr Herz an die rauhen Sitten des Vaters gewöhnten, da sie kein anderes Beispiel mehr vor Augen hatten. Und die Mutter? Noch dreimal kam der weiße Vogel, immer nur, wenn der Burgherr abwesend war, und beschenkte jedesmal einen der drei Knaben mit kostbaren Schätzen, so dass sie nach der Reihe alle drei sehr reich wurden. Der Vogel aber ließ sich hierauf nie mehr sehen. Als die Söhne herangewachsen waren, geriethen sie in langen Hader über die Theilung der Schätze, und nachdem diese doch endlich zustande gekommen war, vergrub jeder seinen Schatz aus Furcht vor der Raubgier des anderen. Da aber der älteste auf der Burg Zwingenstein verblieb, die er vom Vater geerbt, der zweite auf der Sulz (Sulznerhof) und der jüngste weiter oben bei Kematen sich sesshaft machte, so sind an diesen drei Orten die Schätze vergraben, und die habsüchtigen Brüder müssen, jeder an seinem Orte, noch heute dieselben als Schatzgeister hüten.

70. Die Spinnerin von Eschenbach.

Der Messner von St. Sebastian in Eschenbach nächst der Burgruine Zwingenstein auf dem Ritten war ein einsilbiger Träumer und am liebsten allein. War ein schöner Abend heraufgestiegen, legte er sich nach dem Betläuten gerne beim Kirchlein ins duftende Gras und schaute in die Welt hinaus. Es ist aber der Heidenbühel, auf dem das Pestkirchel steht, wirklich reizend gelegen und bietet eine herrliche Fernsicht, besonders des Abends bei Sonnenuntergang.

Es war an einem solch herrlichen Spätsommerabend, und der Messner wollte sich nach dem Betläuten eben wieder ins schwellende Gras niederlassen, da sah er auf der Steinbank vor dem Kirchlein ein eisgraues Weiblein mit einem Spinnrocken sitzen. Der Weberer (der ungesponnene Flachs) war im Mondlicht gebleicht, und das Weiblein spann und spann und nickte seltsam mit dem Kopfe. Der Messner sprang erschrocken auf und den Bühel hinab. Unten schämte er sich, dass er also zaghaft gewesen und sich vor dem Weiblein gefürchtet. Er kehrte also um und stieg wieder zum Kirchlein empor. Oben saß noch immer das Mütterlein, vom Mondlicht beschienen, und spann emsig und nickte ihm freundlich zu. Da redete er sie an und fragte, warum sie in der kühlen Abendluft da spinne. Das Weiblein sprach: „Ich bin mit großem Kummer beschwert; da unten liegt ein Schatz vergraben, und den muss ich hüten, bis ich Erlösung finde. Willst du mich nicht erlösen?“ Darauf antwortete der Messner: „Ich will's versuchen, wenn ich kann.“ „Es ist ein leichtes Spiel,“ sagte das Weiblein hierauf, „du kannst's alsbald gewinnen und den Schatz dazu. Aber keine Furcht darfst du haben, denn wilde Reiter werden aus dem Boden steigen, im Berge wird es donnern und krachen, und ein wildes Wasser wird den Weg da herabstürzen und Geröll und Felsblöcke mit ihm, dass du meinen wirst, es müsste alles darunter begraben werden. Zuletzt wird sich noch ein gewaltiger Stein aus dem Boden heben und mit dem Wasser herabwälzen. Darunter aber ist der Schatz. Weich keinen Fuß breit von der Stelle, und wenn es noch so schrecklich zugienge; das alles kann dir nichts anhaben.“ Der Messner versprach, alles willig über sich ergehen zu lassen.

Jetzt wurde es auf einmal ganz finster und unheimlich. Die Erde zitterte und that sich auseinander, und gespenstige Reiter entstiegen dem Boden. Mit wildem Geschrei sprengten sie, ihre Schwerter zu grimmigen Streichen ausholend, wie die Teufel auf den armen Mesner los. Aber der hielt stand, und ihr Wüthen war vergeblich. Kaum waren sie vorüber, da schienen die Berge zu wanken, in den Schluchten heulte der Sturm, vom „Collnoartl“ rollten Felsmassen, und Wasserbäche schoben sie vor sich her. Der Mesner stand inmitten der Fluten, die von oben herabschossen, und trotzte den steinernen Ungethümen. Aber als es stärker zu strömen begann und den Mesner im rasenden Wirbel mit fortriss, und wie nun gar ein riesiger Felsblock sich aus dem Boden hob und ihn zu zermalmen drohte, da entsank ihm der Muth, er rannte aus dem Getümmel und klammerte sich an das nahe stehende Bildstöcklein, das ober dem Kropalter Hof steht. Jetzt hörte das Toben auf, der Sturm legte sich, der Mond leuchtete wie vorher.

Wo das Weiblein gesponnen hatte, stand aber eine Jungfrau in strahlender Schönheit, weinte und klagte und raufte sich das goldene Haar. „O weh,“ rief sie, „du hast mich nicht erlöst: der Schatz ist verloren, nun muss ich wieder hundert Jahre leiden.“ Darauf verschwand sie in der Tiefe. Der Mesner that einen Blick in den unterirdischen Gang. Da lag das Gold haufenweise; aber o weh, der Spalt schloss sich wieder, und der Schatz harrt eines muthigeren Erlösers. Die hundert Jahre sind aber bald um, und dann wird der Schatz wieder blühen.

71. Die Goldkohlen.

In Unterinn auf dem Ritten lebten vor nicht gar langer Zeit zwei Schwestern, die waren in Ehren grau geworden, denn sie hatten ihr Lebtag emsig genäht und sich damit das tägliche Brot verdient. Als sie wieder einmal in Platten unten auf der „Stör“ nähten und es im Pestkirchlein zu St. Sebastian auf der Weit betläutete, legten sie ihr Handzeug fort und machten sich auf den Heimweg, denn der Schlern drüben fieng schon zu dunkeln an.

Wie die Schwestern nun Zwingenstein und das Weitner Kirchl hinter sich hatten und ins Lichtthalele gelangten, wo man's

in Eichenbach heißt und wo es von altersher nicht recht geheuer ist, da hielt die eine plötzlich inne und deutete auf den Boden. Da lagen glühende Kohlen in großer Zahl, reihenweise gelegt, die eine hinter der andern. Weil aber die Kohlen so wunderschön funkelten, fasste sich die eine ein Herz und griff die hinterste an. Die Kohle brannte sie gar nicht. Da las sie etliche von den glänzenden Stücken auf und steckte sie in den Sack, wo der geweihte Rosenkranz lag. Die andere getraute sich keine anzurühren. Die Kohlen im Sacke wurden aber unterwegs immer schwerer, so dass der Sack zu reißen drohte.

Daheim angekommen, wagte sie es daher nicht, die Kohlen herauszunehmen, sondern zog den Rock aus und warf ihn mitten auf den Boden der Kammer. Ei, das gab hellen Klang, und siehe, dem Sack entrollten lauter Goldklumpen, dass es nur so funkelte. Jetzt war alle Furcht verschwunden, und die Schwestern liefen sogleich wieder ins Lichtthalele zurück, was sie nur konnten, damit ihnen der Metzger, der ein Kalb nachtrieb, die Kohlen nicht wegnehme. Aber, o weh, sie wurden keiner Kohlen mehr ansichtig. Sie sind beide jetzt gestorben, aber der Gäuknecht vom Brüggelebäck hat sie noch genug gekannt. Nach der Erzählung anderer hätten die Näherinnen die Kohlen nicht im Lichtthalele, sondern zwischen dem Eberlewirt und dem Weitner Kirchl liegen gesehen, also in der Nähe von Zwingenstein.

72. Wie der Schwarzhartner den Schatz heben wollte.

Der Schwarzhartner, der weitbekannte Meister der Hexen- und Zauberkunst, der oft Tag und Nacht in den Hexenbüchern steckte, begab sich mit noch zwei kecken Gesellen in einer Wintermondnacht auf die Ruine Zwingenstein, um dort Farn-(Pfarm-, auch Pfarsel-)samen zu suchen, denn mit Hilfe dieses zauberkräftigen Samens, der nur im Winter blüht und nur in der Nacht zu bekommen ist, kann man alles, was man will, machen. Der Hartner brauchte ihn zu seinen Hexenkünsten, und weil es ihm gerade so im Wege lag, wollte er heute damit das Gold herauszaubern, so unter der Burg Zwingenstein im Berge war. Vor kurzem hatte er ja das blaue

Flämmlein aufflackern gesehen, ein Zeichen, dass der Schatz steige. Richtig, sie giengen auf den Burghügel und fiengen dort ihr Geschäft an. Aber o jemine! mit dem Schatz war's nichts und mit dem Samen auch nichts, denn plötzlich rückt eine große Schar schwarzer Katzen aus der Burg — etliche hundert müssen es gewesen sein — und gerade auf den Hartner los und begann ein solch schrecklich Miauen und Gefunkel mit den Augen, dass selbst den Hartner das Gruseln überlief und alle reißaus nahmen. Darum, weil er nirgends aushielt bis zu Ende, ist er nie ein so recht ordentlicher, geschulter Hexenmeister geworden, der Schwarzhartner, wie die Leute sagen.

73. Der Schatz im Sulzneracker.

Der Acker ober dem Sulzner bei Unterinn war früher voll unterirdischer Gänge, von denen noch Spuren vorhanden sind und die ehemals mit dem Weitner Schloss (Zwingenstein) in Verbindung standen. In diesen Gängen hausten die wilden Männer und ist jetzt noch ein Schatz verborgen. Vor dem Tagloch eines dieser Gänge zeigte sich einmal eine wunderschöne Frau und winkte einem Bäuerlein, hineinzugehen. Aber dasselbe erschrak und getraute sich nicht vorwärts, der Schatz aber, der bereits bis zur Oberfläche gestiegen war, sank wieder in die Tiefe.

74. Der Knabe mit dem Golde.

Beim Oberschlichter in Lengstein auf dem Ritten war in alter Zeit ein „Pflegamt". Noch gegenwärtig zeigt man die unterirdischen „Löcher", wo die Übelthäter verwahrt worden seien. Daselbst liegt ein Schatz vergraben, den die Leute schon öfter haben blühen sehen. Vor vielen Jahren kam einmal ein Knabe aus diesen Löchern, welcher so leuchtete, dass man hätte meinen mögen, er sei auf und auf voll Feuer, und hub an mit den Kindern des Schlichters zu spielen. Weil er so holdselig war, hatten die Kinder bald Vertrauen zu ihm gewonnen. Als er aber auf ein-

mal seinen Spielgenossen eine Handvoll Gold hinreichte, da fürchteten sich die Kinder und getrauten sich nicht, das Gold anzunehmen. Darauf verschwand der Knabe und ließ sich nie mehr sehen.

75. Der Schatz ober dem Schwahler.

Die Rittner wissen viel von einem Schatze zu sagen, der ober dem ehemaligen Schwahlhof*) bei Blumau in den Felsen verborgen sein soll. Schon mancher hat zur Nachtszeit die blauen Flammen gesehen, aber der Schatz wird zu wachsam gehütet und nicht ausgeliefert. Der Hüter aber ist eine dunkle Gestalt ohne Kopf, die auf einem Steine sitzt, bald nahe beim Schwahler, bald weiter oben im Steingetrümmer, manchmal sogar auf dem Spitzkofel beim Wegkreuz, wo die Todten Rast halten. Wer bei Nacht den Schweinsteig wandelt, mag sein bergauf oder -ab, und dem Schatz zu nahe kommt, dem jagt der Schatzhüter solchen Schrecken in die Glieder, dass er ein zweitesmal das Nachtwandeln da unten bleiben läßt; wer es aber wagt, nach dem Schatze auszugehen, den stürzt der Geist kopfüber ins Geklüfte hinab, wie den Schweinsteiger Knecht, dem dies zugestoßen.

Mit dem bloßen Schrecken kamen die beiden Schwestern Nanne und Barbl davon, wie sie an einem Herbstabend von Schweinsteig zum Schwahler hinabstiegen, Milch zu holen. Als sie auf halbem Wege auf einem Stein das kopflose „Unkatl“ sitzen sahen und dazu noch poltern und krachen hörten ringsum, da fasste sie Entsetzen, und die jüngere sagte: „Lauf, lauf!“ Und sie laufen und laufen bis zum Schwahlhof, ohne sich einmal umzusehen. Allda jedoch meint die eine, es sei besser, von der Sache zu schweigen, sonst ließe sie der Schatzgeist am Ende gar nimmer heim. Und sie fassten die Milch ein und sprangen den Berg hinauf. Derweil war's aber Nacht geworden. Sie sahen scharf nach allen Seiten, wie's die furchtsamen Kinder machen, und beim Spitzkofelkreuz, richtig, da sitzt die seltsame Gestalt noch immer auf dem Steine, und die Beine schlenkern nur so in der Nachtluft hin und her, dass den „Gitschen“ die Haare zu Berge stehen. Zu-

*) im Jahre 1882 vom Eisak weggeschwemmt.

gleich hörten sie in der Erde klingeln, und die Schwestern liefen bergan, als wären ihnen Flügel gewachsen. Daheim mussten sie erst zu Athem kommen, bevor sie ihr Abenteuer erzählen konnten. Sie waren vom Schrecken grau geworden, und seit der Zeit geht einer in der Nacht da unten nur vorbei, wenn ihn die äußerste Noth dazu zwingt.

Nun trug es sich aber zu, dass ein Dachs dem Schwahler die besten Früchte wegfraß. Der Bauer bot daher seine Knechte auf, dass sie zur Nachtszeit den Dachs „luegten". Das Büblein vom Schwahler zog ebenfalls mit und schwang lustig seinen Prügel, womit er das böse Thier zu erlegen gedachte. Sie trennten sich, der eine gieng hierhin, der andere dorthin. Auch das Büblein gieng seinen Weg und gelangte bald zu einer Höhle, deren Eingang durch eine hohe und kunstreich geformte Thür verschlossen war. Wie sie der Bub anfasste, war sie auch schon offen. Ein flimmernder Schein erleuchtete matt einige Stufen, die zu einer zweiten, noch kunstreicheren Thüre hinabführten. Ohne Furcht stieg der Knabe hinunter, und auch die zweite Thür sprang von selbst auf. Durch diese sah er in einen weiten und tiefen Raum hinab. Da rückte eine mächtige Kiste den Gang herauf, bis an den Rand mit goldenen Schätzen gefüllt, und das Gold funkelte, dass der ganze Raum davon hell erleuchtet wurde. Dem Knaben ward's aber unheimlich zumuthe, er getraute sich keinen Schritt vorwärts zu machen, und niemand war da, der ihm gesagt hätte, er brauche nur etwas Geweihtes auf die Kiste zu werfen, und der Schatz würde festgebannt. Er warf daher nichts darauf. Es that einen entsetzlichen Krach, und die Kiste sank wieder in den Grund zurück, dass die ganze Höhle vom Klange des Goldes widerhallte. Der Bub aber ward an die Luft gesetzt, und von Gang und Thüre war keine Spur mehr zu sehen. Des andern Tages zogen die Schwahlhofer unter Führung des Knaben aus, den Schatz zu heben. Sie durchsuchten Klüfte und Spalten weitum, aber nach den Thüren und dem Höhlengange suchten sie vergeblich. Der Schatz wird, wie die Leute meinen, erst in hundert Jahren wieder auf die Oberwelt gelangen. Der Bub aber war von der Zeit an nie mehr gesund.

76. Die Schatzjungfrau im Schloss Wangen.

Ein Bauer rastete einmal vor der Wangener Schlossruine. Kaum hatte er sich niedergesetzt, als schon eine schöne Jungfrau vor ihm stand, welche sehr traurig war. Sie redete den erstaunten Bauern an und sagte: „Wenn du mich erlösen willst, schenke ich dir alles Gold und Silber, das im Schloss vergraben ist.“ Der Bauer fragte sie, was er thun müsse, um sie zu erlösen. Darauf antwortete die Jungfrau: „Um Mitternacht kommt ein Drache, dem musst du herzhaft einen Kuss aufs Maul drücken.“ „Wenn's nicht mehr ist,“ sagte der Bauer, „das will ich gerne thun.“ Er wartete bis Mitternacht, und es kroch eine ungeheure Schlange heran. Da stand er auf und drückte dem garstigen Thier furchtlos einen derben Kuss aufs Maul. Der Drache verschwand, und neben dem Bauern war eine schwere Truhe, von unten bis oben mit Gold und Silber angefüllt.

77. Der Schatz unter der Stiege.

Zu Saal auf dem Ritten kam einmal eine Zigeunerin in einen Bauernhof und traf die Bäurin zuhause an. Die Zigeunerin redete von allerlei Dingen, zuletzt fragte sie, ob sie nicht um Mitternacht kommen und der Bäurin behilflich sein solle, den Schatz unter dem dritten „Stiegenstapfl“ zu heben. Die Bäurin sagte darauf: „Gea mar awöck, Mensch, mit deina Schätze; in ünsrar Hütt isch wiank va den Zuig“, und lachte hell auf. Die Zigeunerin machte sich eilends davon. Nachher gieng das Ding der Bäurin im Kopf um, und es reute sie, die Schwarze so ohne weiters weggeschickt zu haben. Einen Schatz hätte sie doch für ihr Leben gerne gefunden, aber unter welcher Stiege suchen? Es gab viele Stiegen im Haus, eine auch außer demselben, und war es das dritte „Stapfel“ von oben oder von unten? Es blieb beim Rathen, und obwohl man oft in der Nacht unter der Kellerstiege ein Prasseln hörte, als ob es brenne, war der Bauer doch nicht zum Nachgraben zu bewegen, denn wenn die Leute auf das Ge-

prassel herbeikamen, um nachzusehen, was es gäbe, hörten sie immer wieder nichts mehr. „Wäre ein Schatz vorhanden," sagte der Bauer, „so würde er blühen, daſs die Leute es auch sehen könnten."

78. Das Gertrudenbüchel.

Es war gegen Ende des 18. Jahrhunderts, da saßen an einem Werktag nachmittags im Unterwirtshause zu Jenesien der Wirt selber und der alte Ruepler von Afing. Sie kamen auf das Schatzgraben zu reden. Der Wirt sagte, er wisse wohl einen Schatz, der sei in „Siebezigkruon" (Schloſs Siegmundskron bei Bozen) vergraben und bestehe in einem Fasse voll Gold. „Ja, wenn wir ihn bekommen thäten", meinte der Ruepler, dessen Augen zu leuchten begannen. „Warum nicht?" sagte der Wirt, „wir brauchten bloß ein Gertrudenbüchel zum Heben; da steht drin, wie man's machen muſs beim Schatzgraben; mir hat's das alte Bacherle erzählt." „Aber wo eins auftreiben?" erwiderte der Bauer. „Das Geschäft überlasse ich dir," entgegnete der Wirt, „du kommst weit herum; aber das sage ich dir, sei vorsichtig, und vom Schatz verrath' niemand etwas!"

Der Ruepler forschte nun fleißig nach dem Gertrudenbüchlein, aber lange vergebens.

Es war im Spätherbst, der Ruepler lag im Halbschlaf auf der Ofenbrücke, während wildes Schneegestöber draußen durch die Nacht trieb und ein eisiger Wind an den Fenstern rüttelte. Es gieng schon bald gegen Mitternacht, da klopfte und rüttelte es an der Hausthür. Der Bauer machte auf, und herein trat ein wildfremdes Mannl mit einem schweren Korb auf dem Buckel, dessen kleine Augen unheimlich funkelten. „Laſs mi wärmen a bisſl, Bauer!" sagte es und trat in die Stube. „Was bist für ein Landsmann?" fragte der Ruepler. „Bin as die Walsch, verggaff Limoni." Der Bauer und der Wälsche wurden bald bekannt, und das Mannl erzählte von den großen Städten in Wälschland und wie es überall gewesen sei, in Mailand und Verona, in Padua und Venedig, der Stadt, die mitten im Wasser steht. Da sei Geld und Gut, anders als in Tirol; in den Tiroler Bergen zwar

stecke wohl Gold in Menge, wenn's die Bauern nur wüssten, wie anstellen; auch Schätze wären zu heben, besonders in alten Schlössern, aber man müsst's verstehen, sie zu heben. Der Ruepler erzählte nun dem Wälschen, dass er auch einen Schatz wisse, aber kein Gertrudenbüchel erfrage; das müsse man haben. Das Mannl machte ein Paar stechende Augen her, recht verschmitzte, und sagte, es gehe in vierzehn Tagen wieder da vorbei und dann werde es ihm ein Gertrudenbüchel bringen. Der Ruepler that vor lauter Freude einen Hupf und langte einen alten „Kerscheler" mit Brot und Speck aus dem Wandkästel, schenkte beiden voll ein und gedachte, die Sache noch besser auszudiscurieren. Aber das Mannl sagte, es müsse fort, und ließ sich auch nicht aufhalten, als der Bauer ihm auf der warmen Ofenbrücke ein Nachtlager zurichten wollte.

Nach vierzehn Tagen, gerade um die nämliche Zeit, als die andern schon längst schlafen gegangen waren, klopfte es an die Hausthüre; als der Bauer sie öffnete, trat das wälsche Mannl wieder herein mit einem Gertrudenbüchel. Wieder setzte ihm der Bauer Schnaps und Speck und Brot vor, aber wieder ließ sich das Mannl nicht aufhalten, sondern gieng gleich fort. Vorher trug er dem Ruepler noch auf, den Schatz zu heben, doch das Büchlein niemand anderem in die Hände zu lassen, er werde es wieder holen.

Der Ruepler gieng mit dem Büchlein zum Unterwirt nach Jenesien und zeigte es ihm. Der Unterwirt blätterte so im Buche und konnte die seltsamen Schriftzeichen nicht verstehen; er meinte, das müsse hebräisch sein, und wenn man den Schatz heben wolle, müsse man es auch verstehen und ablesen können. „Weißt du was?" sagte er; „geh mit dem Büchlein zum Pater Vicari ins Kapuzinerkloster nach Bozen, der soll ein gar ausgestochener Kopf sein." Der Ruepler trug es zu dem; der Pater, der ein heiligmäßiger Mann war, nahm das Büchel in seine Hand, fieng an es aufzurollen, während er den Bauern mit durchbohrenden Blicken musterte, und im Augenblick war das Büchlein verschwunden. Der Pater sagte: „Geh jetzt heim und dank Gott, dass er dich aus den Klauen des Bösen befreit hat!"

Der Bauer wurde stutzig, verlangte die Rückgabe des Büchleins und erzählte dem Pater, wer es ihm gebracht habe und dass

er habe versprechen müssen, es dem Wälschen wieder zurückzugeben. „Da sei nur ruhig,“ erwiderte der Pater, „um das Büchel wird niemand mehr kommen.“ Es kam auch niemand mehr, es zu holen, und der Schatz in Siegmundskron bleibt noch zu heben

79. Der Weifner Schatz.

Auf dem Weifner Acker in Afing ist ein Schatz, der aus einem Stiefel voll Goldstücke besteht und alle hundert Jahre einmal zum Vorschein kommt, bis ihn einer hebt. Wenn er wieder einmal bis an die Oberfläche heraufgerückt ist, dann sieht man am 29. Februar um Mitternacht ein rothes, flackerndes Feuer, und neben dem Feuer steht der Schatz, neben dem Schatze aber huckt auf der Erde, ihn zu bewachen, eine abscheuliche Kröte. Diese Kröte ist eine arme Seele und wird erlöst, wenn man den Schatz hebt; aber wer ihn heben will, darf nicht von Furchthausen sein und muss frisch zugreifen trotz der Schrecknisse, die ihn umgeben, dann wird er den Schatz bekommen, lauter funkelneue Goldstücke.

Es ist schon eine schöne Zeit her, da trollt einer gerade am 29. Februar um Mitternacht unter dem Weifner Acker dahin und will heim. Auf einmal wirft's ihm einen grellrothen Feuerschein zu; er schaut auf und sieht, wie ober dem Acker unter einer knorrigen Esche von der Erde herauf eine grellrothe Flamme lodert. Aha, denkt er, das wird der Schatz sein, den werde ich jetzt heben. Er stackelt hinauf, streckt die Hand aus und will anpacken; holla, da hockt auch schon die Kröte neben dem Schatze und glotzt ihn an mit blutrothen Augen wie der Böse; aus ihrem Maule aber geht Feuer. Hinter ihm poltert's, als wär's das „Holdermannl“, und neben ihm schreit's anterisch wie die Habergeiß, und vor ihm wird die Flamme größer und größer und züngelt nach ihm. Da geht ihm die Furcht zu, die Haare stehen zu Berge, er thut einen lauten Schrei, und der Schatz ist verschwunden sammt der Kröte und dem Feuer, und hintennach seufzt es recht wehmüthig, zuerst nahe und dann ferne und immer weiter fort, bis er nichts mehr hört. Weil der Mann nicht nüchtern war, hat er nicht die Gnade gehabt, den Schatz zu heben, sagt das Volk.

80. 's verzabarte G'schloss hintarn Rittnar Hourn.

(Rittner Dialect.)

Af die Möser oubm hintarn Rittnar Hourn isch in ältn Zeitn an unhoamlichs G'schloss g'ständn. Do hät amäl a Bloandrar an g'spassign Tram g'häbb. As ät'n gatramb, ear kannt in Zaber Moaster wearn und in Schoatz bikemmen, va den die Leut derzöhln, dass neun guldana Kögl und a guldana Kugl vergrobn warn und süst no a Haufen schiana Sächn va pa lauter Gold, und dass schun viel selm oubm hattn köglan g'heart, b'sunders an Feirum vor die hoachn Fraudntage. Der Bloandrar geat sonn richtig an'n und siecht's G'schloss oubm af die Möser und schiana Garten und Bame dumidum und oallderlei g'spassige Vögel auf die Bame. 's G'schloss selber isch va lauter Krystoall und oalls umer voll Gold und Silber, mit die schianstn Stuanlan b'sötzt. Vorn Thoar ober isch a schians Jüngferle g'ständn, dös in Bloandrar gor sapprisch nobl gagriaßt ät, und wenn er ins G'schloss inni gian wöllat, kannt ar ginna gian, dar Schlüssl war lei selm ent in der Sältnarhütt'. Er laft ummi, in Schlüssl za holen, ober in der Hütt' ligg a schwoarzar Hund afn Schlüssl, zottlig wie a Bär, und reißt in Roachn au, as wöllat ar glätt g'schwin beißn. Dös hat in Bloandrar a höllische Ängst g'mächt, und ear rennt reasch wieder außn und zan Jüngferle zrugg. Do steat ar und schaugg a Weile 's G'schloss ur. 's Jüngferle frägg'n löschtla, wäs er va den schian Zuig an liabistn hobm that. O mei, der Bloandrar isch hält a a noathigar G'strapplar g'wödn, dear's ninderscht öt darstruzt ät, und weil ar'n denkt, dös guldene Zuig do isch für ünser oan dechtar öt za kriagn, schaugg ar af die groaßen Soaler, dö oubern Thoar schiar zwoanzigmal augawundn hängen, und dö er fro guat gabraucht att für den Bartlmämarkt af der Glögg. Er sägg sonn zan Jüngferle: „Die Soalar that i mögn" und zoagg an'n. Jatz hasche hearn g'söllt, wia's Jüngferle za rearn unfängg und za klogn, dass ar se nöt darleast ät. Af oamäl hearsche an saggrisch'n Dunder, ass dar Boudn zittert; 's G'schloss rumpelt oi in die Eard, und wia dar Boudn dörta wieder zämmgeat, isch oalls awöck, und unt klappert no a Weil 's Gold und Silber anar. Der Bloandrar ober ligg draußn afn

Mous und spürt an Weahtig in seina Haxn, as war ar an gänzn Tog krennt. Wia ar iatz die Augn authuat und umarschaugg, liegn die Soaler van G'schloss gleim nöbn sein. 's älte Pauggermüaterle, va den i die G'schicht hän, ät g'moant, as war in Bloandrar gänz guat gängen, ear hatt lei gabraucht za sogn, dass er 's Jüngferle hobm möcht, noar hatt ar a 's gänze G'schloss und in Schätz kriagg.

---

81. 's Wirtshaus ban Schätz.

(Bozner Dialect.)

Vor älters isch obm af die Möser, woasch, kro a Stuck hint'rn Hourn, die Stroß fürgängen, und Acker sein g'ständn und Wies'n, die oan schianar as die ändern, und Wein isch a obm g'wäxn, a guater Tropf'n, bösser woll, as wia ar iatz oft untn wäxn thuat, roath und weiß, kro wia da's häscht hobm g'wöllt. Und a Bergwerk, oder wia se dös Zuig hoaßn, wo man parlanters Gold und Silber außarschlägg, und sötane schiana Stoanar, sötane farbiga, sel ischt a oans selm ebm g'wösn, und reich sein die Leut obm g'wortn, woasch, schun gänz tamisch reich. 's isch älls zämmg'falln und awöck iatzern, woasch, die Leut hobm hält öt darnoch gathun. As isch älls in Bodn oi verwunschn, 's Gold und 's Silber und die thuirn Stoaner, und drüber isch lei mer a so a Moos. Àb'r der Schätz isch ällaweil nou unter, sell mogsch g'labm. As isch a spöter, woasch, äftar dö reichn Zeitn, wia älls awöck g'wösn isch, no a Wirtshaus obm g'ständn af die Möser, dös öppar nöt kro aniadar ungatroffn ät. As hät oaner schun g'müat a b'sunders Glück hobm. Amäl isch hält a oaner va Villänders obm über die Àlm umerkemmen, dear hät's Wirtshaus wirklich g'södhn und isch a a fezzele ingakeart. Mei, woasch woll, er isch a schun woltan müad g'wösn, dar Heiter; 's isch sov'l a länger Wög! Keart, wia g'sägg, selm in und sieg dar g'schwingger hinter dar Hausthür inni und inni die gänze Labe voll Köttn hängen, a die Stiagn aui, und wia dear a sou schaugg, hobm sie za flinslan ung'fängen, dass es lei a Prächt g'wödn isch. Woasch, älla zämm sein se va Gold und Silber g'wödn, und Krianlan und Ringlan und sötta rars Zuig isch

dervun oig'hängen, älla mit schiana Stoanlan b'sözt, dass es kro lei g'funkelt hät. Wia ar nou steat und 's Maul aureißt va lauter Wunder, kimp die Kellarin außar und frägg'n, wäs 'n g'föllig war. Aj dös aui sägg dear Lätz va palauter Geit: „Menschl," sägg ar, „um die Kuchl und um in Keller isch mar iatzarn kro awäl öt soo'l drum, äber dö Kött'n do umanänder hatt i gearn." Moansch öppar, er hät se kriag, die Köttn? Va Lab und Stab verschwuntn isch älls zämm g'wösn und gor koa Wirtshaus mear do, und der Mensch, woasch woll, wia's hält gian thuat, isch kro mittn ins Hoadra innig'schiebn und hät nou a Weil die Kellarin lei a sou lurlan und die Köttn klinglan g'heart, älleweil weiter und weiter fort. A siabm heart ma se nou iatzern klinglan, as wia wenn's va weitn sein that, und dechter öt gor weit, und älm lei di Nacht, ba Tog nia.

82. Der Schatzteufel.

In Bozen gab es vorzeiten ein Haus, in welchem man kleine Teufelchen zu kaufen bekam. Wer ein solches zu kaufen begehrte, musste des Nachts dahin kommen, dann gieng die Hausthür von selber auf und auch wieder zu. War einer darin, so brauchte er nur die Summe Geldes anzugeben, die er immer vorräthig zu haben wünschte, und wenn er das Teufelchen hatte, war immer die bezeichnete Summe in seinem Beutel und wurde des Geldes nie weniger, er mochte herausnehmen, soviel er nur wollte. Der Bettel kostete aber auch im Verhältnis zu der angegebenen Summe; wer mehr Geld haben wollte, musste auch mehr für das Teufelchen bezahlen, und wer mit einer geringeren Summe zufrieden war, zahlte auch weniger. Dieses Teufelchen war aber klein von Ansehen, und man musste es reinlich kleiden und sorgfältig pflegen. Auch wirkte es nur unter der Bedingung, dass der Käufer es immer bei sich trug und ohne weiters nicht in andere Hände ließ. Weiter verkaufen konnte man es allerdings, aber es durfte verkaufsweise nicht weiter gehen, als bis in die dritte Hand. Da hatte nun das Ding seinen Haken, denn wurde es das drittemal verkauft, so gehörte die Seele dieses dritten Käufers dem Satan. Jeder Käufer musste es sorgfältig im Sacke bei sich tragen; wenn es ihm jemand

aus dem Sacke stahl, so verlor der Dieb an das gestohlene Teufelchen seine Seele. Wenn man es verlor, durfte es niemand anderer aufheben; wer es fand und aufhob, dessen Seele gehörte dem Satan.

Ältere Leute wissen noch von diesem Schatzteufelchen, aber die wenigsten glauben, dass es jemals ein solches gegeben. Sie sagen, das besagte Teufelchen wäre bloß eine Rannwurzel (Alraun) oder ein sogenanntes Alraunmännchen gewesen, eine behaarte, menschenähnliche Wurzel, wie dem Sammler auch ein paar vorgezeigt worden sind, von der noch allerlei Aberglauben verbreitet ist. In den früheren überaus abergläubigen Zeiten mag ja ein Schlaumeier der alten Kaufstadt Bozen mit solchen Alraunmännchen gute Geschäfte gemacht haben. Ein bisschen Hokuspokus dazu, und das Ding fand reichen Absatz.

Sonst kommt der Teufel auch wohl als Esel, mit Geldsäcken beladen, oder als wildfremdes, altes Männlein mit einem Geldsack auf dem Buckel (Geldmannl) des Weges. Daher die weitverbreitete Redensart: „Wenn's Öfele mitn Geld oder wenn's Geldmannl kimp, noar kaf i dar dös und dös." Wer hat nicht als Kind das auch sagen gehört und hat nicht sehnsüchtig auf das „Öfele mitn Geld" oder aufs „Geldmannl", freilich zum Leidwesen stets vergeblich, gewartet?

83. Das geblendete Bergwerk.

Ober dem Dorfe Sarnthein sind auf dem Berg drei kleine Seen und in der Nähe derselben etliche uralte Knappenlöcher. Aus diesen Löchern gruben vor alters die Bergknappen einen großen Reichthum Goldes. Sie geriethen darob in solchen Übermuth, dass sie sich ein goldenes Kegelspiel verfertigten und, statt zu arbeiten, mit demselben sich am hellen Tage erlustigten.

Der Eigenthümer des Bergwerkes überraschte eines Tages die Tagdiebe beim Spiel und mahnte sie ernstlich zur Arbeit. Allein die Übermüthigen wollten vom Spiele nicht lassen, thaten zwar, als giengen sie zum Schurf in die Löcher, kegelten aber darin beim Schein einer Laterne. So trieben sie es etliche Monate lang und rührten weder Hammer noch Bohreisen. Da kam auf einmal wieder der Eigenthümer auf den Berg, um nachzusehen, ob denn wirklich

die Erzstufen nichts mehr trügen. Von weitem hörte er die goldenen Kugeln rollen, schlich in das Loch, von welchem man den Klang vernahm, und sah, dass die Knappen neun Kegel und zwei Kugeln hatten, alles von purem Golde. Ergrimmt darüber, nahm er das ganze Kegelspiel und warf es in einen der drei Seen. Die Taugenichtse aber jagte er sammt und sonders davon. Seit der Zeit haust im kleinsten der drei Seen ein Drache als Schatzhüter, der allnächtlich den See verläßt und in die Knappenlöcher kriecht, um dort seine Augen am geblendeten Golde zu weiden. Wer aber so glücklich wäre, einen der goldenen Kegel oder eine der beiden Kugeln zu finden, der würde Herr des Bergwerkes, das Gold würde vom Zauber der Blendung befreit und gelangte in seinen Besitz. Wie du's aber machen müsstest, den Drachen los zu werden, weiß ich nicht.

84. Das Goldbergwerk hinter dem Rittner Horn.

Vom Rittner Horn steigt man jenseits in eine sumpfige Fläche hinab, genannt „af Seawa". Bevor du die Moorfläche betrittst, kommst du an einer Kapelle vorbei, „afn Toadtn" genannt. Hinter dem „Toadtn" erblickst du ein stehendes Gewässer von mäßigem Umfang.

Es stand hier oben in uralten Zeiten, inmitten alten Nadelholzes versteckt, ein Goldbergwerk im Betriebe, das überaus ergiebig war, und noch jetzt findest du da und dort verlassene Knappenlöcher. Eines ist gar groß und der Eingang überwölbt; vom Loche heraus rinnt ein bläuliches Wässerlein.

Fortzu thaten sich neue Erzgänge auf, und selbst des gediegenen Goldes brachen hin und wieder gewaltige Stücke los. Woher die Knappen ins Land gekommen, ist hier oben nicht mehr bekannt. Dieselben hatten sich aber eine ganze Bergstadt aufgebaut mit zahlreichen Firsten, das eine Haus schöner als das andere; du findest noch die Spuren davon. Da ward Tag und Nacht gehämmert, gebohrt und geschmiedet, dass man es weit den Berg hinab hören konnte. Die Knappschaft war bald zu großem Reichthum gelangt und wurde darob über die Maßen stolz und übermüthig. Das altfränkische Lodenröcklein war ihnen zu schlecht ge-

worden, und sie kleideten sich in Sammt und Seide und trieben auch in Stube, Küche und Keller sündliche Pracht. Ja, sie stellten sich auf offenem Wiesenplan Tische und Stühle von eitel Gold auf, machten sich goldene Kugeln und schoben damit nach goldenen Kegeln. Den Gottesdienst besuchten sie dafür nimmer, und die Kirche blieb leer. Das Kegelspiel aber gab so hellen Klang, dass der römische Landpfleger zu Waidbruck, ein gar frommer Herr, davon hörte. Dem war das Bergwerk auf „Seawa" zu eigen, und er kam alsbald heraufgeritten, um zu sehen, wie das Tagewerk oben vor sich gehe, und kam gerade recht.

Wie er das böse Treiben seiner Knappen sah, wurde er zornig und strafte die Knappschaft ob des Frevels mit hartem Schelten und drohte, dass sie seiner lange gedenken würden, so sie von ihrem Übermuthe nicht abstünden. Hierauf ritt er wieder nach Waidbruck hinab. Es unterblieb nun das frevelhafte Spiel, und das Schürfen und Schmieden hub wieder an. Über eine Zeit aber thaten die verstockten Bergleute sündhaft wie vorher. Sie stellten aber die Kegel nimmer im Freien auf, sondern machten den Stollen zur Kegelbahn. Als nun Spiel und Schall wieder anhub und ihre Ausgelassenheit sich immer mehrte, da fuhr einmal ein Sturmwind über den Berg, und ein schweres Gewitter brach los mit Blitz und Donner und Hagel. Es geschah ein Erdbruch, der ganze Stollen ward verschüttet und begrub die Frevler unter den Trümmern.

An Stelle des Bergwerks aber sammelte sich tiefes Wasser an und rann bis auf heute nimmer ab.

Ein Bäuerlein aus Gismann ist vor Jahren beim Wasser vorbeigegangen, da haben Tische und Stühle und Kugeln und Kegel von lauter Gold heraufgeglänzt, dass es eine rechte Lust war. Die goldenen Kugeln aber, das Bäuerlein sah es ganz deutlich, waren von solcher Größe, dass damit eine gewöhnliche Menschenhand nimmer zu scheiben vermöchte.

Weil aber der Landpfleger von Waidbruck allzu milde gewesen ist und das ausgelassene Knappenvolk nicht zum Tempel hinausgejagt hat, muss er allnächtlich auf einem feuerschnaubenden Schimmel übers Horn herüber und die „Schien" abwärts reiten sammt seinem Reitergefolge. Schon viele haben ihn gesehen, und die Leute be-

haupten, es wäre ein riesengroßer Mensch mit ellenlangem struppigen Bart, und er sehe gar zornig und finster drein. Hie und da sprengt er in sausendem Galopp oben über, dass die „Gahnen" weit hinausstieben.

Die sündigen Knappen aber müssen alljährlich am Vorabend des hohen Frauentages, wie auch am Festtag selber das goldene Kegelspiel aus dem Grunde des Wassers heraufholen und oben so lange kegeln, bis die Sonne untergegangen ist.

85. Von der Willeweis auf dem Birchboden.

Mitten im Walde ober Lengstein findet sich ein freier Plan, mit duftigem Rasen belegt und nur von ein paar Lärchen bestanden. Es ist der Birchboden. Fast inmitten desselben steht ein buschig umkränzter Lärchbaum. Wenn einer bei Nachtszeit da vorüber muss, läuft's ihm allemal kalt über den Rücken, und so einer vom Husten geplagt wird, wirft er sich auf den Boden und hustet in den Wasen, auf dass er von den Unholden nicht verspürt werde. Da oben wohnte vorzeiten ein unheimlich Weiblein. Die gespenstige Frau saß auf dem Rasen und las in einem altmodischen Buch. Es war die Willeweis. Wandte sich jemand in der Noth an sie, dann brauchte er bloß am Waldesrand stehen zu bleiben und auf den Plan hinauszurufen: „Die Wile thut die Wele begraben"; alsdann kam die Willeweis herbei, nahm den nächtlichen Gast freundlich auf und sprach weise Worte zu ihm. Eines Abends zündete sich nun ein alter Reinpalter von Lengstein am Herdfeuer seinen Kentel an und zog aus, bei der weltweisen Frau da oben die Meisterschaft in den Zauberkünsten und die Weltweisheit zu lernen. Er hatte manches Jahr in des Winters langen Nächten gesessen, Zauberbücher aufgeschlagen und vergeblich über die Weltordnung gegrübelt. Er stieg also auf sein Ross und ritt bergan. Kaum hatte er die Stätte erreicht, wo das prophetische Weiblein hauste, da schwang er sich vom Ross und rief mit mächtiger Stimme: „Der Reinpälter reitet auf krumpem Ross. Wia thuat die Wile die Wele*)

*) nach anderen Wela, auch Welat.

bagroben?" Alsbald erhob sich das greise Mütterlein mit einem Stabe in der Hand und begann freundlich mit ihm zu reden. Der Reinpalter aber begab sich mit ihr zu dem bezeichneten Baum und fragte sie, wie es um die Welt stehe, und nach dem Sinne des Spruches, mit dem sie von den Leuten gerufen werde. Und das Weiblein schlug ihr meeraltes Buch auf und theilte ihm mit, wie der Wele Bestattung vor sich gegangen und noch vieles andere. Denn was der Reinpalter da oben erfahren, und was im Zauberbuch gestanden, ist weder mir noch dir kund geworden. So viel aber ist bekannt, dass der Mann gesund und ohne Schaden wieder heimgekommen ist, und dass ihn der Zuspruch der Willeweis befriedigt hat. Von da an gieng er fleißig seiner Arbeit nach; aber was er auf dem Birchboden erfahren, sagte er niemandem.

86. Die Prophetin.

Auf dem Ritten lebte zu Unterinn ein weissagendes Weiblein, man nannte es die Fiegl Barbl. Die ältesten Leute haben sie noch gekannt. Diese sagte einmal voraus, dass eine Zeit kommen werde, in welcher man ohne Ross fährt und von den Bäumen die Wipfel abhaut und dafür neue einsetzt (Ausmessung).

87. Fürweilung.

Einige Tage vor dem 17. August 1891 kam in Kollmann ein altes Weiblein zum Geistlichen und legte ihm einen Fünfguldenzettel hin mit der Bitte, er möge ja schnell Messen für die armen Seelen lesen, sie fühle sich so beklommen, es sei ihr, als ob die ganze Luft voll Teufel wäre, es müsse etwas Schreckliches geschehen. Am 17. August brach die Gandernuhr los, verschüttete einen großen Theil des Dorfes, und viele Menschenleben wurden vernichtet. (Kollmann.)

88. Die seligen Leute.

Die „seligen Weiber", auch wilden Weiber, hausen in den Felswänden von Oberplatten auf dem Ritten gegen Signat hin, wo sie auch ein Felsenloch bewohnen.

In früheren Zeiten wohnten die „seligen Leute" auch in den Waldgründen ober dem Steinpfarrerhof in Unterinn. Eine selige Dirne verdingte sich beim Pfarrer auf dem Stein und mahnte ihn immer, wenn's an der Zeit war, zu säen. Die Seligen dort oben liehen oft von den benachbarten Bauersleuten Lebensmittel und stellten sie voll Unrath wieder zurück. Auf die Frage nach dem Grunde sagten sie, dass der Unrath, den die Bauersleute bei der Arbeit nach dem Feierabend machten, in ihre Nahrungsmittel falle.

89. Die Selige auf Pfaffstall.

Auf Pfaffstall, am Wege, der von Klobenstein nach Pemmern und aufs Rittner Horn führt, stand vorzeiten eine Magd im Dienste, von der niemand wusste, woher sie sei. Die Hausleute waren überaus zufrieden mit ihr, denn sie war sehr arbeitsam und schaute auf die Sache. Auch ihre Mitehehalten hatten sie gerne, weil sie mit allen im Frieden lebte und gefällig war. Sie that ihre Arbeit und redete nicht viel.

Seitdem diese Magd auf dem Hofe war, hauste der Bauer zehnmal besser, als vorher, und Missjahr hatte er keines. Aber manche Leute gab es, die den Kopf schüttelten und redeten: Sie kann mehr als gewöhnliche Menschen und ist gewiss eine Hexe. Zu dieser Meinung trug auch noch der Umstand bei, dass die Dirne manchmal des Nachts fort war. Niemand wusste, wo. Mehr als gewöhnliche Menschen verstand sie auch. Wenn z. B. die Leute im Kornschnitt waren, und sie hätte früher heimkehren sollen, um die zu solcher Arbeitszeit üblichen Krapfen zu backen, blieb sie doch auf dem Felde und that, als ob nichts wäre. Gefragt, ob sie nicht bald gehe, es sei der Krapfen wegen, gab sie zur Antwort: „Es hat keine Eile" und schnitt weiter. Endlich gieng sie heim, aber erst mit den übrigen Schnittern, und doch standen, wie sie in die Stube kamen,

die Krapfen in goldgelben Stößen auf dem Tisch. Sie war lange auf Pfaffstall; zuletzt trieb sie der Bauer selber vom Hofe. Das gieng so: Er hörte nämlich eine Stimme im Walde, dass ihre Mutter gestorben sei. Daheim theilte er, was er gehört, der Dirne mit, und sie stürzte weinend hinaus und fort, ohne wieder zu kommen. Seit der Zeit ist aber auch der Hausstand auf Pfaffstall nie mehr so gesegnet gewesen.

90. Die sealige Gitsch ban Oubarschlichtar.

(Rittner Dialect.)

An àltar Oubarschlichtar in dar Roathwànd zinänist ba Lengstoan afn Rittn hàt amoal a Diarn g'hàbb, ba dear öt oalls gànz kausche g'wödn isch. Die Leut moan, as war a Hexe g'wödn, und darzöhln thuat man dervun, dass se aniadn Pfinztig und a süstn, bàll amoal wieder die Hexlar sein af an Oart zàmkemmen, ba Noacht awöck isch, niamatz hàt g'wisst, wohin. Süstn isch's gor a rara Gitsch g'wödn, gànz und gor öt, wia 's Weibarvolk in der Ordinari sein thuat, still und rüawig, sog i dar, wia a stianats Woasser. 's Maul hàt se nöt leicht augathun. Obar an Àrbatarin isch 's g'wödn, asse nöt g'schwin a zwoate untröffn thatst. Va dar Hànd isch ar olls gor wunderbor gàngen, wax und saubar woasche, as ma's ixtzan nimmer findn thuat, und weiln dar Schlichtar a wottan hausliger Mensch isch g'wödn, hatt ar dö Gitsch um koan Preis asn Dienst g'làt. Wenn se draußn afn Feld mitn Baudn sein förti g'wödn, und as isch 's Sau ungàngen, und dar Schlichtar wirft schun a fezzele aus, isch die Gitsch öppar amoal stian gablibm und hàt zi di Wolkn an'ng'schaugg und afn Himml asou umar. Noar af oamoal sàgg se zan Baurn: „Baur," sàgg se, „hoalt in mitn San, as kimp dar Pestluft!" Oftamoal hàt se dös gor a g'sàgg, wenn dar Himmel koa keidile g'hilbe g'wödn isch. Àber wia se g'sàgg àt, isch's a gàngen. Hàt dar Baur mitn Sau aug'heart, isch's recht g'wödn, hàt ar ober wei'arg'sant, noar isch nicht nöt g'waxn.

Hiatzern reitit dar Oubarschlichtar an am Obad woltan spat übarn Birchbondn hoamzua. Zelm woasche, sein die Baurn, wia ma mei Nähne oalm darzöhlt àt, non bössar g'standn; àlla hobm se

ihre Rössar g'häbb zan Reitn, und war's a lei a Stunn g'wödn za gian. Reitit älso dar Schlichtar spat durn Birchboudn umi. Do weard's af oamoal löbendig, und pfeifn thuat's und toasn und achazn durn Luft, asse kannsch glabn, 's wilde G'fohr war lous. Zanlöschtn höbb's gor un in die Bamwipfel za pfnetern, as thatn se moutn. Und wearn thuat's a zagleich hell as wia ba Tog.

Dar Schlichtar, woasch woll, isch a fezzile woll dechtar darschrockn und haut afn Gaul inni, bis ar rennt. Und durcho geat's, as hatt ar oubm öppas g'stohln. Do lous! Hinter ihn hear schreit oans: „Hos*) afn Rofs, sog za der Wöle, die Wile ist toadt." Oder wia ändra darzöhln: „Hot afn Rofs, sog za der Wile-Wele, die Wala isch toadt." Hiazan hät ar's no schlenniger gian g'lät. Wia 'r hoamkimp und in die Stube innigeat, sitzt die Diarn kro ban Spinnrod und spinnt. Sie schaugg öt an und sägg a nicht nöt afn Baurn sei „Grüaß Gott"! Ear sitzt hintarn Tisch, putzt die Inslatkörz und darzöhlt lei wundershälber va dar Stimm oubm und afs ar si gor öt verwoaßt, sötta Namen amoal g'heart za hobm. Wia die Gitsch heart, wäs die Stimm g'sägg ät, keit se 's Spinnrod um, springg an und höbb un za rearn und za lurlan, dafs es sie frei owürgn thuat. Asou rearater rennt se za dar Thür und reißt se tschederweit au. Zelm keart sie se nou amoal um, schmeißt in Gornknuidl, den sie oar g'spunnen ät, inni und schreit nochn: „Gorn oar und koan End! Koa reichar Schlichtar, koa oaltar Wiesar mear, bis die Lahne zan Haus kimp!" Dräftar isch sie wöck g'wödn, und niamatz hät g'söchn oder g'heart, wou sie hin isch; kemmen isch sie a nia mehr.

Die löschte Prophizeiung isch ober a ingatroffn, as gibb koan reichn Schlichtar mear, und va die Wiesarischen will a schun längist koaner mear oalt wearn. Dar Gornknuidl, den die Gitsch innig'worfen ät, isch nia gor wortn, und man hatt moanen g'mögg, man kannt bis zan jüngsten Tog oarwindn. Do hät ober spötar amoal dar Schlichtar a junga Diarn g'häbb, asou a gatzige Gitsch, wia dö jungen Dinger hält oft sein thüan; dö windit, woasch woll, a va den Knuidl awöck und sägg afoamoal wundrig: „Wäs isch enn des, dafs dös Gorn nia gor weard?" Sie war woll gearn die Ärbat lous g'wödn. In den, wia se des sägg, isch dar Knuidl gor g'wödn.

*) nach anderen „Pfos".

91. Die Leckfräulein in Nobels.

Die Leckfräulein wohnten in Höhlen beim Locherer in der Lecklahn. Zu Zeiten kamen sie auf den einsamen Hof: man musste sie von den Speisen herausessen lassen, wie sie wollten. Es brachte Glück, man sah sie gerne kommen; im Stall, im Stadel und in der Stube, nirgends gab es einen Unsegen. So erschienen sie eines Tages wieder und nahmen an den Speisen Antheil. Die Bäurin war aber heute einmal in einem gabichen Zeichen; patsch, wie eine zugriff, schlug sie ihr mit der Kelle auf die Hand. Erbittert über solchen Undank, brach das Leckjungferle in die Worte aus:

„Auf und davon und nimmer her,
Und kein reicher Locherer mehr!"

Und flugs fuhren sie durch den Kamin hinauf. Die Verwünschung gieng in Erfüllung, Glück und Segen zog mit ihnen aus, es gab keinen gut hausenden Locherer mehr.

92. Was die Rittner von den Zigeunern erzählen.

Das Volk der Zigeuner oder „Zigedeuner" ist „verwunschen" und von Gott dem Herrn verflucht und zu ewigem Wandern verdammt.

Da kam eines Tages eine Zigeunerin auf den Wenterhof in Unterinn, die bei den Wenter Leuten noch immer im Andenken steht. Die Alte war gar einsilbig und unheimlich, und weil sie die Insassen des Hofes fürchteten, wollten sie das Weib bei guter Laune erhalten, luden sie deshalb zum Sitzen ein und theilten Nachtmahl und Trunk mit ihr. Da wurde die Alte gesprächig und hub an zu erzählen, wie vor alten Zeiten das Zigeunervolk reich und vornehm gewesen und auserwählt vor andern Völkern, und wie selbes gesegneten Viehstand besessen und reichlich Weide dafür und Haus und Hof und schöne Gärten mit beständigem Frühling und so fort, also dass den guten Leuten zu Went recht die Lust darnach aufstieg. Aber ihre Welt war alt geworden und ihr Heimwesen hinfällig, denn sie lebten in Übermuth und verübten

Frevel gegen Gott und Menschen. Da schlug sie der Herr mit schwerer Zuchtruthe. An ihren Namen heftete sich der Fluch, Glanz und Reichthum hörten von selber auf, und in ihr Erbe theilte sich fremdes Volk. Sie wurden von Haus und Hof vertrieben und griffen zum Wanderstabe. Der Fluch folgte ihnen auf den Fersen, und unstät irren sie seither von Dorf zu Dorf, von Land zu Land, heimatlos und flüchtig wie zersprengtes Wild. Sieben Jahre, so sagte die Alte, schwärmt der Zigeuner, vom Fluch getrieben, durch die Fremde. Kommt die eine Schar zurück, dann wandert die andere sieben Jahre, und so geht es die Reihe herum. Haben alle die Wanderung vollbracht, so fängt sie bei den ersten wieder an, immer auf sieben Jahre. Und das Volk stirbt nicht und vergeht nicht und muss bis auf den jüngsten Tag wandern. So die Alte auf dem Weuterhof.

93. Teufelsbesuche.

Dem Eschenbacherhof in Eschenbach bei Unterinn, in welchem die Gerichtsboten wohnten, stattete der Teufel in grünem Rocke häufig seinen Besuch ab. Er setzte sich an den Tisch, ließ sich über die Gerichtshandlungen Bericht erstatten, fragte nach den Missethätern und gab dem Eschenbacher, der immer zugleich Fronbote war, manchen heimlichen Rath. Er gieng da aus und ein, als wäre er zuhause.

94. Der Satan will ein Kind vertragen.

In Sarnthal lebte eine Bäurin, welche es mit dem Christenthum nicht allzustreng nahm. Sie unterließ es, morgens und abends ihre Kinder zu segnen. Auch sonst war sie mit den Leuten ungut, zankte mit den Dienstboten herum, und niemand that ihr recht. Eines Abends hatte sie wieder ihre Galle gegen das ganze Hausgesinde ausgelassen und jagte die Kinder ohne Abendgebet und ohne Segen ins Bett. Da stand plötzlich der Teufel mitten in der Kammer, riss das jüngste der Kinder aus seinem Bettchen und wollte es davontragen. Schon war er beim Loch in der Wand, durch das er herein-

gekommen, da erblickte ihn die Bäurin und erschrak heftig. Es fiel ihr zum Glücke ein, geschwind ein Kreuz über das Kind zu machen. Als das der Teufel merkte, ließ er das Kind zu Boden fallen und fuhr heulend durch das Loch hinaus. Das war für das Weib eine gute Lection; sie bekehrte sich, wurde fromm und geduldig und hielt auch ihre Kinder zum Beten an. Nie mehr ließ sie beim Aufstehen oder Schlafengehen eines derselben ungesegnet. Das Loch in der Mauer aber, welches der Teufel beim Hereinfahren gemacht hatte, konnte niemand mehr zumauern.

95. Der Teufel holt einen Wortbrüchigen.

Der Seilermeister in Bozen hatte soeben drei Galgenstricke gedreht. Die drei Galgenvögel aber, denen sie zugedacht waren, stiegen aus und dachten sich: Es hat noch Zeit mit dem Hängen. Und sie liefen, was sie konnten, in das Sarnthal hinein. Da, ungefähr auf dem halben Wege zum ersten Sarnerdorfe, begegneten sie einem Bauersmann, der auch ins Thal hineingieng. „Oho," rief er, „was lauft ihr so? Zum Mittagessen kommt ihr auch anders noch früh genug hinein." Und die drei erzählten ihm, wie es mit ihnen stehe, und sagten zum Bauern: „Wenn du versprichst, niemandem ein Wort davon zu sagen, kommst du lebendig davon, anders nicht." Der Bauer versprach es mit drei Eiden und setzte hinzu: „Wenn ich irgend einem Menschen davon etwas sage, will ich, dass mich auf der Stelle der Teufel hole." Darauf ließen sie ihn seines Weges gehen und liefen voran. Er aber gelangte hinterdrein auch ins Dorf und begab sich schnurstracks in die Kirche, wo ein altes Weiblein kniete. Weil er sich dachte, dass ihn hier der Teufel nicht holen könnte, wenn er es auch sagte, so erzählte er die Geschichte mit den drei Galgenvögeln dem Weiblein, auf dass es geschwind die Anzeige mache. Aber kaum hatte er die letzten Worte gesprochen, als sich ein gellender Pfiff hören ließ. Im nächsten Augenblick kam der Teufel durch ein Loch in der Mauer, fasste den zu Tode erschrockenen Mann und fuhr mit ihm durch das nämliche Loch wieder hinaus und der Hölle zu.

96. Der Teufel in Affengestalt.

In Sarnthal lebte einmal ein reicher Mann, der überaus hartherzig gegen seine Mitmenschen war. Da trug es sich zu, dass ein Landfahrer des Weges kam, der einen abgerichteten Affen zum Kaufe anbot. Der reiche Sarner erwarb das fremde Thier der Kurzweil wegen, und der Affe leistete ihm alle Dienste, welche er nur von ihm verlangte. Daher war der Geizhals überaus froh, dass er nun keinen Knecht mehr zu zahlen brauchte. Er wusste aber nicht, dass der Affe der leibhaftige Satan war.

Eines Tages verkroch sich der Affe unter das Bett seines Herrn und war durch nichts mehr herauszubringen. Zur gleichen Zeit kam der Pfarrer zum Geizhals auf Besuch und trachtete den hartherzigen Menschen durch eindringliche Mahnreden auf bessere Wege zu bringen. Der Bauer erzählte ihm nun von seinem neuen Knechte, der ihm bisher treu gedient, aber heute den bösen Kopf aufgesetzt habe und aus seinem Verstecke nicht heraus wolle. Dem Pfarrer kam das Ding verdächtig vor, und er fieng an zu segnen und zu beten. Plötzlich brüllte der Affe unter dem Bette, wie ein wildes Thier, und geberdete sich ganz wüthend. Als der Pfarrer zu segnen fortfuhr, kam statt des Affen der Satan unter dem Bette hervor und entfloh unter entsetzlichem Geheul mitten durch die Zimmerwand. Das Loch, das er in die Wand gebrochen hatte, war niemand mehr imstande zuzumauern. Der Bauer aber war bekehrt.

97. Der Schafbub und der Grünrock.

Beim Kreuzweger in Jenesien war ein recht böser Schafbub im Dienst, ein Zornigel von Haus aus, der zu fluchen pflegte, was er nur losbrachte. Und alle seine Flüche waren Gotteslästerungen; gelernt hatte er sie von seinen Eltern. So wuchs der Bub heran, krumm und verbogen wie die Eichen, die dort aus den Felsritzen wachsen. Die Bäurin sagte wohl oft: „Wart' nur, du Zornigel, wenn du so fluchst und das Vieh so marterst, kommt schon einmal der Grünrock und holt dich.“ Aber er blieb der nichtsnutzige Schafbub. Einst trieb er seine Herde wieder aus. Es war noch früh im Herbst. Während er die Haselstauden nach Nüssen

absuchte, liefen die Schafe in die Herbstsaat und fraßen die süßen Keime. Kaum bemerkte das der Bub, als ihm schon der „Krien“ aufstieg; geflucht hat er, dass die Schafe geschwind von selber aus dem Acker liefen, bevor er, die Tasche voll Steine, in Wurfweite kam. Als die Thiere wieder auf der rechten Weide grasten, legte sich der Bub unter einer Fichte nieder und biss seine Haselnüsse auf. Auf einmal bewegte sich vor ihm eine Kranewitstaude. Wie er genauer hinschaute, sah er hinter der Staude ein zwei Spannen hohes Mannl in grasgrünem Rock, mit einem grünen Hütlein auf, und seine krummen Beine staken in schwefelgelben Stiefeln. Es hatte eine krumme Vogelnase, schwarzblaue Lefzen, zwischen denen eine Reihe glänzendweißer Zähne hervorschaute, und seine grünen Änglein bohrten sich unheimlich in die Augen des Schafbuben, während er das kleine Maul zu teuflischem Grinsen verzog.

„Holla, das ist der leibhaftige Bettel,“ dachte sich blitzschnell der Bub und gerieth in keinen kleinen Schrecken. Aber wie das Männlein nur so stehen blieb und sich nicht rührte, fasste er wieder ein Herz und meinte, dem „lötzen“ Teufelchen sei er schon noch gewachsen. Auf einmal aber wurde das Grünröckl größer und immer größer und reichte schon über die Kranewitstaude hinaus. Jetzt fieng dem Buben an das Herz im Leibe zu hämmern, der Grüne schoss greuliche Blicke auf ihn, und eiskalter Schauer durchrieselte seine Glieder; kaum vermochte er noch die Hand emporzuheben und das Kreuz zu machen. Vor dem heiligen Kreuzzeichen verschwand urplötzlich der Grünrock, und der Bub athmete wieder frei auf. Er getraute sich keinen Augenblick länger im Wald zu bleiben, daher trieb er die Schafe zusammen und lief spornstreichs heim. Die älteste Schwester des Kreuzwegers hat den Buben noch gekannt; geflucht habe er, behauptete sie, in seinem Leben nicht mehr.

98. In die Hölle gefahren.

Die Nobler Gemein, eine gesuchte Weide, war vor vielen Jahren der Zankapfel zwischen Mölten und Jenesien. Jahre lang stritten sie mitsammen. Wenn zwei von Mölten und Jenesien zusammenkamen, da gab es Streit und Raufhändel bis aufs Blut.

Am Fuß zweier Lärchen, deren Stöcke noch stehen, zeigt man noch die Stelle, wo Gott der Herr den gottlosen Missbrauch mit dem Eide schrecklich gestraft hat.

Da that einmal einer von seinen Feldern Erde in die Schuhe und bekräftigte mit einem Eide: „Mag ich stehen oder gehen hier herum, wo und wohin ich will, immer stehe und gehe ich auf meinem Grund und Boden.“ Der Widerpart aber hatte einen Schöpflöffel im Hute und bezeugte beim Schöpfer ober seinem Kopfe, dass der erste falsch geschworen habe.

Kaum hatten sie im Angesicht der Ältesten aus beiden Gemeinden den Schwur gethan, da spaltete sich die Erde und verschlang beide, und ober ihrem Grabe her kreuzten sich zwei Lärchen.

99. Der Pitscher Hansel.

Der Pitscher Hansel von Afing war der größte Prahlhans weitum, und wenn er einmal aufzuschneiden begann, da musste man Fenster und Thüren aufthun, um in der Lügenluft nicht zu ersticken. Im Sommer ist's gewesen, da giengen sie mitsammen, wo er im Dienste war, zur Schindwiese hinauf auf das Schwarzegg, das Heu in die Schupfe einzuthun. Sie arbeiteten den ganzen Tag, und schon stand der Mond am Himmel, als sie erst „Feirum“ machten. Nun sollten sie noch weit hinab und des andern Morgens wieder in aller Früh herauf, denn in der Schupfe war's unheimlich, und niemand getraute sich darin zu übernachten. Unter dem Nachtessen neckten die übrigen den Hansel: Wenn er so ein Held sei, solle er da übernachten auf dem frischen Heu. Der Hansel ließ es sich nicht zweimal sagen; „gerade dem Geiste zum Trotz und euch zur Schande bleibe ich da. Ich werde dem Geist schon zeigen, wer der Hansel ist.“ Als sie sich zur Heimkehr richteten, sahen sie wohl, dass dem Hansl Ernst sei. Sie suchten es ihm auszureden, aber er blieb oben und schickte ihnen einen Juzer nach dem andern nach, dass es frei über Berg hilderte. Aber der Hansel ist nicht lang lustig geblieben: um Mitternacht ist der Geist wohl gekommen mit feurigen Augen und glühendem Rachen, halb Schuh langen Krallen an Händen und

Füßen und einem frischgeschliffenen Stilet in der Hand. Ein zottiger Schweif ringelte sich dreimal um das Ungethüm, und ein Mantel aus Schlangenhäuten hieng von seinen Schultern hinab. Der Geist riss den Hansel vom Heustock herab, hängte ihn vor der Schupfe auf und schund ihn mit dem schneidigen Stilet. Den Leib hat er vertragen und die Haut aufs Dach geworfen. Bis zum Unterplattner hinab hat man das Geschrei des Hansel gehört. Als nun die andern früh morgens von Afing heraufkamen, sahen sie das Blut vor der Schupfe, aber keinen Hansel mehr.

Eine fürchterliche Stimme schrie, dass ihnen vor Schrecken die Knie schlotterten:

„Ös Buabm und Madlar, lät enk sogn,
Jn Hanslan ät dar Geist vartrogn;
Afn Dàch oubm liegt sei Haut,
Steigg nar auar und schaut!“

So war es; auf dem Schupfendache fanden sie die Haut, und daher heißt die Wiese „Schindwiese“.

100. Das Teufelsloch.

Auf dem Sarnerjöchl, über welches man von Sarnthal nach Passeier hinübergeht, ist ein großer Felsen und in dem Felsen eine Kluft, das Teufelsloch.

Um die Alm heroben wurde viele Jahre lang gestritten; da that einer von seinem Acker Erde in die Schuhe und einen Schöpflöffel in seinen Hut und schwur: „So wahr der Schöpfer ober meinem Kopfe ist, so wahr ist es, dass ich auf dem Grunde meiner Gemeinde stehe.“ Kaum hatte er dies gesagt, da sprang der Felsen entzwei, und aus der Kluft stieg ein abscheulicher Teufel hervor; dieser packte ihn und fuhr mit seiner Beute unter Feuer und höllischem Gestank durch die Kluft in die Hölle, daher der Name „Teufelsloch“.

101. Der Bozner Rathsherr.

Nicht weit vom „Tscheipenthurn" bei Bozen ist ein (jetzt aufgedecktes) unterirdisches Gewölbe, in welchem man Spuren einer Feuerstätte wahrnimmt.

Vor uralten Zeiten hatte in dieser Höhle ein Rathsherr von Bozen sein Versteck. Derselbe war ein Raubmörder, vor dem sich alles weit und breit fürchtete, aber man bekam ihn immer nicht. Freilich, wer ihn im Rathshaus sitzen sah in seiner Rathsherrntracht und da seine Rede vernahm, der hätte eher alles andere geglaubt, als daſs dieser angesehene Mann ein Räuber wäre, der von seinem Verstecke aus die Wanderer überfiel und ausraubte und die ganze Gegend in Schrecken versetzte. Stark war er wie ein Riese und flinkbeinig wie ein Reh, so daſs er das schnellste Roſs im vollen Lauf einholte.

Einmal trabte der Stegerbauer von St. Georgen auf seinem flinken Röſslein vorbei. Eine gute Strecke ober dem „Tscheipenthurn", wo er sich schon sicher glaubte, faſste ihn der Schalk, und er rief dem Rathsherrn einen Spottnamen zu und sprengte dann in rasendem Galopp den Berg hinan. Auf einmal kam der Räuber nachgerannt; es fehlte nicht viel, und er hätte ihn erwischt. Der Bauer konnte sich gerade noch in sein Haus retten.

Der Räuber kam lange nicht auf; er war pfiffig und ist immer aus einem unterirdischen Gange, weit von der Höhle entfernt, herausgekommen, wenn er im Rathsherrnmantel in die Stadt gehen muſste auf das Rathshaus. Gieng er aber auf Raub und Mord aus, dann trug er falsches Haar und falschen Bart, war verkleidet und hatte das Gesicht geschwärzt. Aber es ist nicht immer in einer Gasse Kirchtag; auf einmal kamen ihm die anderen Herren vom Rathe auf die Spur. Sie ließen sich aber nichts ankennen und tagten einmal wieder im Rathe. Unter der Sitzung wurde das Haus mit reisigen Knechten umstellt. Dann erhob sich ein Rathsherr, faſste den Räuber, der eben auch im Rathstage saß, scharf ins Auge und hielt Umfrage, was für eine Strafe der verdiene, der als Heuchler die ganze Stadt hinters Licht führe, daneben aber ein Schuft und ein Spitzbube sei. Er verdiene, sprach der Räuber, der keine Ahnung hatte von seiner Entlarvung, mit glühenden Zangen gezwickt und darnach aufs Rad geflochten

zu werden. Auf ein verabredetes Zeichen traten die Bewaffneten in den Saal, und der Rathsherr, der die Frage gestellt hatte, zeigte auf den Raubmörder und sprach: „Du bist es, es geschehe nach deinem Urtheil!" Die bewaffneten Knechte stürzten sich auf ihn und wollten ihn binden. Er wehrte sich mit Riesenkraft, endlich aber erlag er der Übermacht. Einige Tage darauf wurde er auf der Tuchbleiche mit glühenden Zangen gezwickt und dann gerädert.

102. Die Räuber in der Christnacht.

Zum Mackner in Wangen kamen alljährlich in der Christnacht Räuber, thaten sich gütlich und nahmen mit, was ihnen gefiel. Die Hausleute hüteten sich wohl, ihnen entgegenzutreten; jeden, der das wagte, schlugen sie todt. Daher giengen die Leute lieber nach Wangen zur Christmette hinauf und versteckten vorher, was sie nicht in die Hände der Räuber fallen lassen wollten.

Einmal waren sie gerade wieder in voller Arbeit, die besten Sachen zu verstecken, bevor sie zur Christmette fortgiengen, da kam zur Hausthür herein ein meraltes Mannl aus Venedig und bat um Nachtherberge, es käme heut nicht mehr weiter.

„O mei liabis Mannl," sagte der Bauer, „do kannsch nöt bleibm, as thian ålm in dear Nächt Rabar kemmen; sigsche jå, dass mar a wian öppas af die Seite raumen, weil sie süst älls zämm vartrogat'n. Feart isch oans darhoam gablieben, in selbm Mensch obm se lei kro g'schwin umgabrocht. Gea nar liabar mit üns af Wängen ani!"

„O, ich fürchte mich nicht," versicherte das Mannl. „Jå, wenne moansch, kannsche meintwög'n gnua bleibm; wiss'n thuasch's iatzan."

Das Mannl blieb, und die andern giengen nach Wangen hinauf. Hinter ihnen sperrte er die Hausthür, legte sich dann auf die Ofenbrücke und schlief ein. Schon läuteten die Mitternachtsglocken in Wangen und Afing, da schlug es mit gewaltigen Fäusten an die Hausthüre, und fluchende Stimmen begehrten Einlass. Das Mannl erwachte, stieg langsam von der Ofenbrücke herab, zündete die Unschlittkerze an und that auf. Zwölf Räuber stürzten mit geschwungenen Dolchen und Knütteln ins Haus, aber das Mannl schaute sie, ohne ein Wort zu sagen, starr an und

drohte mit dem Zeigefinger. Sie fiengen an zu zittern, als hätten sie ein Gespenst gesehen, und stillschweigend folgten sie ihm in die Stube nach. Dort stellte er sie, etwas murmelnd, wie Soldaten der Reihe nach auf, und sie mussten „habt Acht" stehen. Das Mannl stieg wieder auf die Ofenbrücke hinauf und schlief weiter. Endlich kehrten die Hausleute mit Furcht und Zagen heim, öffneten die Hausthür und meinten nichts anderes, als dass das Mannl als Leiche in der Stube liegen werde. Ein lauter Schrei des Entsetzens weckte das Mannl auf der Ofenbrücke auf; die Hausleute waren in die Stube getreten und sahen da die Räuber stehen. Sie wollten gleich wieder auf und davon, aber das Mannl hielt sie zurück und redete ihnen die Furcht aus. Jetzt erst merkten sie, dass die Räuber gefroren gemacht seien und sich nicht von der Stelle bewegen, ja nicht einmal reden konnten.

„Ihr könnt mit den Räubern thun, was ihr wollt," sagte das Mannl; „ihr könnt sie laufen lassen oder vor Gericht bringen." Der Bauer fragte das Mannl, was seine Meinung sei. Ja, wenn er es gerade heraussagen sollte, möchte er ihnen rathen, die Räuber laufen zu lassen, so sprach das Mannl; kommen werden sie gewiss nicht mehr, sonst ergienge es ihnen gerade so, wie diesmal, und dann möchte der Bauer beim Seiler nur gleich den Strick bestellen.

Daraufhin erlaubte ihnen der Bauer, davonzugehen. Das Mannl hob den Bann auf, und die Räuber schwuren, nie mehr zu kommen. Die haben aber Füße gemacht! Am Morgen war das Mannl verschwunden, und niemand hat es nachher wieder gesehen.

103. Der Geißhirt beim Brandl.

Zum Brandl, einem Kleinhäusler in Wangen, kam eines Tages ein verlaufener Bub; er wusste so zu reden, dass ihn der Bauer als Geißhirten anstellte. Aber in dem Buben steckte ein Stück Teufel, und den Brandl hat es oft gewurmt, dass er den Teufelsbuben angenommen hatte. Fortzubringen war er nicht wieder, und der Bube drohte, wenn ihn der Bauer nicht behalte, ihm Haus und Hof anzuschüren. Vom Beten wollte der Bursche nichts wissen, und niemand sah ihn jemals das Kreuz machen

Er war dem Bösen verschrieben mit Haut und Haar und den Menschen rein nur zur Plage. Er verstand sich auf alle möglichen Hexen- und Zauberkünste. Wenn er gut aufgelegt war, zauberte er Mäuse her in großer Menge, alle mit feurigen Augen; die ganze Stube war oft davon voll, sie rannten wie besessen herum und sprangen die Leute an. Wenn sie sich dann recht fürchteten, lachte der Bube, dass ihm die Trommel bersten wollte. Murmelte er etliche geheimnisvolle Worte, dann waren die Mäuse weg wie Rauch in der Luft.

Bisweilen kam der Bub ohne die Geiße heim; wenn ihn der Bauer fragte, wo er sie habe, antwortete er, sie kämen bald von selber. Richtig, da kamen sie über eine Zeit wie rasend hergerannt und hinter ihnen ein schwarzer, zottiger Hund, der sie heimhetzte. Hatte sie der Hund in den Stall gehetzt, verschwand er auch wieder im Handumdrehen.

Einmal am Vigilitag giengen die Leute vom Brandlhause nach Wangen hinauf zum Gottesdienst, und nur der Geißbub blieb daheim, weil er in die Kirche nicht zu bringen war, und ein alter Mensch, der nicht mehr gehen konnte. Der Alte war in der Stube, der Bub draußen. Auf einmal lachte dieser so unbändig, dass etwas Seltsames los sein musste. Vorwitzig „tschergget“ der Alte hinaus zu schauen, was es gäbe. Da wackelte durchs Kornfeld ein kleines, ganz fremdländisch gekleidetes Mannl herunter, dessen Augen wie rothe Kentelstümpfe glühten. Darum lachte der Geißhirt, dem Alten war nicht ums Lachen; ihm kam die Gestalt so unheimlich vor, dass er am ganzen Leibe zitterte. Als der Geißbub herangewachsen war, wurde ihn der Brandl endlich los; der Bursche hatte zur Bauernarbeit keine Lust und gieng zum Militär. Seitdem hat man nichts mehr erfahren davon.

104. Sage vom Pfeifer Huisele.

Zu Pens im Sarnthal lebte einmal ein Hexenmeister, mit Namen Matthäus Hausele, vulgo Pfeifer Huisele. Der konnte kein anderes Wasser zum Hexern brauchen, als das Wasser aus dem Durnholzer See. Aber der war weit entlegen, und das Wasser von dem See zu holen, musste das Männlein über einen Berg

gehen, der zwischen Pens und Durnholz seinen Buckel ausstreckt. Der Pfeifer baute sich also einen Wagen, darauf legte er einen Siebkorb, hierzulande Reiter geheißen, und spannte seine beiden schwarzen Katzen davor, die den Wagen zum Durnholzer See zogen. Da füllte er die Reiter mit Wasser, und es rann ihm kein Tropfen durch die Löcher, wäre er auch noch einmal so weit damit gefahren, als von Durnholz nach Pens.

Eines Tages war das Huisele „gransla derkeit"; es mußte ihm etwas über die Leber gekrochen sein. Als er nun mit seinem Katzengespann zum See gekommen war und so thalaus schaute, meinte er, es wäre am besten, ganz Sarnthal frisch unter Wasser zu setzen, dann könne ihm kein Sarner mehr in die Quere kommen. Also fuhr er rückwärts, und wie er auf dem Berge oben war, sagte er:

Wasserle, rinn!
Feuerle, brinn!

und machte unterschiedliche Zeichen in der Luft. Augenblicklich entstand ein schreckbares Unwetter, der Hagel prasselte, als schütte man ihn zuberweis durch die Luft herab, und da und dort fuhr der Blitz in die Häuser. Aber die Glocke von St. Johann im Walde rührte sich zeitig genug und verjagte das böse Wetter, bevor es noch einen Schaden that. Der Hexenmeister ward überaus zornig, aber er hatte keine Gewalt mehr und schrie voll Ingrimm ins Thal hinab: „Wenn die Santer Schelle nicht gewesen wäre, hätte ich ganz Sarnthal ausgeschweibt."

105. Der Moosweber und der Schwarzhartner.

Vor ungefähr 70 Jahren lebte noch auf dem Ritten der Zauberer Moosweber. Er wohnte im Zuhänschen des Buchnerhofes in Gasters und besaß eine Menge Hexen- und Kräuterbücher mit allerlei Zeichen, Sprüchen und gemalten Kräutern (Irrwurz, Kranewit, Christwurz u. v. a.). Nicht weit von ihm wohnte im Feistnerhof ein anderer Hexer, namens Schwarzhartner, von seiner Schwarzkunst so genannt, denn er war beim Teufel in der Schwarzschule gewesen, seines Handwerks aber ein Maurer. Beide waren eifrige Besucher der Hexengelage auf dem Rosswagen.

Beide, den Weber und den Hartner, verband innige Freundschaft, und sie steckten viel beisammen, meist der Maurer oben beim Weber. Da schlugen sie nun ihre Zauberbücher auf und zauberten hinter der versperrten Thür. Der alte Buchner, der beide gut kannte, war dazumal noch ein Knabe. Er hätte das Zaubern auch für sein Leben gern gelernt und kam oft zu den beiden herüber; aber wenn sie ihre Bücher aufgeschlagen hatten, ließen sie den Knaben nie hinein, er mochte bitten und betteln, so lang er wollte. Die Schwarzkunst lehrten sie ihn über all nicht, wohl aber lernte der Knabe später vom Moosweber manches Wunderkraut kennen.

Der Moosweber hatte einen Buben, Stander genannt, der beim Staffler in Klobenstein als Knecht diente. Aber der Stander war ebenfalls ein Hexer. Des Nachts war er immer weg, ohne dass jemand bemerkt hätte, wo er hinausgekommen wäre.

Als die Obrigkeit ins Mittel trat und der Moosweber davon Wind bekam, dass man auf seine Hexenbücher ausgehe, vergrub er sie eiligst ober seinem Wohnhause in den „Steinlammern". Aber man fand sie doch, und die Bücher wurden in ein großes Feuer geworfen. Siehe da, sie sprangen von selber wieder heraus, so oft man sie auch hineinwarf, und blieben unversehrt.

106. Die Geschichte von der Trute.

Vor alten Zeiten erzählten die Leute noch viel mehr als heut von der gespenstigen Trute, wie diese eine Hexe sei, wie man einen, der von der Hexe gewürgt wird, nur beim Namen zu rufen brauche, worauf die Alte das Weite suchen müsse u. s. w.

Die Truteuschritte sind immer schleifend und leicht kenntlich. Auch athmet die Trute schwer, denn ihr Herz, erzählen die Leute, sei einsam und betrübt. In uralten Zeiten — tausend Jahre, meint die Wenter Barbl, von der ich die Geschichte habe, klecken nimmer — war nämlich weit weit fort ein König gesessen oder ein Kaiser, der hatte eine so schöne Tochter, dass die Leute sagten, auf der ganzen Welt käme ihr an Schönheit keine gleich und sie sei die Sonne unter den Sternen und so des Rühmens weiter. Aber der Kaiser starb, und die Feinde brachen mit Heeresmacht

ins Reich, und seine schöne Tochter ward außer Echt und Recht gesetzt und landflüchtig und irrt nun seit tausend Jahren und drüber einsam und traurig umher, weder Rast noch Ruhe findend. Und die Leute heißen die Heimatlose die „Trute" und glauben, sie müsse wohl ein meeraltes Weiblein sein. Ja, nach tausendjähriger Wanderung hat halt auch keine mehr ein Gesicht gleich einem Rosmarinapfel, sondern eines gleich einem eingeschmorten Holzäpfelein. Zu wessen Nutz und Frommen aber die Prinzessin Trute zur Nachtszeit die schlafenden Menschen drückt und quält, kann ich nicht sagen, weil ich's selber nicht weiß.

107. Die angenagelte Trute.

Die Trute kam einmal in der Nacht in den Stierlhof zu Unterinn und schlich in die Kammer, wo die Tochter des Bauern schlief. Weil aber diese so erst ein wenig eingetost war, hörte sie die eintretende Hexe und erkannte sie sogleich an den schleifenden Tritten. Daher packte sie sogleich ihr Kopfkissen und warf es, wie ihr gesagt worden war, dass man thun müsse, gegen die Thüre. Mit einem Satze war sie sodann aus dem Bett, sprang dem Kissen nach und hob es vorsichtig in die Höhe. Und siehe, es lag ein Federchen darunter, das vom Kissen zu Boden geschlagen wurde. Also war die Trute gefangen. Da nahm die Dirne das Federchen auf, drückte es an die Thüre und schlug einen Nagel hindurch. Und wie das Mädel so siegesfroh die Feder in besseren Augenschein nimmt, da verwandelte sich dieselbe allmählich in ein menschliches Gebilde, und nach einer Weile stand die leibhaftige Trute vor der Dirne, fest an die Thür genagelt, und der Nagel war ihr durch den Mund gefahren. Sie ächzte und stöhnte, dass sich ein Stein erbarmen musste. Das Mädel fühlte auch wirklich Mitleid mit der Armen und befreite die Trute. Diese verschwand im Nu, und der Stierlhof blieb seitdem von ihren nächtlichen Besuchen verschont.

108. Die Hexen auf dem Ritten.

Die Hexen tanzen auf dem Rosswagen, auf der Schön, auf dem Riggermoos, auf dem Heldboden u. s. w. um einen Stein, den Hexenstein. Nach dem Tanze halten sie auf demselben ihr

Mahl. Diese Hexensteine sind für den Uneingeweihten gewöhnlich unsichtbar.

Auf dem Rosswagen und dem Riggermoos tanzen immer zwölf Hexen, von denen jedesmal eine nicht mehr zurückkommt, sondern vom Teufel vertragen wird. Aber keine weiß, welche nicht mehr zurückgekommen ist.

Wenn die Hexen auf die Schien kommen, eine Almweide in der Nähe des Rittner Horns, dann setzen sie sich auf Kälber und reiten auf den Schlern oder auf die Mendel.

Im Gunggelwald (Kunkelwald) treiben sich die Hexen vom Riggermoos umher und führen den Wanderer irre.

Auf dem Rosswagen hat einer die Hexen auf halben Wildschweinen, auf schwarzen Rossen, auf Hirschen und Steinböcken reiten gesehen.

109. Vom Kröll Anderle.

Vorzeiten lebte in Unterinn auf dem Ritten ein g'spassig's Mandermensch, Kröll Anderle mit Namen. Keiner hat es noch eine Sense dengeln gesehen, denn das Anderle gab sich mit der geheimen Kunst ab. Beim Stierl hatte es seine Herberge, und da saß es oft unter dem Haus im Schatten und las aus einem Zauberbuch. Das Männlein war ein Meister der Hexen und that denselben oft empfindlichen Abbruch.

Da hatte sich zur selben Zeit im Stalle des Stierlbauern ein „Unkatl“ eingenistet, welches das Vieh plagte, so dass die Kühe bald keine Milch mehr gaben. In dieser Noth gieng der Bauer das Anderle um seine Hilfe an. Dieses hob nun die Stallthür aus und brannte sie zu Asche. Dafür musste der Stierl eine neue einhängen. Als das alles fertig war, bohrte das Anderle unter allerlei Sprüchen in die neue Stallthür ein Loch und ritzte um dasselbe herum seltsame Zeichen ins Holz, durch welche es dem Tückebold im Stall den Frieden aufsagte. Und wirklich, von Stund' an war vom „Unkatl“ nichts mehr zu verspüren.

Wegen der Hilfe aber, die das Anderle den Bauern gegen das Hexenvolk leistete, war ihm dieses gram und setzte sich dem Männlein aufs Dach.

Einmal muſste das Anderle richtig in der Nacht über den Roſswagen herüber, wo die Hexen ihren vornehmsten Tanzplatz haben. Auch jetzt waren sie da und tanzten um einen dampfenden Kessel. Der Kröll nahm einen knorrigen „Zoch" (Prügel) zur Hand und hielt sich im Gehen gut einen Steinwurf weit abseits von der Hexerei. Die Hexen wandten alle möglichen Künste auf, das Anderle in ihren Kreis zu locken, wo sie Gewalt über dasselbe bekommen hätten; als sie endlich sahen, daſs er über all nicht kommen wolle, riefen sie ihm nach: „Heut bist du uns noch einmal ausgekommen; das nächstemal kriegen wir dich gewiſs."

Ober Sissian zwischen dem Röslergraben und dem Zauberbachl erhebt sich der Piperbühel, dessen Scheitel ein grünes Rasenkäpplein aufhat. Die Rittner Hexen wählten sich in linden Sommernächten nicht ungerne diesen Bühel zum Tanzplatze. Es war aber vor alters ein Teich da oben, und darin hausten zahllose Kröten, welche in Hexennächten einen solchen Lärm schlugen, daſs selbst die Leute beim Buchner in Gasters oben nicht schlafen konnten.

Als nun die Hexen in einer Pfinztagnacht wieder auf dem Piper versammelt waren, beschlossen sie, den Kröll in ihre Gewalt zu bringen. Die schönsten unter ihnen wurden abgeschickt, um ihn herbeizuholen, und es gelang ihnen, das Anderle, indem sie ihm den Ritt auf der Ofengabel zeigten, zur Mitfahrt zu bewegen. So jagten sie, das Männlein in der Mitte, den Fahrweg hinauf, der von Unterinn nach Gasters führt, und beim Wetterkreuz vorbei mit solchem Getöse, daſs die Leute meinten, der Weg werde mit eisernen Ketten abgekehrt. Als sie auf dem Piper waren, bestrichen sie spottend das Anderle mit Hexensalbe, denn sie wollten es zu ihrem Meister salben. Darauf begann der Tanz, und das Mannl muſste wohl oder übel mitspringen. Nach dem Tanze schleppten es die Hexen zum Feuer, das auf einem Steine angezündet war, und brannten ihm ein Hexenmal ein, daſs das Anderle sein Lebtag daran dachte. Er zog wohl ein schiefes Maul, der Kröll, blieb aber doch fein still, denn um eine schlechte Sache, meinte er, soll man das Maul nicht aufthun.

Die Hexen aber trieben auf dem Piperbühel nicht lange mehr ihr Unwesen. Der Teich wurde abgelassen, die Kröten wanderten aus, und die Leute in Gasters konnten auch wieder ungestört schlafen.

110. Die Romhottel.

Vor ungefähr 200 Jahren lebte auf dem Ritten ein Weibermensch, das eine gewaltige Meisterin über die Hexen und ihren Zauber war und für die Hexerei wirksamen Gegenzauber verstand. Weil sie das wirksamste Zauberpulver in Rom zu holen pflegte, wo sie zwölfmal gewesen sein soll, nannten sie die Leute bloß die Romhottel. Das römische Pulver aber gab ihr ein wälscher Einsiedel, der nicht weit von Rom in der Abgeschiedenheit hauste und den die Hottel besuchte. Mit diesem rothen Rompulver konnte sie alle Krankheiten an Leuten und Thieren vertreiben und die Menschen vor Unglück schützen. Das Pulver half namentlich gegen Hexenzauber, gegen das „Vermeinböckl" bei Leuten und Vieh; man musste es einnehmen, niemand durfte es aber mit den Händen anrühren. Ihren Zauber hatte die Hottel in Rom gelernt, und dass er nicht mehr von ihr weichen konnte, musste sie stets schwarzes Wachs, St. Oswaldkügelchen, einen Benedictenpfennig, Blätter vom Ölzweig, ein Agnus dei und zwei St. Oswaldbrötchen in ihrem Sacke haben. Sie hatte aus Rom auch geweihte Palmenblätter mit herausgenommen, und während sie den von den Hexen Bezauberten („Vermeinten") das Pulver, gemischt mit geweihtem Salz, auf einem St. Oswaldbrot eingab, wurden diese Palmblätter verbrannt und damit die behexte Person oder das „vermeinte" Vieh geräuchert. Dazu gab das Weib in besonders hartnäckigen Fällen den Verhexten auch noch Johannissegen ein. Sie soll auf dem Ritten damit nach und nach alles Hexenwerk weggezaubert haben.

Wo einer Bäurin das Butterschlägeln nicht gelingen wollte, und das kam bekanntlich sicher von Hexerei, da holte man die Romhottel, und sie streute bloß ein wenig Rompulver auf den Rahm, dann war bald die schönste Butter vorhanden.

Wenn eine Kuh gestockte Milch gab, so half wieder die Hottel, und die Milch wurde den Hexenzauber los. Freilich in solchen Fällen gieng der böse Zauber vom Butterkübel oder von der Kuh auf sie selber über, aber das Pulver befreite sie bald wieder davon. Wenn der Hottel etwa das Pulver zu früh ausgieng, so war auch ein Mittel; sie schabte vom Altarstein des Hochaltars in der Sanct Andreaskirche zu Antlas mit einem Ochseneisen rothes Pulver ab,

immer an Freitagen um 9 Uhr vormittags und dort, wo der Kelch des Priesters stand, und dieses Pulver that in weniger schwierigen Fällen auch seine Wirkung. Sie hatte auch noch ein drittes Zauberpulver, von weißer Farbe, das sie aus Maria Einsiedeln holte, welches auch zauber- und heilkräftig war. Dieses Pulver vertrieb zwar den Hexenzauber aus dem Butterkübel, dafür jedoch fuhr er in die Kühe, von denen der Rahm im Kübel herrührte. Nach neun Tagen aber vermochte das weiße Pulver auch das Vieh zu entzaubern. Wenn sich eines der vorgenannten Zauberpulver nicht bewähren wollte, so verbrannte die Romhottel das Vermeinkräutl und einige andere, wie Johannis- und Eisenkraut, Hasel- und Wolfswurz, und mischte die Asche in das Pulver. Dann hielt ihm kein Hexenzauber mehr stand.

111. Der Hexentanz auf der Weit.

Vor alten Zeiten war der Obertroiener in Unterinn einmal noch spät auf und schaute durchs Stubenfenster in die prächtige Nacht hinaus zum Weitner Kirchl. Es war aber ein Samstag, und da zeigt sich jahraus, jahrein ein gespenstiges Leuchten draußen auf Zwingenstein und auf dem Weitner Bühel, wo die Pestkirche steht. Denn da ist, wie du wissen musst, ein Heidenfreithof, wo es oft gar „unrüewig" hergeht. Bald fahren blaue Flammen durch die Luft, bald kreuzen sich im Ringeltanz niedliche Sterne, schweben auf und nieder durch Wald und Busch, andere folgen, und der ganze leuchtende Schwarm fliegt in hellen Glanzstreifen auf und davon. Nach Mitternacht ist alles wieder still.

Der Troiener Bauer saß also in seinem Stüblein und schaute und schaute. Er dachte, was das wohl sein möchte, und meinte, es wären die Metzger, die mit dem Vieh ein hartes Stück Weg hätten, und verwunderte sich. Aber die Lichter huschen kreuz und quer durch das Lichtthalele und kommen schon mit hellerem Schimmer über das Wolfsgrubnerbachl herangeschwärmt, so dass sich der Bauer zu fürchten anfieng.

„Das sind ja Hexen!" schreit er auf einmal entsetzt, und schon schießen sie in mächtigen Schwaden über seinen Acker und

reichen vom alten Nussbaum oben bis unten an den Weg, lauter gespenstige, blaue Lichter. Jetzt fuchteln sie gegen sein Fenster heran. Der Alte hat nimmer Zeit, das Fenster zu schließen; er reißt in der Angst den Herrgott hinter dem Tisch herab und sprengt Weihbrunn gegen die Hexen. Im Nu stoben die Lichter alle davon.

112. Von der Hexe auf dem Stadleregg.

Das Stadleregg außer dem Prockenhof in Unterinn ist ein Hexenplatz. Ein Bursche aus Unterinn war mit einem bildsauberen Mädel versprochen; seine Braut war aber eine Hexe. Sie besaß einen Schlüssel, der für jedes Schloss passte. Wo sie ihn hineinsteckte, öffnete er auch, und den Zauberschlüssel benutzte das Mädel, um den Bauern Schmalz zu stehlen. Das gefiel dem Burschen, und weil sie ihn gern hatte, lieh sie ihm den Schlüssel und zeigte ihm auch, wie er mit Hilfe desselben in der Nacht aufs Stadleregg fahren könne, da sei in der und der Nacht allerlei Kurzweil mit Tanz, Musik und Schmaus, und er solle ja gewiss kommen. Der Bursche gewann nun mit dem Schlüssel soviel Butter, als er wollte. In der Nacht darauf erwachte er so gegen 12 Uhr, und es stand ein grünes Männlein mit unheimlich blitzenden Augen vor ihm, das eine große Fackel in der Hand trug. Das Männlein versprach dem Burschen alle möglichen Künste, wenn er den Zettel, den er ihm nun vorzeigte, unterschreiben wollte. Die Feder hatte der Grüne auch schon mitgebracht, also, sagte er, brauche er sich bloß ein bisschen die Hand aufzuritzen, dann gäbe es schöne rothe Tinte zur Unterschrift. Nach einigem Zureden des Grünen that es der Bursche und schrieb seinen Namen auf den Zettel. Dafür durfte er nun auch den Schlüssel ganz behalten, denn das Mädel, sagte der Grüne, bekomme von ihm schon einen andern. Auf mehrmalige Einladung seiner Braut fuhr der Bursche nun wirklich in der bezeichneten Nacht auf das Stadleregg; wie er aber die Hexen tanzen und den höllischen Spuk sah, entfiel ihm der Muth, und er lief geschwind wieder heim. Darob ward seine Braut zornig und verhexte ihm sein rechtes Bein, dass er zeitlebens lahm blieb.

113. Der Bauer mit den Kitzen.

Ein alter Fleier von Unterinn trug einst bei Nacht einen Korb voll geschlachteter Kitzlein von Gismann über den Rosswagen herüber. Auf dem letzteren wurden ihm von unsichtbaren Händen die Thiere aus dem Korb gerissen und auf dem Boden umher geworfen. Der Bauer packte sie mühsam wieder in den Korb, aber nicht lange, da flogen sie wieder heraus und abermals auf den Boden weit herum. So gieng's fort bis zum Betläuten, da erst brachte er die Kitze ungehindert fort.

114. Die Partschuner Hebamme.

Wo zwischen Unterinn und Signat die Felswand sich aufthut und etliche knorrige Eichen ihre Wipfel in die Höhlung hineinrecken, wo weiland der Riese mit dem Wurm gehaust, da ragt das verwitterte Strohdach des Partschnuerhofes hervor. Daselbst saß vor Zeiten eine gar wunderliche Frau, welche in der nachbarlichen Gegend Hebammendienste versah, wenn man zu ihr gerade das Zutrauen hatte. Denn ein jeglicher mochte sie nicht rufen, weil die Alte unheimlich war und sich mit Schlangen und Würmern abgab, die in des Gehöftes Frieden ihr Heimwesen trieben. Darum hielten sie die Leute für eine Hexe.

Da fügte es sich einmal, dass einem Kleinhäusler in der Nachbarschaft die alte Eiche vor dem Hause ein Kind in die Stube geschüttelt. Des Armen Hauswesen litt es nicht, sich weit umzuschauen, deshalb wandte er sich an die Partschnuerin und nahm sie in Kundschaft. Weil es ihr Handwerk so mit sich brachte, begab sie sich des nächsten Morgens sammt dem Kinde und dessen Gothel nach Unterinn zur Kindstaufe. Sie waren in die „dürchlen" Felswände gekommen, gedachten da eine Weile zu rasten und lagerten sich auf einer Steinplatte, die seit alters als Viertelsgemarkung an der Stelle stand. Die Hexe hatte über das Kind Gewalt, so lange dasselbe ungetauft war; daher stellte sie es nackt und barfuß auf den Stein und ließ die Hände von ihm. Und siehe da, das Kind stand fest auf den Füßen und hub auf dem Steine zu tanzen an, als wär's auf dem Kirchtag. Die Gothel, die das Wunder sah, erschrak heftig.

Nach einer Weile wickelte die Hebamme das Kind wieder ein, und sie trugen es vorwärts dem Pfarrdorfe zu, wo das Kind dann getauft wurde.

Auf dem Heimwege rasteten sie wieder in den Partschuner Wänden auf dem gleichen Stein. Da wollte die Hexe das Kind wieder zum Tanze aufstellen, aber weil dasselbe getauft war, hatte sie die Macht darüber verloren, und das Kind ließ die Füße zum Stehen nicht mehr an. Zornig packte es die Hebamme wieder ein und brachte es nachhaus.

115. Die Hornerhexe.

Nicht weit von Oberbozen ragt ein Bühel in die Höhe, der Ortnerkopf genannt. Von diesem aus sieht man leicht zum Hornerbauern hinab. In der Nähe des Horners soll vorzeiten eine Hütte gewesen sein, welche von einer Hexe bewohnt war. Das Weib wurde aber wegen ihrer langen und krummen Nase von den Bauernknaben der Umgebung gerne geneckt. Eines Tages standen wieder einige Buben auf dem Ortnerkopf, knallten mit ihren Peitschen und schrien zur Hütte hinab: „Hornerhex, Hornerhex, ströck dei Höft außar!“ Sie meinten aber damit die lange Nase der Hexe. Als nun die Hexe vor ihrer Hütte erschien, warfen sie auch noch Steine auf sie hinab. Da streckte das Weib ihre Hand gegen die Büblein aus, und jeder Stein fiel mit Gewalt auf denjenigen zurück, der ihn geworfen hatte.

116. Va die Hex'n afn Piperbüchl.

(Rittner Dialect.)

Dar Piperbüchl isch kro oubar Siffian, öt weit va Kloubnstuan awöck; selm isch vorzeitn der Gàlgn g'ständn, dear zin G'richt Rittn g'heart àt. Du findesch in der Nähne a no an ötlina Bröcklan van ar oaltn Maure as dar Heidnzeit, und die Leut thian darzöhln, dass do amoal a Heidntempl g'ständn warat. Der Nume Siffian soll a dervun herrüarn, wia die g'studiartn Hearn bahauptn thian. Dös kànn i der freila woll öt nochweisn; ünsar oanar hàt dös

galcarte Zuig öt lous. Obar sell woaß i g'nua, dass es selm oubm unhoamla sein thuat; va den hät mar mei Nahnl selig oft darzöhlt. Wenne dar öppar öt fürchtest, Hias, wear i der a Rabarg'schicht dervun darzöhln.

Isch amoal ban Stäfflar af Sissian a Knecht g'wödn. Dear geat nachtn va Kloubnstuan oar af Sissian. Wia'r ban Piperbüchl vorbei kimp, tänzn oubm die Hexn, und a Musig heart ar, wia nöt boall amoal. 's Knechtl ät a wia g'soffn oubm und isch woltan tersch g'wödn. Do riaft ar oalso in sein Übermuath afn Büchl au'n: „Hear Hätzes, spiel mar a oans au!“ In den isch af amoal a schiana broata Stroß' rechtar Hoand van in, dö oidn geat, Sissian zua. Und rechts und lings heart ar gor rara Pfeiflan und a Musig, sog i dar, dass es 'n völlig ungaweilt ät, a mit a Hopserle za thian. In den sein ober a die Hexen über ihn hear und hobm'n af die broate Stroß' umigazochn. Ear hät 'n wottan za fürchtn mug'fäng, hät si lousg'rissn und g'schrien: „Helft, helft, die Hexen, die Hexen!“ Sonvl hät er dechterst no B'sinnung g'häbb, dass ar öt af der Hexenstroß' gängen isch; ear last und last, wäs er lei känn, über die krechte Stroß' linggar Hoand oar. Die Hexen sein en ober noch, und wenn ar öt gnat g'sögnt g'wödn war, hatten's 'n dechter leicht darkriagg. A sou isch ar non durchdarkemm, ober dar Schröckn hät 'n woltan stärk gapäckt, und non länge dräfter hät ar liegn g'müat.

117. Die Hexen und der Schlichterknecht.

Einmal ist der Oberschlichter Bauer in aller Finster durch den Wald ober Lengstein heimgeritten. Jetzt gelangte er auf den Birchboden, das ist ein alter und weitum gefürchteter Hexenplatz, dass mit ihm auf dem ganzen Ritten nur noch der „Rosswagen“ um den Vorrang streitet. Richtig, da waren auch schon die Hexen versammelt. Unter einem alten Lärchbaum, der beinahe in der Mitte stand, lag ein gewaltiger Stein; darauf wurde gesotten und gebraten, dass dem Schlichter der Duft verlockend in die Nase stieg. Und um den Stein herum tanzten alte und junge Hexen, dass es klapperte wie von Todtenbeinen; dazu ward gesungen und eine

feine Musik gemacht. Auf der Lärche tanzten allerlei Lichter auf und nieder. Wie die Hexen den Schlichter daherreiten sahen, machten sie sich um ihn her zu schaffen und lockten ihn in ihre Mitte. Da schallte eine Stimme vom Steine herüber: „Spiel auf, Hatzes!“ Denn die Musik war für den Augenblick verstummt. Noch zweimal wiederholte sich dieser Ruf, und nun wurden die Hexen derart unverschämt, dass sie den Schlichter vom Rosse herabzogen, während die Spielleute ein neues Stücklein anhuben. Da war seinem Geduldsfasse der Boden ausgeschlagen, er raffte einen knorrigen Prügel, der auf dem Boden lag, auf und schrie: „Ja, spiel nur auf, Hatzes, der Tanz kann losgeh'n!“ Sodann sprang er auf den Stein zu und hieb fluchend und wetternd um sich, dass der ganze Spuk auseinanderstob, wie wenn der Sturm dreingefahren wäre. Im nächsten Augenblicke saß er wieder auf seinem Ross und sprengte sausend über den Boden und durch den Wald seinem unten liegenden Hofe zu. Ihm aber jagten mit wildem Geschrei wie ein Bienenschwarm die Hexen nach. Zum Glücke hatte der Schlichter bis zu seinem Gehöfte nicht mehr weit, und eben erblickte er das Gemäuer, als der wüthende Haufen den Armen schon vom Ross zu ziehen begann. Da schauderte es ihn, und er rief, was er vermochte, gegen sein Haus: „Macht auf! um Gotteswillen macht auf!“ Der wilde Schwarm ließ aber von der Verfolgung nicht eher ab, als bis der Schlichter unter die Dachtraufe seines Hauses gelangt war. Über die Traufe geht aber die Gewalt der Hexen nicht mehr. Die Hausthür stand mittlerweile auch schon offen, und nun war er sicher. Die Leute glauben zwar, dass er trotz der Schnelligkeit seines Rosses verloren gewesen wäre; weil er aber ein wenig beduselt war, hätten die Hexen nicht volle Macht über ihn gehabt. Da stand nun der Schlichter, dem's brühwarm im Kopfe lag, in seiner Stube und erzählte fluchend, was alles da oben sich zugetragen. Darauf schlug des Schlichters Knecht zornig auf den Tisch und rief: „Dös war mar a G'spiel! Dö Tuifl wear i amoal osoalbn!“ Damit entriss er dem Bauern den Knotenstock und lief auf den Birchboden hinauf.

Wie da der Knecht vor dem Hexenkreis stand und seinen Knüttel fluchend hob, da fielen auch schon die Hexen über ihn her, warfen ihn zu Boden und drückten ihn mit solcher Gewalt rück-

lings in die Erde hinein, dass das Mal im Boden noch heut zu sehen ist. Den Leichnam aber trugen sie fort; niemand weiß, wohin. Daher gehen die Leute nur mit großer Scheu da vorüber, und wer bei Nacht über den Birchboden muss, weicht dem unheimlichen Grabe aus.

Der Lärchbaum aber, der dem Grabmal zunächst stand, legte sich einen grünen Kranz um, und der ward so breit und buschig, dass man ihn von weitem sehen konnte. Vor dem erschraken aber die Leute, und es hieb einer den Kranz vom Stamme los. Alsbald wuchs aber ein neuer an derselben Stelle. Da schickten sie die Holzleute aus, den Baum umzuhauen. Aber es wuchs an der Stelle der gefällten eine junge Lärche empor, und die trägt wieder einen Kranz. Merkwürdig an der Sache ist aber noch, dass die zweite Lärche nur an die dreißig bis vierzig Jahre Wachsthum zeigte; seitdem ist trotz der gesunden Waldluft Stillstand eingetreten, und wohl hundert Jahre sind abgelaufen, ohne dass der Baum weiter in die Höhe oder Breite gewachsen wäre.

118. Die geistlichen Herren begegnen den Hexen.

In der Vorzeit mussten die geistlichen Herren von Unterinn öfters nach Oberbozen hinaufsteigen, um dort Messe zu lesen. Nun sagen die Leute, dass es beim Wolfsgrubner See unheimlich sei; bald höre man ins Horn stoßen, bald ein Klingeln, wie von Geißschellen, und doch sehe man nichts davon. Einmal hörte der Cooperator wieder das Schellengeklingel dort, und alsbald tauchte eine ganze Herde von Ziegen hinter ihm auf und vor ihm, als ob es da oben einen Viehmarkt gäbe, und die meckernden Thiere gaben dem Herrn das Geleite. Ein Hirte war nicht dabei. Bald darauf knatterte es im Holz, ein Schwarm von Hexen kam hervor und umringte den Geistlichen. Sie warfen Steine auf ihn und Baumäste und versperrten ihm den Weg. Als der Cooperator seinen Bannsegen sprach, geriethen die Hexen in ein unbeschreibliches Durcheinander, stoben sodann heulend und pfeifend davon und warfen sich dabei gegenseitig die Briefe an die Köpfe, worin ihr Pact mit dem Satan geschrieben stand. Auch die Ziegen waren

augenblicklich bei Laub und Staub verschwunden. Auf dem Heimweg wiederholte sich nicht selten das Spiel, bis endlich die Hexen einmal vom Pfarrer auf den Schlern hinübergebannt wurden.

119. Wås die Leut' van Roſswogn za darzöhl'n wiſſ'n.

(Dialect unter Bozen.)

1.

Der Roſswogn iſch a Bergjoch, zelm kimp aniader leicht drüber. Da Wög geat va Pemmern af Gismänn umi und der ändere va der Schian oi af Wängen und Oberinn. Af den Jöchl fohrn ſe in Kreuz durchanänder, und zelm ſteat a a Kreuz. Wenn a Wötter iſch, lazt's zelm oubm gor ſaggriſch, und der Tunder reißt die öltigſtn Bame zi Fetzen. Dös thian äber die Hexen. A tiabatamäl fohrn ſie ent oubm über die Möſer und 's Hourn darchau und die Schian oi afn Roſswogn, wo a guater Tänzplätz iſch. Do hobm ſe noar, dös iſch älm in ar Pfinztignächt g'ſchöchn, um an groaßn Stoan umargatänzt und afn Stoan g'soutn und gabrotn und noar zelm a göſſn. Jatzan iſch ober der Stoan ſchun längiſt awöck, weil die Baurn an söttan Gizolfter amäl hobm g'wöllt an End mächn. Gelt, Stöffl, dei Nähne und mei Voter ſelig hobm anänder oft va die enzgroaßn Roſseiſn darzöhlt, dö die Leut a ſiabm af die Alman oubm untröffn, wo zeitlöbens koa Roſs woadet, jä gor oubm af die Knoutn, wo lei die Goaße kraxlan kennen. Dö enzmaßign Eiſn kannt a krechts Roſs gor öt amäl brauchn; ſie warn ihmanen viel za groaß. Söttana Eiſn kemmen va die unhoamlichn Röſſer, dö zelm oubm woadn thian, ſchiana groaße Schimml und Räppn, änd'rſtfarbige ſein koana. Sögn thuat man ſe lei in der Pfinztignächt, weil zelm die Hexn umgian. Sie rennen über die Schian oi, und ſchun van ällar Weite ſigſche die Mähnen flättern und die fuirign Gahnen as die Noſnlöcher. Sie hobm af die voudern Füaße koana Warzn, wia die krechtn Röſſer ſuſcht älle hobm. Und wiechern thian ſie va weitn, und du möchſt moanen, ſie wöllatn di zan Auhuckn inlodn. Wurat äber a g'wöhnlicher Menſch af oan auhuckn, zelm gangen ſe mit ihn kro durch, und der Reiter ymak nia mear hoam. Wenn dö wildn Röſſar afn Roſswogn

oi rennen, noar isch a schun dar Beafe mit seina Hexn dörta, und aniades focht a sötta Rofs und reitet drau. Oftamäl fohrt dös wilde G'schmoas a wieder gänz awöck, bäll afn Schlearn umi oder af die Mendl oder afs Schwärzögg, a siabm gor af die Seiser-älbe. Zwoa Rösser sein au und an fuirig, man kennt sie lei g'schwingg außer, afn oan huckt's Bühler Jousele und afn ändern dar älte Penzl. Wenn's in der Früah betläutn thuat, sein sie älle wieder zrugg und ba Lab und Stab verschwund'n.

Zelm afn Rofswogn isch vor älters a Kreuzschual oder, wie man's a hoaßt, a Schwärzschual g'wösn; do hät man älls Mögliche gakennt learnen. Man hät g'müat um zwölf in der Nächt zelm stian oder huckn und hät si vor dö Ung'heuer, dö dahearkrieten sein, koa keidele öt fürchtn gaterst, und erscht gor öt, wenn sie oan mit die Rössar afn Buggl g'stiegn warn; man hät se kro lei g'müat thian lassn, wia se g'wöllt hobm, noar hät oan der Beafe as lauter Freud' öppas za Loan göbm, oder er hät oan öppas Schians g'learnt. Hät äber oans ött still g'hältn, wenn's Hexeng'schmoaß darhearg'rump'lt isch, zelm isch's 'n lötz gängen; sie hobm aniadn darhängg. In selbn Zeitn isch ban Mandl in Gismänn entn a Knecht in Dianst g'wödn, dear hät koa Furcht gakennt. Darsell hatt kro asou gearn geign g'learnt. A Geige hätt er woll g'häbb, äber lei a lötze, woasch woll, sie hät lei asou g'fenggatzt; dö hatt ar gearn richtn g'lat. Jatzan geat ar hält lei woll in ar Pfinztignächt aui afn Rofswogn. Wia's an älter Brauch g'wödn isch, nimp ar zwölf Girgalan mit der Glutschhenne mit und a Starmoß darzua. Obm luckt er 's Hüanarvolk mitn Starmoß zua und huckt selber afn Kübl aui, die Geige untern Ärm. Wia's iatz in Gismänn zwölfe schlägg, kemmen woll richtig die wildn Rössar obm oig'rennt. „Stöll aus!" schreit oaner va weitn. Der Bua hät si koa keidele g'forchtn und isch kro weiter g'sössn. Ear hät si gadenkt: „Für wui hatt i denn 's Hüanarvolk mit?" Und as hät'n a koaner nicht gathun, älla sein se über sein Kopf awöck krieten. Jatzan kimp wieder oaner af an blüaweißn Rofs dahear und schreit a: „Stöll aus, Bua!" 's Knechtl äber rüart si koa fezzele, und der Wilde sprengg über ihn ummi. Gleim drau sigg er an ändarn, dear reitet gor af an hälbm Fäck darhear. „Stöll aus, Bua!" schreit dear a wieder.

Der Bua thuat koa Muxerle. Gadenkt hät er se freila woll: „Vor den hälbm Nätsch do stöll i schun gor öt ans“, und va palanter Lächn hät er frei g'müat in die Zung' beißen. Der Fäck isch ober a woadla obm umig'hupft. Jatzan kimp dechter woll der Rechte. Dear sitzt wia der fürnehmste Hear in an schian Wogn, und gor söx Schimml ziachn in, äber der Wogn ist gänz fnirig, und die Rössar schnaufn gänza Gärbn voll Gahnen außer. „Dös isch der Satan“, denkt'n der Bua, und völlig will'n a fezzele 's Gruslen übern Buggl aui kriachn. Der Wilde krahnt äber a darnoch asn Wogn, dass oan 's Fürchten hatt unkemmen g'müat. „Weich aus!“ krahnt er, dass in Buabm lei die Oaren sumpern. Sitzn gabliebm isch er dechter und hät si nöt g'rüart. „Öcha!“ schreit den in Wogn sei Gutscher, und die Rössar bleib'n stian. Richtig isch's dar Tuisl g'wödn. Dear steigg asn Wogn, und der Gismänner reißt's Hüatl oar und sägg „guatn Obad, g'streng Hear!“ und röckt'n 's Hüanervolk aui. Der Satan hät a bissala g'lächt und die Hüaner in Wogn inni gathun. Dräfter hät er in Buabm sei Geige hearg'nummen und die Soatn guat g'stimp und g'strichn, dass es a Musig göben hät, wia sust koa Mensch af der Welt hearn kaunt.

Kro in derselbm Nächt läutet der Mösner af Mittlberg schun um drui bet, und wia dös der Satan heart, gibb er in Knecht die Geige wieder hinterschi, äber a sou schian g'stimp isch se g'wödn, dass der Gismänner nou a Weile die schian Töne in der Luft nochn g'heart hät. 's höllische G'schlämp isch äber a glei an und dervun, und man hät g'schwingg nicht mear g'söchn. Sider hät der Knecht sei Geige a völlig spieln gakennt, as wia der Satan selber. Er isch noar in älla möglichen Länder umanändergazochn mit seiner Geige und hät sie woltan viel Geld vardiant.

2.

A sustn wissn die Leut za derzöhln, wia der Satan asn Rossiwogn obm an Rittner oder Sarner in der Kreuzschnal öppas g'learnt hät, b'sunders die schian jungen Hexlan, wenn sie erst nui ingatrötn sein in die Hexerei. Isch oana recht schian g'wödn, noar isch ar älm selbar kemmen und hät ar in Pact oganummen, mit den sie ihm die Seal hät varschreibn g'müat. Punkt zwölfe in der Nächt hät er se älm kemmen g'lassn; noar hobm se gleim um

ihn umer sitzn gaterst. Sust hobm ihmanan die Leut schröckbär g'forchtn, in der Nächt übern Rosswogn za gian, und wenn oaner nöt kro g'müat hät, isch er öt leicht amäl gängen, pfinztiges schun gor nöt.

Do ischt a amäl an Oberinner in ar söttan Nächt, äber öpper nöt in beasn Willn, übern Rosswogn af Gismänn ummi gängen und hät an Korb voll Kitzlan afn Buggl gatrogn. Kro gögn zwölfe isch er af dar Heache, und die Hexn hattn en derhängg, wenn er öt hatt gian g'müat. Äber asou hobm se koa rechte G'wält über ihn g'häbb. Gatratzt hobm s'en freila woll g'nua und hobm en läng öt weiter g'lässn. Jatz stöllt er hält nu in Korb o. G'schwingg hobm dö Meuscher in Korb ung'lart, und die Witzala rennen kro unanänder. Sie lächn frei darzua, die höllischen Panzn, und schreibn „Gädile, Gädile!“ und höbm in Witzalan die Händ hin, as wenn sie Sälz drin hattn. Mit der greichten Plog' hät der Mensch seina Viecher wieder zämmengabrocht und in Korb innigathun. Er lupft'n au und geat a Bröckl weiter. Kemmen nöt dö Luadern wieder hintar ihn her und reißn en in Korb van Buggl und die Kitzlan außar! „Gädile, Gädile!“ hearsch se wieder rüefen, und iatzan jog'n sie gor die Thiarlan weit umadum. Dar Knecht fängg woll un za schimpfn und za fluachn und was dös für a G'spiel warat, äber sie hobm en darfür frei ausg'lächt. Wia er endlich die Kitze wieder zämmeng'focht und in Korb githun hät, gängen ischt's woll sapprisch längsäm, ischt er wieder wöck. Geat öt weit, fängen die Hexen ihren Tratz af a nuies un. Der Mensch ischt zan löscht'n völlig asn Häusl g'wödn, souvl ärg hobm's die Luadern gatriebm. Endlich fängg's un za togn und heart man betläutn. Do kro af amäl tuat's an Pfiff, und 's Hexenvolk ischt au und dervun. Dräster ischt der Oberinner a leicht af Gismänn kemmen.

120. Der Siffianer Knecht auf dem Rosswagen.

Es war einmal ein Knecht in Siffian, ein bildsauberer Bursche, der stieg in einer Sommernacht den Berg herauf auf den Rosswagen und wollte sich selber überzeugen, ob es wahr sei, was die Rittner davon erzählen, und ob da wirklich der Teufel erscheine sammt seinem fürstlichen Gefolge inmitten der Hexen. Und so

stand er da oben und wartete. Als ihn aber Müdigkeit überkam, setzte er sich just auf den Stein, der in den Hexennächten dem Satan zum Sitz diente, ohne dass er den Stein gekannt hätte. Die Nacht war hell, und es stiegen ihm allerlei Gedanken auf, wie er mit des Satans Hilfe reich werden könne. Endlich, als sich lange nichts zeigen wollte, bekam er Langeweile und fieng an schläfrig zu gähnen. Das war eben die rechte Zeit, denn auf der Gismanner Uhr schlug es gerade zwölf. Und weil's eben Pfinztag und also die Hexen zum Taiding entboten waren, da wallte dichter Nebel die Tiefe herauf, und ein unheimliches Leuchten fuhr durchs Gewölk. Und wie erst des Satans Leibtrompeter den Generalmarsch blies und der Siffianer darob wieder recht erwachte und zu sich kam, da ritt auch schon der Vortrab der Hexenschwadron auf den Rosswagen herauf. Fast lauter blutjunge Dinger waren's, darunter manch wohlbekanntes Gesicht. Die vordersten ritten auf schwarzen Rossen, aus deren Nüstern feuriger Dampf hervorzischte. Dahinter galoppierte die Pachlerin aus Sarnthal auf einem halben Schwein heran, und rechts und links von ihr tummelten die Pemmerer Hexe, die ob ihres kecken Wesens des Satans Leibhexe war, und die Meltererin aus Gasters je einen feurigen Besen, und ihnen folgte der Schwarzhartner auf einem leichtfüßigen Hirsch mit ellenlangem Geweih. Darnach schoss die Frau Amtmännin aus Lengmoos auf einem greulichen Wurm heran, und der seltsam gewundene Knotenstock in ihrer Rechten deutete darauf hin, dass die vornehme Frau in des Satans Gefolge eine höhere Würde bekleidete. Weiterhin gewahrte der Knecht einen endlosen Zug. Die vorderen stiegen von ihren seltsamen Reitthieren, reihten sich um den Stein, auf dem der Siffianer saß, und sahen den fremden Gast mit höllischem Grinsen an. Noch blieb er sitzen; als aber der Kreis der Unholden sich zu schließen begann, da ward ihm bange, er möchte der höllischen Bande erliegen, er sprang auf und durch das Loch, das im Hexenkreis noch offen stand, und rannte in solcher Eile bergab, als wäre der Weg zwischen dem Rosswagen und Siffian nur etliche Steinwürfe weit. Das Reichwerden hat er sich aus dem Kopf geschlagen.

121. Gestörter Hexentanz.

Auf der Scheibe ober Lengstein tanzen die Hexen. Ein Lengsteiner, der in der Nacht vorbeigieng, sah sie. Sie tanzten um einen Stein, und auf diesem saß eine schwarze Katze mit feurigen Augen, welche ihren Schweif im Maule hatte und darauf die Tanzmusik blies. Der Bauer rief zum Steine hinüber: „Herr Hatzes, spiel' mir auch eins auf!“ Augenblicklich waren die Hexen über ihn her, er aber wehrt sich und schlägt mit seinem Stecken wacker auf die Dinger los. Aber es kam ihm so vor, als wenn er bloß auf leere Bälge schlüge. Zuletzt musste er sich, da ihrer immer mehrere wurden, davonmachen, und es war ein Glück, dass er noch rechtzeitig unter die Dachtraufe des nächsten Hauses kam, sonst hätten ihn die Hexen zu Laub und Staub zerrissen.

122. Vom Pemmerer Weibele.

Vor langer Zeit hauste in Pemmern auf dem Ritten ein böses Weib, insgemein das Pemmerer Weibele oder die Pemmerer Hexe genannt. Sie stand auf dem ganzen Ritten in üblem Leumund, denn sie war aller Hexenkünste mächtig und bekleidete unter allen Hexen weit und breit den obersten Grad. Sie verhexte Leute und Vieh, konnte sich in was immer verwandeln, ja sogar unsichtbar machen, und ihr bloßer Blick vermochte den Leuten Siechthum anzuzaubern und alles Böse. Sie soll auch äußerlich die Kennzeichen einer wahren Hexe besessen und an einem Beine gehinkt haben. Auch der Buckel hätte zur Hexenzier nicht gefehlt. Sie war beständig auf der Wanderung, da Hexensprüche murmelnd, dort in einer Lake Wetter rührend, und die letzten ihrer grauen Haare waren längst in den Hagelkörnern zur Erde gefallen.

Sie nahm den Kühen die Milch, indem sie dieselbe aus den Eutern heraus und in irgend einen Baum, Stein oder in ein Waldbrünnl hineinzauberte. Dann molk sie Äste und Zweige ganz kunstgerecht, oder sie fasste ein Steintrumm, drückte und presste die vorspringende Ecke, und es bächelte die fetteste Kuhmilch herab. Wollte sie sich's aber am bequemsten einrichten, dann gieng sie zum

Brünnlein, schlug den Zapfen aus, und es rann ihr die süße Frühmilch in den Krug. Die Kühe aber, deren Milch dem Zauber der Hexe verfallen war, gaben Blut statt Milch.

Auch schnitt sie dem Vieh ein Stück Haut herunter, nahm dahinter Fleisch heraus, so viel sie nur wollte, und zog die Haut wieder darüber her, durch Zaubersprüche den Schnitt zuheilend. Ja, sie brauchte dazu nicht einmal in den Stall zu kommen; sie schnitt einfach dem nächstbesten Waldbaum ein Stück Rinde herab und das Fleisch des Ochsen irgend eines Bauern dahinter heraus und deckte das Loch wieder mit der Rinde zu, worauf auch das geschädigte Thier im Stalle wieder zuheilte.

Dieses magerte allerdings ab, und die Bauern, welche schönes Vieh eingekauft hatten, erlitten in kurzer Zeit den größten Schaden. Sie hatten lauter Heugeigen im Stall. Aber auch in die Butterkübel drang ihr Zauber. Wenn nämlich in irgend einem Bauernhofe das Buttern begann, gleich war sie da und bannte die Butter unter ihr Fürtuch. Wenn aber einer dem Weibe begegnete, griff sie unter die Schürze hinein, zog die fertige Butter heraus und sagte: „Schau her, die da drin mag noch lang den Kübel schlagen, die Butter hab' schon ich!"

Aber zum guten Tisch gehört denn auch ein Gläschen vom Rothen. Ein Blick aus ihren Triefaugen reichte hin, um die Pergeln irgend eines behäbigen Weinbauern auszudörren und den guten Saft in das Nadelholz oben zu bannen, worauf sie bloß die Stämme anzuzapfen brauchte, um ihren Weinkrug mit dem besten Leitacher zu füllen.

Hatte aber das Weib einmal einen bösen Tag, so zauberte es Sturm und Unwetter ins Land, und der Hagel schlug die Feldfrüchte in Grund und Boden hinein. Wenn sie rechtzeitig geläutet wurden, schützten wohl die guten Wetterglocken den Berg vor der Wuth des Hexenwetters, daher pflegte sie zu sagen: „Wenn die Goaße af Saal und die Küe af Stoanögg und der Paulsnar Ludl (Stier) öt warn, hatt i längist in gonzn Berg ogiköhrt."

Die Bauern fiengen sie endlich und schleppten sie gebunden bergab gegen die Burg Stein, wo der Pfleger seinen Sitz hatte. Da standen etliche Buben am Wege und gafften sie an. Diese bat das Weib um eine Rübe aus dem nahe gelegenen Acker; sie sei so schwach und habe lange nichts mehr gegessen. Wie ihr nun

die Rübe gereicht wurde, verschwand sie: es war an der Rübe noch ein wenig Erde gewesen, genug für sie, um sich unsichtbar zu machen. Sie kehrte wieder in den Pemmerer Wald zurück. Die Gerichtsleute ergriffen die Hexe abermals, steckten sie in einen kupfernen Kessel, schmiedeten die Kette an der Kesselwand fest und trugen sie so auf ihren Schultern hinab.

Wie sie nun mit ihr nach Lengmoos und dort beim Pflegamt (jetzt Gasthaus zum Amtmann) vorbeikommen, schaut eben die Frau des Gerichtspflegers zum Fenster heraus und lacht. Das ärgerte die Hexe, und sie rief hinauf: „Du wearsch a nou guat gadenkn, wia mar mitanondar afn Schlearn ent Nussn göffn hobm; va zwoahundart Star hot's af oana viarzan gatroffn." Die Frau Pflegerin war verrathen und zog sich vom Fenster zurück.

Als sie nach Siffian hinabkamen, wollte sich das Pemmerer Weible zuguterletzt ein Hexenstücklein nicht entgehen lassen. Sie murmelt einige Worte, hebt sodann das Fürtuch in die Höhe und zeigt hohnlachend einen gewaltigen Knollen goldgelber Butter hervor, indem sie rief: „Sägg dar Diambäurin, sie konn nou läng 's Schmälzkübile schlogn; 's Schmälz hän i schun in Fürtig."

Wie sie nun im Schloss Stein waren, machten sie mit der Unholdin kurzen Process. Der Scheiterhaufen ist bald errichtet; Holz gibt es da nahe genug. Nach des Gerichtes uralter Satzung sollte sie durch Feuer vom Leben zum Tode gebracht werden. Aber merkwürdig! Rauch und Feuer konnten ihr lange nichts anhaben. Man schürte und schürte, doch das Weiblein rief in einemfort: „Husch! husch!" als ob es sie friere. Zuletzt gossen sie Weihwasser in das Feuer und warfen geweihte Hexenkräuter, Eisenkraut und Johanniskraut und andere, hinein. Da endlich wurde sie vom Feuer ergriffen und fiel mit einemmal um.

Der Bauer Lun auf der Hoa in Unterinn aber will behaupten, die Gerichtsknechte hätten die Pemmererin im Kessel nach Lengstein hinabgetragen, und dort wäre sie verbrannt worden. Wieder andere sagen, dass die Hexe nach Steg hinabgeschleppt und im Eisak ersäuft worden sei.

123. Das Immenstädter Weibele.

Zur Pestzeit war eine Hexe auf dem Ritten, das Immenstädter Weibele genannt, weil sie aus Immenstadt hereingewandert war. Auf dem Ritten, in Bozen und Gries, auch an vielen andern Orten trieb das Weibele Hexerei. Sie hatte ein Büblein, dem sie das rechte Händchen abschnitt, um damit zu zaubern, dann warf sie das Kind ins Wasser. Das Händchen dörrte sie, überzog es dann mit schwarzem Wachs, und wenn sie es anzündete, konnte sie die Leute in tiefen Schlaf zaubern, dass sie auch von dem größten Lärm nicht aufwachten. Beim Kreuzwirt in Meran schloff sie durch einen Fensterladen, ohne dass sie ihn aufzuthun brauchte, und stahl mit Hilfe des Händchens einen goldenen Becher. Beim wilden Mann in Meran that sie ebenso; weil sie aber den Kasten versperrt fand, rief sie den Teufel zuhilfe, der das Schloss aufblies und ihr etliche goldene Becher herausnahm. Schlösser aufblasen konnte sie selber nicht, weil sie in der Satansschule zu kurze Zeit gelernt hatte. Wie sie den Teufel das erstemal gesehen, erschrak sie und rief die heiligsten Namen, darauf fuhr er brennend durch das Stubenfenster und hinterließ eine Garbe Flammen.

Einmal lag die Hexe in einem Heustadel in Oberbozen, da nahm sie der Teufel, welcher in der Gestalt eines schönen Junggesellen war, aber am linken Bein einen Geißfuß hatte, auf die Achsel und trug sie hinüber auf den Schlern; aber sie durfte auf der Luftfahrt kein Wort reden, sonst hätte sie der Teufel fallen lassen. Auf dem Schlern waren zwei Teufel, die den Hexen dienen mussten. Diese zogen auf wie Edelleute, reich und stolz. Ein anderer Teufel stand in Gestalt eines Engels daneben und spielte auf einer Pfeife zum Tanze auf. Die oberste unter den Hexen war die Urschl Kiechlin von Villanders, die von den Teufeln mit besonderer Höflichkeit bedient wurde. Nach dem Tanze setzten sie sich zur Tafel, wobei man Bozner Wein ausschenkte. Aber etwas fehlte bei den Schlerngelagen, Brot und Salz; das durfte keine mitbringen.

War das Gelage vorbei, so trug der Satan das Weibele wieder auf den Ritten herüber, die Urschl und des Pfarrers von

Villanders Köchin, die auch dabei war, nach Villanders. Zuletzt fuhr der Teufel ganz in das Immenstädter Weibele und machte sie besessen, so dass sie wüthete wie eine Furie. Da fieng man sie ein und verbrannte sie in einem Kessel voll siedenden Wassers.

124. Die herrische Lettnerin.

Vorzeiten stand bei dem Blümelhof in Gasters auf dem Ritten ein Zuhäuschen. Darin wohnte die herrische Lettnerin, eine greuliche Hexe mit blutigen Triefaugen. Sie lebte unstät und stand in keines Herrn Brot. Dabei machte sie gar kein Hehl daraus, dass sie das Hexern von Grund aus gelernt, und war längere Zeit das Wetter schön gewesen, so juckte es die Frau in allen Gliedern, bis sie Wetter machen konnte und das Wetter vom wälschen Joch herüber anrückte, dass es ein Grausen war.

Einmal saßen die Leute beim Bühler in Unterinn an einem Christtag um den Mittagstisch und ließen sich den Braten wohl schmecken. Auf einmal geht die Thüre auf, und die Lettnerin tritt ohne Gruß herein und setzt sich zu ihnen. Ihr Haar flatterte wild um das übernächtige Gesicht. Als die Leute sie nicht mitzuessen einluden, that sie ihren zahnlückigen Mund auf und kreischte: „Heunt isch dar Menschensuhn Fleisch g'wortn, iatzan isch Zeit, dass i a amoal a Stückl bakim; as isch viel Woassar tholaus, darsider i 's löschte Boanl oganägg ån. Göbb mar a a bissala va den Bratl!" Der Bauer, der sich vor der Hexe fürchtete, gabelte einen faustgroßen Henkel aus der Schüssel und reichte ihn der Hexe.

Der alte Wieser saß eines Tages unter seinem Hofe auf einem Kirschbaum und klaubte Kirschen. Denn es war ein Feierabend. Da kam gerade die Lettnerin des Weges, blieb stehen und schob sich eine Prise Tabak in die rothe Nase. Ihr Gesicht war über und über verbrannt; man sah, dass sie es wieder mit dem Bösen zu thun gehabt. Der Wieser schaut vom Baum herab, und weil er ihr Schulkamerad gewesen, nimmt er sich kein Blatt vor den Mund, sondern rief: „Aha, hast deinen Hexenrüssel wieder zu tief hineingesteckt, was? Wärest alt genug, dich zu bessern und hättest solch Spiel nimmer vonnöthen!" Darauf sagte die

Hexe: „Jä, schau, Jörgl, i koann's hoalt nimmar lässn." Tags darauf fuhr sie schon wieder mit ihrem Katzengespann auf den Schlern hinüber.

Es hauste aber dazumal auf der Heid ein Hexenmeister, der viel in Hexenbüchern kramte und bei dem die Hexenpost aus- und einlief. Man hieß ihn den Struzer. Bei dem hatte nun die Lettnerin freien Zuspruch, denn sie giengen beide auf einen Schlag. Später übersiedelte der Struzer in den Stierlhof. Eines Tages lief die Lettnerin aus dem Stüblein des Hexenmeisters und stellte ein Geheul an, der Struzer sei verstorben, und weinte ihm nach, als wär' sie sein Weib gewesen. Sie hatte ihm den letzten Beistand geleistet. Bald darauf starb auch die Lettnerin.

125. Irregang.

Das Riggermoos ist ein verrufener Hexenplatz auf dem Ritten, und gegen den Kunkelwald, wo am Kreuzweg das Bildstöckl steht, geht's am ärgsten zu. Geht da der alte Wegmacher, der Rauchen, mit noch einem andern von der Bergmahd heimzu abwärts und sind beide lustig und guter Dinge. So aufgeräumt soll einer auf Hexenplätzen sich nie zeigen, es ist immer gefährlich. Wie sie da lachen und jodeln, thut's einen Windstoß und einen Kracher, und beide sehen und hören auf einmal nichts mehr. Es war gerade zu oberst auf dem Riggermoos. Die Kameraden gerathen zum Überfluss noch auseinander, suchen, tappen und rufen die ganze Nacht herum, und wie es betläutet, ist die ganze Hexerei ab und aus, und beide sind gleim bei einander, gerade dort, wo sie vor dem Hexenwetter gewesen waren. Der Wegmacher soll dort nie mehr gejodelt haben.

Ein anderesmal gieng der alte Rauchen von Gasters mit dem alten Prock, nachdem sie auf dem Riggermoos den ganzen Tag geheut hatten, gegen den Höldhof abwärts und wollten sich beim Höld mit frischer Butter und gutem Schnaps wohl sein lassen. Es war aber Betläuten schon vorbei. Wie sie auf den Höldboden kamen, nicht mehr weit vom Höld, fängt es an dunkel zu werden und kommt ihnen vor, der Wald hebe zu tanzen an, und allerlei-

farbige Lichter huschten in kreuz und quer. Auf einmal hatten sie keinen Weg mehr unter den Füßen und wunderten sich, da sie sonst den Weg genau kannten. Nun giengen sie und giengen, endlich war nichts mehr als Kranewitstauden ringsherum, obwohl es sonst weitum keine solchen gab. Mit großer Mühe krochen sie durch das stachliche Gestäud, und der Prock sagte: „Sollen wir fluchen oder beten?" Der Rauch meinte dagegen, beten wäre etwa doch besser, und sie fiengen an einen Rosenkranz zu beten. Aber sie waren einmal schon von den Hexen vermeint (es war hoher Frauenabend) und fanden aus dem Kranewitgesträuch nicht heraus. Dabei hörten sie fortwährend Musik und Jauchzen und langgezogenes Pfeifen. Auch schrien die Nachteulen unheimlich. Endlich graute der Morgen, sie hörten betläuten, und siehe da, die Kranewitstauden waren verschwunden, und beide befanden sich mitten in Äckern und Wiesen beim Zaun, wo man zum Höld übersteigt. Sie waren also die ganze Nacht nur eine kurze Strecke vorwärts gekommen.

126. Der Hexenstadel.

Zwischen Maria Schnee und St. Magdalena in Oberbozen steht auf einer Wiese der Hexenstadel. Schon in älterer Zeit wurden bei diesem Stadel den Vögeln Schläge und Leimruthen aufgestellt. Er war wie kein anderer Platz weitum für den Vogelfang geeignet. In einer Pfinztagnacht, als gerade Vollmond und daher die Nacht ganz hell war, schaute ein Vogelsteller vor Mitternacht zum Fenster hinaus. Es dünchte ihn, als habe er schon lange geschlafen, und weil es draußen so licht war, meinte er, es wäre schon so etwa halb vier in der Früh und daher höchste Zeit, den „Garggen" (Fangvorrichtung) aufzustecken. Er zog sich rasch an und gieng mit den Leimruthen zum Stadel hinaus. Schon von ferne hörte er Musik, und als er in die Nähe kam, merkte er, dass im Stadel getanzt wurde. Es gieng recht lustig her, und die Tenne dröhnte unter den Sprüngen des tanzlustigen Volkes. Er näherte sich der Thüre, um zu sehen, wer alles da drinnen wäre. In diesem Augenblick gieng das Stadelthor auf, der Vogelsteller wurde von dem Andrange zu Boden geworfen, und an ihm

vorbei ritt auf Besen und Ofengabeln ein Schwarm Hexen heraus und durch die Luft davon. Dem Mann vergieng die Lust des Fangens an diesem unheimlichen Orte, und er war froh, noch mit dem Schrecken davonzukommen.

127. Der Hexenbub macht Wetter.

Zum Teich auf dem Piperbühel kam öfters ein Hexenbub und peitschte mit einer Haselgerte das Wasser, bis ein Wölklein davon aufstieg. Nicht lange, dann gieng ein Gewitter über die Gegend nieder mit Blitz und Donner, und der Hagel richtete keinen kleinen Schaden an.

128. Der Gismanner Bub macht Hexenhagel.

Ein Gismanner gieng einmal mit seinem Buben oben über Schienant („Schönland“ auf einer älteren Alpenkarte im Lengmooser Archiv) herüber. Als sie bei einem kleinen Wasser vorbeikamen, fragte der Bub: „Vater, darf ich Wetter machen wie die Hexen?“ Der Alte erlaubte es ihm, aber das Wetter dürfe bloß den Garten des geistlichen Herrn verwüsten. Der Bube „gahrte“ nun mit einem hasleuen Stäblein im Wasser; alsbald stieg eine Wolke auf, und es hagelte nicht lange darauf so stark auf den Garten des „Herrn Andrä“, dass alles Gewächse zerschlagen wurde. Die Hagelkörner hatten alle Hexenhaare.

129. Der ungeschickte Hexer.

In Unterinn auf dem Ritten lebte eine Hexe, die in der Nacht stets fort war. Die Knechte lugten einst durchs Schlüsselloch in die Küche, als sie gerade die Hände mit einer Salbe einrieb und mit dem Rufe: „Au und drun und ninderst un!“ den „Kemat“ hinauf fuhr. Einer von den Knechten that es ihr nach, merkte sich aber den Ruf nicht genau und sagte: „Au und drun und überall un!“ Da flog er wohl auf, verstieß sich aber den Kopf an Baum und Felsen und fiel todt zur Erde.

130. Wirf's Loch zu!

In Sarnthal war eine Hexe gestorben. Als man sie ins Grab senkte, fiel der Deckel von der Todtentruhe herab, und die Hexe darin riss das Maul sperrangelweit auf und schnitt ein so greuliches Gesicht, dass der Geistliche dem Todtengräber erschrocken zurief: „Wirf's Loch zu!" Der Todtengräber warf sogleich das Loch zu, denn sie fürchteten, die Hexe könnte durch die Gewalt des Satans wieder herauskommen.

131. Der kopflose Fackelträger.

Auf der Sarnerscharte ist ein Hexenplatz, wo die Hexen von weiter Umgebung ihre Tänze aufführen. Der höchste Punkt heißt gegenwärtig noch im Volksmunde der Hexenbüchel.

In einer Hexennacht geht einmal der Ribmer von Durnholz thalaus. Es ist stockfinster, deswegen hat er einen Kentel mit sich genommen. Aber es strich ein scharfer Luftzug durch das Thal, und in der Höhe heulte und ächzte es gewaltig. Da oben musste der Sturm gehen. Und der fuhr auch bald die Thalwand herab und löschte im Nu des Ribmers Kentel aus, so dass er keinen Schritt mehr weiter sah. Alles Feuerschlagen half nichts. Da kam von weitem her jemand mit einer brennenden Fackel auf ihn zu. Wie die Fackel näher heran ist, schwenkt sie seitwärts ein. Da schrie der Ribmer aus Leibeskräften: „Do hear! do hear! lä' mi unkentlan!" Wirklich kam die Fackel wieder auf den Weg zurück und ihm entgegen. Aber zu seinem Entsetzen sah er, dass es ein Mann ohne Kopf war, der eine enzgroße Pechfackel trug. Dem Ribmer vergieng die Lust anzukenteln; er lief, was er laufen konnte, und gieng bei Nacht nie mehr denselben Weg.

132. Der Hexentanz auf dem Heustock.

Zwei Bauern von Niederwangen im Sarnthal, der Gänsbacher und der Hofer, gehen einmal des Nachts über den Tanzbach und hören eine wunderschöne Musik. Der Gänsbacher, ein Meister der Hexenkunst, sagte zum Hofer, er solle ihm auf den Fuß treten, dann werde er den Teufel mit dem Hexenvolk sehen. Der Hofer

that es, und nun sahen sie den Spuk. Es war ein langer Zug, zuerst lauter junge Mädchen, das eine schöner als das andere, darauf immer ältere Weiberleut' und zuletzt der Satan mit einer vornehmen, alten Frau, die sie die würdige Mutter hießen. Der Satan führte diese höchst galant, und unter dem linken Arme trug er einen Dudelsack, dem er die bezaubernden Töne entlockte. Der Gänsbacher hatte schon vorher seinem Begleiter aufgetragen, ja keine Silbe zu reden und keines der Mädchen, die sie beide genau kannten, beim Namen zu rufen, sonst würde sie das Hexenvolk in Stücke reißen. So blieben sie beide nun fein stille. Als der Zug vorbei war, giengen sie raschen Schrittes zum Haus des Hofer und legten sich daneben im Heu schlafen. Da kam der Zug zurück, das Stadelthor gieng von selber weit auf, und der Satan stieg mit all seinen Hexen auf den gleichen Heustock, auf dem die Bauern lagen. Da oben begann nun der Hexenball. „Herr Hatzes," rief nun eine Stimme, „spiel mir auch eins auf!" Da wurde der Gänsbacher zornig und schlug den Satan vom Heustock hinab, dass er wie ein Holz in zwei Stücke brach. Darauf war im Nu der ganze Spuk verschwunden.

133. Der Hexenstein.

Die Burg Reineck in Sarnthal hat einen sehr hohen Thurm. Im obersten Stockwerk des Thurmes liegt ein großer und schwerer Stein, von dem die Leute wissen wollen, dass ihn die Hexen hinaufgetragen haben. Die Stiege ist aber so eng, dass der Stein von innen niemals hätte hinaufgeschafft werden können. Man hat ihn schon mehrmals auswendig in die Tiefe geworfen, aber über Nacht trugen ihn die Hexen immer wieder hinauf.

134. Die vermeinten Ochsen.

In einem Bauernhofe in Sarnthal hatten die Ochsen das Vermeinböckl und fraßen nicht mehr und magerten ab. Nun ist aber diese Krankheit das Werk der Hexen, die das Vieh im Stall durch bösen Blick oder durch Zauberspruch in aller Teufel Namen vermeinen. Vom Heu eines anderen Bauern aber fraßen die Ochsen;

auch das Holz vom Barren nagten sie weg, nur das Heu vom eigenen Stadel ließen sie unberührt. Der Bauer schickte nun nach dem Reutschner Geistlichen, der gegen Hexen- und Zauberwerk große Gewalt besaß. Der Geistliche kam, ließ Tisch und Stuhl in den Stall bringen und legte Geweihtes auf den Tisch. Dann betete und segnete er dreiviertel Stunden in einemfort, doch der Spuk wollte nicht weichen. Endlich rief er: „Seht ihr das Ding?" Und es hüpfte eine schwarze Katze von einem Ochsen herunter und verschwand. Der Geistliche ließ darauf die Schwelle der Stallthür ausgraben und eine neue einsetzen und legte vorher etwas Geweihtes darunter in den Boden. Jetzt fraßen die Ochsen mit wahrem Heißhunger. Der Geistliche fragte vor dem Weggehen die Bäurin, ob jemand dagewesen sei, um etwas zu betteln. „Ja, die und die Alte," sagte die Bäurin. Und ob sie ihr etwas gegeben habe. „Jä," antwortete die Bäurin, „a kloans Oalmasn àn i ar wo göbm." „Sie wird," fuhr der Geistliche fort, „bald wieder kommen. Dann gebt ihr nichts mehr!" Hätten die Leute auf dem Hofe es verlangt, so würde er ihnen die Hexe auch herbeigebannt haben. Hierauf verließ er den Hof. Bald darnach kam eine Alte dahergehumpelt mit Triefaugen, und einen großmächtigen Buckel hatte sie auch. „Bitt gor schian um a keidile Schmoalz", rief sie in die Kuchel hinein, wo die Bäurin am Herde stand. Diese kannte die Alte, es war schon die rechte. Die Bäurin wurde zornig und rief: „Hän selbar schun làng koa Breasile mear in dar Hütt!" und schlug der Alten die Kuchelthüre vor der Nase zu. Die Hexe machte sich schleunig davon und kam nie mehr ins Haus.

135. Der Hexenmeister Manz.

1.

In Oberinn, Gemeinde Wangen, lebte vor langer Zeit ein gar arger Hexenmeister, Manz mit Namen. Zur selben Zeit versah aber allda zu Oberinn der fromme und gottesfürchtige Herr Gostner das Beneficium. Dessen Sinnen und Trachten gieng darauf aus, wie er den armen Bauersleuten nützlich und behilflich sein könnte in allen geistlichen und leiblichen Nöthen. Dazu war er mancher

Wundergabe gewürdigt worden. Durch seine stets wachsame Fürsorge war schon manch böser Anschlag des Hexenmeisters zu Schanden geworden, darum sann derselbe auf Rache. Besonders war er ein gefürchteter Wettermacher. Er hielt sich meist in der Gegend von Afing, Wangen und Oberinn auf, wo er auch seine besten Leute fand. Hatte irgendwo ein Ochs oder eine Kuh das „Vermeinböckl" (dann fraßen sie nimmer und magerten zum Erschrecken ab), so rührte der Schaden gewiss vom Manz her, und man holte den Pfarrer von Reutsch, der ein heiligmäßiger Mann war und gegen den bösen Zauber an Menschen und Vieh besondere Gewalt besaß, während der Beneficiat von Oberinn sich vorzüglich in der Vertreibung der bösen Wetter bewährte.

Der Unhold soll nun folgendes schauerliche Ende gefunden haben: Eines Tages gieng er wieder auf die Spähe und gedachte, den Fuchs gegen den Hasen auszuspielen. Da traf er in der Emmersschlucht auf den Schmied und „du kimmsch mar kro recht", rief er, „du Kohlnfrössar. Ischt schun zaläng schian Wöttar g'wödn, und die Leut wearn übarmüathig. Bin ban Moar in Girlan ingakeart und hät mar dar Lump an Leps aug'stöllt und g'sägg: ‚Mitn Guatn isch's aus'; den hät ar selbar g'soffn, und a Stuck boanhärts Broat ät ar mar göbm. Wos steasche no, ruaßiger Säck? Schiaß um, sog i dar, und richt mar a Dutzat Köttn zämm, i will's Wöttar in die Eisn lögn und in mei G'wält kriagn und in Froschbändchn draußn oans unkentn fürn Leps. Drahn di, älts Rosseisn, und richt die Säch zämm, sog i dar!" Und weg war er und in den Wald hinein. Der Schmied erholte sich erst nach und nach vom Schrecken, aber er wusste nun wohl, dass es da nicht mit rechten Dingen zugehe, auch dass er dagegen nichts ausrichten könne, wenn er nicht den Zorn des Zauberers auf sich laden wollte. Daher suchte er eine Kette nach der andern hervor, trägt sie vor die Schmiede und wirft sie allda auf einen Haufen. Drauf dachte er sich: Die Nacht wird er kommen, sie zu holen; aber bis zur Nacht hast du noch ein Stündlein Zeit, mit dem Messner zu reden. Das gute Herz ließ ihm keine Ruhe mehr. Er gieng zum Messner und redete mit ihm von der Sache. Und der Messner sagte: „Da lass nur mich machen!" Darauf meldete er sich beim geistlichen Herrn und erzählte ihm den Hergang, wie er

ihn vom Schmied erfahren. Der geistliche Herr aber sagte: „Nun thu, was ich dir sagen werde, und du kannst die Gefahr abwenden. Sowie das erste Wölklein aufzieht, warte nicht erst den „Laz“ ab, sondern wecke mich augenblicklich! Kannst du mich aber durch kein Rütteln vom Schlafe bringen, dann trag mich in die Kirche und lege mich vor dem Altar auf den Boden, so wird's schon recht werden.“ Der Mesßner schaut also alle Gut zum Himmel, was es für ein Wetter gäbe. Als nun gegen Mitternacht das erste Wölklein die Mendel heraufrückte und darnach gleich ein anderes und drittes, und alle pechschwarz anzusehen, und ein Windstoß daherkam, da war der geistliche Herr mit allem Fleiß gar nicht wachzurütteln. Also trug ihn der Mesßner in die Kirche vor den Hochaltar. Darauf zündet er die Lichter an und läutet gegen das Wetter, was die Stränge halten. Indessen war der Beneficiat aufgewacht, holte ohne Säumen das Ciborium aus dem Tabernakel und sprach seinen kräftigen Wettersegen, während draußen der Sturm an die Kirchenfenster schlug und Bliß auf Bliß herniederfuhr. Heulend zog das Wetter das Schwarzegg hinab und hinüber zum Nonsberg. Der geistliche Herr legte sich wieder schlafen.

Als er aber des andern Morgens aufgestanden war und ins Land ausschaute, da war das Schwarzegg mit dem letzten Stümplein abgekehrt und der Boden gelb und braun. Das hatte der Manz mit seinem bösen Wetter gethan. Gegen Afing hinab lagen Bäume und Felsblöcke, mächtige Rasenstücke, Erdhaufen und Steingeröll, vom Schwarzegg herabgefegt und von den Ketten umschlossen, und der Hexenmeister war im Trümmerhaufen eingeklemmt und sein Gesicht vom Blitze verbrannt.

2.

Nach einer andern Sage hätte der Manz folgendermaßen sein Ende gefunden: Er kam einst roth vor Zorn zum Geistlichen und sagte, er möchte ihm seine Ketten leihen, er wolle heute daran Kühe über die Weiden treiben, dass die Almen kahl gefressen würden. Er meinte aber damit das Gewitter. Der Geistliche fürchtete nichts und gab ihm die Ketten. Zeit lassen mit den Kühen! rief er ihm noch nach. Das Wetter kam wirklich in der Nacht, wurde aber vom Beneficiaten weggesegnet. Jetzt

war das Maß voll. Der Geistliche sagte seinen großen Bannspruch und bannte den Hexer auf die Eisferner des Ötzthales hinauf, wo er noch lebt, aber entsetzlich frieren muss.

3.

Den berüchtigten Hexenmeister Manz hatten einmal die Sarner erzürnt, und er schwur dem ganzen Thal schreckliche Rache. Er wollte Jenesien und Ritten ins Thal hinunterlahnen und so Sarnthal in einen See verwandeln. Um Mitternacht beschwor er auf Schwarzegg oben auf einem Kreuzweg den Wetterteufel; bis zum „Fürsten" und zum „Alpigoner" (zwei Schwarzegger Bauern) haben sie Katzenmiauen und Krötenlärm, gellende Geisterstimmen und Uhugeschrei gehört. Das Vieh im Stalle ist schon gegen Abend so unruhig gewesen, als spürte es etwas Unheimliches. Einigemale hat man ober Schwarzegg ein kohlschwarzes, unheimlich geformtes Wölklein so wild herumfahren gesehen, als wäre es der Teufel selber. Der Schafbube beim Thaler hat nach dem Betläuten, als er die Schafe heimtrieb, durch den Hohlweg herauf ein Dutzend große abscheuliche Höppinnen (Kröten) kriechen gesehen, dass ihn ein Grausen angieng; und wie er das Kreuz machte, waren sie verschwunden. Beim „Fürsten" ist eine fürchterliche Fledermaus beständig ums Haus geflattert, aber beim Crucifix vor dem Hause ist sie nie vorbei: erst als die Bäurin etwas Geweihtes ins Feuer warf, verschwand das unheimliche Thier. Beim Graslander auf Schwarzegg hat auf einmal das dreijährige Kind zur Mutter gesagt, dass die Mutter recht erschrocken ist: „Mutter, heut müsst ihr in der Nacht beten, dass kein Unglück geschieht", und auf die Frage der Mutter, wer's ihm gesagt habe, gab es zur Antwort: „Der heilige Schutzengel." Zwei Stunden nach dem Betläuten krochen hinter den „stuanan Mannlarn" kohlschwarze Wolken herauf und bedeckten in unglaublich kurzer Zeit den ganzen Himmel. Geisterhände wälzten auf den Wolken die Hagelsteine hin und her, dass es nur so rauschte. Um 11 Uhr nachts erhob sich auf einmal ein fürchterlicher Sturm, und unter dem Brausen des Windes vernahm man heulende Geistertöne. Die größten Bäume riss der Sturm krachend um, nur das Wetterkreuz ober dem Graslander hat er stehen lassen müssen, obwohl es morsch war, dass du es

leicht mit der Hand umgeworfen hättest. Dann rauschte es von den Höhen herab, der Hagel schoss hernieder, die Erde wurde lebendig, und durch die Äcker lahnte es haustiefe Gräben auf. Die Leute auf Schwarzegg zündeten geweihte Kerzen an, räucherten auf dem Herde mit geweihten Sachen und beteten. Als sie aber anfiengen in allen umliegenden Orten Wetter zu läuten und die Glocken oben von der Lavend und von Flaas, von Campidell und drunten von Afing, drüben von Wangen und draußen von Jenesien zusammenläuteten und überall Wettersegen gehalten wurden, da brach die Macht des Zauberers Manz. Ein fürchterliches Gepolter hörte man in den Wolken, und oben in der Höhe stürmten die Winde gegeneinander wie zwei wilde Stiere, und der Sturm peitschte die kohlschwarzen Wolken hinter den „stnanan Mannlarn" hinunter. Das Maß der Sünden war voll, der Manz wurde eingefangen, nach Meran geliefert und dort von vier Pferden auseinandergerissen; sein Heulen soll man bis Vöran und Hafling hinauf gehört haben.

4.

Der Berg, auf dem Mölten liegt, soll einst vom Manz verschoben worden sein. Als der Manz mitten in der Arbeit war, läuteten ringsum die Kirchenglocken: die „Geißschellen" von Sanct Georgen, die „Hahnrollen" von Ulrich (den Hähnen werden nämlich in manchen Gegenden sogenannte Rollen, d. s. Glöcklein, angehängt) und die Kuhglocken von St. Jakob. Der Manz musste seine Arbeit einstellen. Dort aber, wo er sich mit dem Rücken und den Füßen angestemmt hat, sind gegenwärtig noch die Gruben zu sehen. Und wer in jene Spalte gelangt, die bei der Verschiebung des Berges entstanden ist, der fängt sich zu fürchten an und eilt, dass er diese unheimliche Stelle bald hinter sich habe.

136. Das Hexenhaus in St. Magdalena.

In St. Magdalena bei Bozen steht das Hexenhaus, in dem niemand wohnen will, denn es spukt gewaltig darin. Ein Nachbar, der sich in der Stadt zu lange aufgehalten hatte, war spät in der Nacht erst auf dem Heimwege und musste beim verrufenen Hause vorbei. Er wollte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, sich

zu überzeugen, ob es wahr sei, was man von dem Haus erzählt. Also gieng er in das Haus hinein. In der Stube aber saß ein gespenstiges Weiblein mit feurigen Augen, langer, gebogener Nase, spitzem Kinn und zahnlückigem, offenem Munde. Es war auf und auf feuerroth und hatte den Kopf in ein feuerrothes Tuch gehüllt. Der Mensch lief erschrocken wieder hinaus und sah draußen am Kreuz eine Geiß angebunden. Das Thier streckte alle Viere von sich und meckerte so abscheulich, als ob es im nächsten Augenblicke verenden müsste. Der Bauer gerieth in eine Höllenangst und sprang in seiner Verwirrung den Felsen hinab. Am andern Morgen fanden ihn die Leute bewusstlos unter dem Felsen und trugen ihn in seine Wohnung. Es vergiengen mehrere Tage, bis er sich wieder erholte. Nicht um viel Geld wäre er ein zweitesmal in das Hexenhaus zu bringen gewesen.

137. Das verbrannte Hexenbuch.

Jene, die sich dem Teufel als Hexen ergeben, schreibt er sich in ein eigens dazu dienendes Buch ein. Ein Pfarrer bekam einmal durch List ein solches Buch in die Hand und zeichnete gleich den Namen Jesus hinein, dann konnte es der Teufel nicht mehr nehmen. Darauf verbrannte er das Buch. Aus Zorn darüber drehte der Teufel einigen Hexenweibern derselben Gegend den Hals um, weil er sich an dem Pfarrer nicht rächen konnte. (Flaas.)

138. Unheimliche Orte auf dem Ritten.

Unheimlich ist es in Kaseräckern, einer Gegend ober Wolfsgruben, die ehemals bewohnt gewesen ist, aber durch die Pest ausgestorben sein soll, mit Überresten von Bauernhäusern, mit Kreuz- und Querwegen, mit Spuren von Äckern allenthalben. Am unheimlichsten ist es hier am Katzenbach, der durch Kaseracker fließt. Dort, wo der untere und der obere Kasererhof gestanden sind, ist man öfters Hexen begegnet.

Unheimlich sind ferner die Eawiesen oberhalb Wolfsgruben, wo zeitweilig auch die Hexen tanzen. Da verirrt man sich in der

Nacht und findet bis zum Betläuten am Morgen nimmer aus; zuletzt ist man da, wo man ausgegangen ist. Da geht auch ein Gespenst in den verschiedensten Gestalten um. Auf den Eawiesen sollen vor alters die Rittner ihr Taiding gehalten haben.

Auf dem Piper spukt's auch, denn hier wurden viele Verbrecher hingerichtet.

Über die Rösslerbrücke zwischen Gasters und Klobenstein wollen die Leute um Mitternacht nicht gehen; es hockt ein „Unkatl" ohne Kopf auf der Brücke und verfolgt den Wanderer. Manchmal, wenn einer des Nachts über diese Brücke geht, poltert und kracht es unter ihm, als würde die Brücke zusammenstürzen.

Unheimlich ist's am Zauberbachl bei Klobenstein. „Auf der Ast" ober dem Rössler bei Klobenstein liegt ein Schatz; auf diesem Hofe geht auch ein Hausgeist in Gestalt eines Weibleins um.

Auf den Sirchwiesen, wo ehemals Höfe gestanden sind, ist's nicht geheuer; ebenso beim abgekommenen Grubhof ober Gasters.

Beim Wolfsgrubner See vorbei begleitet eine gespenstige Ziegenherde mit Schellengeklingel den Wanderer.

Im Gasterer Wald oben beim See und bis zur Brücke herab gehen allerlei gespenstige Lichter um, welche um die Baumkronen tanzen; auch große Feuer erhellen den Wald, so dass es ist, als ob er brenne. Hie und da schießen blaue Flammen durch den Wald gleich Pfeilen, aber mit langen Schweifen.

Oberhalb Gasters ist das Riggermoos. Da stand nach der Sage in alten Zeiten ein Dorf mit schönen Höfen, das aber in der Pestzeit verödete. Das Riggermoos ist ein Haupttanzplatz der Hexen und der Tummelplatz aller möglichen Gespenster. Beim Bildstöckl daselbst geht's am buntesten zu, da raufen die Hexen und verfolgen jeden, der neugierig zusieht. Bei diesem Bildstöckl hält der Teufel mit den Hexen Schwarzschule; die berühmteste Schwarzschule ist aber die auf dem berüchtigten Rosswagen.

Auf der Sarnerscharte und am Tanzbach tanzen ebenfalls die Hexen.

Das Zagglermoos bei Oberbozen ist ein Hexenplatz.

Bei Kematen geht es um; die Hexen vom Riggermoos kommen dahin und in den Gunggelwald. Unter dem Lobis thalab gegen die darunter befindlichen Höfe haust das „Unkatl" als blaues

Licht; ebenso im Gstrahl, einem Walde ober dem Lobis, und auf dem Höldboden, wo man auch nicht selten irre geführt wird.

Auch um den Templhof in Unterinn ist's lange unheimlich gewesen.

Beim alten Schloss Zwingenstein und auf dem Heidenfreithof nächst dem St. Sebastianskirchl sieht man in den Quatembernächten und an Abenden vor hohen Festtagen blaue Lichter umherirren, seit den neuen Abläßen aber immer weniger.

Auf Zwingenstein haust ein „Unkatl“.

Auf der Finsterbrücke über dem Finsterbach hinter Lengmoos geht einem ein kopfloser Geist nach, der erst vor Lengmoos verschwindet.

Bei den Todtenrasten zwischen Unterinn und Blumau hat man vor den neuen Abläßen in der Nacht allerlei Gestalten gesehen.

Bei der Todtenrast ober dem Oberwieser sieht man des Nachts eine Todtenbahre und hört die Leute beten. Dem Stierlbauer, der dort einst in der Nacht pflügte, warf es einen Hagel von Steinen nach.

Sehr unheimlich ist's auch beim Spitzkofelkreuz unter Schweinsteig; da geht ein Gespenst um bald in der, bald in anderer Gestalt, mit und ohne Kopf.

V.

Unteres Eisakgebiet, linkes Ufer.

1. Von alten Kirchen bei den Reggelbergern.

Die ältesten Ansiedler in Wälschnoven saßen der Sage nach im „Loch“ (Locherterthal), die benachbarten Berghänge hinan und auf den dortigen Höhen gegen das Tierserthal, wo hinter dem Fronberg der Gschlößlwald, die Gschlößlwiese und der nicht weit davor gelegene Tummel*) auf einen uralten Herrensitz weisen und zu Wälschnoven gehören. Dort oben, in der Nähe des Jocher- und des Hagenhofes, wollte man vorzeiten die Kirche bauen. Der Kalk wurde schon hergerichtet und gelöscht, und noch findet man dort das Kalklager vor. Die ältesten Höfe stehen also auf dem Zischgl und den benachbarten Höhenzügen und sind der Baumhackl, Außer- und Innergstalt, Cost, Kropfenhof (von den Kropftauben, die da oben „kropsten“), Tazer, Schiller, Hagner, Jocher, Nazöller, Kletzler, Heinz, Gaster, From, Caldrun. Weshalb man vom Kirchenbau auf dieser Höhe abließ, sagt uns die Tradition nicht. Kurz, man benützte unten im Thale einen vorhandenen Bau und weihte ihn zur Kirche. Wo nämlich jetzt die Pfarrkirche Wälschnovens steht, soll

*) Der Tummel ist der Scheitel des hübsch bewaldeten Bühels vor dem Gschlößlwald.

ein Heidentempel gestanden sein; ja derselbe wäre gar nicht abgebrochen worden, man hätte ihn zur christlichen Kirche gemacht. Als im Jahre 1827 die alte Kirche abgetragen und die jetzige größere gebaut wurde, fand man in der That uralte Säulen, und auf den alten Hauptmauern sollen Gemälde aus der Heidenzeit unter der Tünche gesehen worden sein. Diese, sagen die Leute, rührten vom Heidentempel her, von dem man eben die Hauptmauern und die Säulen habe stehen lassen, um darauf die christliche Kirche zu erbauen. Der alte Bauer beim Cyprian hat dem Sammler dieser Sagen betheuert, daſs er selbst diese Säulen und Gemälde gesehen habe. Was die Gemälde anbelangt, so sind es wohl wahrscheinlich übertünchte Wandfresken aus dem Mittelalter gewesen, sogenannte Parallelbilder, wovon den alttestamentlichen Theil die Leute ja auch anderswo für Bilder aus der Heidenzeit halten.

Kreuzgänge machten schon seit alters die Wälschnovner nach Tiers, Völs (zur Mutterkirche), ins Eggenthal, nach Moëna und Evas (Vigo in Fassa). Das heilige Öl ward von Völs gebracht. Das „Schlüssel- und Meſsneramt“ in Wälschnoven besaß seit 1523 eigene Zehnten als Lehen, vom „Kirchherrn“ der Pfarre Völs und ihrer Tochterkirchen, dem Propst zu Neustift, ausgehend.

In Gummer (alt Kummer, d. i. Kunimar, P. N.) wollten die Leute eine Kirche bauen. Die einen hätten sie gerne auf der Höhe oben gehabt, mitten unter den Häusern, die andern tiefer unten. Man konnte sich daher über den Bauplatz nicht einigen. Deshalb kamen sie überein, die Sache einer höheren Weisung zu überlassen. Sie spannten zwei Stiere (Büffel, wie die Leute erzählen), die bisher zum Ziehen noch nicht verwendet worden waren, an einen Wagen und luden die Statue des hl. Valentin darauf. Dann wurden die Stiere angetrieben, und wo sie stehen blieben, sollte der Bau beginnen. Die Stiere, sich selbst überlassen, zogen den Wagen bis an das äußerste Ende eines Schrofens und blieben da stehen. Auf dieser Stelle bauten sie nun die Kirche von Gummer, die daselbst heute noch steht.

2. Wie die Deutschnovner eine neue Kirche bauten.

Die Deutschnovner hatten zwar nur eine kleine, aber sonst ganz wohleingerichtete Kirche und waren lange zufrieden gewesen damit. Und hatten nicht alle Platz, da doch nach und nach das Dorf größer gewachsen war, wie die Leute auch, so blieben einige heraußen unter dem Vordache und auf der Thurmstiege und beteten doch mit.

Geht da just einmal ein wildfremder Mensch des Weges vorbei und sagt: „Es ist doch schade, dass ein so schönes und großes Dorf eine so kleine, altfränkische Kirche hat.“ Und die Novner hörten es, und auf einmal war ihnen die Kirche nicht mehr groß und schön genug. Also wollten sie eine größere und schönere bauen. Weil es aber in den theuren Zeiten mit ihrem Gemeindesäckel Matthäi am letzten war, giengen ihrer etliche zu den Fleimsern, welche dazumal reicher waren als heute, und fragten, ob sie Geld herleihen wollten, einen oder zwei Säcke voll; sie würden es aus dem Kirchenbeutel schon wieder zurückzahlen. Denn, dachten sie, die große Kirche werde auch einen größeren Kirchenbeutel haben. Die Fleimser aber pflegten das Geld nicht sackweise herzuleihen, sondern sie maßen es starweise; also sagten sie: Wir wollen euch ein Star gutes Gold herleihen, wenn ihr uns mit einem ausreichenden Pfande dafür bürgt.“ Und die Novner setzten ihnen das Jochgrimm und Weiß- und Schwarzhorn mit allen umliegenden Wäldern als Pfand. Die Fleimser verlangten dazu auch noch Wald und Weide auf der Kaser unter dem Zanggen, denn ein Star Gold sei viel wert. Als die Novner sahen, dass sie sonst das Geld nicht bekämen, schlugen sie also die Kaser noch darauf, und die Fleimser füllten das Star ein. Indem ward der Pact aufgesetzt und die Novner in Eid und Pflicht genommen, das Geld nach so und so viel Jahren am St. Lucientage vor dem Feierabendläuten in Fleims selber wieder zurückzugeben; sonst müssten den Fleimsern die Pfänder und das geliehene Geld obendrein als ihr Eigenthum verfallen sein.

Die Novner giengen mit dem Golde heim und bauten ihre große und schöne Pfarrkirche. Weil aber der Kirchenbeutel nicht soviel eintrug, als sie erwartet hatten, mussten die Gemeindeleute

noch extra beisteuern, und jeder gab, was er nur konnte, damit die Pfandstücke nicht verloren giengen. Endlich hatten sie das Star Gold beisammen und schleppten es nach Fleims hinüber. Es war am Abend vor St. Lucientag, und weil sie wegmüde geworden, setzten sie sich mit dem Golde ins Wirtshaus und tranken. Die Fleimser aber hatten davon Kunde erhalten und berathschlagten, wie sie es machen müssten, um die schönen Pfandstücke nicht wieder herausgeben zu müssen. Sie kamen überein, statt am folgenden Tage zwei Uhr nachmittags lieber schon um zwei Uhr in dieser vorausgehenden Nacht Feierabend zu läuten; dann könnten die Deutschen das Geld nimmer rechtzeitig abliefern. Wie gesagt, so geschehen. Um zwei Uhr nachts läutete es auf einmal Feierabend, so dass die Wälschen, welche bei der Berathung nicht gewesen waren, selber nicht wussten, was es in der Nacht gäbe. Als die Novner erfuhren, was es für ein Geläute gewesen, erschraken sie über die Maßen, aber es half ihnen keine Gegenrede, denn im Pacte stand es deutlich geschrieben, dass sie nunmehr der Pfänder sammt dem Golde verlustig gehen müssten.

Sie zogen erbittert und niedergeschlagen wieder heimwärts, aber auch die Fleimser hinter ihnen her, Spottlieder auf die Deutschen singend. Die Wälschen nahmen wirklich von den Pfandstücken Besitz, hackten die schönen Wälder nach Raubweise kahl und trieben ihr Vieh auf die Kasern. Wie das die Novner erfuhren, beschlossen sie, dem Betrug Gewalt entgegenzustellen. Sie zogen in hellen Haufen wohlbewaffnet auf die Höhen und wollten die Fleimser aus der Gemarkung treiben. Diese aber stellten sich im Zunternwald, wo das Gehölz nur mehr nieder steht, auf, thaten den kurzen Stämmen Röcklein um und setzten ihnen Hütlein auf, also dass der Wald anzusehen war wie ein Haufen anrückender wälscher Kriegsknechte. Wie nun die Novner die große Zahl der Feinde erschauten, wurden sie bestürzt und gaben den Angriff auf. Sie rückten wieder den Berg hinab und in ihr Dorf ein, und die Wälschen verblieben im Besitz der „erhuderten“ Gebiete. So hatte die wälsche Schlauheit die deutscherseits abfallenden Berghalden erbeutet.

Als die Fleimser nun den alten Markstein, der ehemals zwischen Schwarzhorn und Tesero deutsches Geländе vom wälschen

schied, absprengen wollten, weil er jetzt mitten in ihrem Gebiete stand, floss Blut aus dem Stein, und sie warfen die Eisen weg und liefen entsetzt davon. Der Stein verblieb und steht noch heute dort mit dem alten Markzeichen von Deutschnoven.

In Deutschnoven ist auch folgende Wendung verbreitet: Die Deutschnovner zogen mit dem Star Goldes rechtzeitig nach Fleims und übergaben es auch rechtzeitig am St. Lucientag; allein die Fleimser thaten, als ob sie dem Golde nicht recht trauten, und behaupteten, sie müssten es nachzählen, auf dass sie sicher wären, soviele Goldstücke wieder zurückzuerhalten, als sie den Novuern geliehen hätten. Also fiengen sie an zu zählen und hatten gar keine Eile damit; sie zählten und überzählten und kamen absichtlich zu keinem Ende, als es auf einmal Feierabend läutete. Sie hatten Sorge getragen, dass der Mesner früher, als es üblich war, in den Thurm gieng. So behielten sie das Gold und die verpfändeten Wälder und Weiden und besitzen sie noch heute.

3. Das Kasererbild in Steineck.

Außerhalb Gummer gewahrst du ober dem alten Wälschnovner Bergweg auf der Höhe ein Kirchlein, das die Muttergottes von Pinè beherbergt. Vorzeiten war das Bild auf einem Lärchbaum gewachsen, der einen ungewöhnlichen Umfang besaß. Damals kam schon bald der eine, bald der andere aus der Umgegend in seinen Nöthen und Anliegen zur Kaserer Mutter her, denn so hieß das Bild, weil der Lärchbaum, der es trug, nächst dem Kastererhofe stand. Ein alter Kastererbauer gedachte den schönen Baum umzuhauen und als Nutzholz zu verarbeiten. Aber so oft er die Axt daran setzte, immer war es vergebliche Mühe. Den Baum hätte ein Riese nicht umgebracht. Er war so alt und fest, dass seine Wurzeln den ganzen Berg umspannten.

Da begab es sich, dass eines Tages der böse Geist in zwei Weibsbilder aus Kastelrut fuhr und sie auf alle erdenkliche Weise plagte. Man wollte die Armen nach Pinè bringen zur dortigen Muttergottes, auf dass sie Heilung fänden. Also giengen sie oben her über Völs nach Tiers und von da weiter über Steineck und

beim Kasererhof vorbei. Als sie des Kaserer Bildes ansichtig wurden, liefen sie von ferne auf dasselbe zu, warfen sich vor dem Bilde auf die Knie, streckten voll ungestümen Verlangens die Arme nach der Muttergottes aus und schrien aus Leibeskräften: „O, Kaserermutter, nicht um ein Gran bist du minder als die Muttergottes in Pinè!“ Und sie priesen, wie von unsichtbarer Gewalt getrieben, das wunderbare Bild. Man brachte sie nicht mehr von der Stelle, und mit der Weiterfahrt nach Pinè war es aus. Da nun der böse Geist selber in so unzweifelhafter Weise der Kaserer Mutter hatte seine Huldigung darbringen müssen, wuchs das Ansehen des Bildes, und bald musste man der vielen Gaben und des großen Zulaufes der Leute wegen daran denken, ein Kirchlein zu bauen und das Bild darein zu übertragen. Aber wie? Das Bild war nicht von der Stelle zu bringen, und der Baum war gegen die Axt des Holzhauers ganz unempfindlich. Es war offenbar, dass das Muttergottesbild nicht von der Stelle gerückt werden durfte. Der Kasererbauer erhielt den Rath, den Baum selber zum Baue zu verwenden. Demnach gelobte er, an der Stelle, wo der Baum stand, das Kirchlein zu bauen, und der Lärchbaum sollte keine andere Bestimmung erhalten als für den Bau des besagten Muttergotteskirchleins. Jetzt war der Bann gebrochen, und der Baum wurde ganz leicht umgehauen. Aus seinem Holze erstand das Kirchlein, und es ist leicht begreiflich, dass gerade aus diesem Umstande die Wallfahrt von Tag zu Tag zunahm. Die Leute haben noch immer ein großes Vertrauen zu dem Kasererbilde und kommen von weit und breit, auch außerhalb des vormaligen Gerichtsbezirkes Steineck und Wälschnoven, herbei, und keiner geht ungetröstet von dannen.

Nach einer etwas abweichenden Darstellung, welche der Sammler dieser Sagen von der Wirtshäuserin beim Veiten in Eggen, einer Bauerntochter aus Gummer, hat, wären die beiden Weiber, die vor dem Gnadenbild der Muttergottes gekniet und dieselbe laut gepriesen hätten, zwei Zigeunerinnen gewesen, allem Zauber ergeben, deren böser Geist gezwungen worden wäre, laut das Lob der Gottesmutter zu verkünden, und sie hätten gesagt, die Kaserer Mutter sei nur um zwei Gran minder als die Mutter von Weißenstein.

4. St. Cyprian in Tiers.

In alten Zeiten standen in Tiers viel mehr Häuser als jetzt, aber Wildbäche und Erdbrüche und später auch die Pest haben einen Theil des Thales entvölkert. Die meisten Häuser, sagt man, und auch die ältesten, wären hinten auf den Traunwiesen gestanden und in deren Nachbarschaft, wo die alten Leute sogar Spuren ehemaligen Weinbaues entdeckt haben wollen. Die St. Cyprianskirche im hintern Tiers bezeichnet die Sage als die uralte Pfarrkirche, und ihre große Glocke, der Cyprianstier (auch Cyprusstier genannt), soll hinter dem Tschaminsteg aus dem Erdschutt herausgegraben worden sein. Die St. Cyprianskirche stand nämlich noch früher hinter dem Tschaminbach mitten im ältesten Dorfe, aber ein Theil des Dorfes und die Kirche giengen durch Verschüttung zugrunde. Die St. Cyprianskirche wurde nun inner dem Tschaminsteg gebaut, aber drüben standen damals doch immer noch so viel Häuser, dass am Antlasstag (Fronleichnam) 24 Paar Kranzljungfern über den Tschaminsteg heraus nach St. Cyprian schritten, um hier dem Gottesdienst und dem Umgang beizuwohnen. Nach und nach kamen hinter dem Tschaminbach immer mehr Höfe ab, und jetzt stehen nur mehr etliche wenige dort, die nach einer Prophezeiung einmal auch von der Bachlahne thalaus getragen werden.

5. Der Glockenschatz auf der Haselburg.

Auf dem Schlosse Kühbach (Haselburg) bei Bozen lebte ein reicher und frommer Ritter, der mit den Kreuzfahrern ins heilige Land zog. Vorher aber ließ er einen großen Theil seines Geldes einschmelzen und in zwei hohle kupferne Kugeln gießen, die er dann rechts und links vom Schlosstbor als Zierde hinstellte. So, dachte er, werden sie am wenigsten auffallen und wird das Gold sicher sein. In seiner Abwesenheit kamen zwei Sammelpater, um von der Burgfrau, die im Rufe großer Frömmigkeit und Milde stand, einen Beitrag zur großen Glocke für die Dominicanerkirche in Bozen zu erbitten. Die gute Frau hatte aber keinen Überfluss und sagte, ihr Gemahl hätte alles Gold und Silber bei Seite geschafft, und

sie könne ihnen nichts geben; wenn sie die zwei kupfernen Kugeln am Schlossthor brauchen könnten, die wollte sie ihnen wohl schenken. Und die Patres nahmen die Kugeln dankbar an. Als nun der Ritter wieder heimgekehrt war, sah er die Kugeln am Thor nicht mehr und stellte seine Gemahlin darüber zur Rede. Diese bekannte, dass sie die Kugeln den Dominicanern geschenkt hätte; es sei ja kein großer Geldeswert daran, und die Brüder hätten sie für den Glockenguss gut brauchen können. Sie würden dafür gewiss seiner im Gebete gedenken. Allein der Ritter wurde über die Maßen zornig und wollte schon seine Gemahlin zum Fenster hinauswerfen, als in dem Augenblick die neue Glocke bei den Dominicanern geläutet wurde. Ihr Klang war so bezaubernd, dass das Herz des Ritters tief ergriffen wurde und er seine Gattin um Verzeihung bat. Sein Gold und Silber war mit in die Glocke gegossen worden, und so oft er die herrliche Glocke läuten hörte, war es ihm wohl ums Herz, und er lobte seine Gemahlin, dass sie einen so reichen Beitrag zum Glockenguss geliefert hatte.

6. Der Hartmannsbrunnen unter dem Rosengarten.*)

Vor Zeiten lebte wohl bekannt
Ein frommer Bischof, Hartmann genannt**),
Der ritt im Lande weit herum,
Zu predigen das Christenthum.
Darnach nicht lange dies geschah,
Dass man gen Evas***) ihn reiten sah,
Wo noch zu unterweisen war
In Christi Lehr' die Heidenschar.
Sein Knecht trabt' hinten allgemach
Des Bischofs Rösslein keuchend nach.
Nun brannt' die Sonne glühend sehr,
Und weitum war kein Bächlein mehr,
Und nirgendwo ein Brünnlein floss,
Zu tränken den Bischof und sein Ross.
„Wer heut mir füllt' den Wasserkrug,
Dem gäb' ich reichen Lohns genug“,

*) Der Hartmannsbrunnen ist auf der Tierser Alm am Wege von Tiers über den N:g.r nach Fassa.

**) Bischof Hartmann „der Selige“ von Brixen reg. 1140—1164.

***) Evas = Fassa.

Zum Knechte sprach er's wohlbedacht.
Der hat sich alsbald aufgemacht
Und sucht und späht ein gutes Stück,
Bringt leer ihm doch den Krug zurück,
Verzog dabei den schlaffen Mund:
„Kein Tröpflein ist in weiter Rund',
Herr Bischof; wenn Ihr's recht erkennt,
Geht alles Nass der Welt zu End'.
Wär' ich daheim als Kellermann,
Heut bohrt' das größte Fass ich an
Und ließ' Herrn Bachus zehnmal leben — — —"
Da blieb die Zung' am Gaumen kleben.

Im Heidekraut beschaulich saß
Der Knecht und träumt' von Fass und Glas.
Der Bischof selber, lass und matt,
Vom schwachen Rösslein herniedertrat
Und setzt', gequält von trockner Pein,
Zu rasten sich auf einen Stein.
Ringsum war alles dürr und lahm,
Das Rösslein auch keinen Bissen bekam,
Kein Grösslein, wohin der Blick sich kehrt,
Die Glut hatt' alles aufgezehrt.
Drauf thät in frommem Gottvertrauen
Der Bischof betend zum Himmel schauen
Und streckt, zu enden Noth und Graus,
Die beiden Hände segnend aus:
„Der einst in der Wüste Retter war,
Wird uns auch helfen immerdar —"
Und pries noch Gottes Güte laut,
Auf die der Fromme stets gebaut;
Dann schreibt er mit den Fingern fein
Ein Kreuzlein auf den heißen Stein.
Sieh her, ist das nicht Gottes Lohn?
Das Wasser schießt aus dem Steine schon;
Entzückend tönt des Himmels Segen
Dem Ohr der Durstigen entgegen.
Den Krug heran! Sie schenken ein,
Und besser schmeckt es als der Wein,
Der von dem Riesenfasse schäumt,
Davon der Knecht zuvor geträumt.
Und wie der erste Krug geleert,
Der Bischof sich zum Himmel kehrt,
Sein Dankgebet klingt froh und hell,
Wie sprudelnd aus dem Stein der Quell. —

Vergangen sind viel hundert Jahr',
Seit dieses große Wunder war,
Noch immer kommen Weib und Mann
Und füllen da ihr Krüglein an
Und trinken gläubigfromm zur Stelle
Gesundheit aus der Wunderquelle.

(Aus den „Heimatglocken", Innsbruck 1893.)

Andere erzählen die Sage so:

Ein heiligmäßiger Bischof, namens Hartmann, sei über die Tierser und Wälschnovner Alm nach Fassa gereist. Auf dem Wege, der über die Tierser Alm führte, sei er zu einem Brunnen gekommen und habe daraus einen Trunk begehrt, um seinen Durst zu löschen. Die Bauern, welche ihm als Wegweiser das Geleite gaben, erzählten ihm von der Schädlichkeit des Wassers, und dass allerlei giftiges Gewürm im Brunnen hause. Wer von dem Wasser desselben trinke, müsse alsbald sterben, und schon viele seien davon zugrunde gegangen. „Das ist hart für die Almleute," sagte der fromme Bischof, „weit und breit kein Wasser, und dieser einzige Brunnen giftig. Das muss anders werden." Darauf sprach er seinen Segen über das Wasser, und alles giftige Gethier wich von Stund' an. Das Wasser aber wurde überaus angenehm und erfrischend und bietet dem Wanderer wie den Mähdern, welche diese Gegend besuchen, wunderbare Stärkung. Aus Dankbarkeit benannten die Leute den Brunnen nach dem gottseligen Bischof. Es gibt in der That weit und breit kein köstlicheres und gesünderes Wasser als das vom Hartmannsbrunnen.

Wieder andere sagen, der Bischof Hartmann habe sich über die Tierser Alm nach Fassa tragen lassen. Die Träger seien stark ermüdet und einer von ihnen über einen Stein gestolpert, so dass der Bischof einen schweren Fall von dem Tragsessel gethan habe. Das sei bei einem Brunnen gewesen. Der Bischof habe das Wasser des Brunnens, das vorher gefährlich zu trinken war, gesegnet und selber daraus getrunken, darauf sei er ganz heil und gesund des Weges weiter gegangen. Seit dieser Zeit führe das Wasser den Namen Hartmannsbrunnen.

Hier die letzte Variante: Zu den Zeiten, als der selige Bischof Hartmann lebte, war auf der Wälschnovner Alm gegen das Fassaner

Gemärk ein Brunnen, und wer seines Wassers genoss, der starb alsbald. Das klagten die Leute dem seligen Bischof, als dieser eines Tages über die Alm nach Fassa ritt, und baten ihn, dass er dem Brunnen das Übel benehme mit seinem frommen Gebet und seinem heiligen Segen. Da ritt der Bischof zu dem Brunnen und betet gar mit großem Ernst. Dieweil er betete, gieng ein giftiger Wurm aus dem Brunnen, der schlang sich um des Rosses Hufe mit seinem Schwanz und lehnt sich gegen den seligen Mann auf. Da nahm er seinen Stab, schlug den Wurm damit zutod und machte den Brunnen rein mit seinem heiligen Gebet, that auch seinen frommen Segen darüber, dass er fürbass keinem Menschen mehr schade.

---

7. Das Wasser wird zu Wein.

Als der selige Bischof Hartmann nach Fassa ritt, um dort die Heiden zu bekehren, da kam er mit seinen Begleitern in eine Herberge, und sie wollten da essen und trinken, denn sie waren voll Hunger und Durst. Da brachte man ihnen einen Krug voll Weines, den letzten im Keller. Das erbarmte den seligen Bischof seiner Begleitung wegen, und er hieß den Wein aus dem Krug in ein Fass gießen und dasselbe mit Wasser auffüllen. Dann sprach der Bischof seinen Segen darüber und gebot, seinen Leuten aus dem Fasse zu trinken zu geben. Da war aus dem Wasser ein gar köstlicher Wein geworden, und sie dankten Gott erfreut für die Gabe.

8. Der unterirdische Gang.

Von der Trostburg bei Waidbruck führte ein unterirdischer Gang bis zum Zollhaus am Kollmann. Wenn die Trostburger ihr Schloss nicht mehr behaupten konnten, flohen sie durch den Gang und stiegen in Kollmann sicher zu Tage.

---

9. Van Roasngärtn.

(Tierser Dialect.)

1.

Der Roasngärtn soll vour Älters a recht a schianar Gärtn g'wösn sein. In Summer sein do recht schiana Roasn g'wäxn, as man söttana ninderst g'funnen hät. Do sein hält die Leut' ālm in den Gärtn innen gängen und obn de Roasn ogeklaubb und afn Huat g'stöckt. Do sein amāl zwoa Kinigssöin kemmen und hobn a g'wöllt Roasn klaubn. Do hobn sa a souvlt a schiana Roas g'sögn, as no nia mear nana g'wäxn ischt. Bāll döi Kinigssöin un döi Roas g'sign obn, do obn sa boada döi Roas g'wöllt; weil sell offer nöt gethun hät, sein sa za streitn und za rafn kemmen, wäs die Ursoch g'wösn isch, dass sie anänder og'stochn obn. Bāll dös fir isch g'wösn, isch af namāl a groaßes Wundar entstannen, denn die Zaunspeltn sein überschi g'stiegn, und ālls zämm ischt za Stuan g'wordn. Die Sealn va döi Kinigssöin offer müaßn zar Strof' afn Roasngärtn umanänder irn, und van ihmenen kimp döis schiana Fuirn und Fipern am Obad zelm oubm hear.

2.

Ein König hatte zwei Söhne, die giengen spät im Herbst hinauf auf den Rosengarten; dort wuchsen immer Rosen, Winter und Sommer. Eine Rosenstaude schob noch eine Blume mit bleicher Farbe. Da sagte der eine: „Ich sehe eine Rose auf der Staude"; der andere schaut und sieht sie auch. Beide liefen nun um die Wette nach dem Röslein, und jener, der es zuerst erblickt hatte, verspielte es; der andere war „erstler" dabei und riss die Blume ab. Das verdross den einen, zornig sprach er: „Die Rose gehört mir, ich habe sie zuerst gesehen." „Ich war aber früher bei der Staude," erwiderte der andere, „die Rose ist mein." Nicht lange gieng die Rede hin und wider, sie liefen einander mit Waffen an. Der eine, der die Rose zuerst gesehen hatte, stach den andern nieder, und von da an wuchsen keine Rosen mehr.

10. Die fremde Prinzessin im Rosengarten.

Unter dem kleinen Volke oben auf dem Rosengarten bei Bozen lebte eine fremde Prinzessin von übergroßer Schönheit. Sie war die Tochter eines Königs weit über Land und flüchtigen Fußes hiehergekommen vor ihren Feinden. Die Prinzessin hatte aber Heimweh und sehnte sich nach ihrem Lande und ihren Leuten, bis es ihr endlich nach vielen vielen Jahren gelang, wieder in ihre Heimat zu kommen.

11. Die Dirne mit dem Wollenknäuel.

Eine Bauerndirne in Eggen hätte gerne mit ihrem Friedel Hochzeit gehabt, konnte es aber nicht, weil sie beide so arm waren, wie die Kirchenmäuse. Einmal, es war um die Almzeit, und die Dirne war mit den andern zum Heuen oben, da saß sie nach vollbrachtem Tagwerk einsam auf einem Stein draußen nicht weit von der Schupfe und betrachtete das seltsame Glühen auf den Bergspitzen. Und es ward ihr so schwer ums Herz, dass die Thränen zu fließen begannen. „Ach," seufzte sie, „hätte ich doch wenigstens ein Häusel und so viel dazu, dass wir beide davon leben könnten! Aber für unser einen will gar kein Glück aufgehen. Seit die Franzosen uns alles angeschürt haben, bringen wir's auf keinen grünen Zweig mehr." Und wie die Dirne so ihre kummervollen Gedanken fortspann, stand auf einmal eine Frau vor ihr, hoch und königlich und über die Maßen schön und reich. Sie gebot der Dirne, ihr zu folgen. Weil die Frau so milde herschaute, kam keine Furcht die Magd an, und sie gieng mit. Sie stiegen den glühenden Rosengarten hinan, und die Magd empfand gar keine Müdigkeit. Wie es schon dunkelte, traten sie oben in einen königlichen Palast voll Wunder und Kostbarkeiten, und durch die krystallenen Wände sah man in einen Garten, in dem die schönsten Rosen blühten. Im Garten war aber ein spiegelblanker Teich, und darin badeten niedliche Seejungfern, welche dabei sich eines wunderschönen Gesanges erlustigten. Im Schloss aber zeigte sich viel dienendes Gesinde, lauter kleine Männlein mit langen Bärten, die ab und zu liefen und tausend Dinge brachten und schleppten. Einer von

ihnen trug auf das Geheiß der hohen Frau einen Knäuel Wollengarn herbei, den die Königin der erstaunten Magd schenkte. Dabei sagte sie: „Da nimm den Knäuel, und solange du von dessen Herkunft schweigest, wird auch die Wolle nicht gar werden. Sei brav und fleißig wie bisher, dann wird dir das Glück nicht fehlen." Dann entließ sie die Magd.

Diese zog darauf zu einer alten Base und fieng an von dem Garn zu weben und webte und wirkte, dass es eine rechte Art hatte, und das Garn nahm kein Ende und hatte einen ganz sonderbaren Glanz. Als sie aber in einer mondhellen Nacht noch bei der Arbeit saß, trat die Königin des Rosengartens in das warme Gemach, gab ihr, weil sie so überaus emsig war, noch einen Knäuel Goldfaden und zeigte ihr, wie man prächtige Blumen und anderes Zierwerk in den Teppich wirke. Das gab nun seltenes Gewebe. Ihr Liebster trug die Ware hinaus in deutsche und wälsche Lande und löste viel Geld dafür. Es dauerte gar nicht lange, da kauften sie mitsammen ein wohnliches Häuslein mit soviel Grund und Boden, dass sie zu leben hatten, feierten Hochzeit, und wenn die Bäurin fein stille gewesen ist über die Herkunft des Wollknäuels, ist derselbe noch immer nicht gar.

12. Dar Jagarhäns afn Roasngärtn.

(Eisakthaler Dialect.)

Dar Jagarhäns isch dar schianste Bua in gänz Tiarsch giwödn. Die Madlar attn en olla gearn g'häbb, obar dar Häns ät koanar an achte göbm as dar Schölln (Schelleberger) Lene. Mit dear ät ar ungibandlt, die Lene isch obar a die flinggischte Gitsch giwödn van gänzn Thol. Und Geldl ätt sie a woltan kriagg. Dar Häns ät's rödla mit ihr gimoant, äbar die Gitsche ät'n lei älm für an Närn g'häbb. A fiabm, wenn ar kemm isch, ät sie 'n recht schian githun und wia gearn sie 'n hält ät, und brästar ät sie 'n lei ausgilacht, und dar ärme Bua ät öt giwisst, wia ar drun isch mitn Weibatz. Jatzan amäl denkt arn: Heunt, wenn i die Lene bikimm, frog i se kro außar, ob sie mi will oder öt. Wenn öt, noar geah i asn Thol und weit ginna fort, bis i af den verflixten Händl nimmer denk. Will die Gitsche, noar thu i bäll

Hoazat mächn, afs es amäl an End ät. Jatz, woasche, kimp ar z' Obad hoam, häugg die Büchse afn Nogl und geat woll aubm af Schölleberg, zi schaugn, wia's mit dar Gitsche stian thuat. Die Lene isch woll a wieder mit die ältn Nant bawög, wia amearscht, und ät 'n ung'höbb zi tratzn. Dar Häns säggᵉ a fezzile darfeit: „Jatz, Lene, sog frisch, obe mi willsch odar öt! Dös Gizägglwerch thuat mar ànte." Die Lene höbb dräftar un zi kuttarn und sägg: „Schau, wia 's Roasngartl a söu schian blüat, weil die Summe oidngeat. Wenne heunt nöu aubmkraxlascht und miar a Reasl oarbrachscht, thät i di nemm." Dar Häutar schaugg lank a söu aubm zin Roasngärtn, und as isch'n schwxre zi Gimüath giwödn. Dräftar sägg ar: „Lene, bsiat di Gott darweil, i wog's hält in Gottsnum." Und geat sort. Wia die Lene sigg, dass dar Bua Earnst mächt, darschrickt se zearschtn a bissl; noar fällt ar in, dass Wintar isch und dass dar Häns decht öt aubmzigian wägn weard, und geat schlofn. Sie schlost a keidile und wächt wieder au. 's Fenstar klappart, as geat an eisigkältar Luft. Wenn dar Häns öppar decht gäng war, denkt sie ar, noar kamp ar nimmar zrugg, und isch a fezzele darschrockn. Wia sie wiedar a wia naunggit, tramp ar, dar Häns war in an schian Gärtn, wo wundarschiana Reaslan blüadn. Obar ear ligg afn Böndn und schlost, und a möräits Mannl mit an schneaweißn Bärt und mit ar Kruan au steat nachnt ban in und schanggn a söu wundarig un. Und des Künigl ät a schiana Frau in Arm, dö in Häns a ungässt. Spötar tramp ar wiedar, wiadn se in Häns asn Freithöuf trogn thian. Af oamäl steat ar vöur ihr wintlweiß und thuat ar an Deutar, asse mit gian sollat. Und weil sie nöt kro g'schwingg geat, greist ar se mit seina eiskältn Hänte un und ziacht se nochn. Do schreit se laut au und darwächt. Dar beafe Luft ät's Fenstar gögn en Roasngärtn augirissn und wahnt in Schnea in ihra Kämmer innar. As ät ar koa Rua mear gilät. Sie steat z'morgats in ällar Früa au und geat oidn zi frogn, wöu dar Häns isch. Sie ät'n wo schiache meugl g'häbb, in Bua. Niamads ät ar's gikennt sogn. Jatz isch woll a Gipless ungäng, und girnit ät se dear Händl öt wiank. „Geat, suacht mar um Gottswilln in Häns," schreit se die Dorfgass' dawaus, „i hän en umgibrocht!" und g'steat ihrn Tuck in, den se in Häns ungitun ät. In den kemmen zwoa

Togewerchar van Dorf avöure übarn Wög darcho. „Appes ninderscht in Jagarhauslan giwohrnt?“ frägg die Lene. „Sell kannt sein“, göbm die Mandar zrugg. „Wo isch ar denn nun Gottswilln? Decht öppar öt afn Roasngärtn?“ „Älls mügla“, darwidern die boadn. Jatz röckt die Lene ihra Hänte au und lottert ban Heargott und älla Heiliga, afsn s' ar sogn, wia und wön ihmanen dar Häns bikemm isch. „Jä, sell schun hält afn Wög zin Roasngärtn,“ sogn die Togewerchar, „selbm önbm nachnt ba dar Pulvarschwoage, und giwödn isch's nachtn um Marennzeit. Miar sein kro van Holzmächn önbm awöck, afsn mar öt binachtn, weil sönvla kurzar Tog isch. Jn den söch mar in Hanslan darchan gian in Roasngärtn zua. Miar obm en woll g'frägg, wön ear heunte nöu hingian will, und dar Hausl fägg dräftar: „Afn Roasngärtn.“ Af dös obm miar lei gilächt, ins isch fürkemm, dar Bua bintet üns kro an Bärn au.“ „Jössis Märia,“ schreit die Lene, „in Gottsnum darbärmb enk mein“ und thuat wie a Zarrütta. „Laft, Leut', i bitt enk dar Gottswilln, laft und suacht in Häns! Dar ärme Häns! Und i hän die Schulde, wenn ar sie darfällt odar darfroirt. Laft, geat, in Gotts heilign Num, darbärmb enk, i woaß mar nimmar zi helfen!“ Sie rennt 's gänze Dorf darchaus und lurlt und zörrt die Mandar un, afs'n se in Häns zi suachn gian. Zilöscht gian an ötlina woll darchan und in Häns nochn. Als ät nachtn woltan nnidn Schnea gimächt und isch saggrisch hale giwödn, obar die Mandar obm se mit vieln Stentn decht bis afn earstn Grot aubmdarkrahlt und söchn önbm in Hanslan sein Huat in Schnea liegn und a wunderschians frischis Reasl dran. Selbm öubm, woasche, wön man's in Gartl hoaßn thuat, blüadn sider älters a mittligst in Wintar die schianstn Reaslan. 's Gartl obar g'heart ar varzabartn Prinzössin, und wear a Reasl obricht, dear weard va dar Prinzössin und ihrn Votar mit varzabert und muat dreißig Johr' önbm schlofn. Van Hanslan obar isch koa keidile nöt zi söchn giwödn. Weitar sein die Mandar nimmer aubm kemm va lautar Eisgälln. Sie gian sonn wiedar zrugg oar und brengen dar Lene Hanslans Huat mitn Reasl. Wiadn dö in Huat und 's Blüaml dran sigg, isch se völlik narisch giwortn und frägg: „Isch dess älls?“ „Jä,“ sogn die Mandar. „van Hanslan isch koa Stabile nöt zi darwohrn.“ Dräftar ät die

Gitsch lei kro aug'schriern va lautar Loade und isch långsam hoam giwäggl. In åndarn Tog isch se söuvl darlötznt, as's'n sie se hobm gimüat varsöchn. Sie isch wo a wiauk nöu fürar kemm, obar guat wortn isch sie nia mear, söuvl åt sie se gigrabmt, und as åt se kro gijahrt, sidar dar Håns awöck isch, do ligg die Lene schun asn Readbröt. In Håns obar åt se vorhear nöu selbm, wo dar Huat gilögn isch, a Martarle sötzn gilåt.

Darsiedar isch viel Wåssar ban Thol ausgirunn, dreißig Johr lank. Do åt si's zuagitrogn, dass die Seabåchar Lies ban Huhnwiart in Tiarsch mitn Plattlpeatar Hoazat g'håltn åt. Dar Seabåchar, woasche, åt an Altn gimacht mit seinar flinggn Gitsch und åt die Goldfüxe kro lei springin gilåt. Hoach isch's heargång ba dear Hoazat, wia nöt båll ameadn. Ear åt obar a nöt umasunst seine fufzig Stuck Viech in Ståll stian g'håbb, dar Seabåchar. Wiadn se ganz varheit spieln und tånzn, kimp a tschaggilatar Mensch darhear und schaugg zua. Varwöttart isch ar, woasche, und waudlig, wia a Bär, und an möråltn tschurilatn Bårt åt ar oarhäng übarn Scholdar. Zåntluckig isch ar a giwödn, lei an ötlina Storfn obm nöu fürarg'schaugg. Sei Haut isch wie a Pörgament und au und au voll Runzlan giwödn, und die gånze Kripp åt ausg'söchn, as kamp glått dar Toad darhear. Dar ålte Voit åtn nöu darkennt und sågg woll a g'schwind: „Jössis Lumen, dar Hansl! Grüaß di, åltar Haschar, wo bische denn söuvl a Zeit giwödn?" Dar Mensch, woasche, isch a fezzele tearisch und thuat lei a söu öppas brummlan, und a Gilaß åt ar, as war ar öt recht ban Zuige. Er woaß dar a nindarscht mear achte und kånn si af nicht b'sinnen. Wiadn dar Voit iatz 's zwoatemål frågg, lisnt ar zin earschtn und fuchtlt mit die Arm tälggat umanåndar, dråstar sogg ar, ear war jå gor nia awöckgiwödn und heunte hatt ar Hoazat, sie söttn lei woadla die Lene breugen, åftar dass es zikirchn für isch. Aweil sprozt dar årme Zåderer nöu asn Tanzböudn ummin und moant, in tåmmerscht kaunt die Lene woll a do sein. Wia hålt koa Lene nöt kimp, geat ar a fezzile darkeit ummin zi di Hoazatleut und tscherflt mit seina Füaße, as wöllat ar iatz a mithålten. As åtn söuvla ungiweilt. Ear geat zi dar oan Gitsch noch dar åndarn und frågg ålla ums Tånzn, obar koan oanzige åtn gimögg, ear åt söuvl autrisch ausg'söchn, sei Hoor

isch a schun gänz schneaweiß giwödn. Dös mächt hält, woasche, den Häutar gor schiache froadig, und iatz, denkt arn, will i's euk zoagn, kro zin Trutz. Do höbb ar un mit dar Zunge zi schnälzn, tätscht mit die Hänte und juzt au wi' a löbfrischar Bua. Dräftar reidit ar si ba die Tänzleut nu, tschäscht a Bröckl umar und schreit in oan fort: „Dar schiauste Bua va gänz Tiarsch bin hält decht i!"

In den nimpn dar älte Voit ban Arm, zuichtn in guatn awöck und sägg: „Gea, Häns, bis rüawig; läss die jungin Leut' a fezzile lustig sein! Gea, sötz di hintern Kätzntisch umin, i frümm dar a Schnapsl un." Dar Häns sötzt si umi zin offnan Wälku, und drauß höbbs a fezzile un zi tesern. „Jatz, weil's a wiauk rögut, Häns," sägg dar Voit, „bleib nar a keidile sitzn, noar thüan mar oans dischgariarn mitanändar va die ältn Zeitn." Dräftar sägg dar Häns: „Gelt, Voit, as isch wohr, und du thuasch es a ginna wissn, ajs i dar fluggischte und schiauste Bua va gänz Tiarsch bin?" „Freila woll, Häns," sägg dar Voit, „sell isch a wohr." „Kellarin." sägg ar zin Madlan, „bring a Stamparle Kerschilar!" Wia's unhöbb timper zi wearn, und 's Hoazatpoor in die Kämmar aubm geat, sein nöu an ötlina Buabm afn Hoangart zrugggibliebm und neatn in Voitn, ajs ar ihmanan darzöhlt, wia's mitn Häns giwödn isch und ob ar wohrla dreißik Johr' länk afn Roasngärtn öubm g'schlosn hiat. Jatz sitzn se älla um in Kätzntisch umar und thian nöu a wia nächplan (nachtmahlen). Darweil darzöhlt dar Voit die gänze G'schichte, wiadn ear se darlöbb ät. Dar Häns nimp 's Schnäpspudile, nötzt nöu a fezzele die Triala und höbb dräftar un zi näpfazn. Gahling isch ar kro varschlosn, und in Kopf ät ar af die Hänte aug'stützt. As isch schun af oanlafa gäng, do isch dar Voit mit sein Bericht zin an End kemm, steat au und zupst in Häns a wia ba dar Achsl. „Stea au, Häns," sägg ar, „die Leut that'n gearn schlosn gian. Gea a hoam, du ärmar Zädarar!" Dar Häns obar thuat nicht öt dergleichn, sei Kopf häugg afn Scholder oidn, as wia, wenn ar söst ing'schlosn warat. Jatz will 'n dar Voit in Kopf anarhöbm. dar Häns obar lät'n glätt wiedar oidusinku und gibb af älla Frogn koa Zoachn mear; dar Häutar isch maustoadt giwödn. In ändertn Tog obm sie in Häns afn Freithöuf in Tiarsch nöbn dar Leue bigrobm.

13. Der Riese Titsch von Deutschnoven.

Es war einmal ein Kaiser, und der hatte einen also großen und starken Riesen, dass er meinte, auf der ganzen weiten Welt gäbe es keinen andern, der auch so groß und stark wäre. Da ließ der Kaiser bekannt machen, wer seinen Hofriesen im Zweikampf bestünde, könne sich mit der Kaisertochter vermählen, und möchte da kommen, wer nur wollte.

Endlich kam der eine nach dem andern mit Schall an den Hof, aber alle wurden sie mit Schimpf und Spott wieder fortgeschickt und hatten den Zehrpfennig umsonst ausgegeben. Es war dem Riesen keiner gewachsen. Aber der rechte war auch noch nicht dagewesen.

Dazumal lebte nämlich in Deutschnoven ein gewaltiger Riese, Titsch mit Namen. Der hörte von dem Handel und meinte, er hätte manchen guten Streich gethan und hätt's damit getroffen, und es müsste ihm auch hier gerathen. Er machte sich also auf den Weg nach dem Hofe, meldete sich beim Kaiser und sagte, er solle ihm seinen Riesen nur bringen, er wäre der Rechte. Der Kaiser lachte und ließ den Hofriesen kommen. Der lachte auch und sagte zum Titsch: „Du hast wohl ein großes Maul, aber wenig Geschick; wenn du der Rechte bist, kommst du nicht lebendig davon." Der Titsch ließ sich aber nicht irre machen und sagte, er hätte es sich einmal in den Kopf gesetzt, und frisch gewagt wäre halb gewonnen.

Also fuhren sie aufeinander los, wie der Kaiser das Zeichen dazu gab. Und der Titsch fasste die eine Hand des Hofriesen und drückte sie so fest, dass vorne bei den Nägeln das Blut ausspritzte. Der Hofriese schrie: „Du dummer Klotz, was ist das für ein Willkomm?" Wie nun der Titsch noch immer fort schraubte, schmerzte das Ding den Hofriesen so gewaltig, dass er keine Lust mehr zum Kampfe verspürte und in einemfort schrie: „Lass mich los, lass mich los, du bist der Rechte!"

Der Titsch ließ den andern los und sagte zum Kaiser: „Wenn das Euer Hofriese ist, so hätte ich gewünscht, dass Ihr mir einen Stärkeren brächtet."

Da sprach der Kaiser: „Du hast meinen Riesen überwunden, jetzt sollst du meine Tochter heiraten."

Der Titsch lachte darauf und sagte: „Ein Weib hab' ich schon daheim, gebt Eure Tochter, wem Ihr wollt!"

Da ließ der Kaiser viel Gold und Silber aus dem Keller heraufholen und schenkte es dem Titsch dafür, dass er ihm seine Tochter gelassen. Und der Titsch gieng seines Weges nach Deutschnoven heim und brummte das eine über das anderemal: „Wenn er nur einen Stärkeren gehabt hätte!"

14. Der Wilde auf der Seiser Alm.

Auf der Seiseralm erschien öfter ein meeraltes Mannl mit einem so langen Graubart, dass er ihm bis zu den Füßen reichte. Der sagte zu den Leuten:

Ich bin so alt,
denk' die Seiseralm
neunmal Wies' und neunmal Wald.

Dann verschwand er wieder.

15. Der wilde Mann in Deutschnoven.

Die alte Pfarre von Deutschnoven war St. Helena („in Lien" genannt). Die ältesten Höfe standen alle dort oben „in Lien". Auf „Piss in Lien" ist auch ein Schatz vergraben, und da heroben ober dem Bühler im sogenannten „Altgemäur" hatte der Heidenfürst seine Heidenburg, und ringsherum wohnten die letzten Heiden, so ihm unterthan waren. Dieser alte Heidenfürst, insgemein der wilde Mann genannt, war, wie alle seine Heiden, von Riesengröße und am ganzen Leibe behaart, auch trug er einen langen grauen Bart. Er war über die Maßen stark und führte nicht selten eine Eisenstange, lang wie ein Baum. Er jagte waldaus waldein, thalauf thalab und kam oft nach Deutschnoven ins Dorf, that aber den Bewohnern, obwohl sie Christen waren, nichts zuleide. Zum Tschinggerhofe kam er öfters, wenn er von der langen Jagd müde war, zu rasten. Und da rasteten dann auch seine großen und kleinen schwarzen Hunde, die er abwechselnd bei sich hatte.

Da nahm er auch wohl von den Leuten etwas an, wenn sie ihm Milch, Butter oder Käse boten, und den Hunden setzten sie warme Milch vor. Wenn er seine eiserne Jägerstange an das Haus lehnte, zitterte das ganze Gehöfte und neigte sich zur Seite. Er machte überaus lange Schritte, der Wilde, mit seinen mächtig langen Beinen. Kam er von Petersberg herüber und hatten ihn die Leute eben noch beim letzten Hofe dort ins Brantenthal einbiegen gesehen, dann war er im nächsten Augenblick schon bei den ersten Deutschnovner Häusern, beim Kerer.

Zwischen „Lien" und dem Wasserfall im Brantenthale war vor alters ein See, und unten, wo jetzt Leifers steht, war eine große Stadt, mit Namen Nisselburg. Die Nisselburger waren überaus reich und wohlhabend und trieben in ihrem Übermuthe allerlei Frevel. Doch die Strafe blieb nicht aus. Sie kamen öfters ins Brantenthal herauf, im See zu fischen. Und da einmal der Deutschnovner Wilde mit seinen Hunden am See vorbeiging, spotteten sie seiner, und einem Hündlein des Wilden warfen sie gar Steine nach. Da entbrannte sein Zorn über Nisselburg. Er grub den See aus, und die entsetzlichen Fluten vernichteten in wenig Augenblicken die prächtige Stadt. Nur zwei Häuser von Nisselburg blieben verschont und stehen noch gegenwärtig in Leifers, das später an Stelle der zerstörten Stadt erbaut ward, nämlich die Pflege und der Burger.

Der wilde Mann gab sich also in seinem Leben mit nichts anderem ab, als mit der Jagd. Am liebsten war ihm die Hetze auf einen großmächtigen und gar unheimlichen Bären, der dazumal lange das ganze weite Gebiet vom Jochgrimm bis Leifers unsicher machte. Aber das Unthier zu erjagen vermochte er nicht. Eines Tages kam ein wildfremder Mensch ins Land und begegnete dem Wilden, als er eben wieder dem Bären nachsetzte. Der Fremdling aber sagte ihm, wenn er vom Bären nicht lasse, werde er durch ihn zuletzt sein Leben einbüßen. Der Heide lachte überlaut und jagte vergnüglich weiter. Da endlich, nach langer langer Arbeit, war er so glücklich, das Unthier zu erlegen. Er besah sich die köstliche Beute und merkte, dass der Bär noch nicht ganz todt, aber eben im Verenden sei. Da nahm der Jäger des Thieres mächtige Branke in seine Hand, hob sie in die Höhe, schüttelte sie

und sagte: „Armer Petz, jetzt hast von uns beiden doch du das Leben lassen müssen!“ Allein er freute sich zu früh. Die Krallen der Bärenbranke waren überaus scharf und ritzten des Riesen Hand. Es kam das Übel dazu, und in wenig Wochen war auch der Wilde eine Leiche. Als er im Sterben lag, schwur er in grimmigem Trotze, so und so viel hundert Jahre nach seinem Tode noch jagen zu wollen, denn er mochte vom Jagen nicht lassen. Deshalb jagt er nächtlicher Weile waldaus waldein und thalauf thalab, dass Jägerruf und Hundgebell weit durch die nächtliche Stille ertönen, und jagt so fort, bis die Zeit um ist.

16. Der Gletschmann in Wälschnoven.

Zwischen Gummer und Wälschnoven beim Kohler und Kafmann vorbei geht der Gletschmann um, ein wilder Mann von übermenschlicher Größe und grimmigen Geberden. In Wälschnoven aber darf er nur bis zur Widumthür, sodann kehrt er immer wieder um. Im Kafmannthal hat man ihn schon öfter beobachtet, wie er auf die Seligen passte und ihnen nachstellte, die dort unter dem Wege in den Felsen wohnen. Manchmal sieht man ihn als rechtes „Unkatl“ ohne Kopf einhergehen, und die Leute getrauen sich nicht leicht, bei Nacht diesen Weg zu machen; wenn einer gehen muss, geht er lieber unten beim Bach herein. Der Gletschmann klappert, als hätte er Holzschuhe an den Füßen, und rasselt einher, als trüge er Ketten, womit er die seligen Fräulein anketten könnte. Er begleitet den späten Wanderer und erschreckt ihn. Ein Kapuzinerpater wollte einst diesen Weg gehen und den wilden Mann überreden, dass er sich taufen lasse, denn er hat kein Christenthum. Da kam er schön an, der Pater. Der Gletschmann war für die christliche Predigt des Paters gar nicht empfänglich; das winzige Kapuzinerlein lachte er grimmig aus. Und wie der Pater nicht nachließ, den wilden Heiden zu bekehren, packte ihn der Riese und sagte: „Du Lötarle, du kuntzis, wenne inständ bisch, in den Stoan do mit deina Fingar öppas innizischreiben, as's ma's lösn kannt, oar läss i mi tafn, suſtn obar wear i di oplöschn, dasse mi an andarsmal giwiss in Rua läsch.“ Der Pater schrieb wirklich mit einem Finger eine Jahreszahl in den Stein. Der Stein steht

noch und führt den Namen Gletschstein; er steht etwas außerhalb des Dorfes und trägt eine Jahreszahl aus dem 17. Jahrhundert.

Der Gletschmann kam öfters in den Stall des Kafmannhofes, um das Vieh zu segnen. Da blieben einmal zwei Wanderer im Stalle übernacht. Wie es so gegen Mitternacht geht, pocht es beim Kafmann auf einmal an die Hausthür „Macht auf, macht auf, um Gotteswillen, macht auf!“ rief es. Und wie die Leute aus dem Bette liefen und hinausschauten, wer es wäre, da standen die beiden Burschen unten und baten, daſs man ihnen aufmache, im Stall blieben sie nimmer, da sei ein Geist. Als man sie nun hereingelassen, sagten sie, es sei auf einmal die Stallthür aufgegangen und ein riesig großer Mann hereingekommen mit einem gar schönen Kopfe; er hätte zwar sanft und freundlich dreingeschaut, sei um und um von weißem Haar umflattert gewesen, und einen ehrwürdigen, langen weißen Bart habe er auch gehabt. Auf dem Kopfe sei ihm ein großer Hut gesessen. Wie er hereingekommen wäre, sei es ganz licht im Stalle geworden, denn ein leuchtender Schimmer habe den Mann von oben bis unten umgeben. „Jetzt ist er beim Vieh, und das Vieh ist erschrocken, hat an den Ketten gerissen, und einige sind gar auf den Barren gestiegen. Wir sind auch fürchterlich erschrocken, denn es ist gewiſs ein Geist; in den Stall gehen wir nimmer.“ Und sie blieben oben.

Es kam wohl noch oft vor, daſs Leute im Kafmannstall schliefen, bald Hirtenbuben, bald wieder Wandersleute, welche in die Nacht kamen. Alle sahen den Greis ebenfalls, wie er die Kühe losließ und segnete. Manchmal liefen die Burschen erschreckt aus dem Stall und legten sich lieber oben im Stadel ins Heu, und zuletzt wollte keiner mehr im Kafmannstall schlafen, weil das Gerede davon ausgieng, es kehre ein Geist dort ein.

17. Der Jocherer Wilde.

1.

Auf dem Zischgl und beim Hagner in Wälschnoven sollen Gräber aus den Heidenzeiten gefunden worden sein. Die Todtengerippe, die viel größer waren, als solche gewöhnlicher Menschen, zerfielen, als man sie angriff, zu Staub, so alt waren sie. Das ist in Wälschnoven allgemein bekannt. Das Riesengeschlecht, von

dem sie herrühren, die wilden Männer oder die wilden Heiden genannt, ist aber nicht ausgestorben. Diese ungeschlachten Männer treiben sich noch immer hoch oben unter den Felswänden des Rosengartens, der Rothwand, des Reiterjoches, am Zanggen und hinüber bis zum Schwarzhorn und Jochgrimm umher. Früher kehrten sie auch manchmal beim Bewaller und Gallmetzer in Eggen ein. Einer dieser Wilden, insgemein der Jocherer Wilde oder der Hagemann genannt, steht noch in besonderer Erinnerung der Wälschnovner; er geht beständig auf dem Tierser Weg von Gletsch bis zum Hartmannsbrunnen hin und her, begleitet von zwei schwarzen Hunden. Dann und wann sieht man ihn auch auf dem Züschgl, auf Gstalt, beim Jocher oder beim Hagner, manchmal schlendert er auch weiter herwärts gegen Caldrun. Er trägt einen langen Bart, ist auf und auf behaart und so groß und stark, dass er Bäume ausreißt und als Stock gebraucht. Gewöhnlich aber führt er eine mächtig lange Eisenstange in der Hand. In der Dreikönigsnacht hörte man ihn da oben regelmäßig. Dann geht er auf die Jagd aus, und wehe dem, der ihm unterkommt! Durch die Wälder weithin hört man das Gebell seiner beiden Hunde. Er war es auch, der dem Fömile auf Caldrun nachstellte

Am besten wissen die Bewohner des Jocherhofes Kunde von dem Wilden, denn zu diesem Hofe kam er nicht ungern herab. Dann redete er, wenn er nicht gerade übel gelaunt war, wohl hie und da die Leute an und sagte: „Häbt's a Heu?“ Wenn sie antworteten: „Wir haben wenig“, erwiderte er: „Kemmt's aus damit.“ Sagten sie aber: „Ja, Heu genug, Heu genug!“ dann rief er: „Braucht's a!“

Bärgrimmig wurde er, wenn er irgendwo abends nach dem Betläuten noch die Hausthür offen sah. Beim Jocher war dies einst der Fall. Da steckte er seinen Kopf zum Fenster hinein, denn in ein Haus gieng er nie, und rief:

„Hobt's koa Thür,
Stöckt an Stroahälm für,
Isch a a Thür!“

Dann stieg er wieder auf die Höhe, und man hörte noch lang seine Hunde Wald ein Wald aus bellen. Ein Bauer aus Tiers hörte einmal die Hunde bellen und „anterte“ sie nach. Aus Leibes-

kräften schrie er auch: hu! hu! Alsbald war der Wilde zur Stelle und zerriss den kecken Bauern.

Wenn er zum Jocher herabkam, liefen seine beiden schwarzen Hunde zwei Tage vorher zum Hof herab und um das Haus und bellten, als müssten sie den Besuch ihres Herrn ankünden. Dann mussten die Jocher Leute den Thieren eine große Schüssel voll warmer Milch vorsetzen, die sie auch austranken. Einmal kam sodann der Riese und sagte: „Wenn ös in Hündlan öt a wärma Milch göbm hatt', that i enk ällazämm zi Lab und Stab darreißn.“ Dabei lehnte er seine Eisenstange an die Wand des Hauses, und der ganze Hof krachte und zitterte, als wollte er aus den Fugen gehen, und neigte sich vor der Last auf die andere Seite. Nun gab er den Jocher Leuten Lehr' und Weisung, dass sie nach Betläuten nie die Hausthür offen lassen sollten, und könnten sie die Hausthür nimmer zumachen, sollten sie einen Strohhalm querüber vorstecken. So wären sie sicher. Darauf gieng er wieder seines Weges.

2.

Af G'stält önbm isch a amäl a sötta Gitsche Diarn g'wödn, dö ihra Gadänkn öt äiwi ban Meltar oder ba dar B'söchzişte g'häbb hät, woll äber frei sust a sön umar. Jatzan kocht se amäl za nachtn a Gerst für die Mandarleut, und wia se in ihrar Unmaß nia koan Bedänk nöt g'häbb ät, vargişst se dar öt gor za sälzn? Dös hatt a Gätting, an ung'sälzna Supp! Wia se dräştar die Gerst afn Wälkn ani stöllt zan offnan Feustar, ass se oküaln kannt, und ichtewäs untarlögg, ass ma die Schüssl öt a söu leicht umkeit, hearsche af oanfährt a Gabell und a G'stämpf, und wax steat a bamlangar Löntar mit zwian schwärza Hunt voar dar Supp, und, häsch mi nöt g'söchn, sauft ar die gänze Schüssl voll mit an oanzign Schmätzar rein aus. An ötlina Tröpflar sein öppar no g'wödn, dö hät ar in dar schlutzign Schüssl in Huntn oi g'stöllt zin aussuzlan. Gäng isch dös Ding a sön wax, dass dar Mensch erst, wia ar anheart und an ötlina Schnälzar nochn thnat, darwohrnt, ass die Supp öt amäl g'sälzn isch g'wödn. Jatzan hasch'n hearn g'sött, den Blärtschatn, wia ar in Kopf zan Wälkn zui schiabb mit seina glotzatn Augn, und wia ar sei Faust asn Wötschgar zoicht und auarröckt! Kro galüant ät ar va Zöurn. „Zusl,“ zörrt

ar, „du knutza reazata Schwärte, dös war mar a G'spiel, an Mensch a sötta labilats G'schwader außarstölln!“ Und bumelitzt àt ar, woasche, in gleichen Toas fort a hälba Stund'. Zalöscht isch ar woll ichtewäs rüawigar g'wortn. Wia ar se noar za gian gakeart àt, schreit ar nöu inni: „Wenn i enk öt darreißn sött, stöckt mindastens an Stroahälm voar enkra Thür, ös Zöch, häbb ös se frei wiedar ästarn Beatläutn offe g'làt!“ Wia ar ginua gazörrt g'häbb' àt, noar àt ar se wiedar aui gadrahnt und isch mit seina Hunt awöck.

Die Diarn, woasch wo, isch öt wiauk darschrockn va den grantign Löutar, obar wia dar earste Schrick varbei g'wödn isch, isch se froadi g'wortn, weil ar se asöu grausla varg'mault àt. (Wälschnovner Dialect.)

18. Starkwölfel von Deutschnoven.

In Deutschnoven lebte vor unfürdenklichen Zeiten ein Riesengeschlecht. Beim Umgraben des Friedhofes, dessen Lehmerde mit Sand durchsetzt werden musste, weil die Verwesung allzu langsam vor sich gieng, kamen, wie Augenzeugen berichtet haben sollen, Armknochen zum Vorschein, welche fast einen Fuß länger waren als die unserer heutigen Menschen. Ein solcher Riesenmensch war der Wölfel. Er reichte mit dem Kopf bis zu einem gewöhnlichen Hausfirst hinauf, und dick war er wie ein alter Baum. Weil er eine unglaubliche Körperkraft besaß, nannten ihn die Leute Starkwölfel.

Im Eggenthal unten lag ein hausgroßer Stein über dem Wege, ein Muhrbruch hatte ihn herabgefegt. Man musste den Stein hinwegschaffen, aber niemand war imstande, ihn von der Stelle zu bewegen. Als der Wölfel oben davon hörte, dass die Eggener mit Eisenstangen ausgezogen wären, den Stein auf die Seite zu bringen, und hätten ihn doch keine Spanne weit gelupft, lachte er grimmig auf, stieg den Berg hernieder, setzte einen Finger an den Stein und rollte ihn, als wär's bloß eine Kegelkugel, über den Weg hinaus.

Einmal kam Kunde über Land von einem so gewaltigen Bären, dass kein Jäger sich an ihn getraute, und that doch das

Unthier gewaltigen Schaden im Vieh. Wie der Wölfel über den Bären reden hörte, und dass die Leute die Gegend, wo er hause, verlassen müssten, wenn nicht Wandel geschafft werde, machte er sich auf den Weg dahin und suchte den Bären auf, wie es ihm beschrieben ward. Als das grimmige Thier herbeitrollte und schon den Rachen aufriss, stieß ihm der Wölfel den einen Arm in den Rachen und drückte ihn so fest an eine Felswand, dass der Bär alsbald verenden musste.

Auf der Bozner Messe holte das Wölflein zehn Star Roggen und trug sie auf dem Rücken heim den Berg hinauf. Bevor er fortgieng, sagte der Kornpropst: „Wenn du die zehn Star auf den Berg trägst, will ich die zwei Gulden rheinisch, die ich heute da verdiene, verlieren und eine Maß Magdalener dazu.“ Der Wölfel mit seinem Zwerchsack über der Achsel wollte mit Erlaubnis des Herrn Propstes das Gleiche setzen und auf dem Wege kein einzigesmal rasten; bringe er das zustande, so müsse der Herr Propst zahlen, sonst aber müsse es ihn treffen. Der andere ließ die Wette gelten und schickte einen verläßlichen Menschen mit dem Wölfel, um nach dem Stand der Wette zu sehen. Sie stiegen beide den Berg hinan, wo er am steilsten ist, und der Begleiter troff über und über vor Hitze, der Wölfel aber schmunzelte. Wie nun der Begleiter, der selber gern gerastet hätte, und den die Wette bei solcher Hitze den Kuckuck schirt, die Frage stellt, ob der Herr Wölfel nicht bald rasten werde, da lacht dieser, nahm vom nächsten Acker zwölf Schöber und warf sie zu den zehn Star Korn auf den Rücken. Dann ergreift er, ohne die Last abzulegen, den in der Nähe befindlichen Pflug, wirft ihn auf einen Baum hinauf, dass dessen Krone auseinanderstiebt, und reißt — das ist ihm nur ein Spott — den Baumstamm aus dem Boden, den er nun als Bergstock zu gebrauchen sich anschickte. Wie alles das der Begleiter sah, packte ihn Entsetzen vor dem unheimlichen Menschen. Er fühlte in seiner Angst schon, wie jetzt das Wölflein ihn selber am Schopfe in die Luft hebt, dass die Füße zappeln, und lief, was er konnte, den Berg hinab.

19. Wie Starkwölfel mit dem Riesenweib ringt.

Der Wölfel von Deutschnoven bekam Kunde, daſs ein greulicher Riese in fernen Landen, Ruſs mit Namen, und dessen Weib, die Russin, über ihn gespottet hätten. Alsogleich machte er sich auf den Weg und wanderte einen Tag und eine Nacht über die Berge zu des Riesen Wohnung, was nicht wenig beschwerlich war. Als er im Tagesgrauen des zweiten Morgens eine mäßige Berghöhe hinabstieg, sah er in der Niederung eine große Stadt ausgebreitet. Dort, bei der großen Stadt, Wien genannt, wirst du das Riesenpaar finden, hat ihm ein wegkundiger Mann gesagt; ich wünsche Glück zur Begegnung. Und die Stadt muſste Wien sein, es lag weitum keine andere. Mit ein paar Schritten war er den Abhang hinunter, sah im Walde ein hochflammendes Feuer und, daneben hockend, roth beleuchtet, das Riesenpaar. Als er die Lichtung vor der Riesenhöhle betrat und die Riesen ihn erblickten, that das Riesenweib einen gewaltigen Schrei, stand auf und wartete auf sein Herankommen. Der Riese lief dahin, wo er seine Eisenstange fand, die Riesin aber schwang ihre Stange, die sie schon kampfbereit in der Hand hielt, und traf den Wölfel, daſs ihm die Rippen krachten. Darauf holte sie zu einem zweiten Schlage aus, und die Stange sauste, da der Wölfel geschickt auswich, zu seiner Seite in den Boden nieder. Jetzt war das entsetzliche Weib mit einem einzigen Sprung bei ihm und wollte ihn mit ihrer gewaltigen Hand fassen. Aber der Wölfel kam ihr zuvor, ergriff ihre ungefüge Hand, das Handgelenke umspannend, und preſste sie mit einer solchen Gewalt, daſs das Riesenweib aufschrie vor Schmerz wie tausend Wölfe und ihn bat, sie frei zu lassen. Erst als sie sich für überwunden erklärte, ließ sie der Wölfel los und drohte noch Ärgeres, falls es ihnen wieder in den Sinn kommen sollte, seiner zu spotten. Mittlerweile war auch der Russe herangekommen, da er aber erfuhr, was vorgefallen war, und welch große Stärke der Wölfel besitze, wagte er es nicht mehr, diesen anzufallen, sondern erkannte willig den Stärkeren in ihm. Der Wölfel begab sich wieder auf den Heimweg, und der Russe und sein Weib haben nie mehr seiner gespottet.

20. Der wilde Mann in Tiers.

In der guten alten Zeit, da noch in Tiers ein guter Tropfen reifte, hauste allda der wilde Mann. Äußerst selten nur kam er ins Dorf, denn seine Lieblingsbeschäftigung war die Jagd, und so jagte er jahraus jahrein in den Wäldern des Thales, meist im hintersten Theile desselben und in der Tschaminschlucht. Er hatte mehrere großmächtige Hunde, und, bevor er zu jagen gieng, rief er seinen Hunden mit töi! töi! so laut, dass man es bis auf die Almwiesen hinauf hören konnte. Ein Bauernknecht hörte ihn einmal seine Hunde zur Jagd locken und rief in seinem Übermuthe: „Wildar Mann, miar a a Stuck!“ Am andern Morgen hieng eine halbe Kindesleiche ober seiner Hausthür, und er brachte sie nimmer herab, bis die Leiche vermoderte und stückweise herunterfiel. Denn der wilde Mann jagte nach ungetauften Kindern und fraß solche rein auf.

Wenn er guter Laune war, so kam der Wilde wohl auch zu den Bauernhäusern und redete mit den Leuten. Er fragte sie: „Häbb's a Heu?“ Antworteten sie: „Gott sei gadankt, Heu g'nua“, dann sagte er: „Weard's a brauchn.“ War jedoch wenig gerathen, so rief er ihnen zu: „Kemp decht aus dermit.“

Hie und da betrat der Wilde die Heuschupfen, und seine Jagdhunde durchwühlten sodann das Heu, dass es ein Grausen war. Da fieng man nun an, auf den Thürschwellen in den Schupfen zwei Strohhalme übers Kreuz zu legen; wo sie das thaten, konnte der Wilde die Schupfe nicht betreten, was ihn nicht wenig in Harnisch brachte. So gerne er nun die Schupfen offen gehabt hätte, ebenso ungern ertrug er es, wenn die Leute die Hausthüren abends nach Betläuten nicht zumachten. Da konnte er „saggrisch abich“ werden.

Dann und wann besuchte der wilde Mann auch die Almweiden und freute sich der schönen Viehherden. Einmal begab sich ein Tierser auf das Tierser Alpl hinauf zu den Ochsen, die dort weideten. Weil er den Hirten nicht antraf, blieb er allein in der Hütte übernacht und schürte sich vor dem Schlafengehen drin ein Feuer an. Als es ganz finster geworden war, gieng auf einmal die Thür auf, und der wilde Mann trat herein und setzte sich ihm gegenüber an das Feuer. Der Tierser getraute sich in seiner Furcht

kein Wort zu sagen, und da der Wilde auch nichts redete, so saßen beide die ganze Nacht schweigend bei einander und wärmten sich. Neben ihnen saßen die Jagdhunde des Wilden und rollten fürchterlich die Augen. In der Früh, als sie von der St. Cyprianfirche herauf betläuten hörten, stand der wilde Mann auf und sagte zum Bauern, dem vor Furcht das Herz klopfte: „Hascht mi um öppas g'frägg, att i dar öppas g'sägg. Weil mi obar nicht g'frägg âscht, hàn i dar a nicht g'sägg." Darauf rief er seinen Hunden töi! töi! und gieng mit ihnen davon.

21. Der wilde Mann auf dem Schlern.

Auf dem Schlern war es einmal wieder aper geworden, und ein neuer Schwaiger kam hinauf und richtete sich in der Sennhütte ein. Wie die Nacht hereinbrach, kroch er auf den Heustock und machte sich in dem spärlichen Heu, das noch vom vorigen Jahre da verblieben war, sein gemüthliches Nest. Er war kam eingetost, da gieng die Thür auf, und herein trat ein wilder Mann. Der Schwaiger that, als ob er nicht da wäre, und blieb mäuschenstill. Der Wilde gieng schnurstracks zum Herde, schürte darauf ein Feuer an und kochte aus Asche und Wasser einen Blenten oder Pulggen, wie ihn die Leute heißen. Der rechte Pulggen wird aber aus Schwarzblentenmehl (Heidekorn) mit Wasser gekocht. Der Schwaiger schaute heimlich zu, und ein wenig fürchtete er sich auch. Als nun das Aschenmus fertig gekocht war, winkte der Wilde dem Senner, aus seinem Versteck hervorzukriechen. Dieser wagte es nicht, dem Wilden sich zu widersetzen, stieg also, obwohl es ihn ordentlich gruselte, vom Heu herab und blieb vor dem Herde stehen. Der Wilde fieng an zu essen und winkte dem Schwaiger mitzuhalten. Der wollte nicht recht, aber als der andere ein zweitesmal den Wink that, schoppte der Schwaiger in Gottes Namen ein Stück Pulggen in das Maul. Viel wird's nicht gewesen sein. Der Wilde grinste und war's zufrieden, daſs er nur aß. Und so gieng's ein zweitesmal. Als sie nun beide das Mus gegessen hatten, gieng der wilde Mann wieder fort. Hätte der Schwaiger nicht mitgegessen, so würde ihn der Wilde zerrissen haben, meint das Schillermütterchen in Wälschnoven, von dem ich die Geschichte habe.

22. Die letzten Heiden in Eggen.

Das Haus beim Veiten in Eggen ist ein alterthümlicher, vielwinkeliger Steinbau, der sofort den Eindruck des Burgartigen macht. Hier und beim Steiner haben nach der Volkssage die letzten Heiden ihre Burgen gehabt. Da und dort habe man öfters Reste alter heidnischer Gemälde aufgefunden.

23. Die letzten Heiden in Wälschnoven.

Als die Christen nach Wälschnoven kamen, zogen sich die Heiden in das innere Thal zurück und hausten dort noch eine Weile. Die letzten Heiden wohnten im „Loch", im „Graben" und in der Gegend des Ribizer- und des Moserhofes. Der Ribizerhof, der Bauart und Sage nach uralt, sei der Sitz ihres Pflegers gewesen, und die Heiden dieses Hofes und seiner Umgebung hätten Tirlinger geheißen. Wo die Pfarrkirche von Wälschnoven steht, hätten die Heiden ihren Tempel gehabt, und beim Kirchenbau seien uralte Bausteine und ganze Gewölbe mit gemalten heidnischen Bildern aufgedeckt worden. Auch beim Haguer sollen alte Heiden gewohnt haben; man nannte sie dort die „wilden Mander".

24. Das Lippenkatl.

Unter dem Lippen in Wälschnoven beim Bachel geht das „Lippenkatl" um. Es ist ein Riese, der über den Stadel hinaufreicht.

Der Matzweberbub war im Heimgehen und hatte in finsterer Nacht kein Licht. Da kam der Riese und leuchtete dem Buben mit einem gewaltigen Kentel auf den Weg. Wie der Bub daheim ankommt, findet er seinen Hausschlüssel über all nicht. Während er noch sucht, kommt der Riese nach gegen das Haus und leuchtet. Der Bub ist in entsetzlicher Angst, bekreuzt sich und stellt sich in seiner Verzweiflung zur Wehre. Der Riese gieng aber vorbei mit den Worten: „Danken hättest mir g'rad schon können." Aber gethan hat er dem Buben nichts. Kaum war er vorbei, da fand der Bub richtig auch den Schlüssel.

25. Die 1000 kalten Jahre kommen.

Auf den theils bewaldeten, theils mit Wiese und Weiden und nur da und dort noch mit wenig Feldung bedeckten Höhenzügen im Nordosten Wälschnovens, wo der Sage nach die ältesten Höfe stehen, sollen vorzeiten Weinberge gewesen sein. Beim Hagner z. B. behaupten die Leute fest, die gemauerten Stufen der alten Weinbergterrassen noch zu erkennen.

Da habe man voralters keinen Schnee, ja nicht einmal den Reif gekannt. Dann sei es auf einmal kalt geworden, Reif sei gefallen, und der Hagnerbauer habe gesagt: „Kinder, jetzt müssen wir thalaus wandern, denn es kommen die tausend kalten Jahre.“ Darauf hatte es mit dem Weinbau sein Ende, und es wurde immer kälter.

Jetzt reift da oben kaum mehr Roggen und Hafer.

26. Das Tschetterloch.

Im Tschaminthal hinter Tiers führt unten nicht hoch über dem Bach ein tiefes tiefes Loch in den Schlern hinein, so tief, dass man mehr als eine Viertelstunde zu gehen braucht, um ans Ende zu kommen. Vor dem Loche braust ein Wasserfall herab, so dass, wer dasselbe besuchen will, zuerst das schwer herniederstürzende Wasser über sich ergehen lassen muss.

Ganz hinten im Tschetterloch ist ein Raum, in welchem ein Tisch und an den Wänden herum Bänke angetroffen wurden. Die einen sagen, diese rührten von den Hirten früherer Zeiten her, welche darin Obdach gesucht, andere erzählen, dass hier die ersten Christen ihren verborgenen Gottesdienst gefeiert hätten, als die Christenverfolgung wüthete, wieder andere meinen, im Tschetterloch hätten die Riesen der Vorzeit gehaust sammt ihren Hunden, und die letzten endlich behaupten, diese Höhle habe den seligen Leuten zum Aufenthalt gedient, und um dieselben vor den Nachstellungen der Riesen und Menschen zu sichern, habe Gott der Herr den abstürzenden Bach darüber hergeleitet.

27. Der Grenzstreit zwischen den Tiersern und Wälschnovnern.

Die Wälschnovner hatten mit den Tiersern einen Grenzstreit. Die Tierser behaupteten, sie seien zuerst dagewesen und hätten bisher in Ruhe die Bergmähder bis zum Fassaner Gemerk besessen. Nun aber trieben die Wälschnovner, welche später gekommen wären, ihr Vieh herauf und thäten gerade, als gehörte die Alm ihnen. Wollten sie, die Tierser, auf ihren alten Gewohnheiten bestehen, so dürften sie ihr Vieh sogar auf den Zischgl und den Fronberg herüber weiden lassen, denn sie hätten das Recht dazu. So sei es vor alters gewesen. Die Wälschnovner könnten froh sein, dass sie den Zischgl haben. Die Wälschnovner aber meinten, die Almen ober ihren Köpfen, von wo der Regen zu ihnen herabrinne, und von wo die Bäche ihre Wiesen zerwühlten, müssten doch ihnen zustehen. So habe Gott der Herr die Thäler und den Regen gegetrennt. Als der Streit kein Aufhörens hatte, kam man überein, von jeder Seite kundige Männer auszuschießen, die sollten das Rechte finden. Und die Wälschnovner schossen den alten Gstalter aus, einen überaus klugen Mann, der das Ding verstand.

Sie maßen nun die Grenze ab, und wo's gegen die Tierser abwärts gienge, käme es den Tiersern zu, und wo gegen die Wälschnovner, gehörte das Land den Wälschnovnern. Beide Theile waren es zufrieden und gelobten einander, den Spruch zu halten. Der alte Gstalter stand oben und ließ Kugeln herabrollen nach beiden Seiten, und wie es zu regnen anfieng, schaute er, wo der Regen hinfließe. Dabei sagten sie, soweit Kugel und Wasser wälschnovenwärts abrinnt, gehört alles den Wälschnovnern, und soweit sie gegen Tiers abwärts gehen, den Tiersern. Der Spruch war gesprochen, und die Wälschnovner gewannen so ihre Almen.

28. Die Franzosen in Tiers.

Im Spätherbst des Jahres 1809, so um Martini herum, zogen die Franzosen in hellen Haufen von Wälschnoven über die Wolfsgrube herüber und kamen nach Tiers herab. In den Häusern, die der Kirche zunächst standen, nahmen sie Quartier; ein großer Haufen aber, der in den Häusern und Scheunen nicht mehr Platz

fand, lagerte im Freien auf den Wiesen ober und hinter der Kirche. Sie hatten einen solchen Heißhunger, als ob der Tod mit ihnen äße, und zehrten alles auf, was sie in Küchen und Kellern vorfanden. Die Tierser mussten ihre Gewehre ausliefern und zum Dorfbrunnen stellen, wo dieselben verbrannt wurden. Sodann begehrten die Feinde ein Dutzend Ochsen, die sie auf freier Weite brieten und verzehrten. Die Officiere hatten ihr Quartier beim Voiten genommen, einem der weitläufigsten und behäbigsten Höfe des Thales.

Darauf zogen sie nach Völs ab, wo sie ebenfalls die Ställe plünderten und die Rinder unter freiem Himmel abkochten und aufaßen. Für diesmal war es noch leidlich abgegangen. Als aber im Jahre 1813 das Gerücht gieng, die Franzosen kämen wieder ins Thal herein, da griffen die Tierser nach ihren Sensen und Dreschflegeln, denn Büchsen hatten sie keine mehr, und wollten sich ihre Ställe und Küche und Keller nicht wieder ausplündern lassen.

Die Franzosen kamen auch wirklich, als sie davon hörten, ins Thal. Und es war gegen Abend, der Rosengarten dämmerte so ein wenig, und im Dorfe wagte es niemand betzuläuten, aus Furcht vor dem Feinde. Dafür aber zog der Meßner von Sanct Cyprian umso stärker am Glockenstrick, und der „Cyprusstier" fieng an so stark zu brüllen, dass man es weit ins Thal hinaus hören konnte. Da meinten die Franzosen, der Landsturm käme über ihre Köpfe, und rannten und rannten und sahen sich nimmer um. Hinter ihnen her liefen die Tierser mit ihren Sensen und Hengabeln nach Blumau, rissen dort die Brücke über dem Breibach ab und besetzten rechts und links die Höhen, um Bäume und Felsen auf die Feinde herabzuwälzen. Aber den Franzosen war alle Lust vergangen, und es ließ sich keiner mehr sehen.

Die Leute sagen, der Cyprusstier habe die Rothhosen wie das böse Wetter vertrieben und das Thal ausgekehrt. Deshalb halten sie die Wetterglocke hoch in Ehren und ließen sie um alles in der Welt nicht her.

Der alte Voit, der jetzt noch lebt*), hat als Bub mit den Händen in den Hosentaschen die Franzosen gesehen und diese Dinge miterlebt.

*) im Jahre 1891.

29. Der Spuk im Schweinstall.

Auf der Seiseralm kaserte vorzeiten eine Bäurin, welche überaus bissig war und keinem Menschen etwas Gutes that. Der Storch war da freilich an die Unrechte gerathen, als er ihr ein Kindlein einlegte. „Was soll ich mit dem Fratzen anfangen?“ sagte sie. „Er hält mich bei Tage von der Arbeit ab und stört mich des Nachts im Schlafen. Hätt' er es lieber der Nachbarin gebracht!“ Und zornig, wie sie immer war, warf sie das Kind dem Schweine vor, welches das Püppchen mit Haut und Haaren auffraß. Seit der Zeit war es im Schweinstall nicht mehr geheuer. Bei Tage polterte es und noch ärger in der Nacht, da konnte niemand mehr in der Hütte schlafen. Aber es kam noch schlimmer; jeden Tag gieng ein Stück Vieh drauf, nur das Schwein blieb verschont und lärmte, als wäre es von der Wuth befallen. Jetzt gieng das böse Weib in sich und fieng an, den Mord zu bereuen. Sie holte einen Geistlichen herauf, die Almhütte zu benedicieren, aber das wollte alles nichts helfen. Da bekannte sie dem Geistlichen ihr Verbrechen.

Er befahl ihr nun, eifrig zu beten, während er über den Schweinestall seinen kräftigen Segen sprach. Das wirkte. Schon in der folgenden Nacht wurde es im Stalle ruhig; am nächsten Morgen aber lag das Thier todt auf dem Boden. Von nun an hörte der Spuk auf.

30. Der Seiseralmgeist.

Auf der Seiseralm haust ein Almgeist, der den Leuten als greuliches Ungethüm erscheint, mit nichts zu vergleichen. Eines Tages erhielt er menschliche Stimme und rief:

„I bin so alt,
Denk dreimal Wies' und dreimal Wald.“

Aber jetzt sieht man ihn immer seltener.

31. Die Kellnerin begegnet dem Almgeist.

In einem Wirtshaus zu Klausen erzählten die Gäste allerlei Geschichten von dem Seiser Almgeist. Es kam aber die „Kellerin“ herzu und behauptete, man brauche das Zeug nicht zu glauben. Da begann ein Streithandel, der zum Schluss in eine Wette verlief. Die Kellerin machte sich anheischig, in der Nacht die unheimliche Schwaige aufzusuchen und zum Zeugnis der Anwesenheit alldort den Milchseiher mitzubringen. Dafür sollten ihr acht blanke Thaler zutheil werden.

In einer hellen Mondnacht machte sie sich auf, lockte den mächtigen Hofhund und stieg das steile Gebirg hinan. Endlich hörte die Steigung auf. Der Weg zog sich durch die Almwiesen dahin, und das Mädel begann langsamer zu gehen. Da schallte es von ferne wie aus einem Bockshorn, und der zottige Hund, der vorausgeeilt war, machte kehrt und rannte keuchend an ihr vorbei den Heimweg hinab und achtete ihres Rufes nicht. Sie rastete ein wenig und überzählte dabei im Geiste die acht blanken Thaler. „Alle guten Geister loben Gott den Herrn“, rief sie und gieng vorwärts. Endlich erreichte sie die Schwaige, sperrte die Thür auf und machte ein Feuer an, um sich daran zu wärmen. Schon flackerte es auf dem Herd, als sie einen gellenden Stoß in das Horn vernahm und wieder einen und bald einen dritten, aber noch von fern. Aber das trara! trara! kam immer näher. Sie bekreuzte sich, riss den Milchseiher von der Wand und verkroch sich hinter die Thür. In dem Augenblicke blies es schon vor der Hütte, dann gieng die Thür auf, und herein trat der riesige Almgeist mit feurigen Augen. Der Geist gieng dem Feuer auf dem Herde zu, schürte und schürte und kochte sich ein Süpplein. Ab und zu wandte er seinen Kopf und grinste nach der Ecke hin, wo sich das Mädel angstvoll zusammendrückte. Das Süpplein dampfte, und das Gespenst lud mit höhnischem Grinsen und gebietender Handbewegung die Kellerin zum Essen ein. In Schweiß gebadet, hockte diese noch immer im Winkel und wollte seine Gastfreundschaft nicht verstehen. Da kam der Geist auf sie zu, um sie zu holen. Das Mädel aber schoss in ihrer Todesangst in die Höhe, stieß das Gespenst mit der Kraft der Verzweiflung von sich und rannte zur Thür hinaus,

den Milchseiher fest an sich pressend, und den Bergweg hinab und kam erst zu Athem, als sie im Morgengrauen den Kirchthurm von Klausen gewahrte. Indem hörte sie auch schon betläuten. Daheim nahm sie zwar die acht Thaler in Empfang, weil sie den Milchseiher vorweisen konnte, aber sie erkrankte schwer und stand nimmer auf.

32. Die Geister in der Kirche zu Völs.

Bei einem Bauern in Untervöls bei Bozen diente eine überaus brave und fromme Dirne, welche gewohnt war, täglich in die Dorfkirche zur Messe zu gehen. Sie musste, weil der Bauernhof weiter von der Kirche entfernt war, immer sehr früh aufstehen. Da war es ihr einmal in der Nacht, als hörte sie zur Frühmesse läuten, und sie sprang eilends aus dem Bette und sputete sich, um nicht zu spät zu kommen. Die Kirchthür war offen, doch sah sie noch niemand darin. „Besser zu früh als zu spät“, dachte sie, kniete in einen Stuhl und betete. Aber es kam noch immer niemand. Auf einmal war es ihr, als hörte sie mehrere Leute beten. Es war gar nicht weit hinter ihr, und die Beter murmelten nur so, daß sie nichts verstand. Sie schaute hinter sich, sah aber niemanden. Da plötzlich schlug es im Thurme Mitternacht, und es zupfte sie jemand am Ärmel. Die Dirne schaute erschrocken um und bemerkte beim Scheine der Kirchenlampe ihren verstorbenen Großvater. Der Schauer rüttelte die Arme. Als dies der Geist wahrnahm, sagte er: „Anichle, hab' nur keine Furcht! Geh schnell aus der Kirche, lass aber, bevor du zur Thür kommst, irgend etwas zur Lösung zurück, dann kann dir nichts geschehen! Weißt du, jetzt gehört halt die Zeit uns.“ Indem gewahrt sie mit Entsetzen, wie sich der Boden neben ihr aufthut und lauter Gespenster heraussteigen. Sie verläßt augenblicklich den Stuhl, wirft ihr Fürtuch auf den Boden und läuft durch die noch immer offene Thür aus der Kirche und, ohne sich umzusehen, den Weg hinunter und heim. Am andern Morgen fand man das Fürtuch in tausend Stücke zerrissen auf dem Kirchenboden.

33. Das Todtengerippe von Hauenstein.

Eine Stunde von Seis entfernt, steht auf einem riesigen, an den Bergabhang hingelehnten Felsblock die Ruine Hauenstein, einst der Sitz des Minnesängers Oswald von Wolkenstein. Dann und wann hört man um Mitternacht aus dem Schlosse Saitenspiel und Trauergesang von einer Jungfrau, die da oben verzaubert sei.

Eines Abends hüteten die Hirten noch spät um das Schloss herum ihre Schafe. Sie saßen am Zugang zur Ruine und erzählten sich allerlei Geschichten. Auf einmal war es ihnen, als ob jemand im Schlosse ein Fenster öffnete. Sie schauten hinauf und sahen ein Licht durch die Fensteröffnung schimmern und beim Lichte eine Frau, die ihr langes Haar kämmte. Ihr Kopf war aber ein Todtenkopf, und die Schäfer wunderten sich, dass am selben so schönes Haar wuchs, und erschraken. Und wie die Frau erst noch Steine und Sand auf die Hirten herabwarf, da nahmen diese reißaus und liefen entsetzt davon. Die Leute sagen, dass dieses Todtengerippe die Frau eines verbannten Ritters sei und solange im Schlosse umgehen müsse, bis ihr Gemahl zurückkehre. Es sind auch reiche Schätze im Schlosse vergraben; wer sie aber gewinnen wolle, müsste sich von dem benachbarten Schlosse Salegg aus durch den unterirdischen Gang wagen, der beide Burgen verbindet. Es geht auch die Sage, dass in den unterirdischen Räumen des Schlosses Hauenstein eine Geldtruhe verborgen liege, die von einer Jungfrau mit langen goldenen Haaren bewacht werde.

34. Die Geister auf Hauenstein.

Ein armes Bauernweib klaubte beim Schloss Hauenstein oben Holz für ihre magere Küche. Sie kam von ungefähr zum verfallenen Schlossthor und sah zu ihrer größten Verwunderung im Hofe eine ansehnliche Gesellschaft beisammen sitzen und an großen Tafeln essen und trinken. Wie sie so schaute, kam ein Bedienter und lud das Weib ein, in den Hof zu kommen; die Herren darin wollten ihr etwas schenken. Das Weib ahnte nichts Arges und gieng hinein. Da gab ihr einer der versammelten Gäste ein Goldstück, und ehe

das Weib danken konnte, war der Spuk verschwunden. Voll Schrecken suchte sie jetzt das Freie, aber am Eingange stand ein alter Kriegsmann, ganz in Eisen gehüllt, der hatte den Kopf nicht auf, sondern unterm Arm. Und doch redete er und gebot dem Weibe, nichts von all dem, was sie da gesehen, zu verrathen, sonst würde es ihr übel ergehen. Das Weib versprach zu schweigen und machte, dass sie davonkam. Sie zeigte daheim das Gold, aber niemand konnte aus ihr herausbringen, wo sie es her habe. Die Sache wurde ruchbar, und der Richter lud sie vor und befragte sie nach der Herkunft des Goldes. Als das Weib nicht bekennen wollte, drohte er ihr mit der Folter, und die Arme entdeckte in ihrer Angst alles, was sie im Schlosse gesehen und erfahren. Da auf einmal wurde sie von unsichtbaren Händen fortgetragen, und niemand hat sie mehr gesehen.

Ein anderesmal wagte sich ein Edelmann noch spät abends den Schlossweg hinauf; sein Knecht begleitete ihn. Am Eingang stand der Kriegsmann mit dem Kopfe unter dem Arm und fragte, was er da suche. „Das Schloss will ich besehen", antwortete er und griff nach seinem Schwert. Da ritt ein schwarzer Ritter aus dem Schlosse, ergriff den Edelmann, schlug ihm das Schwert aus der Hand und schleppte ihn mit sich hinein. Die gespenstige Wache aber jagte den Knecht den Berg hinab. Niemand hat erfahren, wohin der Edelmann gekommen ist.

35. Die Tierser Herren.

Im Gschlösslwald hinter dem Fronberg in Wälschnoven stand vorzeiten ein Schloss. Da wohnten die „Tierser Herren". Auf dem waldigen Hügel vor dem Gschlösslwald ist eine kleine Fläche, Tummel genannt; hier tummelten die Herren ihre Rosse.

Die Tierser Herren brachten alles weitum unrechtmäßig in ihren Besitz, da doch Grund und Boden den Wälschnovnern gehörte.

Dafür müssen sie nach ihrem Tode büßen. Mit großem Lärm reiten sie in der Dreikönigsnacht und an Vorabenden vor anderen hohen Festtagen als feurige Reiter auf feurigen Rössern, feurige Bücher vor sich aufgeschlagen, durch den Gschlösslwald und die Gschlösslwiese und auf dem alten „Tierer" Weg gegen Galdrun und hinein bis zum Hartmannbrunnen und wieder zurück.

36. Die Nigermandar.

(Eisakthaler Dialect.)

Voar viel hundart Johrn obm die Tiarschar mit die Faschanar an Granitzkriag g'häbb. Voada hobm se af dar Älbe öubm und in die Waldar nachnt umar die Marchar zin iarn Voartl sötzn giwöllt; die Faschanar vööraus sein woltan tearsch giwödn und strietig und sein mit ihra Marchar ällabut a Bröckl weitar zuiargiruckt afn Tiarschar Grund. Gahling attn se in Tiarscharn älln Böndn af dar Heache og'hudart. Jatz woasche wo, übaroans sein se nia nöt kemm mitanändar und obm noch längen Bägglan und Prazeſs Schiedsmandar aug'stöllt, iapödrar Thoal an ötlina. Die Faschanar äbar sein schlaucha Kumaröutn und obm die Schiedsleut' frei ogschmirb, assn se zin ihrn Voartl die Marchar richtatn. Und die Schiedsmandar obm drästar woll a die Märchstoane weit ginni umarg'sötzt und g'sägg, do war voar älters die Granitz giwödn. Va den unkrechtn Märchn sein die Tiarschar söuvla hintarsche kemm, sie obm gimögg schintn und raggarn, wiadn se giwöllt obm. Öt länk drästar serben dö Schiedsmandar dar oane nochn ändarn hin und liegn a däll afn Readhbröt. As isch a Strofe Gottes giwödn für die Lumparei. Darsiedar müadn se öubm umgian. Va dar Nächt siggsche se afn Nigar und a weitar hintan älm ihr Unwösn treibm. As sein köulschwärze Mandar, und reitn thian se af köulschwärza Nössar selbm afn ältn Tiarschar Wög krot umanänder. Afn Sättl avöure obm se groaßmachtige Büachar aug'schlognar liegn, und in Reitn müadn se dö Büachar g'stadiarn. Die öltigstn Leut' obm se schun g'söchn, und umarreitn müadn se zin ar Strofe bis zin jüngistn Toge.

---

37. Der Waldgeist in Tux bei Wälschnoven.

Außer dem Kasmannthal, wo der Weg durch den Wald nach Gummer führt, heißt die Gegend im Tux. Hat einer, der auswärts geht, zur Nachtszeit das unheimliche Kasmannthal, wo die Seligen wohnen und oben auf dem Wege ein geisterhaftes weißes Hündlein hin und her rennt, glücklich hinter sich, dann muſs er erst noch fürchten, dem Waldgeist zu begegnen, der im Tux sein

Unwesen treibt und die Leute erschreckt. Es ist ein boshafter Geist, und niemand weiß von ihm etwas Gutes zu sagen. Er ist, wie alle Waldgeister, von überaus rauhem Äußern, stößt die Leute hinterrücks, als hätte er Hörner auf dem Kopfe, und hat mächtiglange Beine.

Eine Bäurin vom Zenairhof trug einmal in der Nacht in einem Rückkorb Schwämme nach Bozen zum Verkaufe. Im Kasmannthal war ihr nichts Arges widerfahren, als sie jedoch durch den Wald im Tux gieng, rief sie wirklich der Waldgeist an. „Holla!“ schrie es rechts und „holla!“ wieder links. Dem Weiblein ward übel zumuthe, denn sie wusste wohl, dass es der Waldgeist sei. Sie hatte einen brennenden Kentel in der Hand, den sie jetzt noch viel kräftiger hielt, dass er ihr nicht entrissen würde, und doch sah sie nichts. „Holla!“ erscholl es hinter ihr, „stöll o!“ Und zugleich merkte sie, wie es ihren Rückkorb fasste, und war es, dass der Geist sich auf den Korb setzte, oder dass er ihn mit seinen Händen herabzog, das Weiblein keuchte unter der schweren Last. Aber die Angst war so groß, dass sie trotzdem die Schritte beschleunigte. Sie antwortete auf kein „Holla!“ und sah nicht rechts und nicht links, sondern lief, was sie konnte, und fieng an laut zu beten. Wie der Waldgeist das hörte, fuhr er mit einem fürchterlichen Geheul quer durch den Wald hinauf. Noch lange hörte sie das Gespenst oben im Walde lurlen. Doch die Bäurin lief in einemfort weiter, der Schrecken war zu groß. Erst außer Birchabruck getraute sie sich unter dem Schutze des St. Valentinkirchleins den Korb abzustellen und zu rasten.

38. Der brennende Rischab.

Der Matzweber gieng eines Abends vom Läuten aus dem Pestkirchel in Wälschnoven heimzu. Auf einmal blitzt es ohne Wetter. Der Weber schaut verwundert auf, da fährt ein brennender Rischab (das beim Schabebinden abgefallene, wieder zusammengelesene und in einen Schab gebundene Stroh) gerade beim Bachl vor ihm aus der Luft hernieder und brennt aus, dass die Funken weit umherstieben. Von da an war er stockblind und krabbelte nur so fort auf dem Weg, gelangte aber zuletzt doch zu seinem Hause. Als er die Schwelle betrat, wurde er wieder sehend.

39. Die kopflosen Todtenträger.

Ein alter Bauersmann gieng in der Nacht von Haslach bei Bozen über Schloſs Kühbach nach St Jakob. Als er auf die in der Nähe des Schlosses gelegene große Wiese kam, begegneten ihm vier Männer ohne Kopf, die einen kopflosen Todten auf schwarzer Bahre einhertrugen. Einer ohne Kopf aber schritt mit einer Laterne voran. Im nächsten Gebüsch verschwand wieder der ganze Spuk. Man sagt, daſs auf der Wiese in alter Zeit ein Galgen gestanden habe.

40. Das Stickler Weibele.

Auf Stickl in Wälschnoven geht ein Weibele um, das den Kopf, wenn es will, auch unterm Arm tragen kann, wie die Leute oft sich überzeugt haben. Aber meist hat es ihn auf wie andere Leute. Das Weibele murmelt so etwas unverständlich dahin, dann huscht es weg, plötzlich siehst du es auf einem Baumstrunk hocken, und in der Nacht trägt es oft ein Licht.

Ein alter Peutner kam einmal wohl spät in der Nacht des Weges daher, und weil er von Bozen herein in einemfort gegangen war, wollte er bei der Tischler Säge ein wenig rasten, denn er war sehr müde. Er setzte sich also in der Nähe des Brünnleins am Kofel nieder; da konnte er auch, wenn er abgekühlt wäre, einen guten Trunk thun. In dem aber kommt das Stickler Weibele daher und trägt eine enzmäßige Fackel in der Hand, die zu der kleinen Gestalt gar schlecht paſste. Der Peutner ließ das Weiblein kommen, denn er war froh, daſs es ihm leuchtete. Die Nacht war zum Greifen finster. Als aber das Licht nahe gekommen war, verlosch es schon wieder, und auch vom Weiblein war keine Spur mehr zu bemerken. Da machte sich der Bauer wieder auf die Beine. Kaum hatte er ein paar Schritte vorwärts gethan, als ihm das Weibele in den Weg trat und rief: „Du hast Zeit zu gehen!“ Der Peutner dachte sich: Gar so große Eile hat's nicht, und so gar spät ist's auch noch nicht, in einer Viertelstunde bin ich ja schon beim Jörgl auf der Wies'. Allein er hatte sich verrechnet. Den bekannten Weg, den er blind hätte gehen können,

und der sonst nicht mehr als eine Viertelstunde weit war, heute zurückzulegen brauchte er volle zwei Stunden, und er wich doch weder nach rechts noch nach links ab. Das konnte er sich nicht erklären, wenn's ihm nicht das Stickler Weibele angethan hat.

41. Die Thurnlahn.

Es ist schon eine Weile her, aber gar so lang auch wieder nicht, da gieng einmal ein wälsches Mädl im Eggenthal des Weges.

Fein langsam hub es an Nacht zu werden, und ein wildes Wetter zog vom Land heraus. Sie hatte etwas zu holen und gieng. Der Bauer, bei dem sie zukehrte, sagte wohl: „Madl, bleib heut' da, geh nimmer fort, du kommst unters Wetter, bleib da!" Alles rieth ab, man wollte sie durchaus nicht fortlassen, aber sie ließ sich nichts einreden, nahm die Thüre in die Hand und — Adio!

Seitdem hat sie niemand mehr gesehen. Als sie am andern Tag nicht zum Vorschein kam, gieng man fort zu fragen und auch wieder am Tag darauf; nirgends war sie zu erfragen. In alle Gerichte schrieb man sie aus, sie blieb verschollen und ruht in der Thurnlahn; dort sehen die Leute in der Nacht ein blaues Lichtel.

Als sie vom Bauern fort war, brach das Unwetter los, und die Thurnlahn gieng nieder, wie sie vorübergieng, und begrub das Mädel.

Kein Kreuz, kein Bild bezeichnet die Stätte, wo sie schritt und starb, nur das blaue Lichtel gibt den Leuten noch immer zu reden, wenn sie nachts an der Lahne vorübergehen.

42. Das gespenstige Licht im Schratenthal.

Das kleine Schratenthal bei Wälschnoven liegt links vom Wälschnovner Bach, der auch Kardaunbach genannt wird, und wieder links vom Frötschbach, der in den Wälschnovner Bach herabfließt. Linker Hand vom Frötschbach erhebt sich der niedere Pretzenberg, so benannt von den Herren Pretz von und zu Pretzenberg, die ehemals in Wälschnoven, wo jetzt der Springerhof steht, ihr Burggesäß gehabt, und denen der Wald auf dem Pretzenberg als Eigen-

thum zugehörte. Auf dem Abhange des Pretzenberges siehst du nicht selten unheimliche Lichtlein durch den Wald huschen. Die Leute der gegenüberstehenden Höfe sehen sie und bekreuzen sich, denn die Lichter rühren von einem „Unkatl“ her, das dort umgeht. Durch den Wald führt ein Steig, der uns in kürzester Zeit von Eggen in das Wälschnovner Thal hereingelangen läßt.

Geht also eines Nachts ein Bäuerlein den Steig von Eggen herein: o mei, es war ja Sonntag, und das Bäuerlein hatte ein wenig am Wirtstisch gesessen und war nimmer nüchtern. Wie er so durch den Wald geht, sieht er das Licht. Der Wald ist aber stockig und steinig über und über, und es ist für einen nüchternen Menschen schwer, da durchzukommen. Also ruft das Männlein: „Du kannscht mar a leuchten, g'sicht man jà koa Stabele in den varhertn Wàld!“ Sogleich war das Licht da und leuchtete dem Bauern voran. Als er nun soweit war, daß er die Leuchte nimmer brauchte, sagte er: „I dànk dar für die Leuchte, iatz kännsch wiedar gian.“ Und das Gespenst rief: „Vergelt's Gott tausendmàl in Himml aubm, aſſ mi ung'rödt häscht, iatz bin i darleast. Schun àiwi hàn i in Leutnan voarun gazüntet, obar koanar àt mi bis iatz ung'rödt.“ Darauf verschwand das Licht.

43. Der Marchegger in Gummer.

Im Grunst beim Zipperle in Gummer gieng ein Marchegger um, oft am hellichten Tag, und seufzte unter seiner schweren Steinlast. Begegnete ihm jemand, so fragte er: „Wo soll ich ihn hinthun?“ Einer antwortete ihm: „Tottl, wo du ihn her hast.“ „Vergelt's Gott,“ sagte der Geist, „du hast mich erlöst.“

44. Der verbànnte Märchögger va Deutschnoavn.

(Dialect von Deutschnoven.)

Der Lien Stöff va Noavn ist noch sein Toad a Märchögger gawordn. A sou haßn die Sealn derselbn Leut', dö in Löbm in Märchstan varruckt hobm. Sie müaßn in Märchfrövl af meararlei Oart büaßn.

An öftestn kimmps woll fir, dassa den varruckta Märchstan ållwi umanonder trogn müaßn, und mögn se a unter dör ållwi schwörarn Loaft völli derlexnen. Åndri müaßn as Fuierloak speibm in die verschiedufstn G'ståltn oder sein zer kåltn Pein varurthalt.

Der Lien Stöff håt bei Löbzeiten a in Märchstan, dör sein Hoaf van Nåchber gathalt håt, weiter in Nåchbers Guat inni g'sötzt, ör håt unkrecht gamårcht. Wögn den ist 'r noch sein Toad varurthalt gawordn, afn selbm Plåtz umadum za gian.

Ör åt gånz entsötzlich untern schwörn Stan gakreistet, den ör åt g'müat trogn, und die Leut' hobm ihmanan a sou entsötzlich g'forchtn, dassa se ba der Nåcht ninderst obn fir gatraut.

Jatz håt zelm af Boaz'n a heiligmößiger Pater g'löbt, dör über die G'storbnen Gawålt g'håbb åt. Den hobm se g'lassn auer kemmen, und dör åt in Stöff afn Zånggn aui gabonnt. Dar Zånggn, muasche wissn, ist a Joch zwischn Öggn und Fleimes. Aner, dör nit sou erschia gawödn ist, åtn gamüat aui füarn. Der Pater åt 'n G'speust a långs Sal uman Fuaß umar gabundn und åt's gamåcht gian. Der Füahrer håt iatz in Märchögger mitn Sal hinter ihn hörgazoag'n, hoat åber ka mal gadörft zruggschaugn und kan Schriet hia oder hör außigrietn oder hinterscha thian, sist ötn der Geist ba Lab und Stab vartrogn.

Weil ör ålls gathnan åt, wia's ihn der Pater g'sagt åt, ist er guater mitn Gspenst aui kemmen. Daben isch åber recht will zuagongen, und ör wör ba an Hoor noa in löschtn Augnblick davug'loffn. Der goanz Berg ist voll Hexn gawösn, und ös ist zuagonnen, as wia in an Wöschpuntåchl, boll ör in Märchögger gabrocht åt. Die Hexen sein oalla um ihn umar gawödn und obn ihn gawöllt derreißen. Ör åber åt föst ausg'höltcn und åt sein Zådrer dreimål innan weit'n Kras umer g'füart, wia'n der Pater g'haßn åt, und åt a's Geböt gebötet, dös ihn a der Pater g'learnt åt.

Jatz ist noa dörzua der Märchögger rabellisch gawordn, åt se nit gawöllt låssn in Kras umer füarn und åt gagrollt und ist au gawösn, as wi' a Stier; die åndern Hexn noa willer, a sou, dass der goanz Zånggn gazittert åt. Der Mensch åt's kro noa ausderhåltn, sist höttn ihn die Unkattlan durch. Ör håt se gadenkt, lieber as hin sein ålls.

Wiader'n dreimål håt g'håbb umer g'füart, åter'n in Kras inni g'schupft, und zelm muaß der Stöff za der Strof iatz bleibn Winter und Summer in ewign Schnea und Eis, ba der örgistn Költ, und muaß wärtn bis afn jüngistn Tog. Voar die groaßn Föfttög siecht man oftamål ållerhoand Liachter und heart die Hexn winslan und lurlan.

Der Mensch, dör'n aui g'füart åt, ist woll noa löbeter oi kemmen, ober ör ist schneaweißhoorat gawödn. Ör åt gazittert as wi' a Frosch, und ster ist ör gawödn wi' a Holz und åt za noilischt g'sågg, um der goanzn Wealt thöt er's nimmer.

45. Die Pest in Tagusens.

In Tagusens, auf der Anhöhe gegenüber Lajen, da hat die Pest gar sauber aufgeräumt Ein Weiblein übte das siebente Werk der Barmherzigkeit und erlebte es, wie Haus um Haus leer wurde. Von allen Seiten ward das Dorf gemieden, nur dann und wann rief man vom gegenüberliegenden Lajener Ried, wie es im Dorfe gehe. Und da hat endlich das Weiblein die Antwort über das Thal gerufen: „I war schun zifrieden, wenn's iatz a jön bleibm that; i bin holt iatz alloane." Es soll auch dabei geblieben sein.

46. Die Pest im Tierser Thal.

1636 hat man geschrieben, als in vielen Thälern Tirols so arg die Pest gehaust. Bei Bluman und in das Tierser Thal hinein ist der grimmige Sensenmann ebenfalls auf heiße Arbeit gegangen.

Da war in Tiers ein Bauer, der das Bestatten der Leichen sich zum Geschäfte machte, ohne dass er sich aber einen Kreuzer dabei verdienen wollte. Ein Paar rothe Ochsen an seinem Wagen, fuhr er thalauf thalab und führte die Todten auf den Pestfreithof hinauf.

„Hü!" sågg ar zi die Roath'n,
„Hü!" mit die Toadtn!"

Wahrscheinlich ist in der bösen Zeit, als alles zum Kreuze kroch, der „Jungfernbund“ als Gelöbnis gegründet worden. Die Bundesfahne, die sich jetzt in Tiers befindet, trägt nämlich am untern Ende das Bild, wie der wackere Bauer mit seinen „Roathen“ einen Sarg dahinführt.

47. Die Pest in Eggenthal und Wälschnoven.

Von der Pestzeit wissen die alten Leute im Eggenthal und in Deutsch- und Wälschnoven noch so manches zu erzählen. Doch beziehen sich diese Sagen größtentheils auf eine längst vergangene Pestzeit, wahrscheinlich auf das 14. Jahrhundert (1348). Einzelnes ist aus späterer Pestzeit, wohl aus dem 17. Jahrhundert in diese älteren Sagen verflochten, z. B. die Erinnerung an den Pestfreithof im Siechenthal. Wir lassen die interessantesten Pestsagen hier folgen mit der Bemerkung, dass einzelnes sich als Erinnerung an wirkliche Begebenheiten aus dieser traurigen Zeit herausstellt.

Zu Pestzeiten, sagen die Wälschnovner, sei noch keine Kirche und kein Freithof gewesen zu Wälschnoven. Die Todten wurden damals, wie dies auch historisch ist, über den Zischgl und über Tiers nach Völs geliefert. Später, als im näheren Tiers ein Friedhof errichtet worden war, gestattete man dem dortigen Seelsorger zeitweilig, die Todten aus Wälschnoven im Freithof seiner Kirche zu beerdigen; daher rührt für die Wälschnoveuer die Bezeichnung „lebendige Völser, todte Tierser“. (Von ein paar Höfen in Wälschnoven wurden die Verstorbenen über den „Toa“ [d. i. Tod] oberhalb des Kreuzwegers nach Steineck geliefert.) Im Winter nun, wenn die Bergwege ungangbar waren, schaffte man die Leichname bloß auf den Zischgl und verschloss sie da in eine große Truhe, die in einer geräumigen Grube sich befand. Auf dem Gstalthof, der übrigens abgekommen ist und leer steht, kann man diese riesige Todtenkiste mit den gewaltigen Eisenbändern noch gegenwärtig sehen. Darin hatten viele Todte Platz, und den Winter über verblieben die Leichname, welche natürlich gefroren, auf dem Zischgl, um im Frühjahr, wenn die Bergwege wieder offen standen, den weiten und überaus beschwerlichen Weg nach Völs (später Tiers) geliefert und dort beigesetzt zu werden. Zur Pestzeit nun

habe man auch die noch lebenden Pestkranken frischweg mitgenommen, weil es so in einem gieng und dieselben doch schon auf dem Wege zum Zischgl hinauf starben.

Allmählich jedoch wurden der Todten zu viele, und man scharrte sie nur mehr im Matzschustermoos in Wälschnoven ein. Dies geschah immer in der Nacht. Nach und nach sei das ganze Thal ausgestorben bis auf den Moserhof; da hätte der Tod inne gehalten. Im Moserhof sei aber auch schon ein Knecht pestkrank geworden, und die Todtenträger hätten ihn im Vorbeigehen kurzweg mitgenommen und zu den Leichnamen in die Benne geworfen. Er jammerte und beschwor die Leute, ihn da zu lassen, er sei ja noch nicht gestorben. Die Männer aber sagten: „Deinetwegen fahren wir nimmer extra wieder her.“ Als er aber noch fortjammerte, warfen sie ihn endlich wieder heraus. Der Knecht ist wieder gesund worden.

Andere erzählen, zur Pestzeit hätte es zuletzt nur mehr aus drei Höfen in Wälschnoven geraucht, denn die Leute schauten darnach aus, wo vom Kamin noch Rauch aufsteige, in ein fremdes Haus zu gehen, wagte keiner mehr. Diese drei Höfe seien der Grabmer, der Linderhof (später Kasmannhof genannt) und der Hof im Siechenthal gewesen. Die Leute getrauten sich bei Tage nicht mehr aufs Feld und schnitten zur Nachtszeit das Getreide, denn es war überaus heiß, und man glaubte, des Nachts sei der Mensch für den schwarzen Tod weniger empfänglich. Bei Tage wollte schon auch niemand mehr ins Freie, weil der Anblick der Sterbenden schrecklich war. Und oft geschah es, dass jemand mitten im Kornschnitt oder beim Heumachen umfiel und über und über schwarz wurde.

So war denn die Bäurin beim Grabmer von der Seuche verschont geblieben und begab sich in der Nacht aufs Feld, Weizen zu schneiden. Weil sie aber niemand mehr daheim hatte, der ihr etwas kochen und zum Essen hinausbringen konnte, hatte sie sich vorher Kücheln gebacken und trug sie frohen Muthes, da sie sich wohl bei Kräften fühlte, in ein Tüchlein eingebunden mit sich. Wie sie glücklich hinauskam und nichts spürte und rüstig war zum Schneiden, rief sie freudig aus: „Gott sei's gedankt; es hebt einmal noch!“ Aber da kam das „Unkatl“ zu ihr und sagte zornig: „As scheint dar Mun, ober die Nächt isch öt Tog; schneid du ba Tog, die Nächt schneid i.“

Auch in Eggen entvölkerte die Pest vor „gar langer Zeit" viele Höfe. Unter anderen kam auch der Gallmetzerhof zur selben Zeit ab. Die Gallmetzerleute starben aus, und man sah keinen Rauch mehr aufsteigen. Jetzt getraute sich erst recht kein Mensch mehr hinein. Nach einigen Tagen wollte man doch nachschauen; die Leute stiegen zu den Fenstern hinauf und sahen wohl die Todten so herumliegen. Ein Kind aber war noch am Leben und gesund und sprang in seinem Unverstand lachend in der Stube herum und über die Leichname. Es war aber überaus scheu und wollte nicht herausgehen. Hineinzugehen getrauten sich wieder die Leute draußen nicht wegen der Pest. Da fiel ihnen endlich etwas ein. Beim Gallmetzer stand ein Apfelbaum, und daran hiengen bausbackige Äpflein, das eine schöner als das andere. Sie nahmen also den schönsten Apfel und hielten ihn an das Fenster. Ihre Köpfe duckten sie aber so tief nieder, dass sie das Kind nicht sehen konnte. Wie nun das Kind, vom herrlichen Apfel angelockt, mit seinen Händlein darnach griff, ward es gefangen und durch das Fenster herausgezogen. Sie nahmen es mit ins Dorf hinab, wo es barmherzige Bauersleute annahmen und aufzogen.

Auch Deutschnoven sei zur Pestzeit völlig ausgestorben.*)

Wie und von wem wurden nun diese verödeten Thäler und Orte wieder bevölkert?

Die Wälschnovner nennen sich selber „Schwaben", häufiger „Sweben" und behaupten, es seien, als die Pest wieder abgezogen, Sweben ins Thal gekommen und hätten sich angesiedelt. Von den Leiferern und ihren Nachbarn werden sie indes spottweise die Hessen genannt, nicht etwa, weil sie aus Hessen stammen, sondern vom hess! hess! (z. B. hess zrugge!), das sie den Ochsen zuzurufen pflegen. Allgemein gebräuchlich ist der Name Reggel oder Reggelberger für die Bewohner von Karneid, Steineck, Gummer, Eggen,

*) Die Verstorbenen aus Untereggen wurden in älterer Zeit, auch zur Pestzeit noch, auf dem Friedhof zu Deutschnoven beerdigt, wohin sie seelsorgspflichtig waren; die von Obereggen dagegen wurden nach Fleims getragen. Dieser Weg war sehr weit und beschwerlich, daher blieben die Leichen über den Winter in den Häusern liegen, wo man sie gefrieren ließ. Im Frühjahr erst konnte man sie übers Joch zur Begräbnisstätte liefern. Wälschnoven erhielt im Jahre 1604 einen eigenen ständigen Seelsorger und damit auch einen eigenen Friedhof.

Wälsch- und Deutschnoven, Petersberg, Aldein; diese, die Reggelberger, werden von den benachbarten Bewohnern des Eisak- und Etschgebietes verächtlich angesehen, als ob sie wildfremd und minder berechtigt im Lande wären. Dies, zusammengehalten mit den Traditionen und dem Namen Reckel, der so beiläufig einen Menschen schwächerer Herkunft, der aus der Fremde gekommen ist, bezeichnet, deutet auf eine spätere Zuwanderung in diese Gegenden.

Die Deutschnovner behaupten, in ihre Heimat seien nach der Pest Hessen und in Wälschnoven Zigeuner eingewandert. Auch in Fleims und Fassa soll die Pest ganze Ortschaften entvölkert haben. Dahin, sagen die Wälschnovener, seien darauf die Lamparten gekommen. Man sieht, dass man es hier mit der Tradition von noch viel älteren Einwanderungen zu thun hat.

48. Die Swebendirne.

In ganz Wälschnoven hatte die Pest bloß einen Bauern übrig gelassen.

Weil nun auch die Nachbarorte völlig ausgestorben waren, wusste der Bauer nicht, woher er Leute zur Arbeit nehmen sollte.

Da kam eines Tages ein Mädchen aus „Sweben“ durchs Eggenthal herein und bettelte. Der Bauer fragte das Mägdlein, ob es nicht bei ihm bleiben wolle, er werde ihm schon genug zu essen geben; nur müsse es ihm helfen arbeiten. Das Mägdlein war einverstanden und blieb. Der Bauer säuberte das Kind von dem Unrath, der ihm vom weiten Weg anhaftete, kleidete es neu und behielt es bei sich. Und es war brav und half fleißig bei der Arbeit. Als es zu seinen Jahren gekommen war, heiratete der Bauer die Magd, und von diesem Paare stammen die heutigen Wälschnovner ab.

49. Die Pest in Wälschnoven.

Am Charfreitag, es war das Pestjahr, kam der Krolehenmuch (Michael vom Kralehenhof in Wälschnoven) von den Franzosen, bei denen er gedient hatte, zurück in seine Heimat nach Wälschnoven. Er kehrte beim obern Wirt (Kreuzwirt) im Dorf ein und

aß und trank. Den andern Tag sagte er: „Mir ist nicht gut", legt sich zu Bett und stirbt.

Das war der erste, der an der Pest starb. Für und für erkrankten jetzt die Leute, dass Gott erbarm', einer fuhr nach dem andern in die Grube. Geistliche und Doctor und alles starb, nur sieben sind übrig geblieben, darunter auch die alte Grabmerin. Sie stand im Feld unten beim Roggenschneiden und aß die Küchelu, welche sie sich gebacken hatte, aus dem Fürtuch heraus.

Das Sterben dauerte von Ostern bis Jacobi, 880 Personen haben sie in dieser Zeit begraben, und Noth und Elend gab es an allen Ecken und Enden.

Als „der Sterb" um war, knieten acht beim Weihbrunnstein in der Kirche und beteten; sie hatten kein' Stumml Haar mehr auf dem Kopf.

Wie nun das Thal, vor kurzer Zeit noch lebensfrisch und volkreich, dermaßen ausgestorben war, drangen die Fassaner herüber, auf den Höfen zu arbeiten; sie haben abgemäht, geschnitten und gemäht. So wurde Wälschnoven wälsch, heute ist es wieder deutsch.

50. Das weiße Ross im Bacher Wald in Eggen.

Im Bacher Wald in Untereggen hinter Birchabruck ist es nicht geheuer. Die Leute sehen oft in der Nacht ein blaues Licht hin und her huschen und hören Peitschenknall und hi! und hott! Und aus der Gegend, wo das Licht umgeht, knarrt und rasselt es wie von einem Fuhrwerk.

Ein Bauer aus Eggen musste einmal nachts durch den Bacher Wald gehen. Auf einmal hört er Peitschenknallen und Fuhrmannsrufe. Alsbald rasselt ein schwerer Lastwagen hinter ihm her, und hinterdrein bellte ein Hund. Der Eggener wunderte sich, dass da noch so spät ein beladener Wagen hereinfahre, und noch mehr, dass der schwere Wagen ihn einholte, denn er fuhr rasch vorwärts. Und langsam, glaubte der Bauer, gehe er selber doch auch nicht.

Als das Fuhrwerk schon ganz nahe hinter ihm war, wollte er ausweichen, um es voranzulassen, und stellte sich auf die Seite. Da stand plötzlich ein weißes Ross knapp hinter ihm, aber kein

Wagen daran, und kein Fuhrwerk und kein Hund war mehr zu hören, auch war kein Fuhrmann dabei. Das Rofs war so schnell an den Bauer herangekommen, dafs er nicht mehr ganz auszuweichen vermochte. Es sah ihm über die Achsel herein und schnob ihn heiß an. Der Eggener machte entsetzt einen Seitensprung, und das Rofs galoppierte ohne Fuhrwerk an ihm vorbei. Auch mehrere andere sind diesem gespenstigen Schimmel an derselben Stelle begegnet.

51. Der gespenstige Wolf auf Bewall.

Ein alter Geiger von Kar in Wälschnoven war einmal zur Winterszeit auf dem Bozner Markt gewesen und begab sich auf den Heimweg. Weil es über Eggen besser zu gehen ist, als über den Kirchsteig, der von Wälschnoven nach Kar hinaufführt, wo die Lahne von Zeit zu Zeit ganze Strecken ungangbar macht, schlug der Geiger ebenfalls den weiteren Weg durch Eggen ein und kam oben vom Bewaller herüber. Da oben auf Bewall, herwärts gegen Kar, ist es aber nicht recht geheuer, da geht des Nachts ein Wolf um, der doch kein rechtschaffener Wolf ist. Der Geiger trug wohl einen Kentel bei sich, der ihm durch den Wald leuchtete, denn es war schon spät. Auf einmal begegnet ihm der Wolf. Wie der den Bauern erblickt mit dem brennenden Kentel, nahm er den Rachen voll Schnee und blies ihn auf die Fackel, so dafs der Geiger nur mit der größten Mühe durch rasches Hin- und Herschwenken das Auslöschen des Lichtes verhindern konnte. Wie der Wolf immer mehr Schnee herblies, war der Kentel nimmer brennend zu erhalten, und der Bauer machte Reue und Leid, denn er fürchtete sich vor dem Wolfe.

In dem war aber auf dem Geigerhofe der große Hofhund unruhig geworden; er lief hin und her und knurrte und schnüffelte, als ob er etwas wittere.

Er gab nicht nach, bis ihn die Leute hinaus ließen. „Isch öppar gor in Votar ichtewäs Abiches überzwerch kemmen?“ sagte die Bäurin, als gienge ihr etwas vor. Der Hund rannte nach der Gegend hin, woher der Bauer kommen muſste.

Den Wolf wittern und auf ihn losgehen, war eins. Das treue Thier hatte es wirklich mit dem überlegenen Gegner aufgenommen. Während nun der Hund mit dem Wolf in grässlichem Ringen war, lief der Geiger seinem Hause zu, wo er auch glücklich ankam.

Etwas später hörten sie vor dem Hause winseln und ließen ihren braven Hund herein, der übel zugerichtet war und aus vielen Wunden blutete. Der dankbare Bauer aß keinen Bissen zu Nacht, das für ihn gekochte Bachmus stellte er dem treuen Thiere vor, das ihm das Leben gerettet hatte.

52. Die Ziege mit dem Brot.

In Wälschnoven hatte der Geißer unter seinen Geißen eine, die über alle Maßen listig war.

Hatte er die Herde auf den „Stickl" hinauf getrieben, so dauerte es nicht lange, dass die Schlaue von der Herde weglief und in den Wald hinein, niemand wusste, wohin. Und wenn sie dann nach einiger Zeit wieder zurückkam, hatte sie jedesmal ein halbes Brot im Maule.

Die Hirten wollten der Sache auf die Spur kommen und rannten der Geiß öfters spornstreichs nach in den Wald; aber das Thier lief dann kreuz und quer, die steilsten Wände auf und nieder und täuschte die Verfolger über ihre Richtung so vollkommen, dass diese nie daraufkamen, woher sie das halbe Brot hole.

53. Wia asn Giggaroa a Dràgg außarkemm isch.

(Eisakthaler Dialect)

Häsche an Gigger sieben Johr lank, noar lögg ar a Dràggnoa. Guat Ding a drei Tog: braucht's, noar isch dar Dràgg schun darwäxn und schloist außar. Und zi darteatn isch des Kuntar völlik gor öt.

Van Untarpopp in Walischnoavn isch untarn Stodlthoar a Schoisställ. Selm inni lögg do amàl dar Gigger an Oa, des

gor koa Schole g'hät ät, lei krod asöu a Häntl umar. A gänz knutzis (kleines) Büabl ät's Da darlückni (aufgespürt) und woadla dar Muatar aubm gitrogn. „Muatar öu," schreit's, „i hän an Da una Schole." Die Muatar isch freila saggrisch darschrockn, båll se des Ding in die Hänte ginumm ät; sie ät g'schwind darkennt, aß a sötta Zuig van Huhn kemmen thuat und öt va 'nar Henne. Sie laft zin Schneidar Stöffl oidn, weil dar Baur öt dahoam giwödn isch, und höbb'n des Da für. „Gelt, Schneidar," sägg se, „a söllan Da kimp van Huhne?" „Jä," sägg dar Stöffl, „fohr nar lei war wöck darmit! Dös isch — a Drägguoa, und wenne dös Kuntar öt g'schwind varbrennsch, uoar kimp dar Drägg außar."

In den röckt ar's Da zin Liacht aubm, aß man durchg'sigg, und schreit: „Schaug hear, Bäurin, des Tuiflsviech wätzlt in Da drin, as isch schun wiadn a Tatarmannl. Siggsche?" Und die Bäurin schaug a durch und g'sigg wo's Tatarmannl. „Schneidar," sägg se, „gea mit und mäch Ung'stält, aß man's war brotn känn; i fürcht mar darvun." Und dar Stöffl laft mit aubm zin Poppn, und öubm thian se in Truidn (Viehweg) nochnt bau Haus an ötlina Rischab zämme und Scheitar drau und kentn in Hausn war un. Wia's asöu schian aubrinnt, schmeißt dar Stöffl 's Drägguoa ins Fuir inni. Höllischar Wämpn! Dös asche hearn g'sollt, wia dar Drägg in örgistn Bränd winslt und achazt, wie an ärma Seal. Gänz anterisch ät's in Leutnan gidäucht, und dar Stöffl selber isch kro wintlweiß wortn in G'sicht. Zilöscht springg dar Drägg nöu außar, und dar Stöffl ät'n kro gimüat mit die Scheitar ällabnt ins Fuir inni kearn, süstn war ar nöu wöckdarkemm. As ät alls gibraucht, asön's'n nöu hobm gikennt varbrenn. Und gitschinggilat ät's ums Haus umar, man hät's lei schiar öt ausdarhältn. Dräftar sein se zi dar Hüanarsteige gäng, in Gigger unzüschaugn, dear's Da gilögg ät. Und sel isch gor kariöus giwödn, dar Giggar ät noch den Lögn an gor schiachn zinggatn (fleckig) Bauch g'hät, und koan oanzigs Pfläuml asche mear drun söchn gikennt. Er isch gänz blekat giwortn va den Kuntar.

54. Krönlnattern.

In Wälschnoven weiß man von zwei Krönlnattern. Diese, die Krönlnattern, sind glänzendweiß und tragen ein goldenes Krönlein auf dem Kopfe. Der Kundler sah eine oft durchs Gebüsch gegen den Locherbach hinabspazieren. Er erkannte sie schon aus dem eigenthümlichen Rauschen, das sie bei ihrer Vorwärtsbewegung hören ließ. Dann belauschte er sie ungesehen. Das Gebüsch that sich immer von selbst weit auseinander, wenn der Wurm hindurchraschelte.

Eine andere Krönlnatter haust im „Thal", d. h. im hinteren Theil des Wälschnovener Thales. Beide bringen Glück. Solange diese Schlangen leben, finden die Leute Trost und schöpfen Vertrauen. Wer das Glück hat, das Krönl von der Schlange zu bekommen, der weiß alle Schätze und kann sie heben.

Eine Dirne gab einer Krönlnatter täglich ein Schüsselchen voll Milch. Einmal ließ ihr die Schlange zum Dank das Krönl in der leeren Schüssel zurück. Die Dirne mochte nun anfangen, was sie immer wollte, stets gerieth ihr alles, und sie konnte viel mehr als andere Leute.

55. Der weiße Wurm auf der Seiseralm.

Nicht so übel, wie sonst gewöhnlich den Schlangenbannern, ergieng es dem Mannl, das die Seiseralm vom bösen Gewürm befreite. Dieses Mannl war vorsichtiger und formte zuvor um den Holzstoß herum mit geweihten Gegenständen einen großen Kreis. Jede Schlange, die herangeschossen kam, ringelte sich unter schreckbarem Zischen um den Kreis herum und sprang dann über die geweihten Sachen ins Feuer. Grausam wild that die weiße Schlange, die zuletzt kam, aber dem Banner, der sich auf die geweihten Gegenstände gestellt hatte, konnte sie nichts anhaben, und es blieb ihr keine andere Wahl, als ebenfalls in das Feuer zu springen.

56. Der Schlangenmann und der weiße Wurm.

Im Eggenthal schlichen vordem im Bereiche der ausgedehnten Waldungen in den Moorgründen und zwischen Felsklippen, wo das Wasser durch finstere Schluchten herniederbraust, überaus viele Schlangen umher. Oben aber auf der Alm hauste ein mächtig großer weißer Wurm. Der besaß ein weites Gebiet, Sumpf, Moor, Klippen und Geklüfte zu eigen, und zahlreiches Gewürm der abenteuerlichsten Gestalten war ihm unterthänig.

Da kam eines Tages ein Schlangenmann ins Thal, der alles Gewürm zu bannen verstand, nur nicht den weißen. Die Leute waren seiner froh und nahmen den Mann in ihren Sold, auf dass er die Würmer vernichte und sie des Ungeziefers ledig würden. Er versprach, es zu thun. Nur fragte er vorher: „Ist auch ein weißer Wurm da?“ „Nein“, antworteten die Leute, denn sie glaubten, sonst werde er sich übers Gewürm nicht getrauen.

Also gieng er an die Arbeit. Er thürmte einen gewaltigen Scheiterhaufen auf und zündete ihn an. Darauf that er einen Wispler, und sogleich krochen die Schlangen alle herbei, groß und klein, und stürzten sich ins Feuer, dass sie prasselnd verbrannten. Das Feuer zischte jedesmal hoch auf, so oft ein Wurm darin war. Der Banner wispelte jetzt ein zweitesmal, aber stärker als vorher, dass auch das Gewürm von der Höhe herabkäme. Auf einmal thut es von der Alm hernieder einen unheimlichen, markdurchdringenden Wispler als Antwort auf sein Pfeifen, und der Mann wurde schreckensbleich und rief: „Jetzt bin ich verloren! Das ist der weiße Wurm“ Er war diesmal selber festgebannt und konnte keinen Schritt von der Stelle thun, bis der weiße Wurm kam. In einigen Augenblicken schoss dieser heran und auf den Banner los. Der unterlag und musste nun selber ins Feuer hinein, wo er gräslich verbrannte. Der weiße Wurm ringelte sich aber wieder von dannen und kehrte auf die Alm zurück, wo er noch gegenwärtig haust. Willst du ihn nicht aufsuchen?

57. Der Donnerstein.

Der „Tunderstoan“ ist ein glänzendweißer Stein, ähnlich einem Spitzhammer, hinten platt und vorne mit mehreren Spitzen versehen. Unter diesen ist die in der Mitte größer als die andern und keilförmig gestaltet, stets aber „maggig“ oder mit „Maggen“ behaftet (d. h. mit schadhaften Stellen). Das rührt von seinem Falle her, denn da, wo der Donner einschlägt (der Bauer sagt nie: der Blitz schlägt ein, sondern immer: der Donner), fällt dieser Stein aus der Luft und gräbt sich in den Boden ein. Wo also der Donner in die Erde eingeschlagen hat, was besonders gerne in Haselsträuchern geschieht, wachsen nach sieben Jahren sieben solche Donnersteine aus dem Boden heraus, soweit der Haselbusch den Boden beschattet Wer einen solchen Donnerstein bei sich trägt, der wird mit übermenschlicher Stärke begabt und ist unüberwindlich. Das Haus, wo der Stein aufbewahrt wird, kann kein Unglück treffen. Aber der Donnerstein ist sehr selten zu finden. Geht einer darnach aus, so bekommt er schon recht gar keinen. Man muſs den Stein im selben Augenblick, da er aus dem Boden herausschaut, nehmen; im nächsten wäre er schon durch die Luft verschwunden. Nur zwei Wälschnovner haben das Glück gehabt, einen „Tunderstoan“ zu finden, der alte Tschandl und der alte Kundl. Beide bewahrten ihn wie ein Heiligthum auf.

Der Matzweber von Wälschnoven hütete als Bube beim Bühler in Eggen. Da schlug der Donner in eine Lärche. Gleich darauf grub der Bube eine Elle tief in den Boden und traf auf eine Aushöhlung gleich einem Vogelnest. Wie er nun weitergraben will, brennt etwas seine Hand wie Feuer, und siehe da, er schleuderte einen „Tunderstoan“ heraus, der in die Erde gefahren und noch heiß war. Weil er sich vor dem Stein fürchtete, ließ er ihn liegen.

58. Der blaue Stein.

In Wälschnoven war ein meeraltes Männlein, das den blauen Stein entdeckt hatte. Es gieng von Zeit zu Zeit in die Berggegend Latemar und holte sich von dem Steine, soviel es auf einmal tragen konnte. Den Stein aber verkaufte das Männlein

an einen Färber in Bozen, welcher zu sagen pflegte, dass es auf der ganzen Welt keine schönere blaue Farbe gebe, als er aus dem blauen Stein von Latemar gewinne. Er zahlte auch immer, soviel das Männlein verlangte, und dieses hatte vollauf zu leben bis an sein Ende. Es hat aber niemandem gesagt, wo der Stein zu finden ist, und schon viele haben seither vergeblich nach dem blauen Stein im Latemar gesucht. Dasselbe wird vom Schlern erzählt. Ein Männlein aus Völs wäre immer in eine verborgene Schlucht dieses Berges gegangen, den blauen Stein zu holen.

59. Die Nörggelen von Kastelrut.

Vom Burgberg in Kastelrut aus führt ein unterirdischer Gang nach Fleims, den die Nörggelen gegraben haben. Noch jetzt soll des Eingangsloch in Kastelrut sichtbar sein. Öfters sahen die Leute die Nörggelen durch dieses Loch aus- und einschlüpfen.

60. Va die Eardmannlar.

(Eisakthaler Dialect.)

In Eisäkthol und in ötlina Seitnthöldar und af die Berge selm umar thian die ältn Leut a nöu va die Eardmannlar a wia öppas darzöhl. Dö Eardmannlar hobm ihr Gilaſs in dar Eare drin, und hie und do g'sigg man oans ban an Loch außarluagn. Wenn krod niamat umar isch, lafn se a tiabatamäl wax önber dar Eare a Bröckl fürsche. Weil's in ihra Löchar nut stockfinstar isch, hät aniadis an Ampele ban in, dös älm brennen thuat. Beaſe sein se just öt und thian koan Mensch nicht ziloade, wenn man lei ihmanan nicht nöt unthuat, sustn freila woll kinn se froadig wearn und ládn in Abich'n a öppar amol aus. Fürchtn thuat iam deswögn ober a niamatz voar ihnen. An ötlina Sölla Mannlar sein af Blaman. Selm, woasche, thian die Orbatar Stoane bröchn. An am Obad, just a hälba Stunde vönr Feirum, kemmen söttana saggvoll Wichtlar asn Böndn außar und schreidn zi die Orbatar ummen: „Ös Leut o, lät g'schwind Feirum und mächt enk durch,

sustn geat's enk lötz!" Die Stoanbröchar hobm's ginua verstån und a g'schwing aug'hearscht. Do last dar Ausöchar hear und bägglt a keidile: „Wås isch enn des? Nöu isch öt Feirum!" Die Orbatar darzöhln an die Såch, wiadn se giwödn isch und wiadn se die kloan Mannlar attn giau g'hoaßn. In den, wia sie nöu rödn, mächt die Eare an Rutschar und fohrt die Lahne oar, krode selm, wo amearscht die Orbatar g'ständn sein. Van Stoanbruch häsche nicht nöt mear giwohrnt, as isch ålls a Stoanlämmer giwödn. So hobm dö kloan Mannlar in Orbatarn 's Löbm giröttet.

61. Die Venediger im Reiterjoch.

In der Knappenstube, dem von uraltem Bergbau herrührenden Bergstollen im Reiterjoch, wohnen die Venediger. Sie haben im Innern des Berges noch viel Gold und edles Gestein aufbewahrt. In der Johannisnacht sieht man den Eingang in hellem Glanze strahlen. Einmal wagten sich zwei Bauern aus Wälschnoven hinauf und fanden wirklich den Eingang. Sie giengen furchtlos hinein und erblickten nach wenigen Schritten schon einen Todtenkopf, der mitten im Stollen lag. Der eine der beiden Bauern nahm seinen Hut vom Kopfe und setzte ihn dem Todtenkopfe auf. Das war ihr Glück, denn die Venediger schossen aus dem Innern des Berges heraus, und so trafen sie immer nur den Todtenkopf. Als das Schießen aufhörte, wagten sie sich tiefer hinein und gelangten in eine weite Halle, wo alles von Gold und Silber funkelte. Decke, Wände und Fußboden waren aus lauter Gold, und goldene und silberne Kostbarkeiten lagen in Menge herum. An der einen Wand aber sahen sie ein goldenes Kegelspiel. Sie hätten Kegel und Kugeln gerne mitgenommen, wenn sie nur nicht von zwei schwarzen Hunden mit feurigen Augen bewacht worden wären. So aber getrauten sie sich keinen Schritt weiter zu machen. Und als erst noch ein schreckbares Gewitter kam mit Donner und Blitz und ein Getöse sich erhub, als wollte der Berg zusammenbrechen, da wurden die beiden von einem solchen Entsetzen ergriffen, dass sie spornstreichs aus dem Loche rannten. Draußen aber war der herrlichste Nachthimmel, und der Mond gieng sonder Störung seine Bahn.

62. Der goldene Saal im Reiterjoch.

Es ist wohl tausend Jahre oder drüber her, da war im Reiterjoch ein Bergwerk, und die Erzstufen nahmen kein Ende. Gehämmert und gebohrt ward da manchen Tag, und die Knappen erfreuten sich gewaltigen Reichthums. Sie aßen aus güldenen Schüsseln und tranken aus güldenen Pokalen. Seither ist eine lange Zeit vorüber gegangen, das Heidenthum hat dem Christenthum Platz gemacht, das Gold liegt geblendet, und die Bergknappen sind von dannen gewandert. Die Hirtenbuben, die da emporklettern, das Edelweiß abzubrocken, stoßen manchmal in den Berglöchern auf uralt Handgezeug, so die Knappschaft zurückgelassen: auf Steinkrüge, Hämmer, Bohreisen, eiserne Nägel und anderes. Und die Leute wissen noch zu erzählen, dass hoch oben in der Knappenstube, einem weithin sichtbaren Loche, ein goldenes Kegelspiel verborgen liege. Wer in der rechten Nacht darnach aus wäre, könnt's gewinnen. Und eine Goldader geht von der Knappenstube aus und den Berg herab und durch den Karer Wald, das ist ein Funkeln und Glitzern, wenn die Ader blüht, und das geschieht in der Sonnwendnacht um Johannis, wenn da oben das Edelweiß treibt und die Almrante. Schon viele sind dem Gefunkel nachgegangen und hätten gern gewusst, wo sie anfangen müssten zu graben, aber auf einmal verliert sich der Glanz und zieht sich in den Erdboden hinein. Da hört die Ader auf, und die Goldsucher giengen traurig von dannen.

Da war einmal ein Hirtenbüblein, das oben auf Kar die Schafe hütete. Es war aber das Büblein ein Sonntagskind, und die sehen mehr als die an bloßen Werktagen Geborenen. Und das Büblein sah in der Sonnwendnacht, wie der Streifen vom Reiterjoch herunterglitzerte und funkelte; es kletterte dem seltsamen Glanze über das Geschröfe hinauf nach und unverdrossen höher und immer höher oberhalb Raut hinauf und gelangte an das Ende des schimmernden Bandes. Da verlor sich der Streifen in einer mächtigen Höhle, aus welcher tagheller Schein hervordrang. Es war ein tiefes, tiefes Knappenloch, und da das Büblein im Innern der Höhle die Sonne leuchten sah, meinte es nichts anderes, als dass das Loch durch den ganzen Berg gienge und von der anderen

Seite die Sonne hereinschiene. Es trat daher in die Höhle und wanderte darin vorwärts, von der Neugierde getrieben. Nach einigem Wandern gelangte es in einen großen und weiten Saal voll Schmuck und Zierat und prächtigen Glanzes. Die hochgewölbte Decke wie auch die Wände des Saales waren von lauter Gold mit vielen abenteuerlichen Bildern, glänzenden Löwen, mächtig geflügelten Adlern und schrecklich blickenden Drachen, und der Fußboden bestand aus goldenen und bunten Steinen. Und in dem Saal erblickte das Büblein gar viele und schöne Dinge. Es gab da Gefäße von gleißendem Golde, Kannen, Becher, Schüsseln und goldene Teller, goldene Helme mit Adlerflügeln, Bären- und Löwenköpfen, Schwerter und Lanzen und kostbare goldene Ringe. Von der Decke hiengen goldene Ampeln herab, reich mit Edelsteinen verziert. Keines Königs Schatz hätte sich mit dem vergleichen können. Aber der Kostbarkeiten vorzüglichste waren an der einen Saalwand zu ersehen; da war ein goldenes Kegelspiel, und jeder der schimmernden Kegel trug einen Stein auf seinem Kopfe, der in wunderbarem Glanze strahlte. Inmitten des Saales stand ein großer runder Tisch und um denselben zwölf kunstreich gebildete Sessel, alles von lauter Gold. Auf den Sesseln aber saßen lauter vornehme Herren, breit und groß, wie das Büblein noch nie unten die Menschen gesehen. Sie trugen grüne Röcke und Hüte von weichem Sammt mit großen, buntfarbigen, weit herabwallenden Federn. Und jeder von ihnen hatte einen schweren goldenen Krug vor sich auf dem Tisch und trank daraus. Was aber das Büblein vorher für die Sonne angesehen hatte, war eine großmächtige feurige Kugel aus Karbunkelstein, die in des Tisches Mittelpunkt fest eingefügt war und den Saal so hell erleuchtete wie die Sonne.

Das Büblein, vorher noch muthig und keck, war schon am Eingange des Saales stehen geblieben und heftete seine Blicke immerfort auf die leuchtende Kugel im Tische. Die Herren sahen wohl, dass es sich fürchtete, weiterzugehen, und winkten den Knaben daher freundlich zu sich und sagten, er brauche sich gar nicht zu fürchten, sie thäten ihm nichts zuleide; er möge nur kommen. Der Wunsch, an dem Karbunkel herumzuspüren, überwand wirklich seine Furcht, und er schritt langsam und in mehrfachen Absätzen, wie es der Kinder Art ist, näher. Endlich war er bei ihnen. Wie sie nun

merkten, dass der lange Anblick des Kleinods im Büblein den Hunger nach dessen Besitz erregt hatte, da fragten sie, ob ihm die Kugel gefalle. Das Büblein winkte bejahend. Nun luden es die Herren gar freundlich ein, sich den Schatz zu holen, es dürfe ohneweiters die Kugel ausbrechen, die ihm so wohlgefalle, sie wollten ihm das Kleinod schenken. Aber die Kugel selber anzugreifen getraute sich der Knabe nicht; sie brannte wie Sonnenfeuer, und wie, wenn er sich daran seine Finger verbrannte?

Scheu wich er einen Schritt zurück. Da erhob sich einer von den Zwölfen und wollte das Büblein bei der Hand fassen und zum Steine führen, ein anderer stand ebenfalls auf und that so, als wollte er jetzt selber die Kugel aus des Tisches Mitte nehmen, um sie dem Knaben zu geben. Darob entsank dem Büblein aller Muth, die Männer waren so gewaltig groß und fremdartig, und übermäßig lange Bärte hatten sie auch; es hatte noch nie solche gesehen und fürchtete sich. Da kehrte es um und floh in Hast durch die Höhle hinaus und den nächtig dunklen Berg hinab zu seinem Hause.

Daheim erzählte es alles, was es da oben Seltenes und Wunderbares erlebt, und die Leute verwunderten sich darob und zogen des anderen Tages mit dem Büblein aus und stiegen auf den Berg, um nach der Höhle zu sehen und den Schatz zu gewinnen. Allein sie suchten und stiegen den ganzen Tag herum und fanden weder Höhle noch Schatz und giengen missmuthig wieder heim, denn sie glaubten, was das Büblein ersehen, wäre eitel Zauber und Blendwerk gewesen.

63. Der Caldruner Schatz.

Der Winkler Michl in Wälschnoven gieng einmal mit einem Kälblein bei Caldrun vorüber und schaute, weil ihn dürstete, in den Brunnen, ob er das Wasser erreichen könnte. Da sah er durch eine Steinfuge der Brunnenwand die „Hieng“ (Handhabe) eines gewaltigen Kessels herausragen. Das war eben jener Kessel, der mit dem Schatze gefüllt ist. Vom Wurme, der sonst den Schatz bewachte, erblickte er keine Spur; also war's die rechte Zeit, der Schatz wollte gehoben sein. Allein der Michl hatte in der Eile nichts Geweihtes, auf die „Hieng“ zu werfen, und wie er schon zu den

Hirten hinüber laufen will, um von ihnen das Gewünschte zu leihen, springt ein Wolf in mächtigen Sätzen aus dem Walde und geradenwegs auf des Michls Kälblein los, das er davonträgt. Nun hat der Bauer zu laufen genug, um dem Räuber die Beute wieder abzujagen, und wie er wieder zurückkommt und nach dem Schatz im Ziggl sieht, ist dieser wieder auf hundert Jahre versunken. Der Michl behauptete, der Wolf sei kein rechter, natürlicher Wolf gewesen, obwohl es dazumal auch in Wälschnoven natürliche Wölfe genug gegeben hat, wie überall.

Ein anderesmal sahen mehrere Hirten eine Schatztruhe im Ziggl; sie war voll glänzend goldener Ringlein. Als sie jedoch hinabsteigen wollten, vom Schatz zu nehmen, soviel sie könnten, liefen ihnen die Schafe wild auseinander und den Abgründen zu. Daher mussten sie zuerst den Schafen nachlaufen, um zu wehren; aber derweil versank klingelnd der Schatz wieder in die Tiefe.

64. Der Schatz auf Pretzenberg.

Im alten Schloss Pretzenberg, jetzt beim Springer genannt, in Wälschnoven führt der Keller tief tief in die Felsen hinein. Da liegt ein Schatz, neun goldene Kegel und eine goldene Kugel. Ein Knecht grub einst heimlich nach und stieß auf einen Korb voll frischen Espenlaubes. Da ließ er unwillig das Graben sein und klagte dem geistlichen Herrn, wie er zum Narren gehalten worden sei. Dieser aber sagte, es sei geblendetes Gold gewesen, und er hätte den Schatz mit etwas Geweihtem bannen sollen.

Eine Magd fand im selben Keller an einem Sonntag eine Benne voll Espenlaub. Sie kannte sich nicht aus mit dem Zeug und steckte wundershalber eine Handvoll solchen Laubes in den Sack. Wie sie hinaufkam und in den Sack griff, war das Laub zu Gold geworden. Hätte sie auf die Benne etwas Geweihtes geworfen, so wäre der Schatz ihr gewesen. So aber fand sie nachher von der Benne keine Spur mehr im Keller.

65. Das vergessene Kind beim Schatze.

Wenn einer sich in der Johannisnacht um 12 Uhr in den Keller der alten Burg Pretzenberg in Wälschnoven hineinwagt, sieht er dort den Schatz und kann ihn auch leicht bekommen; er braucht nur etwas Geweihtes daraufzuwerfen. Einmal gieng zur bestimmten Stunde ein blutarmes Bauernweib in den Keller und nahm zur größeren Sicherheit ihr kleines Kind mit, denn sie glaubte, die Nähe des unschuldigen Kindes werde allen Zauber verhindern. Der Keller führt aber tief tief in den Berg hinein, und als das Weib das Ende des unterirdischen Ganges erreicht hatte, erblickte es einen steinernen Tisch, auf welchem ein Haufen Goldmünzen lag. Sie setzte das Kind auf den Tisch und füllte den Sack, den sie zu dem Zwecke mitgenommen hatte, mit dem Golde. Auf einmal sah sie im Hintergrunde des Loches eine weiße Gestalt und erschrak so sehr, dass sie eiligst hinauslief. Den Sack, in welchen sie schon ziemlich viel Goldmünzen gesteckt hatte, trug sie mit sich, und so war ihr aus der Noth geholfen. Aber das Kind! Ja, das Kind hatte sie vergessen zu nehmen und grämte sich nun so sehr darüber, dass sie trotz des Geldes keinen frohen Augenblick mehr hatte. Sie klagte ihren Jammer dem Geistlichen des Ortes, und dieser rieth ihr, übers Jahr in derselben Nacht das Kind zu holen. Das Weib that es und fand wirklich ihr Kind auf dem gleichen Platze, mit blanken Goldstücken spielend. Sie nahm es geschwind und trug es ungehindert hinaus.

66. Was die Wälschnovener von der Gepleng erzählen.

Die Gepleng ist eine abgekommene Alm. Wenn du von Wälschnoven auf Kar hinaufsteigst und den Karerwald durchwanderst, am wunderschönen Karersee vorbei, dessen Becken jedoch einen Theil des Jahres über wasserleer steht, hast du den furchtbaren Abhang des Latemargebirges vor dir mit allen Schrecknissen der steinernen Wildnis. Es ist gerade, als ob da Thors Hammer dreingeschlagen hätte, als die Almleute ihren Frevel trieben.

Diesen felsigen Abhang bedeckte nämlich vorzeiten die schönste Alm weit und breit. Und hinter der Alm war ein Bergwerk, über-

aus reich an Gold und edlem Gestein, so dass die Knappen in ihrem Reichthum immer zunahmen. Reichthum macht aber leichtlich übermüthig und gottvergessen. Das wurden denn auch die Knappen, und sie trieben allerlei Unfug. Nicht bloß, dass sie sich ein Kegelspiel aus purem Golde machten und, statt dem Gottesdienste anzuwohnen, freventlich sich damit erlustigten, sie kamen auch von Zeit zu Zeit und immer öfter auf die Geplengalm herüber, um da mit den Almern zu trinken, zu tanzen und zu spielen und mit den jungen Sennerinnen allerlei ungebürliche Dinge zu treiben. Sie verführten das Almvolk sogar, dass dieses ebenfalls selbst an den höchsten Festtagen nicht mehr zur Kirche herabgieng, sondern den Tag des Herrn mitsammt den leichtfertigen Knappen mit Spiel und Tanz und noch Schlechterem entheiligte. Daher, während sie wieder einmal am Tag des Herrn oben soffen und luderten, brach ein Gewitter los und fegte die ganze Alm bis auf das letzte Gräslein den Berghang herunter und die lasterhaften Almer und Knappen mit. Auch mit dem Bergsegen war es aus, denn das edle Gestein war geblendet, so dass es kein gewöhnlicher Mensch mehr zu sehen vermag, und läge es auch offen zutage. Nur die Venediger Männlein mit ihrem Bergspiegel und sonst des Zaubers kundige Leute sehen das Gold. So blieb es nun, und das wertvolle Erz hängt da und dort noch unbenützt und geblendet von den Knappenstuben heraus und eine Strecke weit den Berghang herunter.

Andere erzählen den Untergang der Geplengalm etwas abweichend folgendermaßen: Diese wunderschöne Alm war landesfürstliches Eigen, und die Kaiserin Maria Theresia schenkte sie den armen Bauern der Umgegend. Statt der armen nahmen sie aber die reichen Bauern in Besitz, und die armen durften sich dagegen nicht rühren. Weil nun die reichen Bauern in ihrem Übermuthe mit den Knappen oben noch dazu prassten und darüber jubelten, dass sie die Mäuse aus der Kornkammer glücklich hinausgebracht hätten (sie meinten damit die armen Leute, die sie um den Besitz der schönen Alm betrogen hatten), kam urplötzlich die Geplenglammer und überschüttete die Alm derart, dass das Vieh auch nicht ein grünes Hälmlein mehr gefunden hätte. Die Steine rollten mit einer solchen Kraft hernieder, dass ein Block erst beim Pisershof in Steinegg zu rollen aufhörte und stillstand. Dort steht er noch

heute als Wahrzeichen des schrecklichen Gerichtes. Auch das Bergwerk ward zugleich unzugänglich gemacht. Bloß die Venediger sahen noch die Goldwurz und kamen lange Zeit alljährlich im Sommer, um Gold zu holen. Noch heute zeugt der Name Erzerlahne, wie die über das Bergwerk herabgebrochene Steinlammer vom Volke genannt wird, vom Vorhandensein des ehemaligen Bergsegens. Der alte Spechter in Wälschnoven pflegte zu sagen, es seien gelbe Kugeln oben, aber nur wer mit einem Licht, so von der Sonne stammt, in den Schacht gelange, könne sie holen. Einer wagte es, machte mit dem Brennglase Licht und holte sich die gelben Kugeln, jede einen Ducaten wert. Es ist in der That vorgekommen, dass die Bauern da und dort noch Knappenwerkzeug, wie Bohr- und Stemmeisen, Hämmer und dergleichen, in den Steintrümmern aufgefunden haben. Noch gegenwärtig ist ein Knappenloch von bedeutender Ausdehnung sichtbar; es wird insgemein die Knappenstube geheißen. Ein alter Wälschnovner eigener Art, der nicht war wie die anderen Leute und nichts redete und deutete, so dass er den Leuten völlig unheimlich ward, der Gastertom mit Namen, hielt sich häufig in der Gepleng auf. Ein wälsches Männlein, sagt man, habe ihm die Goldwurz gezeigt, als er einst im Karerwald Holz hackte, und ihn einen Zauberspruch gelehrt, durch welchen er des Goldes auch habhaft werden könne. Seitdem hat er kein Holz mehr gehackt, auch sonst sein Arbeitszeug an den Nagel gehängt und nimmer herabgenommen. Dafür aber ist er, so oft er Geld brauchte, auf die Gepleng gegangen und hat sich seine Taschen mit Gold gefüllt. Einmal ist ihm einer nachgegangen, der ebenfalls gerne reich geworden wäre, allein, wie der Tom oben ist und der andere nicht weit unter ihm, sieht er auf einmal vom Tom nichts mehr. Denn der Gastertom konnte sich unsichtbar machen, er hatte mitten in der Christnacht den „Pfarrsamen" gewonnen. So hatte er, der Alte, für die paar Jahre bis zu seinem Tode genug zu leben und litt keine Noth mehr.

Seit der Zerstörung der Geplengalm und der Verschüttung des Bergwerkes aber ist es dort oben den Latemar herab und im Karerwald nicht mehr richtig. Fürs erste spukt ein Venediger, warum, weiß niemand. Oft reitet der Kleine auf einem gespenstigen Rosse im Karerwald umher und wehklagt, dass die Lammer sein

Schloſs vertragen, ein anderesmal sieht man ihn, wie er, so alt, daſs ihm Moos statt der Haare auf dem Kopfe gewachsen ist und vom Kinn lauter Baumbart herabhängt, auf einem Fäſschen voll Gold im Thalbach herabreitet und sich anstrengt, sein wunderliches Fahrzeug immer wieder in Gang zu bringen. Hio, hio, hi! schreit er und schlenkert mit den kleinen Beinen, als wollte er dem Fasse die Sporen geben.

Weiter oben aber treibt der Geplengmaurer sein Unwesen, ein Geist, der stets mauert und mauert und nie fertig wird. Was er bei Tage gemauert hat, bricht des Nachts wieder mit großem Gepolter zusammen, daſs die Steine bis in den Karerwald hinabkollern und jeden treffen, der aus Fürwitz da noch so spät sich aufhält. Weithin hört man, wie der gespenstige Maurer mit dem Hammer die Steine zurechtklopft zum vergeblichen Bau; wer es aber wagt, den felsigen Hang zu erklimmen, auf den schleudert er aus seiner Höhe einen Hagel von Steinen, daſs sicher jeder alsbald sich aus dem Staube macht. Noch durch den Karerwald fliegen ihm die Steine nach. Was will aber der Maurer da oben aufbauen? Die schöne Alm von ehemals will er wieder herstellen und ein stolzes Schloſs drauf, denn er steht in keines Geringeren Diensten als des reichen und vornehmen kleinen Venedigers da unten.

67. Die Salzquelle.

Im Karerwald hinter Wälschnoven am Fuße der Geplengwand ist eine verborgene Salzquelle. Es hat aber seine eigene Bewandtnis mit der Quelle und ihrem Salz; denn die Quelle treffen Werktagskinder nicht an, und das Salz ist zur Würze der Speisen nicht brauchbar, es ist nichts anderes als geblendetes Gold. Das wäre nun schon recht, und die Wälschnovner hätten sich schon längst drangemacht, aber an der Quelle herum weidet ein kohlschwarzes Roſs, und wenn einer es auch wagen wollte, sich bis zur Quelle durchzuschleichen, der Rappe hat scharfe Witterung und sprengt dem Kecken nach bis über den Karersee hinaus, wo ein Wegkreuz steht.

68. Wie dem Moser in Wälschnoven das Goldmannl begegnet.

In der Knappenstube im Reiterjoch und im Gepleng wird von gespenstigen Knappen noch immerfort „geknäppet". Man hört die Männlein oben arbeiten, sehen jedoch kann man sie oben nur einmal im Jahre. Wer nämlich in der Christnacht hinter Raut und Kar den Fuß der Dolomitwände entlang geht, gewahrt die Männlein leicht; sie sind gar winzig und doch sehr alt, daher haben sie auch lange Bärte, und jedes trägt sein Grubenlicht mit sich.

Do schnoatit amol da Mönsar Hansl öubarn Rauthöuf ban Reitarjoch seina Bame. Krod wiadn ar in rachistn Schnoatn isch, kimp netta a tschellewenggats Napfl van Joch oar, mit an Knäppnbickl und an Berghämmer af dar Àxl. Mörält isch's Greggarle giwödn, und irchene Höusn ät's ung'hät, und a Bärt ischn bis af die Knia oar g'häng, a schneaweißar. Dar Hansl isch va den g'spassign Lötarle earschtla söuvl darschrockn, aſs ar in Zräggun*) lei hat gilät van Bam oarfäll. 's Mannl hövt in Zräggun an, schaugg'n a Weil un und ät afamäl krod gimüat gänz varheit kuttern**) über des narrische Zuig do, wiadn 's die gimoan Leut brauchn thian. Ear ät se gimüat va da lautar Gikuttere 's Wampl zämmhöven. Dräftar thuat ar in Hanslan an Deutar, aſs ar sött oarsteign van Bam.

Dar Hanslgritit woll bleckstüzat aſöu stat oar, und wiadn ar untan isch, thuat 's Lötarle sei Göschl an und sägg zin Hanslan: „Zwui tuasche denn a sötta abicha Orbat mit den Zuige do?" — „Du När," darwidart da Hansl, „orbatn muat ünsar oanar sellnbög'n äiwi, va wäs wött ar enn süstn löbm? Und die oane Orbat isch wia die ändere, sell isch lei gleiche; guat's ät ünsar oanar ninderst öt." Af des aubm sägg 's Mannl: „Noar wear i dar noi a bössara Orbat zoagn. Gea mit miar und thua krod, wäs i dar sog; ba miar äsche a schianars Löbm und Geld lei krod ginua." Àffer da Hansl isch öt gäng; as isch schun a wink timpar giwortn, und ear isch va den g'spassign Lötarle a keidile schiach giwödn, und wia 's Mannl des darwohrnt ät, isch's umgikeart und af oanfährt***) ba Lab und Stab awöck giwödn.

*) Laubmesser. — **) lachen. — ***) einmal.

Du g'sichsch selm öubm in Wäll*) oftamål sötta Mannlar, åffer wöttasch ihnen nochgian, noar wuratn se wax**) verblendet (unsichtbar) und kampn dar nimmer ziwöge, und du wissast glått ninderscht mear achte. (Eisakthaler Dialect.)

69. Wie der Matzweber den Schatz heben will.

Ein alter Matzweber begab sich vor vielen vielen Jahren mit einigen andern Bauern auf den Plankboden, wo man sich der wohlgeeigneten Fläche wegen so recht mit „Watscheln" erlustigen wollte. Es gab keinen bessern Platz zu diesem Spiel weitum, als der Plankboden war. Die Kugeln dazu nahmen sie mit hinauf.

Wie sie oben waren und mitten im besten Spiel, und der Matzweber bückt sich gerade nieder und misst mit den Augen scharf und setzt die Hand zum Wurfe an, da rollte auf einmal eine um und um mit feuchter Erde beklebte Kugel daher und gerade in seine Hand. Er hob die Kugel auf, besah sie von allen Seiten, und es war keine der mitgebrachten Kugeln. Jetzt fiel an einer Stelle die Erde davon fort, und es glänzte hervor wie von Gold. Der Matzweber wischte nun die noch dranklebende Erde hinweg, und siehe, die Kugel war von purlauterem Golde. Ohne dass die übrigen es merkten, scharrte er an der Stelle, von welcher her ihm die Kugel zugerollt kam, ein wenig den Boden auf und stieß alsbald auf eine goldene Kegelbahn. Dieser geht er nach und trifft wirklich auf der „Neunt" auch die goldenen Kegel. Jetzt kehrt er zu den Spielern zurück, sagt ihnen jedoch nichts von seiner Entdeckung, denn er will den Schatz allein haben. Er war willens, in der Nacht heimlich da heraufzugehen und die goldenen Sachen abzuholen. Ei, wie der Matzweber sodann ein reicher Mann werden musste! Aber, o weh, als er in der Nacht heraufkam und die Kegel sammt der Kugel und dem goldenen Boden mitnehmen wollte — er hatte schon den größten Rückkorb dafür heraufgetragen — da war der Schatz schon wieder versunken und verloren. Seitdem wird er wohl wieder geblüht haben, denn die Geschichte ist schon lange her, länger, als ich und du gedenken.

Derselbe Matzweber gieng einmal zu nächtlicher Weile mit noch einem andern auf Caldrun, im dortigen „Ziggl" den Schatz

*) Wald. — **) schnell.

zu heben. Wie sie zur „Schupfe“ gelangten, leuchtet Feuer aus den Löchern und Ritzen, als würde die Schupfe inwendig brennen. Der andere schlug vor, zu löschen, der Matzweber aber sagte: „Wenn's schun asöu stärk brennen thuat, kinnen mer 's a nimma darlöschn; gianmar liabar g'schwinn fuder zan Ziggl oui, afs mar in Schätz derwischn, voar Leut ziwög kemmen!“ Sie schritten also dem Ziggl zu; hinter ihnen her schritt jetzt noch ein dritter, das war der Jocher Riese, mit der Eisenstange in der Hand und auf und auf schwarz wie ein Kohlenbrenner. Neben ihm liefen seine schwarzen Hunde mit den feurigen Augen. Der Matzweber schaute zurück und erblickte den schrecklichen Wilden sammt seinen Begleitern. Da raunte er geschwind dem andern ins Ohr: „Heunt kinnen mar nicht nöt mächn; as isch woll a Feirum, obar as k'rotit decht öt; gian mar lei reasch ban Ziggl varbei!“ Und sie thaten nicht dergleichen, als ob sie da heroben etwas suchen wollten, sondern giengen beim Ziggl vorüber, ohne hineinzuschauen. Der Wilde schritt auf den Ziggl zu und blieb bei demselben zurück; die andern aber liefen, was sie laufen konnten, den Berg hinab.

70. Der Schatz im Knappenloch.

Im „Knappenloch“ am Bach unten zwischen Wälschnoven und Birchabruck ist ein altes Gemäuer aus lauter runden Steinen. Es ist nicht zu zerstören, so fest ist es gebaut. Dieser Bau war in alten Zeiten, als da noch „geknappet“ wurde, der Schmelzofen. Da liegt ein „Trühele“ voll Gold, aber keinem ist's noch geglückt, den Schatz zu heben.

Die rechte Bergseite des Außerdorfes Wälschnoven hat eine Goldader, die bis unten ans Knappenloch reicht.

71. Der Schatz unter dem Gedörn.

Unter dem Innerhaguer in Wälschnoven steht ein Dornstrauch. Die Sage erzählt, dass unter dem Strauch ein Schatz liegt. Aber erst, wenn das letzte Zweiglein verdorrt ist und nimmer grünt, kann der Schatz gehoben werden. Vor einigen Jahren sah die Wieden-

hoferin noch ein Zweiglein grünen; heuer ist der ganze Busch abgestorben und grünt nichts mehr. Daher ist's höchste Zeit, nach dem Schatz zu graben.

72. Der Schatz im Fötschenthal.

Im Fötschenthal in Wälschnoven ober dem Fötschen in der Lammer liegt ein Schatz, der von einem schrecklichen Gespenst, dem Fötschengeist, bewacht wird.

73. Der Schatz auf Kar und die Wölfe.

Der Reiter auf Kar in Wälschnoven baute mit sechs Ochsen den Acker. Auf einmal blieb der Pflug stecken, und alle sechs Ochsen waren nicht imstande, ihn von der Stelle zu bringen. Der Bauer rief den Ochsen zu und hieb zuletzt tüchtig auf sie ein; es half alles nichts. Da sagte der Bub plötzlich: „Vota, dar Pfluag stöckt in ar Hiang van an groaßn Köss'l, und in Köss'l bin isch lautar Gold; i hàn 's ginua g'söchn, siggsch öt dört, dar Pfluag àt van Köss'l 's Luck a wia wöckg'schöubm.“ Die andern schauten wohl und schauten, aber sie sahen nichts, denn nur der Bube hatte das Glück, den Schatz zu sehen. Er wird wohl ein Sonntagskind gewesen sein. Da rannten obenher fünf Wölfe mit offenen Rachen den Acker herab und kerzengerade auf die Ochsen los. Jetzt lief alles vornhin zu den Ochsen, um die Wölfe von denselben abzuwehren, obwohl diese keine Macht gehabt hätten, den Ochsen zu schaden, denn es waren ja gar keine wirklichen Wölfe, sondern bloß gespenstige. Hinter den Leuten aber klingelte der Schatz wieder in die Tiefe hinab, von einem Winseln begleitet, als käme es von einem Hunde. Darauf zogen die Ochsen wieder an, und der Pflug gieng ohne Schwierigkeit vorwärts.

74. Der Schatz und der Wolf.

Beim Reiter auf Kar in Wälschnoven liegt in der „Lammer“ (Steinmuhre) ein Schatz. Die Hirtenbuben fanden ihn und zogen einen erzenen Hafen voll Geld aus dem Steingetrümmer. Aber während sie noch zogen, brach der Wolf in die Herde, und die

Hirten mussten vom Schatze ablassen und dem Wolfe wehren. Während sie noch zur Herde rannten, klang und klingelte es hinter ihnen durch den Berg, und der Schatz versank in die Tiefe, ohne eine Spur zurückzulassen.

75. Die Schatzblume.

Auf Caldrun war einmal ein Hirtenbübl, das fand ein recht schönes Blüml; das Bübl hat oben Schafe gehütet. Es dachte sich, das Blüml muss ich abklauben, dem Blüml seine Wurzel ist aber nie gar geworden. Auf einmal zieht das Bübl heraus, und es ist ein Hafen gewesen, ganz voll Gold. In dem Augenblicke kam der Wolf und verjagte ihm die Schafe; es ließ das Hafele aus und lief den Schafen nach. Dann hörte es weinen und klagen: „Jetzt muss ich noch solange leiden.“ Es würde eine arme Seele erlöst worden sein, wenn der Bub den Hafen ganz heraufgezogen hätte. (Wälschnoven.)

76. Der Schatz auf Gstalt.

Auf Gstalt in Wälschnoven liegt ein Schatz. Schon öfters sahen die Leute die Geldtruhe, konnten sie aber nicht heben.

77. Was die Leute vom Schloss Schenkenberg erzählen.

Vor vielen vielen Jahren wollte der Pächter auf dem Schenkenberg bei Völs auf die Alm fahren, um Heu zu holen. Als er um Mitternacht zum Stalle gieng, um vorher noch die Ochsen zu füttern, fuhr auf einmal ein großer Wagen daher, von acht kohlschwarzen Rossen gezogen; darin saßen mehrere kohlschwarze Herren, nur einer war etwas lichter gekleidet. Dieser saß zuhinterst im Wagen und schien recht traurig. Die schwarzen Herren waren im Leben ungerechte Besitzer des Schlosses Schenkenberg gewesen und hatten es gut gewusst, dass es nicht ihnen gehöre; der in dem helleren Gewande wusste es aber nicht und musste doch mit den andern büßen, daher war er so traurig.

Als hundert Jahre darnach am Hause etwas gebaut wurde, gieng der damalige Pächter spät abends noch in die Küche und sah einen Korb voll glühender Kohlen auf dem Herde stehen. In der Meinung, die Kohlen wären von den Bauleuten vergessen und sodann durch irgend eine Unvorsichtigkeit zum Glühen gebracht worden, goss er Wasser darauf. Da waren sie auf einmal verschwunden, und der Pächter hörte jemand durch den Hausflur hinaus jammern und schluchzen. „Jetzt bin ich wieder hundert Jahre verdammt!“ klagte es; „hättest du etwas Geweihtes auf die Kohlen geworfen, so wäre ich erlöst, und der Korb voll Gold gehörte dir!“

Die Leute erzählen, im Schloss Schenkenberg sei aus der alten Heidenzeit ein Schatz, welcher alle hundert Jahre einmal auf die Oberfläche heraufrücke und sodann gehoben werden könne.

78. Die Schätze von Velseck.

Auf Velseck, einer Burgruine in Tiers, liegt ein goldenes Kegelspiel vergraben, und hinter dem Schlosse, „in der Ritz“, sind große Schätze verborgen. Schon viele haben beide blühen gesehen, aber noch keinem ist's gelungen, diese Schätze zu heben.

79. Der Schatz auf dem Michälerhof in Völser Ticha.

Der Michälerbauer pflügte eines Tages seinen Acker. Auf einmal wollte es mit dem Pfluge nicht mehr vorwärts gehen, die Ochsen zogen nicht mehr an. Der Bauer rief dem Knechte zu, die Ochsen vorwärts zu treiben, und der Knecht hieb unbarmherzig auf die armen Thiere ein. „Teufel, hü!“ schrie der Knecht, „hü, Tschugg, saggra, hü!“ der Bauer. Jetzt auf einmal zogen die Ochsen wieder, als wäre nichts gewesen. Nun hatte aber der Pflug in die Hienggen*) eines glockspeisenen Kessels voll Gold eingegriffen, der im Acker vergraben war. Einen Augenblick sahen sie die „Hiengg“ und den Kessel und, weil sich der Deckel verschoben hatte, auch das Gold darin. Aber im Vorbeifahren verschwand der Kessel

*) ringförmige Handhabe.

wieder und sank in die Tiefe, und sie hörten jemand über den Acker hinunter weinen und laut wehklagen. „Hättest du gesagt," rief es, „in Gottes Namen, so wäre der Kessel voll Gold dein gewesen und ich erlöst; jetzt muss ich wieder hundert Jahre büßen."

„Ach und weh," hörten sie zuletzt von der Ferne rufen, „kein reicher Michäler meh — bis auf den neunten!"

Und die Prophezeiung gieng in Erfüllung; die Michälerbauern verarmten nach einander und mussten von Haus und Hof.

80. Die goldene Glocke.

Eine halbe Stunde von Seis entfernt, steht das Kirchlein St. Valentin. Einst gieng ein Bauer auf sein Feld hinaus, das in der Nähe dieses Kirchleins war, und grub mit seiner Hacke den Boden auf. Plötzlich stieß er auf etwas Hartes, und nachdem er die Erde ringsum weggeräumt hatte, sah er eine Glocke aus purem Golde. Voll Freude lief er heim und verkündete seinen Fund den Nachbarn. Diese eilten mit ihm auf das Feld hinauf und waren ihm behilflich, die Glocke herauszuheben. Auch fanden sie im weitern Nachgraben allerlei wertvolles Hausgeräth, welches von der in alten Zeiten daselbst verschütteten Stadt herrührte. Die Sage erzählt, dass diese Stadt da gestanden habe, wo heute das Dorf Seis steht, und dass sie durch einen Muhrbruch von der Seiser Alm herab zerstört worden sei. Die Schuttmasse hätte sich bis zum Similemüller hinabgewälzt; dort aber habe der heilige Vigilius dem empörten Elemente halt geboten. Deshalb erbauten die dankbaren Bauersleute in der Nähe der Similemühle das dem genannten Heiligen geweihte Kirchlein.

81. Die abgeschwemmte Alm.

Am Abhang der Rothwand in der Rosengartengruppe breitete sich vorzeiten eine wunderschöne Alm aus, über welche vor der Sintflut die Straße von Kastelrut her nach Fassa führte. Die ganze Alm war voll Vieh, und eine Menge Almhütten standen herum. In der Nähe aber bewohnten kleine Leute die Felsschlüsse.

Diese kamen oft zu den Almern her und waren freundlich mit ihnen, und die Almleute hinwieder erwiesen dem kleinen Volke manches Gute. Da kam die Sintflut und vernichtete das Menschengeschlecht. Tausend Jahre nach der großen Flut wanderte ein neues Menschengeschlecht in unsere Thäler ein und besiedelte auch die Rothwander Alm. Die eine Almhütte nach der andern wurde erbaut. Da zeigten sich auch die kleinen Leute wieder, welche von der Sintflut verschont geblieben waren, auf der Alm, aber sie wurden nimmer, wie ehedem, gutherzig aufgenommen, sondern gefürchtet und gemieden. Einmal kam ein solches winziges Männlein auf die Rothwander Alm, und weil es schon spät am Abend war, bat es um Nachtherberge. Allein die Leute schlugen ihm überall vor der Nase die Thüre zu. Voll Zorn stieg das Männlein die Rothwand hinan, blieb sodann stehen und verwünschte die unbarmherzigen Almleute. Augenblicklich brach ein greuliches Unwetter los, und das Wasser stürzte mit solcher Gewalt den Berg hernieder, dass es die Alm sammt allem, was drauf war, hinabschwemmte. Kein grünes Fleckchen zeigt mehr die Stelle an, wo die Alm gewesen ist.

82. Die Erzerlahn.

Vor alters lag hinter Wälschnoven eine schöne Alm, heute die Erzerlahn genannt. Mit dem ersten Frühlingsstrahl entspross saftiges Grün der Alm, und die Bauern trieben auf, arm und reich; es war eine Gemeindealm. Das wurmte den Vorsteher schon lange; so ließ er über einmal die Gemein auftheilen, und die armen Leute, die bloß ein Kühlein hatten oder zwei, fielen durch. Dass sie ihm nicht beteten, kann man sich wohl denken, sie fluchten und fluchten die Alm zu Stein und Gant. Die Großbauern dagegen lachten sich in die Fäuste und waren guter Dinge. Unbekümmert, ob recht oder unrecht, ließen sie ihr Vieh auf die Weide gehen, doch es sollte nicht lange grasen.

Eines Tages entbot der Herder herab, es fange die Alm an zu sinken und der Wasen werde immer „fleazer" (dünner), ob er nicht abtreiben dürfe, er getraue sich keinen Tag mehr zu bleiben.

Der Vorsteher schüttelte seinen Schädel und meinte, alsdann wenn dem so sei, solle er nur abtreiben. Und der Hirt trieb am nächsten Tage ab.

Schellengeklingel und Hirtenrufe hallten über die weite Alm hin, noch einmal glänzten die Hochweiden im Sonnenschein, dann war's aus. Es that einen Riss und einen Kracher, und alles fiel zusammen, kaum dass das letzte Stück Vieh herunter war. Keine Wiese, kein Wasen, eine wilde Steinlammer breitet sich seit der Zeit in der Gegend aus, im Volke die Erzerlahn genannt.

Eine andere Überlieferung meldet: Vorzeiten haben Knappen in der Erzerlahn auf Erz gegraben, aber der Teufel verwandelte ihr Werk in einer Nacht in eine Lammer; er muss nun unten hin mauern, dass sie nicht ins Thal hinabbricht. Nachts, wenn die Leute dort vorübergehen, hören sie ihn becken, dazwischen fallen Steine herab. Man macht das Kreuz und sagt: „der Teufel mauert." Niemand geht da gerne vorbei, und oft hat es einen schon bei hellem Mond gesteinigt.

83. Die alte Seiserstadt.

Auf den Bergwiesen zu Droz stand vormals eine schöne große Stadt; sie wollte gar schöner sein als Meran. Die Merauer, wie sie davon hörten, litten es nicht, und darüber kam es zum Streiten. Sie stritten hin und her, und zuletzt ward ausgemacht, Meran sei noch weit schöner. Die Überwundenen gaben dies zu und sagten: „So sei's." Von da her heißt ihr Ort Seis. Aber die alte Seiserstadt ist längst hinabgeschwemmt worden.

84. Vom versunkenen Haus auf den Prösslerwiesen.

Ober dem Schloss Prösels auf den Prösslerwiesen unweit Völs ist ein Wassertümpel, neben welchem ein Crucifix steht. Dieses wurde von Hirtenkindern geschnitzelt, aber sie hatten dem Bilde des Gekreuzigten keinen Bart gemacht. Siehe, eines Tages war demselben der schönste Bart gewachsen, und du magst wegschneiden,

soviel du willst, Bart und Haar wachsen immer wieder nach, geradeso, wie am bekannten Crucifix zu Seefeld oder am altehrwürdigen Christusbild in der Pfarrkirche zu Mittenwald in Baiern und im Kreuzgange in Brixen und an zahlreichen anderen Crucifixen in und außer Tirol.

Auf dem Boden nun, wo neben dem besagten Kreuz der Wassertümpel steht, war früher ein Haus gestanden, groß und schön und mit voller Scheune, denn der Besitzer gebot über ausgedehnte Güter. Allein die Bewohner dieses Hauses waren gottvergessen und tanzten und spielten, soffen und fluchten an Sonn- und Festtagen, anstatt in die Kirche zu gehen. Während sie nun einmal am Tage des Herrn wieder alles Böse trieben und über die Kirchenbesucher spotteten, versank plötzlich das Haus in die Erde, und an dessen Stelle entstand ein kleiner See. Noch sieht man oft an diesem Orte des Nachts gespenstige Flammen hin und her fahren.

85. Die „Lacke" auf der Seiseralm.

Auch auf der Seiseralm soll eine „Lacke" unterirdisch mit anderen Gewässern in Verbindung stehen. Zwei Ochsen stießen einander so heftig, dass der eine in die Lacke stürzte. Die Hirten waren gleich zur Stelle und wollten ihn herausziehen, aber sie fanden geschwind keine Spur mehr von dem Thier. Nach einigen Tagen wurde derselbe Ochse bei Trient aus der Etsch gezogen.

86. Der Kloansee.

Hinter Wälschnoven ist ein stehendes Wasser, der Kloansee genannt. Dieser See hat dort, wo der hausgroße Felsblock liegt, keinen Grund und steht mit dem Kalterer See und mit dem Meer in Verbindung. Ein Fischer hat in einer hellen Nacht seine Tiefe abmessen wollen, aber da tauchte ein Reiter auf einem Schimmel aus dem Wasser und holte den Fischer mit sich hinab. Der Reiter wurde schon öfters in der Nacht um den See herumreiten gesehen. Einmal ließen die Reggelberger einen Stier und eine Kuh in den

Kloansee hinab, und im Kalterer See giengen sie geschunden auf. Das hatten die Unterirdischen gethan. Nach andern wäre eine Kuh und ein Stier, welcher der Kuh nachrannte, im Kloansee versunken und im Kalterer See aufgegangen. Mehrmals sahen die Reggl Meerjungfern auffsteigen, die den Vorübergehenden Schätze anboten; doch keiner hatte den Muth, etwas anzunehmen, und so verschwanden sie wieder.

Beim Kloansee gehen schwarze Hunde um, hie und da ohne Kopf. Dieser See zieht alles hinab, was in seine Nähe kommt. Ein Knecht schlief in der Nähe ein, und als er aufwachte, war er schon bis an die Knie im Wasser.

87. Die Meerjungfern.

Auf dem Rosengarten ist ein See, und darin hausen ebenfalls die Meerjungfern, welche oben Menschen-, unten Fischgestalt haben. Sie singen so schön, dass kein Mensch so zu singen vermag.

88. „'s wild Gfohr" in Deutschnoven.

Vom „wild Gfohr" oder von der „wilden Fohrt" (der wilden Jagd) weiß man in Deutschnoven vieles zu erzählen.

Ehemals war das ganze Brantenthal voll „G'heuer", das heißt voll von unholdigen Wesen, Nachtgespenstern und allerlei abenteuerlichen Gestalten. „'s wild Gfohr" ist das tolle Jagen dieser nächtlichen Unholden durch die Luft. Besonders arg ist dies wilde Jagen über Feld und Wald in der Dreikönigsnacht. Ein Alter mit Bärenstimme reitet voran, und ihm folgt das ganze Heer von Gespenstern; den Schluss bildet eine krumme Gans, die alle Mühe hat, mit ihrem krummen Gewatschel den andern nachzukommen.

Ein Bauernbursche (ich glaube, beim Kerer in Deutschnoven war's) hatte es gewagt, in der Dreikönigsnacht vor das Haus zu gehen und zu horchen. Da kommt es heran, das wilde Heer, durch die Luft gesaust, und der mit der Bärenstimme vorne rief

hinter sich zurück: „Gäns, kimbsch nuit nochar?“ Und die Gans rief entgegen: „I muaß ameadn den Lousar do (dem Horcher da) mei kloans Hackl in Fuaß häcku, afs ar mein gadenkt, und a Johr sött's hööm.“ Zugleich traf es den Burschen in das Bein, und er blieb hinkend. Des folgenden Jahres in derselben Nacht stellte sich der Hinkende wieder vor das Haus und wartete. Da rasselte abermals der ganze wilde Troſs einher, der Alte voran und hinterher die krumme Gans. Und der Vorreiter rief wieder rückwärts: „Gäns, gea nochar, won bischt denn?“ Und die Gans darauf: „I muaß amea in Lousar dodan mei Hackl außarziachn, dös i ihn fearschtn innig'häckt än.“ Und der Bursche wurde wieder gesund und sein Bein gerade.

89. Miar a mei Thoal!

Das wild Gejaid zieht in der Dreikönigsnacht mit Hundegebell vom Zischgl in Wälschnoven durch die Luft bis auf den Planberg. Ein Knecht rief spöttisch: „Miar a mei Thoal!“ Am andern Morgen hieng ein Todtenkopf an der Hausthüre, der erst übers Jahr wieder weggenommen wurde.

90. Die seligen Frauen im Eggenthal und in Wälschnoven.

Die seligen, hie und da auch die unseligen Frauen oder kurzweg die seligen Leute sind auch im Eggenthal und in Wälschnoven wohlbekannt. In Wälschnoven haben sie ihren Aufenthalt im Kafmannthal, so benannt von dem nahe gelegenen Kafmannhof, im Eggenthal draußen hingegen hinter dem romantisch gelegenen Fleckerhof in Untereggen.

Diese seligen Leute sind ein ganz harmloses Völklein und zeigen sich den Menschen dienstfertig und überaus freundlich, solange man sie in Ruhe läßt. Werden sie aber geschädigt und verfolgt, dann verstehen sie sich auch sehr wohl auf die Rache. Und wer ihrer Rache anheimfällt, ist übel genug daran. Man sagt in Wälschnoven, die Seligen wären Kinder und Kindeskinder Adams, die er ver-

leugnet habe. Das gieng so zu: Adam war längst aus dem Paradiese verjagt sammt seiner fürwitzigen Ehehälfte, die ihm das liebe Kreuz ins Haus brachte. Und er hatte den Acker gebaut und im Schweiße seines Angesichtes das tägliche Brot erwerben müssen. Damit war er in Ehren grau geworden, und Kinder und Kindeskinder vermochte er nicht mehr zu zählen, so viele waren ihrer. Da kam eines Tages Gott der Herr zu ihm herab, besah sich sein Hauswesen und fragte so und so, dies und das. Endlich kam der Herr auch auf die Nachkommenschaft seines Knechtes zu sprechen, und er fragte, wie viel Adam Kinder habe und wie sie alle hießen und wo sie wären. Das war keine kleine Aufgabe, die Namen so vieler Kinder herzusagen und was dazu gehört, das hätte ein jüngerer probieren sollen. Adam zählte dem Herrn eine erkleckliche Anzahl von Namen auf und sollte auch das Alter angeben und wo ein jeglicher sich aufhielte. Da hatte das Ding seinen Haken; auf einmal fiel ihm nichts mehr ein und waren doch noch lange nicht alle hergesagt. Die Eva war schon über und über roth geworden, als ihr Mann gar nicht aufhören wollte mit dem Hersagen der Kinder; da hatte es ein Ende und fiel ihr ein Stein vom Herzen. Gott der Herr fragte: „Sind das alle?" Adam schämte sich, dass ihn sein Gedächtnis im Stiche ließ, und sagte: „Ja, das ist alles." Jene Kinder nun, die er nicht mehr aufgezählt hatte, wurden unselig und von den andern ausgestoßen und dürfen nicht unter den übrigen Menschenkindern wohnen, sie und ihre Nachkommen. Daher treiben sie ihre Wirtschaft abgesondert in Klüften und Felshöhlen im Kafmannthal und hinter dem Flecker in Eggen und an zahlreichen andern Orten. Denn ihre Nachkommenschaft ist sehr groß. Auch der Tag ist nicht für sie geschaffen mit seinem Sonnenlicht; ihnen gehört die Nacht, und da leuchtet ihnen ein eigenes Licht, schwächer als der Tag, und flammt vor ihnen her, dass sie zu ihrer Arbeit sehen können. Die rechten Kinder Adams aber fürchten sich meist vor ihnen und begegnen ihnen nicht gern.

Aus dem Kafmannthal, in dessen unterem Theile (unter dem Wege) so viele Selige wohnen, stieg dann und wann ein solches seliges Fräulein zum Kafmannhof hinauf und trat beim Bauern in Dienst. Wie alle diese Seligen auf den Bauernhöfen, waren auch

die beim Kasmann überaus einsilbig, doch sehr arbeitsam und geschickt, so daſs der Bauer wohl zufrieden sein durfte. Unter ihren Händen gieng alles mit der größten Raschheit vor sich und war doch jede Arbeit nett und sauber. Das Hauswesen gedieh, solange solche Selige im Dienste standen, vorzüglich. Vor jedem Unglück warnten sie den Bauer oder die Bäurin. Eine war dort im Kasmannhof, die gieng dem Bauern beim Aussäen voraus, um ihm als Wurfmaß zu dienen. Da rief sie zuweilen: „Halt ein!" Der Bauer hielt inne. Nach kurzer Zeit rief sie wieder: „Jetzt säe weiter!" Und der Bauer that nach ihren Worten. Er bekam daher soviel Getreide, daſs er es in zehn Jahren nicht aufgebraucht hätte.

Einst ritt der Kasmann zur Nachtszeit von der Stadt heim, und wie er ins Kasmannthal gelangt, hört er jemand von unten heraufrufen: „Hoſs Poſs afn Roſs, sog' der Clara, die Rara isch g'stoarben." Der Bauer kommt heim, und die Selige sitzt in der Stube und spinnt. Er erzählt, was die Stimme gerufen. Die Dirne fängt an bitterlich zu weinen, steht auf und geht zur Thüre hinaus und ist nicht mehr zurückgekommen.

Ein anderesmal, als wieder solch eine Selige dort als Magd diente und an einem Winterabend in der Stube saß und spann, that sich plötzlich die Thüre auf, und eine wildfremde Person schaute in die Stube und sagte: „Die Miandl Diandl ischt g'stoarben, du muascht hamgian." Wieder verließ die Dirne weinend das Haus. Allein der Weberer auf ihrem Spinnrade nahm kein Ende, man mochte herabspinnen davon, solang man wollte, bis einmal eine faule Magd gähnend rief: „Weard denn dös Zuig glatt nimmer gor?" Da war er gar und ab.

Die seligen Fräulein tragen nicht ungern Kinder weg; jene Kinder, die nach dem Betläuten noch außer dem Hause waren, vertrugen sie in frühern Zeiten regelmäßig. Aber die Kinder sollen's bei ihnen gut gehabt haben. Beim Kasmann war einmal eine Magd im Dienste, welche, was früher in Wälschnoven völlig unerhört gewesen sein soll, einen schweren Fehltritt that Ihr Kindlein warf sie, damit sie des lästigen Schreihalses los würde, in den Kasmanngraben hinab zu den seligen Fräulein. „Die haben wohl derweil," meinte sie. Die Seligen nahmen sich des Kindleins

auch richtig an, behielten und pflegten es und zogen es auf. Oft sahen die Leute, wie sie da unten im Graben nach Betläuten die Windeln zum Trocknen aufhängten.

Auch unaufgesegnete Wöchnerinnen wurden unselig und wurden ins Kasmannthal hinabgeholt, wenn sie sich ins Freie wagten.

Die Lanerin von Gummer war Wöchnerin gewesen und gieng unaufgesegnet zur Kirche. Da sie aber von ihrem Hofe nach Gummer weiter hatte, so gieng sie in die Kirche nach Wälschnoven. Ihre Begleiterin, die Amme, gieng vor ihr statt hinterher, wie es vorgeschrieben gewesen wäre, und die seligen Frauen hatten sonach volle Gewalt über sie. Wie die Lanerin ins Kasmannthal einbiegt, holten sie dieselbe zu sich hinab, und niemand hat sie je wieder gesehen.

Ein anderesmal kam die Kohlerbäurin, noch unaufgesegnet, durch das Kasmannthal und wollte zur Kirche herein. Denn der Kohlerhof ist zu äußerst im Thale gelegen. Sie trug ihr Kind mit sich und war nicht allein, sondern der Mann und sein Knecht waren mit ihr auf dem Wege. Es hatte aber zuvor stark geschneit, und da schaufelten die beiden Männer vor der Bäurin her den Weg aus. Wie sie nun ins Kasmannthal gelangen und die Bäurin mit dem Kinde rastet, während die Männer mit ihren Schneeschaufeln vorwärts hantieren, kamen die seligen Frauen herauf und nahmen Mutter und Kind mit sich. Aber sie warteten des Kindes sorgfältig, und lange Zeit hindurch sahen die Leute unter dem Wege längs der jäh abstürzenden Schrofenwand Windeln heraushängen. Der Bauer war überaus betrübt über den Verlust, und man gab ihm den Rath, Weib und Kind von den Seligen zurückzufordern. Zuerst müsse er, sagte man ihm, wenn die Seligen beide zurückbrächten, das Weib zu erhaschen trachten, denn das Kind sei getauft und komme dann von selbst wieder leicht in seine Gewalt. Der Bauer befolgte den Rath, bannte sein Weib auf den Weg beim Kasmannhof herauf, und sie kam wirklich mit dem Kinde. Weil er nun fürchtete, sie könnte die steinige Strecke herauf, die sogar ein rüstiger Mann nur mühsam überwindet, das Kind fallen lassen, und weil er von den Seligen niemand zugegen sah, griff er zuerst nach dem Kinde, um es ihr abzunehmen und ihr so den Austieg zu erleichtern. Da ward ihm augenblicks das Weib

von unsichtbaren Händen wieder entrissen und blieb für ihn verloren. Das Kind aber hatte er gerettet und trug es nachhause.

Einmal hüteten etliche Hirtenbüblein im Kasmann- und weiter oben im Tröglthal die Schafe. Sie hatten von den Seligen gehört und dass man sie nicht necken dürfe. Einer sagte: „Ich will doch sehen, was die Seligen machen, wenn man Steine hinabwirft; fürchten thue ich mich nicht, ich habe ja einen tüchtigen Stock." Und er warf vom Wege aus über den Zaun Steine hinab, und die andern folgten seinem Beispiele. Sie hatten ihre Freude daran, als die Steine sich den Abhang hinab hundertmal überkugelten. Da kam eine Selige herauf und jammerte über den Steinwurf. Sie war klein von Gestalt und trug ein Hütlein auf dem Kopfe. Die Buben kicherten, und als sie sich entfernt hatte, warfen sie aufs neue Steine hinab. Zum zweitenmal kam die Selige und klagte, dass man ihre Ruhe störe. Die Buben lachten, schalten sie eine Schlafhaube und warfen zum drittenmale. Alsbald erschien die Jungfrau wieder, diesmal aber voll Zorn und mit den Fäusten den Buben drohend, welche mit lautem Hallogeschrei davonliefen. Seitdem sind die Seligen den Hirten und ihren Schafherden gram und dulden keine mehr in ihrer Nähe.

Die seligen Frauen kamen vorzeiten öfter zum Kasmannhof herauf, um Salz und Mehl zu leihen. Sie gaben es stets wieder fleißig zurück, aber immer etwas beschmutzt. Als man sie einst fragte, warum ihr Salz und Mehl immer unrein sei, antworteten sie: „Weil eure Dirn am Samstag früh vor und abends nach Betläuten die Stube kehrt, fällt das Kehricht zu uns hinab in unsere Speisevorräthe."

So wurden mit der Zeit die Seligen mit den Bauersleuten im Kasmannhofe völlig vertraut. Allein noch vertrauter waren mit den Leuten die Seligen in Eggen. Dort führten sie im herrlichen Walde auf Altweg hinter dem Fleckerhofe ihre Wirtschaft und hatten es besser als die in Wälschnoven. Auch wurden sie in Eggen von keinem Menschen jemals beleidigt, auch von den Hirten nicht. Daher waren auch sie den Bauersleuten sehr zugethan, und niemand fürchtete sie. Sie waren vielmehr in hohem Grade beliebt. Sie nahmen auch gerne in den benachbarten Höfen Magddienste, so öfters beim Flecker selbst, dem sie ordentlich hausen

geholfen haben. Dass eine plötzlich den Dienst verlassen musste, weil sie durch eine Stimme im Walde heimberufen worden wäre, ist hier in Eggen nicht bekannt.

91. Das weiße Mädchen.

Im Bacher Wald in Untereggen bei Wälschnoven sieht man hie und da ein winzig kleines, überaus herziges Mädchen, in schneeweißes Gewand gekleidet. Es geht, ganz gleich ob bei Tag oder Nacht, ohne, dass man es vorher bemerkt hätte, vor den Augen der Leute quer über den Weg waldeinwärts, hält sich gerne an den Waldbächlein auf und huscht, ohne dass sein Fuß irgendwo angienge, über die Wässerlein dahin.

92. Die Selige beim Kafmann.

Beim Kafmann in Wälschnoven war einmal eine Selige als Dirne im Dienst. Sie arbeitete fleißig, schaute sich nicht um und lachte niemals. Einmal war die Bäurin bei der Frühmesse und schickte dann die Dirne in das Amt. Während diese in der Kirche war, stellte die Bäurin auf dem Herd um und um Eierschalen auf. Wie nun die Selige nach dem Amt heimkommt und die Eierschalen gewahrt, da lachte sie das erstemal laut auf und sagte:

J woaß die weiße Wand
Wie a Kinderhand,
Den Schlearn
Wie an Nusskearn,
Den Karerwald
Neunmal Wies' und neunmal Wald,

aber so viel Haselen auf einem Herd habe ich mein Lebtag nicht gesehen."

Darauf gieng sie fort, und kein Mensch hat sie wieder gesehen.

93. Wie die Platzlinerin in Tiers entführt ward.

Eine Platzliner Bäurin sollte in die Kirche gehen, um aufgesegnet zu werden. Damals war aber der Gang zum Aussegnen überaus gefährlich, denn es wimmelte das Thal von Unholden, die es besonders arg auf die ungesegneten Wöchnerinnen hatten. Es durfte kein Weib vor ihrem Aussegnen allein vor die Hausthür treten. Deshalb wurde die Platzlinerin von ihrer Dirn zur Kirche begleitet. Als sie vor die Kirchenstiege gelangten, blieb die Dirn drei Schritte zurück, und alsogleich war die Bäurin sammt ihrem Kinde verschwunden. Der Bauer und mit ihm das halbe Dorf gieng aus, das Weib zu suchen; sie durchstreiften das ganze Thal, allein vergebens. Da sah eines Tages jemand die Platzlinerin hoch oben in einer Felsenwand; sie rief zu der Person hinab und bat sie, ihrem Bauer zu sagen, er solle von da ab am dritten Tage um zwölf Uhr mittags auf einem von ihr näher bezeichneten Platze sein. Dort werde er sie mit dem Kinde sehen und müsse dreimal um sie herumtanzen, erst dann dürfe er auf sie zugehen, und sie werde wieder ihm gehören.

Der Bauer begab sich zur bestimmten Stunde auf den bezeichneten Platz, wo auch schon das Weib stand mit dem Kinde auf dem Arm. Er tanzte um sie herum, vergaß aber zu zählen und stürzte sich schon nach dem zweiten Rundtanze auf sein Weib, um es zu fassen. Da schrie die Bäurin laut auf vor Schmerz und verschwand wieder sammt dem Kinde. Der Platzliner hörte sie noch lange schluchzen und klagen, sehen konnte er sie aber nicht mehr.

94. Die seligen Leute in Tiers.

Auch im Tierser Thal sind die seligen oder heiligen Leute bekannt. Ungefähr eine halbe Stunde hinter dem romantischen Bade Weißlahn im Tschaminthal führt ein über eine Viertelstunde langer Höhlengang tief in den Schlern hinein. Man nennt diese Höhle das Tschetterloch. Es ist neben dem sogenannten Furchbild, und vor dem Eingang braust ein hübscher Wasserfall hernieder, das Loch vollständig verdeckend. Wer hinein will, muss zuerst geduldig

den Wassergufs über sich ergehen lassen, aber der tiefe, finstere Gang ist sehr interessant, zuhinterst läuft er in eine Weitung aus, in welcher man vorzeiten einen rohen Steintisch und rings um die Wände gehende Bänke entdeckt hat. Die Bänke sind noch zu sehen. In dieser uralten Berghöhle hausten vor alters die seligen Leute des Thales. Sie waren den Bauersleuten im allgemeinen wohl gesinnt, und hätte sie der wilde Mann in Ruhe gelassen, so wären sie noch heute dort. So aber mussten sie, beständig vom Wilden verfolgt, endlich das Loch verlassen und sich weiter in die felsige Wildnis hinauf flüchten. Die Hirten, welche jetzt vom Tschetterloch Besitz nahmen, fanden darin noch einige Bretter und etwas Stroh vor, was sie zurückgelassen hatten.

Hinter St. Cyprian liegt der Platzlinerhof. Dahin kamen die seligen Leute manchmal, Salz oder Mehl zu leihen, brachten aber stets beschmutztes wieder zurück, mit der bekannten Erklärung, dass der nach Feierabendläuten zusammengekehrte Unrath in ihre Nahrungsmittel falle.

Einmal verdingte sich eine Selige oder Heilige auf dem Platzlinerhof als Dirn, und wenn sie beim Säen vorausgehen musste, um den Samen zu weisen, rief sie: „Bauer, iatz san!“ wenn der Augenblick günstig war, dagegen: „Baur, hält in mit San!“ wenn der Augenblick nicht geeignet war. Der Bauer that nach ihrer Weisung, und niemand hatte schöneres Getreide als der Platzliner. Beim Eintritt in den Dienst hatte ihr der Bauer versprechen müssen, nie nach ihrem Namen zu fragen. Nach und nach wurde aber der Bauer immer neugieriger auf ihren Namen, und als er einst beim Spätgottesdienst immer seine Gedanken dabei hatte, statt zu beten, da litt es ihn nimmer, und er gieng schon nach der Wandlung aus der Kirche, so, als hätte er Leibweh oder den Magenkrampf. Daheim schlich er in die Stube und schaute zum Fenster hinaus.

Die Dirne war gerade im Garten und holte etwas für die Küche. Da hörte er sie sagen: „Ich heiße Gertraud und klaube Knödelkraut.“ Als sie ins Haus zurückkam, redete sie der Bauer lachend an. „Aha,“ sagte er, „jetzt weiß ich wohl, wie du heißt; du heißt Gertraud.“ Wie die Dirne das hörte, weinte sie laut, verließ das Haus und wurde nie mehr gesehen. Statt ihrer kam das Unglück auf den Platzlinerhof, und lange Zeit waren die Platzliner arme Schlucker.

95. Die Seligen auf dem Kegelberge.

Von Kardaun gelangt man nach zweistündigem Marsche durch das Eggenthal zu den beiden Zelgerhöfen, dem Unter- und Oberzelger, welche nach Deutschnoven hinaufgehören. Ober diesen Höfen erhebt sich der steile Kegelberg, von dem mehrere Sagen im Volksmunde leben. Eine der bekanntesten ist folgende: Auf dem Kegelberg wohnten in alten Zeiten die seligen Leute, welche sich gerne mit dem in Deutschnoven noch immer sehr beliebten Kegelspiel unterhielten. Kegel und Kugeln waren aber aus purem Golde, und wenn sie oben auf dem Berge kegelten, hörte man den Goldklang weithin. Dennoch konnten die Bauernburschen, die, vom Klingen angelockt, hieher kamen, zu spielen, niemals des Spieles und der goldenen Kegel und Kugeln ansichtig werden, denn die Seligen wussten das Spiel immer rechtzeitig im Innern des Berges zu verstecken. Noch jetzt, so behaupten die alten Leute, ist das goldene Kegelspiel da drinnen verborgen.

Oft giengen den Seligen auf dem Kegelberge die Nahrungsmittel aus. Dann kamen sie zu den Bauern am Fuße des Berges, besonders gerne zu den freundlichen Leuten im Unterzelgerhof herab und liehen da Salz, Mehl, Brot oder Butter und anderes. Sie gaben auch das Geliehene immer redlich wieder zurück, aber voll Schmutz und Unrath, so dass die Bauersleute es oft nur mehr für das Vieh verwenden konnten.

Als man sie einmal um die Ursache fragte, klagten sie, dass der ganze Ertrag der Arbeiten, welche die Leute täglich nach dem Betläuten verrichten, ihnen zufalle, und dieser Ertrag wäre eben das, was sie in den Nahrungsmitteln fänden, nichts als eitel Unrath. Wenn man sich ihrer erbarmen wolle, möge man alle Arbeit nach dem Betläuten ruhen lassen.

Die Tugend der Dankbarkeit war den Seligen in hohem Maße eigen. Der Unterzelgerbauer, der ihnen so oft aus der Noth geholfen hatte, erhielt einen goldenen Becher von ihnen, der lange Zeit hindurch auf dem genannten Hofe aufbewahrt wurde. Dieser Becher soll in Deutschnoven noch gezeigt werden.

Vom Kegelspiel der Seligen aber hat der Kegelberg seinen Namen.

96. Die Jocher Fräulein.

Ober dem Jocher in Wälschnoven, auf dem Joch unter dem Rosengarten, hausten vorzeiten drei Willeweis. Dies waren Zauberjungfrauen, die da oben seit der Sintflut ferne von den Menschen ein kümmerliches Dasein fristeten. Doch weil ihnen die Zukunft offen war, standen sie bei den Leuten in hohem Ansehen. Eine von ihnen pflegte stets ein blaues Gewand zu tragen, und manche Leute wissen von ihr zu sagen, dass es ein Geist sei, der da oben auf der kalten Höhe dafür büßen müsse, weil er im Leben geglaubt habe, die Nadel, mit welcher die Todtenhemden genäht werden, dürfe man nicht weiter verwenden. Alle drei kamen sie öfters zum Jocher herab, thaten aber keinem Menschen etwas zuleide. Allein das Ingesinde des Jocherbauern fürchtete sich dennoch vor den gespenstigen Jungfrauen, insbesondere vor der mit dem blauen Gewande, weil sie die größte von allen dreien war, und auch der hervorstechenden Farbe des Gewandes wegen. Daher, als sie wieder einmal dem Bauernhofe einen Besuch abstatteten, lief die Dirne geschwind zum Geistlichen ins Dorf hinab und meldete ihm den Besuch oben auf dem Hofe. Der Geistliche machte sich alsbald auf den Weg, den Geist fortzubannen. Nun ist aber beim Jocher in der „Bält" (Raum für Geräthe und Ackerwerkzeug) seit unfürdenklicher Zeit ein stehend Wässerlein, das der Sammler dieser Geschichten selber in Augenschein genommen, um sich davon zu überzeugen; das hat keinen sichtbaren Einfluss, und doch schwindet es nicht. Dieses Wässerlein war der Lieblingsplatz der drei Jungfrauen. Auch diesmal waren sie wieder dort, sich zu baden und zu zwagen und zu kämmen, denn es hatten die drei ein wunderbar langes und schönes Haar, das sie indes nicht in Zöpfe zu binden pflegten, sondern frei fliegen ließen, wie's auch recht ist. Und wie der geistliche Herr ankommt und fragt, wo denn der Geist wäre, sagten ihm die Leute: „In der Bält beim Wasser. Aber", sagten sie weiter, „sehen kann sie nur das Kind, für uns Erwachsene bleiben sie meist unsichtbar." Und der Geistliche zeigte dem kleinen Mädchen des Bauern ein schönes Bild und versprach es ihm, wenn es mit ihm hinabgehe. Das Kind fürchtete sich nun wohl und wollte nicht gehen, aber der freundliche Herr nahm es bei der Hand und sprach

ihm Muth ein, und es könne ihm nichts geschehen, weil er bei ihm sei. Als sie in die Valt gelangten, rief das Kind: „Dort ist der Geist!“ und zeigte zum Wasser hin. Der Herr sagte zum Kinde: „Jetzt darfst du wieder hinaufgehen“, und das Mädchen lief fort. Nun fieng der Geistliche zu segnen an, aber nach einiger Zeit sahen die Leute von oben, die unterdessen Eier für ihn gesotten und warme Milch bereitgestellt hatten, wie der Herr rasch vom Hofe weg und thalab eilt. Sie riefen ihm wohl nach, dass sie die Eier für ihn gerichtet hätten, allein vergeblich, der Herr hörte nichts. Es war nämlich der Geist mit dem blauen Gewande hinter ihm her, und der Geistliche, der nicht das rechte Buch mitgenommen hatte, rannte den Weg hinab. Bei jedem Bildstöcklein am Wege streifte er den Geist wohl von sich ab, der ihm auf den Fersen war, und gewann wieder einen kleinen Vorsprung. Aber es half nicht viel. Beim Schmiedsackerer verlor er noch gar die Schuhe, der Geist hatte sie ihm abgetreten. Und der Schmiedsackerer, sein Freund, der natürlich auch vom Gespenste nichts sah, rief: „Herr Pfarrer, wohin lauft Ihr so eilig? Ihr habt die Schuhe verloren! Wartet ein wenig, ich bringe sie nach.“ Der Geistliche sagte nichts und lief und lief. Endlich gelangte er zum Widum, flog hinein und der Geist ihm nach, und wie er auf seinem Zimmer eben das rechte Buch aufschlägt, stürmt schon die mit dem blauen Gewande herein. Er spricht nun den rechten Bannspruch, und der half ihm aus der Noth. Der Geist war festgebannt und konnte dem geistlichen Herrn nichts mehr anhaben. Dieser zwang die Gebannte, ihm alle ihre Nadeln herauszugeben, mit denen sie im Leben Todtenhemden genäht und von denen sie keine mehr als einmal in Gebrauch genommen hatte. Darauf verschwand der Geist

97. Die Willeweis in der Küche des Jocherhofes.

Die Jocherbäurin war just keine der „hausligsten“ Mütter. Wenn sie Eier aufschlug, warf sie die Schalen von sich, ohne sie vorerst noch auszustreichen; da blieb denn noch viel Eierklar darin und gieng zugrunde. Eine von den drei Willeweis, die ober dem Jocher im Walde hausten und öfters zum Jocher herabgiengen,

im Wasser in der Balt sich zu baden, die mit dem blauen Gewande, die dafür büßen mußte, weil sie ohne Sparsinn für jedes Todtenhemd eine neue Nadel verwendet hatte, kam eines Tages zum Jocher in die Küche und sah, wie so viel Eierschalen da unausgestrichen auf dem Herde umherlagen. Die Bäurin hatte den Muth, sie anzureden, und fragte sie, was sie denn da suche. Darauf rief die Willeweis:

I woaß in Kärer Wall
Dreimal Wies' und dreimal Wall,
Die Gepleng
Wi' a Mösserkling,
Die Roathwąnd
Wi' a Kinderhänd,
's Tichägerjoch
Wi' a Kospenbloch,
Ober an Heard voll sötta Oarscholn
Woaß i nia vorhear.

Darauf verschwand sie wieder

98. Die Sage von der Caldruner Fömile.

Eine der ältesten Sagen des Landes ist sicher die von der Caldruner Fömile (Fémile) in Wälschnoven. In alter Zeit führte nach der Volkssage eine Straße von Völs über Tiers nach Fassa oben durch die Almwiesen, und dort oben hätten nun auch die ältesten Ansiedlungen der Sweben gestanden, wie sich die Wälschnovner nennen, als sie in diese Gegenden eingewandert waren. Erst nach und nach wären sie thalab vorgedrungen und hätten die wälschen Fassaner übers Gemerk (Grenzmark) hinübergejagt. Da oben nun an der alten Straße von Tiers herauf gegen das Gemerk, wo die Almen der Deutschen an die der Wälschen stoßen, stand ehemals ein stattlicher Bauernhof, Caldrun geheißen. In dessen Nähe fließt der Caldrunbach zwischen Caldrun und dem Cost- und Solhof (Salhof) hinab. Der Caldrunhof wird jedoch schon in den ältesten Wälschnovner Urkunden als abgekommen erwähnt. Vier Tagmahd Wiese davon sind schon längst mit Wald bewachsen und „nit mer zu befinden". Die Grundherrschaft über diese abgekommene Hofstatt

stand der Kirche in Wälschnoven zu. Jetzt steht da oben noch eine Heuschupfe und dabei der uralte Ziggl (Ziehbrunnen) mit außerordentlich altem und dickem Gemäuer. In diesem Ziggl, der mit der Zeit stark in Verfall gerathen ist, liegt ein Schatz verborgen, zu dessen Bewachung ein Wurm gesetzt ist, dick und lang wie ein Baum. Wer diesen Wurm aufstört, ist des sicheren Todes. Das Unthier schießt mit Blitzesschnelle aus dem Ziggl hervor und schleppt den Menschen zum Fraße hinein.

Vorzeiten war alles noch viel schöner da oben als jetzt; die Wiesen lieferten viel mehr duftiges Heu, die goldgelben Weizenfelder erfreuten das Auge, und sogar der Wein gedieh ehemals auf diesen Höhen. Der Caldrunhof beherrschte ausgedehnte Felbungen und Weinberge, und seine Bewohner waren wohlhabende Leute. Dieser Hof beherbergte aber auch ein wildes Fräulein, insgemein unter dem Namen Caldruner Fömile bekannt. Sie war von übermenschlicher Größe, halb weiß, halb schwarz, baumlang und über und über behaart. Man sagt, sie wäre noch von einem Menschengeschlecht übrig gewesen, das vor der Sintflut da gewohnt und durch die Sintflut seinen Untergang gefunden hätte, geradeso wie die urälteste Straße oben längs der Rothwand durch diese Flut zerstört worden, von der noch da und dort Spuren zu finden seien. Andere halten die Fömile für eine dahinauf gebannte arme Seele, die den Caldruner Schatz hüten muss zur Buße dafür, dass sie im Leben die Nadel, mit welcher sie Todtenhemden genäht, nicht wieder verwenden wollte.

Seitdem der Caldrunhof abgekommen ist, musste das wilde Fräulein sich mit der dortigen Almhütte begnügen und war nun bald bei der Hütte, bald beim unheimlichen Ziggl wahrzunehmen. Da sah man sie oft weinend stehen und ihre Haare kämmen. Einer hat sie einmal beobachtet, wie sie an der Hütte lehnte, den Arm über die ganze Hütte gelegt, so lang war derselbe. Andere haben sie Wasser tragen sehen oder wie sie bei einem Feuer hockte und sich wärmte. Manchesmal war es, als fände sie nirgends Ruhe und Rast, man sah sie um die Hütte herumlaufen und zwischen dieser und dem Ziehbrunnen hin und zurück, dann wieder in den Wald hinein und hörte sie dort hin und her „raffeln“, bis sie endlich wieder verschwand. Ein anderesmal wird sie vom Wilden auf dem Joche verfolgt; dann eilt sie pfeilschnell über

Stock und Stein und ihr schwarzes, kopfloses Hündlein mit. Weithin hörte man dann ihr Jammern und ihren Hilferuf. Weil sich die Leute vor der Fömile stark fürchteten, rieth ein alter Bauer, sie zu vertreiben. Sie sollten hundert Eier aufbrechen, die Schalen mit Wasser aus dem Caldrunner Ziggl füllen und in die Asche legen. Die Leute begaben sich also auf Caldrun, brannten dort in der Schwaige Holz zu Asche und legten die nach dem gegebenen Rathe gefüllten Eierschalen in den Aschenhaufen. Wirklich kam die Fömile in die Hütte und wurde durch den Anblick der Eierschüsselchen zu reden gezwungen: „I denk'," sagte sie, „in Kärer Wàld neunmàl Wies' und neunmàl Wàld, in Schlearn wia'n Nusskearn, 's Gepleng wie a Mösserkling, die Roathwànd wie a Kinderhànd, oder hundert Oare in Aschn woaß i no nia." Darauf verschwand sie wieder. In der folgenden Nacht sahen die Leute von den benachbarten Mahdwiesen die „Schupfe" auf Caldrun in hellem Feuer glänzen, und die Flammen schlugen hoch empor zum nächtlichen Himmel. Vom Feuerglanze bestrahlt, erblickten sie das wilde Fräulein in schönem weißen Gewande und mit weißer Schürze angethan. Sie kämmte sich das prächtige Haar, das in üppigen Strähnen hinabfiel bis auf den Boden, und schmückte sich mit köstlichem Zierat, als wollte sie zur Hochzeit gehen. Hinter der Hütte und über dieselbe hinaus aber gewahrten sie den wilden Mann vom Joch, der dem Fräulein so oft vergeblich nachgestellt hatte, wie er voll Grimm in die Feuersglut starrte. Diesmal schien er über die Fömile keine Gewalt zu haben. Dann verschwand alles wieder, und man hörte nur mehr das Gebell der beiden Hunde, mit denen der Wilde seine nächtliche Jagd fortsetzte. Das wilde Fräulein aber war erlöst und ist seither nie wieder gesehen worden. Der Schatz aber im Ziggl harrt noch immer der Hebung und wird getreulich vom Wurme bewacht.

99. Die Locherer Jungfrauen.

Im „Locherer" Loch hinter Wälschnoven, wo die Heiden wohnten, theilten zwei Jungfrauen ihr väterliches Erbe, eine Menge Goldes. Weil die eine blind war, theilte die Sehende, jedoch so, dass sie für sich das Starmaß voll anfüllte, für ihre Schwester

aber bloß den Bodenraum des umgekehrten Gefäßes mit Gold belegte. Die Blinde bemerkte den Betrug und verwünschte das Gold, das sogleich in die Tiefe versenkt wurde.

100. Die Willeweis in Wälschnoven.

Die Willeweis stellen sich die Leute als ein altes Weiblein vor, dessen Gebaren etwas Geheimnisvolles hat. Das Weiblein ist einsam und verschwiegen, hat mit allerlei seltsamem Kräuterwerk zu thun und ist besser vertraut mit den Thieren des Waldes und den verwitterten Steinen, als mit den Menschen. Ihre Gedanken haften nicht an der Gegenwart, sie schaut im Geiste Vergangenes und Werdendes. Unter alten Tannen oder breitästigen Buchen war ihr liebster Sitz, eine menschliche Wohnstatt hatte sie nicht. Hie und da summte sie ein längst vergessenes Lied oder einen Zauberspruch. Das Weiblein ist meeralt; die Knochen derer, so mit ihr gelebt, sind längst weiß gebleicht, aber auch die Kraft der Greisin ist gebrochen, und es friert sie beständig; das Alter hat keine Lebenswärme mehr. Aber keine Krankheit kann ihr etwas anhaben, die Last der Jahre fühlt sie schwer, aber sie wird nicht erdrückt davon, kein Blitzstrahl kann sie treffen, Feuer und Wasser kann ihr nichts anhaben, das Weiblein kann nicht sterben. Der Klang der Glocke trifft ihr Ohr unsanft, daher meidet sie die Nähe der Kirche. Dann und wann sucht sie einen Bauernhof auf, wenn es sie arg friert, und „pfestert" (sich wärmend hocken) dann wohl die ganze Nacht durch auf dem warmen Herde in einer Ecke oder hinter dem wärmenden Stubenofen. Dann ereignete es sich wohl auch, dass sie etwa das eine- oder das anderemal mit dem Gesinde den Nachtrosenkranz betete; sonst gewahrte man an ihr kein christliches Zeichen. Sie kommt und geht, und niemand weiß, woher und wohin. Unversehens betritt sie einen vom Mittelpunkte des Dorfes möglichst weit entfernten Bauernhof, grüßt nicht und dankt nicht auf den Gruß und öffnet nur dann und wann unaufgefordert ihren Mund, um von der Vergangenheit und Zukunft zu reden, aber stets nur kurz und in spruchartiger Rede. Am öftesten hielt sie sich in der Gegend hinter dem Dorfe auf, im sogenannten Loch

oder auf dem Joch, auf Gſtalt, auf dem Ziſchgl, häufig auf Kar oben. In einem Bauernhofe im Loch prophezeite ſie einſt: „Das Klöaulhaus ban Bäch aus, das Unterwirtshaus in Rach auf und das Plänkenhaus der Lahn aus.“ Die beiden erſten ſind eingetroffen, die Erfüllung der dritten Weisſagung ſteht bevor.

Beim Reiter auf Kar ſah eine Zeitlang die Bäurin des Morgens, wenn ſie in die Küche gieng, die Willeweis auf dem Herde kauern. Es war ein uraltes Weiblein, Geſicht und Hände über und über mit Runzeln bedeckt. Dann und wann that ſie den Mund auf und Vergangenes und Zukünftiges kund. Ein alter Bauer rieth dem Reiter, Eierſchalen auf den Herd zu ſtellen. Sie ſteckten alſo ringsum auf den Herd halbe Eierſchalen in die Aſche, und am folgenden Morgen, als die Bäurin wieder in die Küche kam, rief die Willeweis:

„I bin die Willeweis,
An älter Greis,
Woaß in Kärerwall
Neunmäl Wieſ' und neunmäl Wall,
In Schlearn an Nuſskearn,
Die Gepleng a Möſſerling',
Die Roatswänd a Kinderhänd,
Ober an Heard voll weißer Hafen woaß i nia.“

Darauf verſchwand das Weiblein und ließ ſich beim Reiter nie mehr ſehen.

Vom Kafmannhof erzählen die Leute, daſs dieſen Hof vor alters nicht rechte Chriſtenleute, ſondern ein „verwunſchenes“ Geſchlecht beſeſſen habe. Dieſes Geſchlecht ſei von den Chriſten aus dem Hofe verdrängt worden, und nur eine Perſon von den „Verwunſchenen“ ſei zurückgeblieben, die Willeweis nämlich. Sie ſah den Kafmannhof noch immer als ihren rechten, angeſtammten Sitz an, und erſt nach geraumer Zeit habe man ſie endlich vom Hofe weggebracht. Einer der „Verwunſchenen,“ der Gletſchmann, ein rieſengroßer, wilder Menſch, der nach der Einwanderung der Chriſten nur mehr ſo herumirrte und oft beim Kafmannhof vorüberkam, pflegte gewöhnlich dort Einkehr zu halten, um nach der Willeweis zu ſehen.

101. Die Dirne mit dem Dreikönigküchel.

Beim Kafmann im Kafmannthal, dem ehemaligen Linderhofe in Wälschnoven, buk die Bäurin am Dreikönigsabend Küchelн. Das erste gab sie der Dirn und befahl ihr, dreimal um das Haus zu gehen und das Küchel demjenigen zu geben, der ihr begegnen würde. Als nun die Dirn das drittemal ums Haus kam, begegnete ihr der Bauer, und sie gab ihm das Küchel. Die Bäurin fragte sie, wem sie es gegeben habe, und als die Dirne es sagte, da jammerte die Bäurin: „O weh, jetzt muss ich meine Sachen zusammenrichten und gehen; ich sterbe dieses Jahr, und du wirst nach mir Bäurin beim Kafmann." So geschah es dann auch.

Im Kafmannthal ist's unheimlich; da gehen geisterhafte Jungfrauen um, die in den Felslöchern hausen.

102. Der beinerne Tisch.

In Völs bei Bozen lebte eine übermüthige Bauerndirne, die Tochter eines reichen Völsers. Dieselbe wusste nicht, was sie um ihres Vaters Goldvögel alles begehren wollte, und der Vater, der auf seine schöne und reiche Tochter nicht wenig stolz war, that ihr alles, was sie verlangte. Die reichsten und angesehensten Freier stellten sich ein, und ein Gastgelage drängte das andere. Doch war ihr keiner reich und stolz genug. Zuletzt begehrte sie von ihrem Vater gar einen beinernen Tisch, und aus Elfenbein musste er sein; sie wolle nur mehr an einem solchen Tisch essen. Der Tisch wurde angeschafft, und die Wirtschaft gieng so flott weiter. Aber nicht mehr lang. Der Vater starb, und die Goldvögel flogen nach Ungnaden aus und kehrten nicht wieder. Wie's so geht, selbst das größte Fass wird einmal leer, und der Hof gerieth in die Gant. Die Dirne, ans Arbeiten nicht gewöhnt, musste betteln gehen und wurde mit einer ekelhaften Krankheit an ihrem Leibe geschlagen.

Da begab es sich, dass sie einmal vor dem Hause eines reichen Bauern um eine warme Suppe bettelte; seit Wochen habe sie keinen Löffel voll mehr über die Lippen gebracht. Weil man

sie aber nicht ins Haus lassen wollte, reichte ihr die Bäurin die Suppe heraus. Und sie setzte sich auf die Bank vor der Hausthür und stellte die Schüssel auf ihre Knie. „Jetzt habe ich wohl meinen beinernen Tisch!“ soll sie geseufzt haben, und die Thränen perlten ihr in die Suppe.

103. Die Kreuzschule in Eggen.

Beim Schmiederer in Eggen hielt der Satan Kreuz- oder Schwarzschule. Einmal waren gerade neun Schüler, und welcher von diesen zuletzt hinausgehen würde, der sollte dem „Bettel“ gehören. Der neunte hinaus hielt aber etwas Geweihtes zwischen den Zähnen, und als der Teufel ihn packen wollte, riss er den Mund auf, und der Satan fuhr so grimmig davon und die Ries' hinauf, dass noch zur Stunde daselbst ein unbewachsener Streifen im Boden zu sehen ist. Oben stieß er einen Stein an, dass er herunterkollerte und unten liegen blieb. Niemand hat den Stein mehr hinweggebracht.

104. Des Satans Waffensammlung im Schlern.

Zwischen der jetzt sogenannten Santnerspitze und dem Schlern soll vorzeiten der Teufel seinen Wohnsitz gehabt haben, als der Schlern noch ein beliebter Hexenplatz war. Wenn dann die Hexen auf dem Schlern sich versammelten und Gelage und Tanz anhuben, hatte der Teufel keinen weiten Weg zu machen, um auch dabei zu erscheinen. Denn der Schlern war vordem eine so auserlesene Stätte für den Hexensabbath, dass der Teufel dabei nie fehlen wollte. Der Böse hat aber auch, wie andere hohe Herren, seine noblen Passionen, und weil es nun dazumal zum feinen Ton gehörte, dass fürstliche Personen in ihren Schlössern allerlei Raritäten ansammelten, so gedachte der Satan, im Teufelsloch am Schlern, nahe bei seiner Residenz, ein Waffencabinet zu errichten, wie kein zweites in allen Ländern weitum sein sollte. Er hatte aber in Erfahrung gebracht, dass die Herren der Burg Zimmerlehen ober Völs mit großem Geldaufwand sich die seltensten Waffen und Rüstungen

zu verschaffen gewusst hatten, die sie nun dort mit vielem Stolze zu zeigen pflegten. Weil aber der Schatz überaus sorgsam gehütet wurde, musste der Satan, um in dessen Besitz zu gelangen, zur Gewalt greifen. Er machte ein böses Wetter und schleuderte so fürchterliche Blitze auf die Burg, dass die Waffenhüter entsetzt die Flucht ergriffen. Jetzt packte er den gesammten Waffenvorrath zusammen und trug ihn eiligst hinauf ins Teufelsloch, wo er sich ein stattliches Waffencabinet herrichtete, das nur den Hexen zugänglich war. Seit der Zeit, sagt man, sei es auf der Burg Zimmerlehen unheimlich.

105. Der Satan in der Veitenmühle in Eggen.

In der Veitenmühle im Eggenthal ist's von alters her unheimlich; da geht der Satan um und empfängt seine Visiten. Wer etwas von ihm haben wollte, kam des Nachts zur Veitenmühle her, und der Satan fand sich pünktlich ein. Da waren drei junge Burschen in Eggen, denen die Bauernarbeit zu grob war sammt der Bauernkost. Sie wären gerne reich gewesen und Herrenleut' geworden wie der Pfleger in Deutschnoven, der alle Tage Fleisch und Geselchtes hatte. Drum thaten sie sich zusammen und wollten in einer Pfinztagnacht zur Veitenmühle.

Es hatte ihnen aber einer, der es wissen musste, gesagt, der Teufel habe auch seine Späne, und er wolle immer etwas Geschriebenes, damit er sich verlassen könnte. Die Burschen begaben sich nun zu einem alten Weberlein, so der Schrift kundig war und aller Wissenschaft, und frimmten bei ihm einen Vertrag an, wie er ihn am besten könne, denn der Satan ist ein vornehmer Herr und hält auf manierliche Form ein gewaltiges Stück; das hatte ihnen schon der Lenz beim Cyprian in Wälschnoven gesagt, und der hatte es aus seinen Büchern herausgelesen. Die Schrift war fertig, und sie gaben dem Weber über ihre Schuldigkeit dafür einen Zwanziger noch obendrein. „Afſ' üns öppar öt aumarig mächn tuaſch!" sagten sie. Sie kamen also, wie's Nacht geworden war, zur Veitenmühle und trugen die Schrift wohl mit. Nun hatte ihnen der Lenz schon vorher genau beschrieben, was für Ceremonien sie da machen müssten. Wie es Vorschrift war, hatten sie sich alle

drei um Lichter umgesehen; der eine hatte das seine vom ewigen Licht in der Kirche, der andere von der Sonne, der dritte hatte es gar aus dem Stein geschlagen. Diese Lichter mussten ihnen jetzt zur Beschwörung leuchten. Sie machten einen Zauberkreis, legten Hexenkraut hinein und Scharnikel, Wolfswurz und Bettelabbiss und noch einige andere Kräutlein, thaten auch die Schrift dazwischen und sagten ihren Hocuspocus herunter, dass der Bettel komme. Und er kam auch. Denn auf einmal fieng die Mühle von selber zu gehen an, aber mit solchem Ächzen, Knarren und Rasseln, dass sie nichts anderes vermeinten, als die ganze Hölle wäre los. Plötzlich zitterte die Mühlhütte, als gienge sie sammt und sonders aus dem Leim, und in dem sprang der Satan in den Kreis mit zwei Geldsäcken. Diese warf er auf den Boden, den einen über den andern, und setzte sich darauf.

Jetzt nahm einer der Burschen die Schrift heraus und fieng an den Pact laut herabzulesen. Darin stand geschrieben, dass sich der Teufel einen von ihnen aussuchen und holen dürfe. Wie der Bettel nun mit wahrhaft teuflischem Grinsen auf einen der drei hinschielte und der wohl merkte, dass er ihn vertragsmäßig holen werde, ward dem Burschen auf einmal alles schwarz vor den Augen, und er hielt sich nimmer auf den Beinen.

Der Beschwörer, der eben die Schrift las, musste den Halbohnmächtigen stützen und der andere dessen Licht halten. Damit konnte die Beschwörung ihren Fortgang nimmer gut nehmen, und sie verloren den Muth. Der Satan grinste und zeigte Lust, alle drei zu holen. Wie die Schlaumeier aber nur zu dem Fundus gekommen sind? Denn hört, der Bursche, der den Vertrag in der Hand hatte, las schleunig den Zaubertext von hinten nach vorn. Das hat den Teufel! Der Vertrag ward dadurch ebenfalls rückläufig, und der Satan konnte ihnen nichts mehr anhaben, weil alles vertragsgemäß gegangen war. Freilich, wo einmal der Bettel anbeißt, lässt er so geschwind nicht wieder los. Nur mit der größten Mühe gelang es den Burschen, den Satan zum Nachgeben zu bringen.

Endlich nahm er doch wieder seine Geldsäcke und strich damit voller Wuth durch das Fenster hinaus, dass die ganze Hütte bebte.

106. Das Teufelsloch.

Hinter Wälschnoven gegen Kar hinauf war ein tiefes tiefes Erdloch.

Jetzt ist dort der ganze Berghang in das Thal abgerutscht. In jenem Loche hauste der leibhaftige Bettel. Ein Schneider von Wälschnoven, der öfters Eichkätzchen schießen gieng, kam beim Loch vorbei und dachte bei sich: „Heut' werde ich einmal den Bettel schrecken." Also schoss er die ganze Ladung ins Bettelloch hinab. Ei, hast mich nicht g'sehen, siehst mich schon! war der Bettel auf und los. In der größten Geschwindigkeit kletterten eine ganze Menge großer und kleiner Bettel die kahlen Erdwände herauf, den Schneider zu strafen. Hätte dieser nicht Füße gemacht wie ein Reh, so wäre er ihnen nicht entkommen, denn schon waren sie nahe hinter ihm, als er das nächste Bauernhaus erreichte, wo er die Bettel mit Weihbrunn zurücktrieb.

---

107. Der Satan und die Widumhäuserin.

Auf der Rothwand in der Rosengartengruppe hinter Wälschnoven hat der Bettel, wie dortzulande der Satan allgemein genannt wird, seinen Sitz. Da war in Wälschnoven eine Widumhäuserin, die den „Heiratsgamper" hatte und, weil sie keinen zu heiraten kriegte, eine rechte Zanktippe*) wurde, die mit keinem Menschen mehr friedlich auseinanderkam. Endlich warf der Satan von der Rothwand ein Auge auf die strenge Gebieterin des Widums, die im Dorf alles hintereinander gebracht hatte mit ihrer losen Zunge, fuhr von seinem Hochsitze herab nach Wälschnoven und mit der Häuserin wieder hinauf und mitten durch die Rothwand hindurch. Noch sieht man das Loch im Berge. Darauf wollte er die Rothwand abbrechen und herabdrücken und das Dorf damit zudecken, dass kein Rauchfang mehr darüber hinausragte; und das alles seiner zungenfertigen Braut wegen, die ihm ihre liebe Noth mit den Dörflern geklagt hatte. Und ein schreckliches

*) Zanktippe, mundgerecht gemacht aus Xantippe, im Eisakgebiet allgemein üblich als Bezeichnung einer streitsüchtigen Frau.

Unwetter gieng nebenher mit Blitz und Donner und allem Bösen. Da lief der Meßsner in den Thurm und läutete schleunig die große Glocke. Wie der Satan dies hörte, ward er bärenmäßig „derkeit“ und rief ins Dorf herab: „Hätte der Pfarrstier in Wälschnoven nicht gegrollt, so würde ich das ganze Wälschnovner Thal mit der rothen Wand zugedeckt haben.“

108. Wie dem Satan ein Bub übermacht wird.

Beim Unterweger auf Kar, Gemeinde Wälschnoven, war ein Bub zur Welt gekommen. Die Geigermüllerin, eine Hexe, war Hebamme und trug das Kind allein den Kirchsteig hinab zur Taufe. Der Bauer kam erst später nach. Weil es niemand sah, weihte die Hexe das Kind beim Bild auf dem Steig dem Teufel, und als der Geistliche es sodann unten taufte, flog ein schwarzer Vogel davon. Wie nun der Bauer endlich auch zur Stelle war, sagte der Geistliche zu ihm, er solle ja kein Kind mehr allein forttragen lassen, das Kind sei verhext, und er könne es nicht sagen, ob er wohl die Kraft gehabt habe, den Zauber zu lösen. Auf dem Rückweg kam die Amme, die das Kind im Korbe trug, wieder beim Bild auf dem Kirchsteige vorüber, setzte da ab und hob den Buben aus dem Korbe. Sie stellte ihn aufrecht auf einen Stein und ließ das Kind tanzen. Und es tanzte wirklich lustig auf dem Stein herum. Da erkannte das Weib, dass der geistliche Herr die Kraft nicht gehabt habe, den Zauber zu bannen. Das Kind gehörte dem Satan.

Der Bub wuchs heran und ward ein Schwarzkünstler. Er hütete die Ochsen und war, wo er wollte, das Vieh weidete doch immer auf dem rechten Platze. Das machte, dass er Reisig in den Boden steckte, und die Ochsen konnten darüber nicht hinausgrasen. Wenn er etwas zu holen hatte, that er keinen Schritt fort, und das Gewünschte war doch alsbald zur Stelle. Wenn noch kein Wölklein am Himmel war, sagte er immer doch das Unwetter vorher, und es traf richtig auch ein.

109. Der Satan als Heufuder.

Die bekanntesten Hexenmeister in Wälschnoven waren wohl der Lippentonl und der Knecht Lorenz beim Cyprian.

Der erstere, der Lippentonl, war in der Kreuzschule in Eggenthal gewesen und hatte vom Satan unter anderen Schwarzkünsten auch übermenschliche Sprünge gelernt. Er konnte über vier Paar Ochsen, neben einandergestellt, leicht springen und stieß doch an keinen.

Aber auch der Knecht Lorenz beim Cyprian suchte seinen Meister; er hatte seine Hexenkunst nicht zwar in einer Schwarzschule gelernt, sondern aus einem uralten Zauberbuch, das ihm eine Zigeunerin zurückgelassen hatte. Auch war es ihm geglückt, den Tunderstein auszugraben, und der verlieh ihm eine so übermäßige Leibeskraft, dass er es leicht mit zehn aufgenommen hätte. Stärker kann auch der Satan selber nicht sein, meinte er, und es zuckte ihn in allen Gliedern, wenn er daran dachte; er wollte es zuletzt wirklich probieren. In einer Nacht, von der er wusste, dass da der Satan freien Ausgang aus der Hölle habe, gieng er just um 12 Uhr vors Haus hinaus, um zu sehen, ob der Teufel nicht etwa des Weges daher käme. Er brauchte nicht lange zu warten, da kam der Bettel wirklich von da unten, vom Tschandl her, aber in der Gestalt eines wahren Ungethüms von einem Heufuder. Was, soll er nun mit dem Heufuder raufen? Ja, es ärgerte den Lorenz über die Maßen, dass ihm der Bettel nicht in einer handlicheren Form in den Wurf kam, und gerade deswegen fiel er über das Heufuder her und raufte damit aus Leibeskräften. Allmählich entwickelte sich nun allerdings aus der Heufudergestalt der leibhaftige Bettel, wie ihn der Lenz beim Tuifilemaler oft gesehen hatte, allein er wurde vom Gegner noch schärfer angefasst und bis auf die Tschandlwiese hinabgewuzelt, wo der Bettel aber nun festeren Stand fasste und dem Lorenz überaus stark zusetzte. Zu überwältigen vermochte er den Knecht jedoch lange nicht. Erst nach stundenlangem Geraufe kam der Lorenz, übel gezaust und gemugelt, unten zu liegen und wäre wohl kaum mehr obenauf gelangt. Da läutete die Betglocke, und der Bettel fuhr mit Ingrimm eilends davon. So war der Lenz der Gefahr, in den Boden hineingedrückt zu werden, noch glücklich entronnen.

110. Der Satan schiebt den Block weg.

Auf dem Virglberg oberhalb Bozen stand in alten Zeiten das Schloss Weineck, von dem noch die Ruinen sichtbar sind. Davon geht folgende Sage: Einst gebot auf dem Schlosse ein gar übermüthiger Ritter, der den Leuten, die bei seinem Schlosse vorbei mussten, allerlei Tücken anthat. Eines schönen Morgens aber kam er nicht mehr zum Burgthore hinaus, denn davor lag ein gewaltiger Felsblock, den er sammt allen seinen Knechten nicht wegzuschaffen vermochte. Als der Ritter mit Schrecken wahrnahm, dass sie in der Burg rein verhungern müssten, rief er nach dem Satan und versprach ihm, wenn er den Stein wegwälze, seine Seele. Der Satan ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern war gleich zur Stelle und schloss mit dem Ritter den Pact ab. Im Nu hatte er den Block weg, holte aber auch sofort den Ritter aus der Burg und fuhr mit ihm auf und davon. Noch heute soll man den Felsblock sehen; er liegt einige zwanzig Schritte unter der Burg und hat die Spitze nach oben gerichtet.

111. Der Lipp'ntonl.

Der Lipp'ntonl in Wälschnoven war ein Schwarzkünstler. Er gieng auf den Kreuzwegen in die Schwarzschule des „Bettels" und lernte dort so vortrefflich geigen, dass er die größten Künstler ausstach und sich viel Geld verdiente. Er konnte sich unsichtbar machen und versperrte Thüren und Truhen aufthun, indem er bloß die Schlösser aufblies.

112. Das alte Bacherle in Wälschnoven.

Das alte Bacherle in Wälschnoven, das vor langer Zeit gelebt hat, war ein gar g'spassiges Manul, das immer in alten Büchern las und mit den Zauberkräutern wohl bewandert war. Es war aber auch selber einigen Zaubers kundig, den es aus den Büchern herausgelesen hatte mit Abrakadabra und anderem Hocuspocus. Aber es war den Hexen spinnefeind, das Männlein, und die Hexen ihm, weil er sich nie auf dem Schlern oder Schwarz-

horn oder, wo sonst die Hexen tanzten, dabei sehen ließ und doch mehr Künste verstand, als gewöhnliche Leute, die nicht Hexen sind. Denn das muss man den Hexen lassen, sie hielten große Stücke auf ihre Zunft und wachten eifersüchtig über die Ausübung der schwarzen Künste, so nach ihrer Meinung bloß ihnen zustanden. Daher hatten sie es scharf auf das Bacherle und sahen ihm auf die Finger.

Einmal war er in der Oberwirtskuchel beim Herde und wärmte sich. Die Hexen hatten davon Wind bekommen, und der ganze Schwarm, die schöne Kastelruterin voran, stob in die Kuchel herein, fasste das Bacherle und zerrte und riss daran herum, als wäre es bloß ein Wergwuzel, den sie auseinander bringen müssten. Sie hätten das Männlein sicher umgebracht, wenn nicht der Oberwirt noch rechtzeitig beigesprungen wäre und das Hexenpack vertrieben hätte. Denn der Oberwirt, musst du wissen, war selber in geheimer Kunst erfahren und verstand mehr, als andere.

Das Bacherle ließ nun ein Bildstöckl machen, auf dass es künftig gefahrlos und unbelästigt da des Weges gehen könnte, denn es traute seiner Kunst nimmer alles zu.

Einmal traf das Bacherle auf der Alm zwei alte Mähder an, die nicht mehr zu schaffen imstande waren, wie jüngere Leute, und die sich so müde geschunden hatten, dass sie nimmer weiter konnten. Das Bacherle sagte: „Ös seid rechta Lörl, zwui thüat as öt awia rüawiger? Jatz, thät i moan, war Zeit, afs ös rostat. Huckt enk lei awia afn Sitzlödar!“ Die Arbeiter aber entgegneten: „Sein mar lei üüsar zwien, und die Woade muat nou heunte g'mahnt wearn. Mit Rästn kimp oaner öt van Flöck.“ Jetzt nahm das Bacherle dem einen die Sense ab, hieß sie beide niedersitzen und fieng an zu mähen, und siehe da, er mähte doppelten Strich auf einmal und so schleunig, dass die beiden Taglöhner, welche inzwischen rasteten, vor lauter Wunder nur so das Maul aufrissen und schauten. In unglaublich kurzer Zeit war die Wiese abgemäht, und die beiden Alten durften heimgehen. Als sie ihm dankten, sagte das Bacherle schmunzelnd: „Schun recht, as giltit schun; miar isch dös Ding jä leicht gäng. Wenn ös wöllat, thät i enk in gänzn Korar Wäll in an oanzign Tog fein sauber omahn.“

113. Der Oberwirt in Wälschnoven macht seine Nebenbuhler gefroren.

Der Oberwirt in Wälschnoven, der freilich schon lang vor Menschengedenken verstorben ist, war ebenfalls ein Schwarzkünstler, wie das Bacherle. Er verstand aber noch mehr, denn er hatte seine Kunst auf der hohen Schwarzschule am Kreuzwege gelernt, wo man von Wälschnoven nach Steineck geht, auf dem Taltbühel. In der Hexenzunft besaß er großes Ansehen, und männiglich fürchtete ihn mit Recht, denn er verstand die überaus vortheilhafte Kunst, die Leute gefroren zu machen, d. h. an einer Stelle festzubannen, dass sie sich nicht mehr rühren und somit auch nicht mehr gehen konnten.

In Deutschnoven hatte das Wirtlein seine Braut, ein bildschönes Ding; die besuchte er manchmal, es wird nicht allzu selten gewesen sein. Darob wurden die Deutschnovner Burschen, als sie davon gehört hatten, teufelswild, denn sie wollten nicht, dass ihre Mädeln auswärtige Mannsleut' heiraten, sie wollten sie lieber selber, und am allerwenigsten gönnten sie das bildschöne Ding mit dem Goldhaar und dem Himmel in den Augen dem Zigeuner dort, wie sie den Wälschnovner Wirt schimpfweise betitelten. Einmal passten sie ihm auf und wollten ihm das Wiederkommen aus dem Schädel schlagen; es waren ihrer etwa ein Dutzend.

Richtig, da ist der Wirt schon; heute gieng er früher wieder heimwärts, als gewöhnlich. Und sie liefen ihn mit Geschrei und grimmigen Schlägen an. Er aber holt mit seiner nervigen Faust weit aus, und wie sie niedersaust, taumeln rechts ihrer sechs und wieder links ihrer sechs zu Boden, also dass der Wirt mitten durch sie hindurch gieng. Sie wären gerne wieder aufgestanden und hätten ihren Angriff noch stärker wiederholt, allein sie konnten sich nimmer von der Stelle rühren. Der Wirt hatte sie gefroren gemacht, und sie mussten ihn ziehen lassen. Diese Kunst möchtest du auch, nicht?

114. Der Gastertom.

Der Gastertom in Wälschnoven war ein Zauberer. Diese Kunst erlernte er von einem Wälschen. Der Tom machte nämlich einmal bei Nacht im Karer Wald Holz. Da kam der Wälsche und zeigte ihm, wie man mittelst des Bergspiegels das Gold in den Bergen sehe und sich unsichtbar machen könne. Im Reiterjoch, sagte er, ist eine Unmasse Goldes, und er belehrte ihn, wie er es machen könne, aber er dürfe nie mehr nehmen, als dort zutage liege. Das Graben verbot er ihm.

Nun machte sich der Tom unsichtbar, indem er einige Zeichen in der Luft beschrieb und ein Sprüchlein daher sagte. So fand er nun die Goldwurz im Reiterjoch und holte sich Gold, so oft er es brauchte, aber immer nur bei Nacht, denn bei Tage wäre er von den Venedigern zerrissen worden.

Er gieng auch auf die Hirschenjagd, der Tom. Da machte er sich unsichtbar und schoss nicht wenige weg.

Einmal kam er einem prächtigen Hirschbock oben auf dem Joch ganz nahe, schoss ihn und „legte ihn nieder". Nach diesem schoss er keinen mehr; warum, das weiß ich nicht.

Der Tom wurde überaus reich; wenn aber jemand in sein Haus kam und das Gold zu sehen hoffte, sah er nur einen Haufen blauer Steine, wie man sie in der Gepleng oben findet. Die Steine waren jedoch lauter geblendetes Gold.

115. Das Dritscher Anderle.

Das Dritscher Anderle in Wälschnoven konnte Wespen bannen. Wenn er draußen mähte und es fielen ihn die Wespen an, dann murmelte er bloß einen Spruch, nickte mit dem Kopf und machte mit der Hand unterschiedliche Zeichen. Damit wurden die Wespen gebannt, und sie klebten auf und auf an seinem Gewande fest, bis er sie wieder freiließ. So konnte er ungestört weiter mähen.

116. Der Hexenmeister Kachler in Tiers.

Der Hexenmeister Kachler trug einen Zauber- oder Stärkegürtel, der ihm Zwölfmännerkraft verlieh. Einer der zwölf Tierser Herrn, welche in der Dreikönigsnacht unter dem Rosengarten auf feurigen Rossen durch den Gschlöslwald reiten, hatte ihm den Gürtel gegeben. Dieser war auf der inwendigen Seite der ganzen Länge nach mit lauter kleinen, schwarzen Erzkügelchen besetzt, wie man sie noch hie und da auf dem Schlern und Rosengarten antrifft. Der Sammler dieser Geschichten hat auch etliche solche Steinchen vom Schlern und wird hoffentlich bald auch mit Zwölfmännerkraft begabt, um beim nächsten Innsbrucker Preisranggeln den ersten Preis zu gewinnen. Der Kachler war aber auch ein Wettermacher, der seinesgleichen suchte, und hatte über alles Wachsthum der Gegend Gewalt; er konnte Getreide, Gras und Wein wachsen lassen oder auch verderben, wie es ihm gefiel.

Einmal war seine Stube voll Bauern, die des Wetters wegen herkamen und mit dem Hexenmeister darüber redeten. Der Schwarzblenten war im Aufgehen, und da sollte ihn bei Tag die Sonne und bei Nacht der Mond rösten. So hätten sie nun gerne Sonnen- und Mondschein gehabt etliche Wochen. Da fieng der Kachler auf einmal an zu weinen, und die hellen Thränen rannen ihm in den Bart. Darüber um die Ursache befragt, gab er zur Antwort: „Ich esse selber den Pulggen (Blenten) zu Tod gern, aber jetzt muss er hin werden!" Dann gieng er hinaus und fort nach Wälschnoven. Der Blenten missrieth und starb in kurzer Zeit ab. Jetzt wurden die Bauern über und über zornig und gedachten, dem Kachler das Handwerk zu legen. Sie zogen aus, ihn zu fangen, aber als sie ihm in Wälschnoven begegneten, getraute sich keiner, Hand an ihn zu legen, denn sie fürchteten den Zaubergurt, den er am Leibe trug. Da raunte der Klügste unter ihnen den andern in die Ohren, sie sollten ihm nur den Gurt vom Leibe reißen, dann sei er nicht stärker, als jeder von ihnen. Sie fielen ihn nun an und rangen mit ihm, und während ihm einer den Bart raufte, dass es eine Art hatte, rissen ihm die andern richtig den Gurt herab. Jetzt wurden sie seiner leicht mächtig, fiengen ihn und lieferten ihn gebunden über die Wolfsgrube nach Tiers hinüber, wo er der Obrigkeit

überantwortet wurde. Noch wollen die Leute das Loch im Kerker wissen, wo der gefürchtete Hexenmeister gefangen lag. Ob man ihn um einen Kopf kürzer gemacht oder an einen Baum gehängt oder gar lebendig gebraten hat, konnte ich nicht erfahren.

117. Der Pfarrer mit dem Bergspiegel.

In Wälschnoven lebte vorzeiten ein Pfarrer, der mehr konnte, als andere. So hatte er auch einen Bergspiegel und verstand es, durch denselben zu schauen. Wenn er ihn gegen Neustift stellte, konnte er zu seinem Vergnügen sehen, was der Propst in der Neustift gerade that.

118. Die Gstampa.

Jenes gespenstige Wesen, das anderswo Berchta oder Brechta, Brechtl oder auch kurzweg Weibele oder gar „'s längnosate Weibele" genannt wird, heißt bei den Reggelbergern, d. i. bei den Leuten im Eggenthal und in den benachbarten Thälern und Bergen, die Gstampa. Diese ist, erzählen die Leute, ein ganz gewaltiges „Unkatl", ein Weiblein, gleich der Trute, ungestaltig, langnasig und hinkend und über die Maßen gefürchtet. Sie reitet mit den wilden Jägern durch Wald und Flur, immer aber hinterdrein und verfolgt jeden, der sich nicht scheu verkriecht. Wird aber jemand von ihr verfolgt, und ist er glücklicherweise in der Nähe eines Hauses, wo Rauch aufgeht, so muss er die Dachtraufe zu gewinnen suchen, dann dreimal innerhalb der Traufe um das Haus laufen und aus voller Kehle schreien. Dann ist er sicher.

Die Gstampa klirrt und klappert, dass man es von weitem hört, denn sie trägt immer eiserne Ketten mit sich. Dabei rumort sie um Haus und Hof, in Feld und Rain, ist griesgrämig und böse und sitzt auf den Höfen hie und da als altes Weiblein zu oberst in einer Kammer. Wer sie verfolgt oder ihr auch bloß nachspürt, den drückt sie in die Wände. Besonders heftig ist ihr Auftreten am Dreikönigentage und dessen Vorabend. Da wagen es die Leute nicht einmal zu husten, aus Furcht, sie könnte der menschlichen Spur nachgehen. Zu dieser Zeit wird daher seit

alters schon ein Mohnstampf in die Stube gestellt, damit man da hineinhuste.

Vom obern Moserhof in Wälschnoven wird Folgendes erzählt: Am Dreikönigenabend gieng einmal die Gstampa mit aufgelöstem Haar, wie dies ihr Brauch ist, und begleitet von etlichen Hündlein sammt ihrer Kinderschar da vorbei. Es hatte schon betgeläutet, und trotzdem schlich der Sohn des Bauern hinaus und stieg auf den Misthaufen, voll Neugierde, die Gstampa zu sehen und zugleich die Thiere im Stall reden zu hören.

Wie die Gstampa den Burschen sieht, ruft sie ihm zu: „Dir hack' ich mein Hackl in den Fuß. Das nächste Jahr werde ich dir's, wenn du wieder da stehst, wieder herausziehen." Der Bub war augenblicklich getroffen und blieb krumm, bis er sich über ein Jahr auf dem Misthaufen wieder sehen ließ. Jetzt zog ihm die Gstampa das Hackl heraus, und das Bein war wieder gesund wie früher.

119. Die „Trute" in Wälschnoven.

1.

Wer von der Trute (Trude) spricht, den sucht sie heim. Zwei Schwestern, es waren Näherinnen, sprachen davon, und die eine sagte: „Ich möchte doch einmal die Trute sehen, ich fürchte mich kein bisschen davor." In der nächsten Nacht kam die Trute und sagte: „Du hast mich herbeigewünscht. Jetzt bin ich da und werde dich drücken." Und sie drückte das Mädchen halbtodt. Die Dirne wollte von da an nichts mehr von der Trute wissen.

2.

In Wälschnoven gab es vorzeiten eine Trute. Einst in der Nacht weinte sie so laut vor einem Bauernhofe, dass der Bauer hinausrief, was da wäre. Die Trute jammerte, dass sie etwas Lebendiges erdrücken müsse, aber nicht dazukomme. Der Bauer wies sie in den Schweinstall, wo sie ein Schwein zutode drückte. Hierauf gieng sie laut dankend wieder davon.

3.

Die Trute weicht wieder, wenn ihr drei weiße Gaben, als: Eier, Butter und Salz, auf dem Tische hergerichtet werden. Diese drei weißen Gaben richtet man auch für die Gstampa vor.

4.

Von einigen wird die Trute für eine Hexe gehalten.

120. Die „Truten" in Tiers.

Früher hatten die Tierser auch sehr viel von den Truten (Truden) zu leiden; das waren verheiratete Frauen, welche keine Kinder hatten. Sie kamen, wenn die Leute schliefen, durch das Fenster oder durch die Thüre herein, auch wenn diese geschlossen waren, und legten sich auf die Schlafenden, um sie furchtbar zu drücken. Wenn aber jemand den Gequälten beim Namen rief, musste die Trute gehen, auch durfte sie keinen Menschen vollends erdrücken.

Es hatte einmal ein Bauer eine Dirn, die ebenfalls eine Trute war. Da trat eines Tages ein so böses Wetter ein, dass einem ein Hund erbarmen musste, der draußen war. Als der Bauer in seinen Stall gieng, sah er die Dirne darin sitzen und weinen. Auf seine Frage, warum sie weine, sagte sie ihm, dass sie eine Trute sei und heute bei so schlechtem Wetter auf ihr Geschäft ausgehen müsse, jemanden zu drücken. Der Bauer fragte, ob er sie durch kein Mittel davon befreien könnte, und die Dirn antwortete: „O ja, wenn ich etwas ganz erdrücken dürfte, wäre ich frei." Daraufhin erlaubte ihr der Bauer, sein Schwein im Stalle zu erdrücken, und gieng. Als er später nachschaute, fand er wirklich das Schwein im Stalle ganz platt gedrückt, wie wenn ein Mühlstein darauf gelegen wäre; die Trute aber war nun frei und brauchte nicht mehr aufs Drücken auszugehen.

In Völser Eicha lebte ein alter Bauer, der die Truten herbannen konnte. Wenn jemand zu ihm kam und wünschte, eine gewisse Trute zu sehen, dann musste er drei weiße Gaben bringen: Eier, Salz und Milch. Dieser Bauer hat viele Truten zu erscheinen gezwungen und hatte auch über die Hexen große Gewalt.

121. Auf den Schlern gebannt.

Dem Schlern zur Seite stehen zwei Felsthürme. Auf den einen wurde ein Hexenmeister aus Bozen gebannt, der weitum sein Unwesen trieb und immer von zwei schwarzen Katzen begleitet wurde, und auf den andern ein Metzger, der keine kleinen Stücke Fleisch der Hölle zugeworfen hat.

122. Der gehenkte Hexenmeister.

Es war einmal ein Hexenmeister auf seiner Kunstreise spät in der Nacht nach Blumau gekommen, wo nicht weit weg auf dem Gallbühel der neue Galgen stand, denn der alte war vom vielen Hängen baufällig geworden.

Der Mensch wollte in der geschlagenen Finster nimmer weiter und blieb in Blumau über Nacht. Der Wirt wies ihm alsbald ein Schlafstüblein an. Er war aber ein herzhafter Mann, und weil er den Hexenmeister von früher her kannte, dachte er: Du kommst mir nimmer aus, sagte aber dem Gaste nur „Gute Nacht!" und gieng hinaus. Eiligst schickte er nun seinen Knecht, den Gerichtsdiener zu holen. Dieser sagte es dem Richter, und der war mit etlichen handfesten Leuten alsbald zur Stelle, um den Vogel nicht entschlüpfen zu lassen. Sie drangen in das Schlafstübchen des Hexers, und dieser wurde in ein finsteres Loch gesteckt und angekettet, bis der Scharfrichter von Bozen käme. Denn der Richter sagte: „Es ist am besten, wir hängen ihn geschwind, sonst hat's den Teufel."

Nach einer Weile schoss schwitzend der Henker heran. „Nur zu!" rief er von weitem; sie kleukten das Armensündorglöcklein, und der Hexer ward ausgeführt. Der Scharfrichter, der seine Kunst verstand und schon manchem Galgenvogel in der Hölle Quartier bestellt hatte, wollte sein schönes Geld daran verdienen und knüpfte ihn so sorgfältig auf, dass es eine Lust war, wenn es einen nicht gruselte. Drauf knieten sie nieder und sprachen ihr Gebetlein, wie's Brauch war. Wie sie darnach wieder aufstehen und der Henker so hinaufschaut, ob der Gehängte noch zapple, da

hieng der gar nimmer oben, sondern stand frisch und gesund einen halben Steinwurf von ihnen und rief lachend: „Lass dich das Hängen nicht verdrießen, Landsmann! Wie viel macht die Schuldigkeit?" Der Henker, dem der Spott galt, fieng an zu fluchen und dass man nun gar niemand mehr trauen könne, den Spitzbuben mussten sie aber nach dem missglückten Halsgericht laufen lassen gemäß altem Herkommen. Weil aber der Strick um seinen Hals gelegen, wuchs dem Hexer ein über die Maßen großer Kropf.

Später fieng man aber den Hexer wieder ein und hängte ihn auf dem Gallbühel auf; diesmal versagte ihm seine Kunst, und der Richter ließ ihn zum Schrecken der Leute sieben Monate lang hangen; darnach fiel er von selber herab. (Ritten.)

123. Wia's die Hexe in Völsar Dacha darhängg ât.

(Eisakthaler Dialect.)

As isch amâl an Enzwöttar kemm in Völsar Dacha mit Laz und Tunder und mit an schröckborn Hoorschaur. Kemmen, woasche wo, isch's lei va die Hexen, dö Bettlkuntar, dö bâll do bâll dörscht öppas Abiches ausdarsindlan. Van Mösnar ât's wo lei in Pâlntschin (Getreideboden) zämmg'schlogn, und hât oanar just koan Scherm darroacht, selm isch ar una Güller (Beule) afn Grint öt innar kemm. Die Hoanzalar (Pfannknecht) hoben lei giglüant, woasche, afn Heard, und sell isch âlm a giwisses Zoachn, dass as Wöttar va die Hexn kimp. Die Ackar isch's oarg'fohrn, afs es lei gânza Struzza (Furchen) ausg'schwoabb ât, selm drin sein die greaschtn Trembl gilögn, dö's van Wald oar ât, und do odar dörscht a Heugrigg (Heuwägelchen) odar a Büterich und Rödarselgn kro ginua. Alls ât 's zämmeg'schwemp, afs koanar mear achte giwisst ât um an Unewand odar um die Roanlar. Dar Schaur, woasche, hatt oan bâll bis af die Ûarn anargiroacht, und hale isch's giwödn, wi' af anar Eisgâlle. As isch in Leutnan asönvla anterisch fürkemm, sie hobnt kro ung'höbb zi zörrn. Van Mösnar die Gitsche ât dös G'spiel saggarisch froadi gimächt. „Jatzan," sägg se, „geà i decht amâl dö kunza Hotl zi darhäng." Varstânn ât se die Hex. Die Gitsche isch öt faul, nimp a Lutcare,

weil's schu wotta nachti giwödn isch, und steigg in Thurn aubn. Dräftar läutit se wo Wöttar, wäs die Strang' darhältn thian, äffar zifleiße sönvla state, dass die Glogge die greaschtn Reidn mächt (d. h. ganz hinaufgeläutet wird und von einem Anschlag zum andern lange Zeit braucht). Dös, woasche, isch in Hexnan zin Schodn. Wia's Wöttar varbei isch, steigg die Gitsche wieder oar und sägg zi die Leut, sie söttn mit ihr giau. Dräftar giau ihrar an ötlina mit dar Gitsche zin Wiesnarhöuf oidn zi schaugn. Jatzan isch, muasche wissu, selm untarn Wiesnarhöuf a kloana Läcke, und in dear Läcke g'söchn se woll richtig die älte Wiesnarin zämp ihrn Böfn toadt liegn. 's Gfries isch an und an könhlschwärz zuidngibrennt giwödn. Dö, woasche wo, hät's Wöttar gimächt g'häbb. Wiadu se noar die Schaurkügilar aßön unschaugn thian, darwohrn se in an iadn a graues Hoor va dar Hex.

124. Hexenrache.

Nicht weit von Völs im Eisakthal ist mitten im Wald ein wunderschöner Platz, den sich aber die Hexen zu eigen gemacht hatten. In diesem Wald spazierte eines Abends im heißen Sommer der Pfarrer von Völs, um Kühlung zu suchen, legte sich auch dort ins weiche Moos und nickte ein. Als er aufwachte, war es schon stockfinstere Nacht, und er mochte gehen, wo er nur wollte, aus dem Wald fand er nicht mehr heraus. Deshalb wollte er die Nacht im Walde zubringen, so gut es eben gieng, und setzte sich im dichten Gebüsch auf einen Stein. Obwohl er öfter gehört hatte, dass es in diesem Walde nicht geheuer sei, wandelte ihn doch keine Furcht an. Aber er hatte keine Ahnung davon, dass er so nahe am Hexenplatz sei. Es dauerte nicht lange, da hörte er in der Ferne lautes Lachen. Die Stimmen kamen immer näher und näher, endlich wurde es auf dem Hexenplatz neben dem Pfarrer lebendig, und er sah, wie sie ein Feuer anzündeten und ihren Tanz hielten. Plötzlich sprangen die Hexen ins Gebüsch, wo der Pfarrer lag, fielen über den Armen her und misshandelten ihn grausam, so dass er alsbald kein Lebenszeichen mehr gab.

Es währte nicht lange Zeit nach dem Einbruche der Nacht, da machte der Hilfsgeistliche von Völs Lärm, der Pfarrer wäre nimmer heimgekehrt. Die Leute wurden Rathes miteinander, ihn zu suchen, und zogen mit Fackeln und Laternen in den Wald, den sie nach allen Richtungen durchstreiften: aber sie konnten den Pfarrer nicht finden. Erst als es tagte, geriethen sie zur Stelle im Gebüsch, wo er war, und fanden ihn todt auf dem Boden liegend, die Haare zerrauft und den ganzen Leib arg zerkratzt und zerschunden. Seine Kleider lagen, in Fetzen zerrissen, umher. Das war die Rache der Hexen, denen der Pfarrer so manchesmal das Wettermachen verleidet hatte.

125. Die Haselhexe.

Ein Bauernknecht in Seis beobachtete heimlich die Stalldirne, welche im Rufe der Hexerei stand, als sie gerade in der Küche die Ofengabel mit einer Salbe einrieb und auf derselben mit dem bekannten Spruche:

„Überall auf
Und nirgends an!“

durch den „Kemat“ hinausritt. Da sie den Salbentiegel stehen gelassen hatte, benützte der Knecht die gute Gelegenheit, schmierte damit am Küchenbesen herum, setzte sich dann rittlings darauf und fuhr mit dem Spruche:

„Überall auf
Und überall an!“

ebenfalls durch den Kamin. Den Spruch hatte er nämlich falsch gehört. Arg zugerichtet, gelangte er auf das Dach; er war mit seinem Schädel überall angeprallt. Durch die Luft gieng's nun leichter, und so kam er richtig auf den Schlern, wo die Hexen schon flott tanzten. Der Knecht tanzte auch mit, und als der Tanz zu Ende war, führten ihrer etliche die Stalldirne herbei, schlachteten und brieten sie. Darauf setzten sie sich alle im Kreise nieder und hielten guten Schmaus. Dem Knechte warfen sie eine gebratene Rippe hin, aber es ekelte ihn davor, und er aß die Rippe nicht, sondern steckte sie ein. Als die Hexen darnach die Knochen zusammenstellten und die Dirne wieder lebendig machten, fehlte

die Rippe, die der Knecht zu sich gesteckt hatte, und sie setzten statt derselben eine Rippe aus Haselholz ein. Dabei sagten sie, wenn jemand die Dirne jetzt Haselhexe heißen würde, müsste sie sofort todt hinfallen. So fuhren alle wieder heim. Am andern Tage, als der Knecht und die Stalldirne beim Essen waren, sagte auf einmal der Knecht zum Bauern: „In deinem Hause ist eine Hexe." Der Bauer aber entgegnete zornig: „Was, Lümmel, in meinem Hause soll's Hexen geben? Das sag' mir kein zweitesmal mehr!" Darauf der Knecht: „Ja, in deinem Hause ist eine Haselhexe." Im Augenblick rasselte es vom Stuhl, und die Dirne lag mit zerbrochenen Gliedern todt auf dem Boden.

126. Döi Hexe „Lomberda".

(Tierser Dialect.)

Amál ist hintern Roasngärt'n dinna a Hex g'wösn, und g'hoaßn hät sa Lomberda. Döi Hex isch g'wösn wia's Wött'r; denn báll isch a recht fein g'wöjn, báll recht znicht. Wenn sa fein g'wöjn isch, hät sa die Leit' g'wornt und hät ihmenen röcht g'holfn, báll sa znicht g'wöjn isch, hät sa die Leit' getrazt und hät ihmenen kro g'schodet. Do isch' a amál in Tiarsch außer um a Schmälz. Weil offer in selbn Johr völli kua Gros g'wärn isch, hobn hält die Küa a völli kua Schmälz g'mächt. Báll nu döi Hex kömmen isch, hobn ihr die Leit' fürg'hältn, as sie's lötza Wötter g'mächt hät, und hobn sa stätt'n Schmälzgöb'n röcht taggerisch hearg'schimpft. Af dös aui isch döi Hex nu — denn sell konscha diar gadenkn — röcht froadi g'worn und woll innen hintern Roasngärt'n und hät ihr gadenkt: „Wärt, den Tiarscher Toisln wear i schun fein." Und a nöttlena Tog daräster isch' a woll in der Nächt aug'stonnen und isch außer und hät g'wöllt unpäckn, in Roasngärt'n außar za schiabn. Báll sie offar hät g'wöllt schiabn, isch af amál der gänze Roasngärt'n woach g'worn, wia Lettn. Do isch die Hex zrugg gängen und hät g'lonst. Do hät sa g'heart die Tiarscher Glogga betleitn. Do isch a va bloas Zourn darn Roasngärt'n außer, hät die Händ' geballt und hät g'sägg: „Jatzt hät miar der Tierschar Stiar za früa gabrüllt und hät miar älls g'miat verhörn." Der-

weil döi Hex kro aubigeart hät, sein af amål a nöttlana Wanderleit' darhear und hobn die Lomberda woll zämmp ihrn Plunder g'nummen und sein darmit in Tiarsch außer g'sohrn. Väll sa nu sein in Tiarsch außn kemmen, hobn sa ban Voit kräftet. Die Wander sein selm Mittogz'össen gängen und hobn die Hex gabunden, osser alluan g'lässn. Do sein nu a gänza Kutte Kinder zuidn g'lossn und hobn die Hex ung'schaug. Die Hex hät osser derzua g'sägg: „Kinderler, geat, thiat mar a bissl an Earta auer!" Die Kinder osser sein za die Wanderleit' inneng'lossn und hobn sa g'frägg, wou sa der Hex an Earta audn thian dörfn. Die Wanderleit' osser hobn g'sägg, sell dörfn sa nöt thian, sist kimmp ihmeuen dös Hexenluadr lei aus. Väll nu die Wanderleit' gössn obn g'häbb, sein sa außn, obn an Köss'l voll Öl unglaart, hobn a Fuier drunter ung'schürt und hobn die Hex drin inua gathun. Dös Hexengfries osser hät in Öl dinua kro lei g'lächt und isch ihmeuen öt hin g'wordn. Do hobn noar die Wanderleit' um an Pater g'schickt. Jatz bäll der Pater kemmen isch, hät ear Paterpulver in Köss'l innen gathun und a darzua an Weichbrunn. Noar isch die Hex woll ogagregget und varröckt.

127. Die Langwerda.

Die Langwerda, auch Lomberda genannt, war eine fürchterliche Hexe und lebte in uralter Zeit nach einigen ganz hinten im Tierser Thal unter dem Rosengarten, nach anderen aber zu Putz im Fassathal. Sie stammte aus Herrengeschlecht und hielt sich zu ihrer Bedienung eine Magd. Einmal befahl sie der Dirne, ein Büschel Ähren zu nehmen und den Speicher auszukehren. Das Mädchen aber nahm statt des Ährenbüschels ein Tannenreis und kehrte und kehrte. Während sie noch an der Arbeit war, wurde es plötzlich finster, es fieng an zu donnern und zu blitzen, und ein gewaltiger Hagel schlug im Walde die Plissen (Nadeln) von den Tannen, dass sie ganz kahl wurden. Die Lomberda gieng zum Speicher und wollte nachsehen, was für Arbeit die Dirne gemacht habe. Zu ihrem größten Ärger fand sie den Speicher mit lauter Plissen gefüllt. Sie schalt die Magd wegen ihres Ungehorsams und erklärte ihr, weshalb sie ihr befohlen habe, ein Ährenbüschel

zu nehmen: dann hätte der Schauer die Getreidefelder getroffen, und die ausgeschlagenen Körner wären in ihren Speicher gekommen.

Den Tiersern war die Langwerda gram, sie konnte sie nicht gut leiden; warum, weiß man nicht. Einmal hatten sie die Tierser erzürnt, und sie sann auf Rache. Sie wollte den Rosengarten ins Thal herausschieben und Leute und Boden verderben. Schon wackelte der Berg und flogen Steine über den Tschaminbach herüber, da läutete die Wetterglocke in St. Cyprian gerade noch zu rechter Zeit, und nun hatte die Hexe keine Gewalt mehr. Sie rief zornig: „Hätte der Cyprusstier nicht zu früh gegrollt, so würde ich das ganze Thal mit Steinen ausgefüllt haben.“ Aber der Schaden war so schon groß genug, denn die Almweiden auf Kölblegg und Funtanun, welche vorher so schön glatt und fein gewesen, waren über und über mit Steinen besäet, so daſs es die Bauern viel Mühe und Geduld kostet, sie zu mähen. Die Lomberda hatte nämlich in ihrem Grimme über die Vereitelung des bösen Anschlages vom Tschager Joch ein Trumm herausgerissen und auf die Almen hinabgeschleudert, daſs es in tausend und aber tausend Steine zerstob. Noch wird jedes Jahr die böse That der Hexe unter den Mahdleuten aufgefrischt und die Langwerda zutiefst in die Hölle verwünscht, denn alle Augenblicke sind die frisch gedengelten Sensen wieder schartig. Im Tschager Joch aber war eine gewaltige Lücke entstanden, durch welche die Leute noch immer nach Fassa und von drüben herüber gelangen.

128. Die Hexe Paulin in Tiers.

Eine andere Hexe, die Paulin, welche in Tiers lange ihr böses Wesen trieb, vermochte man endlich einzufangen. Man warf sie in einen kupfernen Kessel und führte sie das Thal auswärts. Als die Leute mit ihr durch das Dorf Tiers kamen, machten sie beim Voit halt und rasteten. Derweil sperrten sie die Hexe in einer Kammer ein. Diese bat ein Bauernbüblein, das neugierig zu ihrem Kammerfenster spähte, es möchte eine Handvoll Erde in ihre Kammer werfen. Das Kind verstand den Hergang nicht, that gutwillig ein wenig Erde in sein Schürzchen und lief zur

Kammer. Aber die Leute bemerkten es noch rechtzeitig und jagten das Büblein davon. Wenn die Hexe die Erde bekommen hätte, würde sie ihre Zaubergewalt, die durch das Kupfer gebannt war, wieder erlangt haben und wäre entsprungen. So aber brachte man die Paulin eilends auf den Kopfbühel ober Cardaun, wo sie auf einem Scheiterhaufen verbrannt wurde.

129. Die Hexen in Wälschnoven.

Auf dem Plan, wo jetzt das Schulhaus in Wälschnoven steht, tanzten die Hexen. Wenn der Messner in der Frühe zum Betläuten gieng, sah er sie oft noch tanzen. „Au und dervun und nunderst un!" riefen sie, steckten Besen an ihrer statt in ihre Betten, welche durch Zauberkraft ihre Gestalt annahmen, und fuhren durch den Kamin auf den Hexenplatz, gewöhnlich auf den Schlern. Allen voran tanzte die schöne Kastelruterin.

In die Gepleng, wo die Wälschnovner Hexen ebenfalls ihren Tanzplatz hatten, kamen auch gerne die Rittner Hexen auf Katzengespannen.

130. Die sieben Hexen.

In der Nähe des Pfeiferhofes in Obereggen hausten vor alters sieben Hexen. Einmal kam ihnen ein altes, weißbärtiges Mannl in die Quere, das schleiften sie mit solcher Wuth durch die Äcker hinab, dass die Streifen lange nimmer anwuchsen. Hinab und hinab fand man ausgerissene Haare und zu unterst das letzte Haarbüschel des Alten; im Boden aber war daneben ein tiefes Loch, wo sie das Mannl in die Erde gedrückt hatten.

131. Die alte Bacherlin.

Die alte Bacherlin war eine Hexe. Einmal schaute sie beim Planken in Wälschnoven durch die Hausthüre hinein und erblickte eine Henne. Siehe da, die Henne legte nimmer, und die Plankin vermuthete sogleich, dass das Thier verhext sein könnte. Daher steckte sie die Henne in den Ofen und schürte ein Feuerlein an.

Die Henne verbrannte sich die Flügelfedern und wurde dann wieder herausgelassen. Am gleichen Tage kam die Bacherlin ins Bett; die eine Gesichtshälfte war ihr verbrannt. Die Henne beim Planken aber war des Hexenzaubers ledig und legte wieder wie vorher.

132. Die Fötscher Mäidl.

Die Fötscher „Mäidl" in Wälschnoven war eine Hexe. Sie sagte zu den Schafbuben im Fötschthal: „Treibt heim! Heute kommt ein Wetter."

Die Buben sahen kein Wölklein am Himmel und trieben nicht heim. Aber die Mäidl nahm einen Stecken und rührte im Bach, und alsbald erhob sich ein böses Wetter, und Schauerkörner mit Haaren fielen, ein Zeichen, dass es ein Hexenwetter war.

133. Unheimliche Orte in Wälschnoven.

Im „Thal" unter dem Schillerhof haust ein „Unkatl" und verträgt die Leute.

Auf dem „Stickl" jenseits des Wälschnovner Baches ist's unheimlich, da geht das „Unkatl" um und sieht man bei Nacht gespenstige Lichter.

Die Trin (= Katharina) im Zagglthal, insgemein die Zaggltrin geheißen, ist ein altes Weiblein, das die Leute erschreckt und Kinder verträgt.

Beim Fötsch im Fötschenthal geht der Fötschengeist um. Er vergiftet die Quellen, dass Menschen und Vieh erkranken, und bläst dann und wann durchs Fötschenthal, dass der Wald vom Gifthauch abstirbt.

Beim Oberpopp haust ein Geist, der seinen Gang von da bis zum Berger ausdehnt. Wird er verfolgt, dann geht er dreimal um die Dachtraufe des Oberpoppener Hauses und verschwindet.

Auf dem Oberpoppener „Boden" geht ein Riese um, der die Leute verfolgt und mit seinen fürchterlichen Augen dem Wanderer über die Schulter hereinschaut.

Beim „Lahnenbinden“ nach den großen Wasserschäden in den achtziger Jahren hat man an einer unheimlichen Stelle ein altes rostiges Schwert ausgegraben.

Zu Spiſs auf Piol lassen sich vor Festtagen feurige Reiter sehen. Die Ochsen werden daselbst immer nur durch drei Nächte geduldet, dann sind sie nimmer sicher und müssen auf höher gelegene Weiden aufgetrieben werden.

Auch im Tempelwald ist's unheimlich; da sieht man oft Feuerflammen umschießen, denn bis daher zieht eine goldene Ader vom Reiterjoch herab.

Auf Galdrun ist's noch immer nicht geheuer, obwohl die Fömile nicht mehr gesehen wird. Hin und wieder schlendert der Jocher Wilde bis nach Galdrun herüber. Sobald hier die Schwaigwirtschaft aufhört und die Leute mit dem Vieh abziehen, beginnt die Wirtschaft eines gespenstigen Schwaigers. Bis nach Zenair hinüber hört man dann hämmern, mit den Geißeln knallen, Viehschellen und Hirtenrufe.

Der Götschlhof war vorzeiten ein „Ritterhaus“; noch sieht man's den uralten Mauern an. Hier ist's denn auch manchmal nicht recht geheuer.

Auf der Wälschnovener Alm haust das Kasermannl, ein Almgeist, der den Leuten allerlei Tücke anthut, die Geräthe versteckt, das Vieh schreckt und nicht selten gar bei Nacht ins Freie treibt.

Im Kasmannthal ist's unheimlich. Da hängen die Seligen abends nach Betläuten ihre Wäsche heraus; auch ist dort ein Schatz verborgen, ein Kessel voll Gold, und blaue Lichter künden ihn an. Auch im Graben im Außerdorf liegt ein Schatz, der sich durch unheimliche Lichter anmeldet.

Hoch oben im Schratenthal steht ein eigenthümlicher isolierter Felsblock, den die Leute den „Schrat“ heißen. Er soll von der Geplengalm herübergekugelt sein. Bei diesem Steine ist's unheimlich und will niemand nachts vorbeigehen.

Auf dem „Toa“ ober dem Kreuzweger, wo die Wege ins Kreuz gehen, und wo man die Todten von ein paar Höfen Wälschnovens nach Steineck trug (die anderen wurden nach Völs geliefert), gehen Gespenster um.

VI.

Deutsches Etschland und italienischer Landestheil.

1. St. Martin auf dem Vorberg.

Nordwärts von Latsch in Vinstgau erhebt sich der Vorberg mit dem Kirchlein St. Martin am Kofel, einem beliebten Wallfahrtsort. Die Kirche lehnt sich kühn an einen abschüssigen Felsen: viele Meter hoch musste dazu der Grundbau an einer Seite aufgemauert werden, um die zu ihrer Aufstellung nöthige Fläche zu gewinnen. Der hl. Martin wird hier als Patron der Herden verehrt, und zahlreiche Votivtafeln erzählen von seiner wunderkräftigen Hilfe in der Noth.

Einmal stahlen die Göflaner, lüstern nach einem so einträglichen Wallfahrtsbilde, die Statue des Heiligen, und ihr Messner versperrte sie zu Nacht in seinem Kasten. Kaum war dies geschehen, da erklang ein Glöcklein in der Luft, und die Leute sahen den hl. Martin auf einem Schimmel durch die Luft von Göflan hinauf nach dem Vorberg zu seiner Kirche reiten; neben ihm schritt der Bettler mit dem Glöcklein, und hinter ihm flog eine weiße Gans. Der ganze Zug wurde von zahlreichen blauen Lichtern begleitet und erhellt. Als der Messner von Göflan im Kasten nachschaute, war kein Bild mehr darin, oben in der Kirche am Kofel aber stand die Statue wieder an ihrem vorigen Platze.

2. St. Peter in Auer und der Einsiedler.

Die Peterskirche ist eine der ältesten Kirchen des Landes und die eigentliche Pfarrkirche der Gemeinde Auer. Sie steht am Südende des Dorfes hart an der Landstraße, von welcher man sieben Stufen zur Kirche hinuntersteigen muss. Man sagt, dass vorzeiten ebensoviele Stufen zu ihr hinaufführten, und man sieht auch wirklich noch den oberen Theil eines Thores, das zum Eingange gedient haben soll. Die Kirche hat vier Altäre, von denen besonders der Hochaltar in seinen Verzierungen viel Gold enthält. Vor vielen Jahren kam ein Fremder, der den Goldreichthum der Kirche erkannte, zum damaligen Seelsorger mit dem Antrage, die Kirche auf eigene Kosten ganz restaurieren zu wollen, nur müsse man ihn das Gold des Hochaltares fortnehmen lassen. Merkwürdig ist, dass dieser Kirche Communiongitter, Stationtafeln und Beichtstühle fehlen, und dass die Sacristei im Verhältnisse zur Kirche sehr klein ist, was auf die Vermuthung führt, dass die alte Sacristei verschüttet worden sei. Dieses Gotteshaus soll schon zur Zeit der Kreuzzüge gestanden haben, denn von dem riesenhaften St. Christoph an der Außenwand der Kirche erzählt man, dass ihn die Kreuzfahrer gemalt hätten. Die St. Peterskirche ist von einem alten Friedhofe umgeben, an dessen Ostseite eine kleine Kapelle, die sogenannte Todtenkapelle steht. Dort lebte vor alters ein frommer Einsiedler, zu dem die Leute von nah und ferne kamen, um Rath und Trost zu holen. Eines Tages stieg er auf dem Heimweg vom Dorfe, um einem Umwege auszuweichen, über eine Mauer, fiel aber hinab, brach sich das Genick und blieb todt liegen. Als die Leute den alten Einsiedler in seiner Klause nicht mehr fanden, giengen sie, ihn zu suchen. Nach drei Tagen fand man ihn hinter der Mauer, trug ihn dann in die Einsiedelei und begrub ihn unter einem ungeheuren Zulauf des Volkes. Ein altes Weiblein, welches den Tod des frommen Mannes recht betrauerte, gieng oft an sein Grab, um für seine Seelenruhe zu beten. Wie sie nun eines Tages wieder auf den Friedhof gieng, sah sie den Einsiedler vor der Klause sitzen. Sie erschrak sehr und wollte davoneilen. Er aber bat sie, näher zu kommen, weil er ihr etwas Wichtiges zu sagen hätte. Sie überwand die Furcht und näherte sich dem Geiste,

der sie dann mit hohler Stimme aufforderte, für ihn eine Wallfahrt nach Weißenstein zu machen. Das Weib sagte bekümmert: „Aber, Vater, Ihr wisst ja, dass ich ganz arm bin und auf diesem Wege auch keine Bekannten habe." Der Geist entgegnete: „Sei deshalb nur nicht verzagt, ich werde schon sorgen. Sieh, wenn du hinaufkommst zum Steinhaus, wird die Bäurin vom Hause heraustreten und zu dir sagen: ‚Schon so früh auf dem Wege, Weiblein? Komm doch herein, ich gebe dir eine warme Suppe.'" So beschrieb er ihr die Aufnahme, die sie in verschiedenen Häusern finden werde. Die Alte versprach die Wallfahrt, machte sie auch bald darauf und fand es überall genau so, wie ihr der Geist gesagt hatte.

3. Vom Kirchenbau in Margreid.

Als die Margreider ihre Kirche bauen wollten, giengen sie im Lande herum, Geld aufzuleihen. In Deutschnoven bekamen sie das nöthige Geld, aber sie mussten versprechen, dasselbe bis zum Feierabendläuten vor dem hohen Frauentage des festgesetzten Jahres pünktlich zurückzuzahlen. Dafür setzten sie einen schönen und großen Wald zum Pfande.

Die Kirche wurde gebaut, und als die Margreider das geliehene Geld wieder beisammen hatten, trugen sie es nach Deutschnoven, wo sie erst spät am Abend ankamen und sich schlafen legten. Der folgende Tag war der festgesetzte Termin zur Rückzahlung. Aber die Deutschnovner, welche vom Eintreffen der Margreider mit dem Gelde Kunde bekommen hatten, läuteten schon in der Nacht um zwei Uhr Feierabend, und die Margreider verloren ihren Wald.

Seither sieht man in der vorbezeichneten Nacht vor dem Vortag des hohen Frauenfestes in diesem Walde ein Licht, zum Andenken, dass der Wald ungerechter Weise erworben wurde.

4. Die klaffende Brücke.

Ein Graf von Rätien und Vinstgau, Victor mit Namen, war der erbittertste Feind des hl. Placidus. Dieser Heilige stammte aus einer sehr reichen Familie und war ein großer Wohlthäter des Klosters Disentis. Der Graf sah mit Neid, wie Placidus das eine Gut nach dem andern dem Stift vergabte, und beschloss, die Besitzungen des Heiligen an sich zu reißen. Der Abt Sigbert von Disentis durchschaute sein Vorhaben und warnte den Heiligen vor dem Grafen. Als nun Placidus die Pläne des habsüchtigen Grafen durchkreuzte, sann dieser auf schreckliche Rache. Er dang etliche wilde Gesellen, welche dem Heiligen auflauerten und, als dieser arglos einmal nachhause gieng, ihn aufgriffen und ihm das Haupt abschlugen.

Aber dieser Frevel kam ihm theuer. Nicht lange darauf ritt nämlich der Graf über eine Brücke, und kaum war er bis zur Mitte derselben gekommen, da that sich auf einmal die Brücke auseinander, und der Mörder wurde sammt seinem Pferde in den Fluten begraben. Einer seiner Nachkommen, der Bischof Victor von Chur, soll ihm im Stifte des hl. Lucius ein Grabmal aus Vinstgauer Marmor errichtet haben.

5. Das Julianaloch.

Zu Vigo in Fassa steht auf einem Bühel die Kirche der hl. Juliana, die früher von zahlreichen Wallfahrern besucht wurde. Da brachte einst die Heilige selbst eine Zeit mit Beten und Fasten zu und erbaute die Bewohner der Gegend durch ihr frommes Vorbild. Weil nun immer seltener einer aus Fassa in die Hölle wanderte, plagte den Teufel der „Wunder", und er machte sich auf, die Ursache selber zu erfahren. Da kam er just zurecht, als die Heilige mit großer Andacht Gott diente und mit ihr eine Schar Volkes. Jetzt war es ihm klar, weshalb die Fassauer alle in den Himmel kamen. Er wartete, bis sie zu beten aufhörten, und bot hernach alle seine Kunst auf, die Heilige von Gott abwendig zu machen. Aber es gelang ihm nicht: Juliana gebot,

ihm mit der Kraft Gottes, zu weichen, und der Teufel musste schmählich abziehen. In seinem Zorn fuhr er mitten durch den Bühel und machte ein so großes Loch darein, dass es noch heute zu sehen ist; es heißt Julianaloch.

6. Unter den Räubern.

Der selige Bartolomäus von Trient aus dem Predigerorden konnte schon als Jüngling Wunder wirken. Einmal fiel er in der Nähe von Verona bei der Kirche der Muttergottes von Epia mit seinem Gefährten unter die Räuber, und beide wurden mit Beraubung und Todtschlag bedroht. Aber sieh, auf einmal kam von der Kirche her ein Trupp Soldaten auf sie zumarschiert, welche in furchtbarem Zorn ihre Waffen schwangen. Erschreckt griffen die Räuber die Flucht. Als die Gefahr vorüber war, sah man plötzlich auch keine Soldaten mehr.

Ein anderesmal wurde Bartolomäus auf einer Reise bei Benevent aufs Krankenlager geworfen. Da drangen plötzlich fürchterlich aussehende Reiter auf ihn ein und sagten, sie stünden im Solde der bösen Geister und wären gekommen, ihn zu tödten. Sie hätten gehört, dass er reich sei und Brot in Wein esse. Der Selige entgegnete, dass er gestern wirklich seiner Schwachheit wegen Brot in Wein gegessen habe. Plötzlich entsank den Reitern Kraft und Muth, und sie flohen erschreckt davon.

7. Vom hl. Lukas in Terragnolo.

Die Bewohner von Terragnolo sind in Wirklichkeit nicht so dumm, als sie hersehen; im Gegentheil, sie besitzen eine ausreichende Portion Mutterwitz. Eine arme Bäurin aus diesem Thale pflegte von Zeit zu Zeit mit einem Bündel Holz nach Roveredo zu gehen, um das Holz in der Stadt zu verkaufen. Nun begab es sich, dass sie mehrmals hinter einander schlechte Geschäfte mit dem Holz machte; daher kehrte sie auf ihrem nächsten Gange nach der Stadt in das Kirchlein des hl. Lukas ein, das gerade am Wege stand, betete eine Weile und versprach dem

Heiligen, in sein Lämpchen für vier Kreuzer Öl zu gießen, wenn er ihr zu einem vortheilhaften Geschäfte mit dem Holze verhelfen wollte. Wirklich führte der Heilige dem Bauernweib einen guten Käufer zu, mit dem sie den besten Handel abschloss. Als sie aber mit dem Geld in der Tasche auf dem Heimweg war, hatte sie das Öl für das Lämpchen des Heiligen rein vergessen. Nach einiger Zeit trug sie wieder Holz nach der Stadt und kam beim Kirchlein vorbei. Weil sie nun doch wieder gern ein gutes Geschäft gemacht hätte, gedachte sie des Öles und gieng in die Kirche hinein. „Hl. Lukas," betete sie im Hineingehen, „nimm mir's nicht übel, dass ich das Öl für deine Lampe vergessen habe; heut will ich dir's gewiss mitbringen." Während sie so sprach, wollte sie vor dem Bilde des Heiligen niederknien, glitt aber aus und rutschte auf den Boden hin. Sie meinte nun nichts anderes, als dass sie der Heilige habe strafen wollen, weil sie das Öl vergessen hatte. Da wurde sie zornig und rief: „Was, hast du das schon übel genommen? Du bist ein nichtsnutziger Heiliger, wenn du nicht mehr Geduld hast. Ich hätte dir gewiss um vier Kreuzer Öl gebracht, aber jetzt sollst du nicht um einen halben Kreuzer bekommen!" Noch jetzt zeigen die Leute den Platz, wo das Weib zu Boden gefallen ist, und heißen ihn den Lukasplatz. Die Bewohner des Thales aber erzählen die lächerlichsten Geschichten, wie der Heilige ehemals die bösen Menschen in der dortigen Gegend gezüchtigt habe.

8. Die Wetterglocke von St. Walburg.

Die Burgaungand in Martell ist unzweifelhaft durch einen Bergbruch aus dem Saltgraben entstanden. An Stelle der Gand war vor alters ein reiches und schönes Dorf, an etlichen Orten liegt es nicht tief unter den Lammern. Ein Hirte hat in der Gand die kleine Glocke von St. Walburg gefunden; sie hatte einen so lieblichen Klang, als wäre sie von Silber, und eine wunderbare Gewalt über die bösen Wetter. Darauf stand zu lesen:

„Anna Maria heiß ich,
Alle Wetter weiß ich —"

und die Jahreszahl 1325.

Eine Hexe, welcher der Process gemacht wurde, sagte Folgendes aus:

„Wäre nicht gewesen
Die schreiende Wetterschell'
Im engen Thal Martell,
Ich wäre sammt dem Besen
Gewiss der ersten eine
Auf g'schwoll'ner Plimigaine*)
Mit allen Lotterhütten**)
Das Thal aus geritten."

Die Glocke zersprang um das Jahr 1735, wurde in Bozen, 178 Pfund schwer, neu gegossen und vom starken Hies Lampacher, einem Marteller, ins Thal hineingetragen.

9. Das Ölbrünnlein.

Unterhalb des Schlosses Greifenstein steht ein altes, ehrwürdiges Kirchlein, den Heiligen Cosmas und Damian geweiht. Vor vielen vielen Jahren brach eine Hungersnoth herein, und die Leute der Gegend hatten weit und breit nichts mehr zu essen. Sie zogen vertrauensvoll zum Kirchlein der genannten Heiligen und beteten da inbrünstig um Abwendung der Trübsal. Auf die Fürbitte der beiden Heiligen erbarmte sich Gott wieder der Bedrängten; auf einmal sprang der benachbarte Felsen mitten auseinander, und es quoll reines, erquickendes Öl aus dem Spalt, das sich in gelben, langsam schleichenden Wellen durch das Gestein herunterwand. Diese Quelle war nun anfangs ein Gemeingut aller. Mit dankbaren Händen schöpfte der Arme und Kranke, denn das Öl hatte wunderbare Heilkraft. Der Ort war ein weit und breit gesuchter Sitz des Segens und der Hilfe, aber auch des zeitlichen Wohlstandes, denn die Leute verkauften das Öl in die entferntesten Gegenden und kauften sich mit dem Erlös das tägliche Brot, bis Gott wieder etwas wachsen ließ.

*) Der Thalbach (Plima) heißt in älteren Urkunden auch Plimigana.
**) An der Plima stehen fast nur Häuser armer Leute.

Zur selben Zeit saß oben auf der Burg Greifenstein ein reicher und stolzer Rittersmann, dessen Herz hart und ungefüge war und der Minne verschlossen blieb.

Als er aber eines Tages die schöne Tochter eines Grundholden erblickte, da brach sein eiserner Sinn, und er empfand große Lust, das Mädchen zu seiner Gemahlin zu nehmen.

Der Vater des Mädchens war damit einverstanden, aber er verlangte ein Fleckchen Erde dafür vom Ritter zu seinem Eigen, da er bisher keine Handbreit Bodens sein nennen konnte. Auf die Frage, was er begehre, sagte der Knecht: „Einen einzigen Felsblock in Euren unermesslichen Ländereien.“ „Den sollst du haben“, sagte der Ritter, der froh war, dass er ihm nicht seinen schönsten Meierhof abnahm. Als aber der Mann den Felsen verlangte, aus dem das Wunderöl floss, meinte der Ritter: „Du bist ein alter Fuchs; ich habe dieses Brünnlein immer als Gemeingut betrachtet und geschirmt und die Leute ohne Unterschied an dem Segen theilnehmen lassen, den Gott der Herr allen spendet; aber mein Ritterwort will ich halten. Du jedoch siehe zu, dass dieser Gewinn dir nicht zum Schaden werde!“

Der Knecht rief darauf seine Tochter, befahl ihr, sich in ihr schönstes Kleid zu werfen und auf das Schloss zu gehen, dort erwarte sie ihr Bräutigam. Da hättet ihr sehen sollen, wie schnell das Mädchen mit dem Anziehen fertig war; denn sie freute sich, dass der Vater ihren geheimen Bund mit des Ritters Leibknappen errathen habe und so bereitwillig ihr Glück vollende. Sie meinte nichts anderes, als dass sie ihren Friedel, den Leibknappen, bald besitzen werde, und stieg voll banger Wonne den Burgweg hinan.

Mittlerweile hatte der Ritter seinem treuen Leibknappen den Auftrag gegeben, vor der Burg zu warten und das Mägdlein, das da kommen werde, mit höfischer Zucht einzuführen, denn das sei seine Braut. Hurtig machte sich der Knappe auf den Weg, den Befehl seines Herrn zu vollziehen; als er den Abhang hinabschritt, stand auf einmal sein eigenes Bräutlein vor ihm in bräutlichem Staate. „Mein Friedel!“ rief das Mädchen voll Freude und flog in seine Arme; „mein Bräutigam!“ „Dein Bräutigam?“ rief da erstaunt der Knappe. „Was kommst du in dem Aufzug

den Berg herauf?“ „Mein Vater sagte mir,“ entgegnete das Mädchen, „ich werde heute mit meinem Bräutigam Hochzeit halten.“

„Weißt du, mein Kind, was auf Greifenstein vorgeht? Der Ritter sandte mich, ihm die Braut in das Schloss zu geleiten. War der Ritter in eurem Hause?“ „Ja, er war dort“, sagte das Mädchen. „Nun ist mir die Sache klar; ich soll dich dem Ritter als Braut zuführen“, rief erzürnt der Knappe. „Mein Friedel,“ flüsterte das erschrockene Kind, „ich lasse mich und meine Liebe nicht so verhandeln; wenn du mich liebst, so rette mich, aber geschwind!“ Sie flohen in den Wald und kamen nicht wieder. Der Ritter wartete lange vergebens auf den Knappen und die Braut, und vergebens war sein Streifen in Wald und Gebirge; sie kamen nicht wieder.

Der Vater des Mädchens war unterdessen mit zwei großen Krügen zum Ölbrünnlein herabgestiegen, um am selben Tage noch auf dem Bozner Markt ein gutes Stück Geld für das Öl zu lösen, denn er gedachte fürder nur allein aus dem Wunderquell zu schöpfen, weil er über die Maßen von der Geldsucht befallen war. Mit Wohlgefallen betrachtete er die goldgelbe Flut, dann neigte er den ersten Krug zum Schöpfen nieder; im selben Augenblicke aber erhub sich im Bauch des Felsens ein dumpfes Grollen, ein Windstoß kam, als wollte er den Berg vertragen, und — das Öl war verschwunden. Die Quelle sprudelte von da an nur mehr Wasser und blieb als Wasserbrünnlein wieder Gemeingut. Voll Verzweiflung schlich der Habsüchtige seiner Hütte zu, der kurze Traum von Reichthum und Pracht und Herrlichkeit war zerronnen, und als er erst das Verschwinden seiner Tochter erfuhr, da schmolz das harte Eis der Habsucht und Geldgier in seinem Herzen, und er wurde von Reue bewegt und verlebte in tiefem Gram seine kurzen Tage. Die Leute der Gegend befiel bei diesem Wunder großer Schrecken, und weil niemand erfahren konnte, wohin der Knappe mit seiner Braut gekommen war, so glaubte man, der Boden müsse sie verschlungen haben.

Die Wunderquelle sprudelt heute noch auf der Felskuppe bei St. Cosmas und Damian ihr spärliches Wasser, nur soviel, als die Sonnenstrahlen aufsaugen.

10. Das „Klösterle“ in Martell.

Das Hochmahd Zufall liegt am Fuße des Berges Mutt, und auf den ersten beiden Felsenhügeln dieses Berges steht je eine uralte Ruine, das Klösterle oder auch Schlösʒl genannt. Die Mauern ringsherum über den steilen Abhängen waren noch im Jahre 1829 morgenwärts etwa 6, gegen Mittag 4 Klafter lang und stellenweise von halber Mannshöhe. Ähnliche, aber kleinere Ruinen finden sich auch weiter rückwärts beim sogenannten Thörl, wo die Zufahrt zum „Klösterle“ gewesen sein muſs, und noch eine Stunde tiefer drin in Zufall. Davon erzählt die Sage Folgendes:

Vor alters standen hier zwei Klöster und wurden von Zellenbrüdern und Zellenschwestern bewohnt. Aber das klösterliche Leben behagte ihnen nicht; es rissen allerlei Miſsbräuche ein, und der Trientner Bischof hob endlich die beiden Klöster auf. Hirten sahen in der Nähe öfters einen alten Pater in schwarzem Habit mit einem Buch in der Hand langsam herumgehen; er ist zur Abbüßung seiner und der Sünden des ganzen Klosters hieher gebannt.

Früher war kein Ferner auf Zufall; ein kleines Bächlein durchfloſs das „Blumenthal“, der Wald reichte bis auf die höchsten Jöcher hinauf, wo auch noch das Getreide reifte, die Zufallstraße gieng bis nach Worms, und rechts und links daneben standen hin und hin lauter Obstbäume. In Worms steht noch die Dogana, wo die Waren von und nach der Marteller Straße ab- und aufgeladen wurden. Die ersten Mönche sollen darum auch von Veltlin herüber gekommen sein.

In die leeren Klostergebäude zogen später die wilden Bergfräulein ein und verblieben daselbst einige Zeit. Aber auch sie führten sich nicht gut auf und wurden wegen ihrer lockeren Sitten ausgetrieben. Nach ihnen kam ein Graf, baute das Kloster so ein wenig um, daſs es einer Burg ähnlich sah, und lebte da eine Zeitlang. Weil es aber mit der Zeit immer kälter wurde da drinnen, zog auch der Graf wieder fort.

Unweit vom Klösterle auf Zufall gibt es einen Platz, „Ultnermarkt“ genannt, der jetzt zur Hälfte mit ewigem Schnee

bedeckt ist. Hier haben vor alters die Ultner und die Marteller ihr Bergvieh zusammengetrieben, „ausgesellt“ und gegen einander vertauscht. Die Ultner hätten aus ihren schönen Stierbergen das Vieh nicht hieher treiben können, wenn damals schon der Ferner gewesen wäre.

11. Die „Perkmänner“.

In Martell gab es vorzeiten viel „Perkmänner“, auch jetzt noch ist der Name Perkmann dort nicht selten. Die „Perkmänner“ waren die reichsten und angesehensten Bauern. Ein Ulrich Perkmann erscheint schon urkundlich im Jahre 1349. Als Kaiser Max gegen die Engadiner Krieg führte, drangen diese, durch die Schweizer verstärkt, in großen Haufen durch Vinstgau herab, verbrannten Mals und Glurns und verheerten und plünderten. Die Perkmänner von Martell boten die Bauern des ganzen Thales auf, und alle rückten sie wohlbewaffnet den Engadinern auf den Leib. Bei Schanzen wurde eine fürchterliche Schlacht geschlagen, aber die Engadiner musšten endlich weichen. Die Perkmänner, eine tapfere Schar, stürmten dreimal die Brücke zu Goldrain und warfen dreimal den Feind hinüber, so dasš die Etsch roth von Engadinerblut flosš.

Der Kaiser bot den tapferen Perkmännern aus Dankbarkeit die Gnade an, entweder ganz Martell auf ewige Zeiten steuerfrei zu machen oder dem ganzen Thale weltewig das Salz unentgeltlich zu verabfolgen oder dasš die Marteller in ihrer Kirchenfahne den kaiserlichen Doppeladler führen dürfen. Die Perkmänner wählten das letztere, und noch heute ziert der Kaiseradler die Marteller Fahne. (Die Familien Perkmann besitzen einen Wappenbrief aus dem Jahre 1599, den Kaiser Rudolf II. den Brüdern Urban und Peter Perkmann wegen ihrer ausgezeichneten Dienste im Türkenkrieg verlieh oder womit er eigentlich ihr „zuvor habendes adelich Wappen“ besserte und zierte.)

12. Der „alte Graf“.

Eine Viertelstunde ober dem Dorfe Nals thront auf steilem Felsen das Schloss Payrsberg, dessen hoher Warttthurm trotzig aufs „Land“ herniederschaut. Auf dieser Burg saß vor alter Zeit ein mächtiger Graf mit seiner frommen und sanften Frau, namens Adelheid von Andrian. Lange lebten beide in Glück und Eintracht beisammen, bis der Graf in Schwermuth und Wildheit verfiel. Einsam streifte er im Walde herum und hieng seinen trüben Gedanken nach. Er fiel von Gott ab und konnte auch die Frömmigkeit seiner Gemahlin nicht mehr leiden; so oft er dieselbe beten sah, gerieth er in Wuth. Diese Änderung im Wesen des Gatten gieng Adelheid tief zu Herzen und erfüllte sie mit bitterem Leide. So kniete sie einmal in heißem Gebete vor dem Bilde des Gekreuzigten, das schon seit alter Zeit an der Mauer des Schlosshofes stand. Während die gute Frau ganz im Gebete versunken war, kehrte der Graf eben aus dem Walde zurück; heute war er noch trüber und wilder gestimmt als je. Da erblickt er Adelheid, wie sie andächtig vor dem Kreuze kniet — es erfasst ihn namenlose Wuth, und mit geschwungenem Schwerte stürzt er auf Adelheid zu und durchbohrt sie. Die Frau sank todt zusammen. In Leid und Trauer wurde die Herrin in der alten Pfarrkirche zu Bozen zur Gruft bestattet.

Den Grafen aber ergriff bittere Reue über die entsetzliche That und nach und nach halbe Verzweiflung. Er verließ das Schloss und irrte wild und unstät in den Wäldern umher. Oft hörte man ihn im Walde schluchzen und heulen, besonders wenn ein Ungewitter im Anzuge war. Sein Kleid hieng in Fetzen vom Leibe, und auf dem Haupte trug er einen riesigen Hut aus Schilf und Moos, welchen er sich selbst geflochten hatte. Sein Gesicht war eingefallen, und die Thränen, die aus den Augen quollen, hatten tiefe Furchen in seine Wangen gerissen; Bart und Haar waren schneeweiß und lang und wirr gewachsen, so dass die Gestalt des „alten Grafen“ zum Schreckensbild für die ganze Gegend wurde. Auf seinem Leibe trieben sich ungestört Eidechsen und Blindschleichen herum, so dass einem jeden graute, der ihn sah. Scheu wichen ihm die Leute aus, denn wo immer der „alte

Graf“ sich zeigte, wußte man, daß ein Unglück im Anzuge sei. Einmal waren Leute auf den Wiesen droben mit Mähen beschäftigt; da glitt einer der Mähder aus und stürzte den Abhang hinunter. Im selben Augenblick hörte man einen lauten Schrei in der Nähe, und als man hinsah, erschien zwischen den Hecken das wilde, bärtige Gesicht des „alten Grafen“ mit dem Schilfhute. Mit Heulen und „Lurlen“ zog er sich dann in den Wald zurück; der Mähder aber ward todt aufgefunden. — Ein anderesmal waren Leute eben daran, einen Baum zu fällen. Da rief einer: „Wehe, der ‚alte Graf‘! Gebt acht, es ist ein Unglückszeichen.“ Sprach's und krach! fiel der Baum und erschlug einen Knaben, welcher auch dabei war. Der „alte Graf“ aber verschwand in den Büschen, und noch lange konnte man sein Jammern und Schluchzen hören. Wenn irgendwo eine frohe Schar von Kindern sich am Spiele ergötzte, stob alles entsetzt auseinander, sobald der „alte Graf“ des Weges kam.

So lebte der Alte ein elendes Leben, bis ihn endlich der Tod erlöste. Er starb voll Reue über die That, die er einst in einem Anfalle von Wuth vollbracht hatte, und ward auf dem Friedhofe von Nals bestattet. Doch, wenn auf dem Bozner Pfarrthurme Freitag nachts die zwölfte Stunde schlägt, dann sieht man bei der alten Bozner Pfarrkirche einen Ritter in glänzender Rüstung eine Leiter anlegen, auf welcher er zum Fenster hinan- und drinnen zur Gruft niedersteigt, wo seine Gattin Adelheid ruht. Und man hört in der Gruft drunten ein zärtliches Flüstern, Küsse, schluchzen und jammern. Doch nicht lange; bald kehrt der Graf wieder zurück, und in dem bleichen und magern Gesichte, das noch mit Thränen benetzt ist, liegt etwas wie Friede und Versöhnung. Er ist der Erlösung nicht mehr ferne.

13. Der Fassaner Graf.

Über das Thal Evas oder Fassa, wie man jetzt sagt, gebot vor uralter Zeit ein Graf, mächtig und reich, und ganz Fassa gehörte ihm. Er war aber kein rechter Christen- oder Heidenmensch, sondern halb Mensch und halb Hund, und wenn er reden wollte, knurrte und bellte er vorher einigemal, dann kamen erst menschliche

Laute zum Vorschein. Aber er war ganz mutterseelenallein in Fassa drüben und hatte daher entsetzliche Langweile, denn es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei.

Also wagte er es frisch und freite ein Mägdlein. Das hättet ihr sehen sollen, wie der fürnehme Graf einen Korb nach dem andern heimbrachte, und in keinem war etwas drin. Die Mägdlein wollten weit landaus landein von dem Halbmenschnickel nichts wissen, und er kriegte keine zu heiraten. Da ließ er weitum im Lande die Botschaft ausgehen, jene, die ihn nehme, dürfe Reichthum und Herrschaft mit ihm theilen.

Da kam eines Tages auf die Botschaft hin ein blutarmes Mädel nach Fassa herein, das hatte eine alte Mutter und nichts dazu. Sie sah den Grafen und heiratete ihn. Dadurch ward das brave Kind in die Lage versetzt, ihrem Mütterlein besseres als eine Schnallsuppe zu kochen. Und sie brauchte es nicht zu bereuen, denn sie hatte es gut bei ihrem Gemahle. Von ihren Nachkommen wurde das einsame Thal bevölkert, und die heutigen Fassauer stammen alle von diesem Grafen ab.

14. Die Fuchsischen Reiter.

Zwischen St. Pauls und Missian ragen etliche Sandhügel empor, von denen einer die Ruinen des Schlosses Fuchsberg trägt. Dieses hatte seinen Namen von den Rittern, später Grafen Fuchs von Fuchsberg, welche in der Landesgeschichte eine bedeutende Rolle spielen. Einer dieser reichen Herren stiftete für die Armen des Dorfes St. Pauls ein jährliches Almosen. Aus dem Ertrage der gestifteten Güter sollte immer am heiligen Abend ein Ochse gebraten und unter die Armen ausgetheilt werden. Auch ein guter Trunk durfte dazu nicht fehlen; man schenkte ihnen zum Braten zwei Yhrn Wein gutes Bozner Maß aus. Die Verwaltung des gestifteten Gutes sowie die Austheilung wurde dem Pfarrer von St. Pauls übertragen. Lange Zeit wurde die Stiftung getreulich eingehalten, als einmal ein Pfarrer nach St. Pauls kam, der es damit nicht mehr genau zu nehmen pflegte. Endlich ließ er das Almosen gar eingehen, und bekamen die Armen am heiligen Abend

nichts mehr. Im folgenden Jahre, es war gerade am letzten Quatembermittwoch vor Weihnachten so gegen Abend, da kamen auf einmal durch das Unterdorf spindeldürre Männer mit langen weißen Bärten und ellenlangen rostigen Schwertern auf fahlgelben, zaunmageren Rossen herangeritten und hielten vor dem St. Paulser Widum. Es waren die Herren Fuchs von Fuchsberg, die dem Grabe entstiegen, um den Pfarrer an die Stiftung zu mahnen. Vor dem Widum zogen sie ihre Schwerter aus den Scheiden und schwangen dieselben mit ihren knöcherigen Händen drohend in der Luft. Der Pfarrer erinnerte sich sofort der vernachlässigten Almosenspende und gab den Rittern das heilige Versprechen, die Stiftung in Zukunft wieder fleißig einzuhalten. Darauf entfernten sich die Reiter auf demselben Wege, den sie gekommen waren.

15. Die Schlossfrau von Maultasch.

Einmal giengen zwei Kinder beim Schloss Maultasch in der Nähe von Terlan vorbei und wollten zur Kirche. Da kam aus dem Schlosse eine stattliche Frau hervor und sagte zu den Kleinen: „Betet in der Kirche für mich, dass ich erlöst werde; sagt aber keinem Menschen, dass ich euch begegnet bin!" Damit verschwand die Frau. Die Kinder beteten in der Kirche für die Frau, so gut sie es vermochten; als sie aber wieder heimkamen, drückte sie das Ding so lange, bis sie damit herausplatzten und von der Erscheinung erzählten. Am Tage darauf, als sie wieder beim Schlosse vorbei in die Kirche giengen, vernahmen sie an der Stelle, wo ihnen tags zuvor die Frau begegnet war, im Buschwerk lautes Weinen und Klagen.

16. Der Rossssprung.

Wo sich von Aldein das Mittelgebirge gegen Branzoll hinabsenkt, liegt der Rosssprung; so heißt ein Theil des Berghanges. Ein kecker Reitersmann, manche sagen, es wäre der gefürchtete Raubritter vom Schloss Leiter gewesen, wurde von seinen mehrfach überlegenen Verfolgern bedrängt und auf den äußersten Rand der schroffen Felswand getrieben. Vor ihm gähnte

der Abgrund, hinter ihm drohten die Feinde. In seiner Verzweiflung brach er in ein gellendes Gelächter aus, spornte das Ross und setzte verwegen in den Abgrund. Als die Verfolger über der Felswand standen, trauten sie ihren Augen kaum, indem sie unten den bereits zerschmettert Geglaubten auf der Straße thalab reiten sahen. Hohnlachend schaute er zu ihnen hinauf und lud sie mit einer Handbewegung zu gleichem Sprunge ein.

Seitdem heißt die jähe Wand der Rossſprung.

17. Das Raubritterschloss Leiter in Auer.

Auf dem uralten Schloss Leiter in Auer hauste in alten Zeiten ein Raubritter mit dem Spottnamen Schnepper. Den ganzen Tag lauerte er mit seinen Spießgesellen an der Landstraße den vorbeireitenden Kaufleuten auf und nahm ihnen vollends weg, was die Haselburger und Weinegger bei Bozen hatten schlüpfen lassen. Im Schloss war ein tiefes Verlies mit einer eigenartigen Einrichtung. Es war viereckig, und in jeder Ecke gab es hinunter und hinunter kleine Nischen. In diese Nischen pflegte der Schnepper seine Gefangenen hineinzustellen. In der Tiefe drunten aber war allerlei ekelhaftes Gewürm und giftige Schlangen, dazu wilde Hunde und andere wilde Thiere, die mit gierigen Augen die armen, geängstigten Gefangenen anglotzten, welche sich nicht bewegen konnten, ohne das Gleichgewicht zu verlieren und in die greuliche Tiefe zu stürzen. Eines Tages hatte der Raubritter den einzigen Sohn eines reichen Bürgers von Bozen gefangen genommen und wollte dessen Vater ein hohes Lösegeld abtrotzen. Er stellte ihn also mittlerweile in eine Nische des Burgverliesſes und begab sich dann auf die Lauer. Dem Weibe des Ritters, einer häſslichen Alten, die ihrem Manne bei allen Frevelthaten treu zur Seite stand, gefiel der Jüngling, und sie wollte ihn für sich gewinnen. Sie ließ ihn zu diesem Zwecke auf ihr Zimmer bringen. Als aber alle schönen Reden und Schmeicheleien nichts fruchteten, entbrannte ihr wilder Zorn. Sie ließ dem armen Gefangenen mit eisernen Haken die Haut aufritzen, streute dann mit eigener Hand Salz auf die frischen Wunden und ließ ihn in solchem Zustande auf dem Söller der brennenden Sonnen-

hitze aussetzen. Nach zwei Tagen der fürchterlichsten Marter starb der junge Mann, und die grausame Rittersfrau warf ihn selbst in das Verlies hinab. Auf die Frage ihres Mannes, wo der Gefangene sei, sagte das Weib: „Er ist in die Tiefe gestürzt" Kurze Zeit darauf wurde der Raubritter von einer Bozener Söldnerschar gefangen genommen und hingerichtet. Das Schloss wurde lange Zeit vergeblich belagert, weil die Schlossbewohner einen unterirdischen Gang ins Fioresi-Wäldchen hatten und so vom Schloss Enn und der Ortschaft Montan die Lebensmittel bezogen. Als aber dieser Gang entdeckt war, konnte sich das Schloss nicht mehr halten. Die Reisigen der Burg fielen bei der Erstürmung, das Weib des Ritters aber wurde gebunden und zur Vergeltung in den schauderhaften Abgrund des Verlieses geworfen. Seitdem geht es im Schlosse um, und noch jetzt behaupten manche Leute, dass sie die Rittersfrau auf dem Söller oben gesehen und jammern und weinen gehört haben.

18. Der Messerthurm und die eiserne Jungfrau.

Das Schloss Leiter steht knapp am Fuße des Leiterberges oberhalb Auer und ist größtentheils nur mehr Ruine. Nur der Theil, welcher dem Schlossgesinde zur Wohnung gedient haben soll, ist noch ziemlich erhalten. Auf diesem Schlosse hauste vorzeiten ein Raubritter, der die vorbeireisenden Kaufleute scheinbar gastfreundlich aufnahm, sie aber zur Nachtszeit entweder in den Messerthurm warf oder in die Arme der eisernen Jungfrau zwang. Der Messerthurm steht heute noch, und tief drunten soll sich ein großes Rad mit Messerschaufeln befinden, das sich bei der leisesten Berührung in Bewegung setzt und alles klein zerstückelt. Auch die Mauernische, in welcher die eiserne Jungfrau stand, und die Eisenbänder, welche sie gehalten haben, sieht man noch.

19. Das Karfunkelschloss.

Im Thal Fassa hat Gott der Herr seine Schätze in die Felsen gesperrt und den Menschen nur wenig Nahrung hingestellt. Er wird schon wissen, warum.

Allda lebte einmal eine mächtige Fee, und diese wollte sich eine feste Burg erbauen. Also sprach sie: „Kommt herauf, Kinder der schwarzen Finsternis, und gehorchet den Worten eurer Herrin!" Da brummte der Berg, und herauf aus der Tiefe stiegen die Karfunkeln und Krystalle und fügten sich aufeinander, dass in kurzem ein prächtiges Schloss dastand. Die Sonne schien über die glänzenden Steine, und sie leuchteten in allen Farben, dass die Fee bewundernd stehen blieb und in die Hände klatschte. Jetzt rückte noch ein großmächtiger Karfunkel aus dem Innern des Berges in die Höhe, den gab sie in ein geheimes Gemach im Innersten der Burg, da sollte er Wächter sein. Um den Karfunkel stellte sie im Kreise zwölf Krystalle auf, welche sie die Planeten hieß, den Karfunkel aber die Sonne. Zuletzt kam noch ein gemeiner Stein mit vier Ecken. Diesen nahm die Fee und warf ihn vor das Schloss, ihn nannte sie den Schlussstein; da sollte er unverrückt stehen und mit ihm die Burg; würde er verschoben, dann müsste es auch jene werden.

Die armen Bauersleute des Thales sahen die Burg von Krystall, und wer sich hinaufwagte, dem schenkte die Schlossfrau oben eine Hand voll Edelsteine.

Nun trug es sich zu, dass ein Zauberer in fernen Landen vom krystallenen Schlosse Kunde bekam. Er befragte die Sterne und erhielt den Bescheid: Wenn er den viereckigen Stein unverrückt lasse, werde er einen gar kostbaren Stein im Schlosse sehen, das sich in den Händen der mächtigen Fee befindet. So wanderte er denn dem Fassathale zu. Dort lagen Steine von mancherlei Gestalt und Größe; sorgfältig trat er auf, jedem Stein ausweichend, der einem Viereck glich. Endlich lag hart am Wege ein viereckiger Stein, den er sogleich für den Schlussstein erkannte. Jetzt erst getraute er sich in die Höhe zu schauen, und siehe, da blinkte die Kuppel des majestätischen Schlosses herab.

Als er davor war, sah er das Burgthor offen, und das Funkeln der Krystalle blendete sein Auge. Er stieg die Treppen

hinan, die Gastfreundschaft der Herrin nach Art der fahrenden Ritter in Anspruch zu nehmen.

Die Fee kam ihm entgegen und lud ihn ein zu bleiben, solange es ihm beliebe. Der Zauberer aber sagte, weil er ein grober Klotz war: „Was stehst du lange, du Hexe, und zeigst mir nicht gleich deine Schätze, von denen die ganze Welt redet? Zu allererst will ich den schönsten Stein sehen, den du im Schlosse hast.“ „Nun, ich will Euch zeigen,“ entgegnete die Fee, „was noch kein Mensch erblickt hat.“ Sie führte ihn langsamen Schrittes zu jenem Gemache, wo der Karfunkel lag. Staunen ergriff den Zauberer, als er die magisch leuchtenden Steine sah, und er rief: „Wahrlich, er ist es wert, der große Karfunkel, solche Trabanten zu haben. Jede Fläche ist ein rothes Meer, und die Ecken sind Feuerflammen. Das ist der Stein meines Lebens; ich will ohne diesen Schatz nicht davon gehen, und sollte mein Bart mir länger wachsen, als ich selbst bin.“ „So bleibe hier, du Thor, und stirb“, rief zornig die Fee; „du sollst Zeuge sein, dass ich mächtiger bin als du.“ Mit diesen Worten fasste sie den Zauberstab und rief: „Schließ dich!“ Und das Burgthor fiel donnernd ins Schloss. Die Fee war verschwunden, aber an ihrer statt kamen zwei schwarze Geister, welche den Zauberer in einen finstern Kerker warfen, der nur ein kleines Loch ins Freie hatte. Da wurde er angekettet und blieb lange liegen ohne Speise und Trank und starb doch nicht. Durch das Fensterloch wuchs sein Bart, die Herbstwinde draußen machten ihn zu ihrer Wetterfahne, der grausame Winter knetete ihn zu einem Eiszapfen. Das Eis schmolz, der Schnee wich, aber die Sorge gab dem Barte die Farbe des Schnees, und die Schwalben bauten ihr Nest darein.

Nach langer langer Zeit gewahrte der Zauberer durch sein Fenster unten im Thale einen Menschen, der dem Krystallschloss der Fee zugieng. Es war ein wälscher Edelmann, der seinen Adel durch Brudermord bemakelt hatte. Verflucht von seinem greisen Vater und seinem Gewissen, suchte der Flüchtling die Wildnisse von Fassa. Er hörte auf einmal eine rauhe Stimme von oben, schaute in die Höhe und entdeckte das krystallene Schloss mit dem weißen Bart vor dem Kerkerloch. Und während er so verwundert emporsah, vergaß er völlig des Weges und stolperte an den viereckigen Schlussstein. Dabei ward derselbe ein wenig von der Stelle gerückt.

In dem Augenblick versank die Krystallburg sammt allen Schätzen und dem großen Karfunkel donnernd und krachend in die Tiefe des Berges. Der Zauberer aber stand vor dem zitternden Wälschen und rief ihm zu: „Bruder, du hast mir das Leben gerettet, denn unter deinem Fuße ist der viereckige Stein da von der Stelle gerückt und mit ihm die verwünschte Burg sammt all ihrem Zauber. Den großen Karfunkel aber mag ein anderer holen."

20. Die verzauberten Ritter auf Castellano.

In der Ruine Castellano unweit Roveredo ist es unheimlich. Die Sage erzählt darüber Folgendes: Ein Burgherr von Castellano hatte einmal im Zorne einen Knecht getödtet, dem die Hexe im Dorf unten überaus zugethan war. Daher verwünschte sie die Burg sammt ihren Bewohnern, und der böse Wunsch gieng in Erfüllung. Die Burgherren wurden, wenn sie ein gewisses Alter erreicht hatten, durch Zauber in ein unterirdisches Gewölbe des Schlosses entrückt, wo sie solange umgehen mussten, bis ein Mensch ohne Licht und nichts ahnend von dem Zauber da hinabkäme. Dann sollten sie erlöst werden.

Aber die Erlösung ließ lange auf sich warten. Die Burg zerfiel, und im Volke gieng die Sage von einem Schatze, der unter den Trümmern vergraben sein sollte, und von allerlei Gespensterspuk. Daher wagte sich kein menschlicher Fuß in die unterirdischen Räume.

Von dem Schatz der Burg Castellano hörten einmal einige flinke und beherzte Burschen, und sie beschlossen unter sich, ihr Glück zu versuchen. Sie giengen in die Burg hinauf, krochen dort in die unterirdischen Räume hinunter und betraten das Gewölbe, wo die verzauberten Ritter waren. Da muss der Schatz verborgen sein, meinten die Burschen, und verblieben im Gewölbe. Es brach die Nacht ein, aber sie zündeten kein Licht an, denn sie wollten um Mitternacht im Finstern den Schatz blühen sehen. So warteten sie denn geduldig, bis es zwölf Uhr schlug. Da plötzlich wird es hell im Gemache, ein seltsames Rasseln und Klirren lässt sich hören, und alsbald sehen die Burschen eine ganze Schar von

Rittern, welche in alten, verrosteten Harnischen feierlich einherschreiten. Die Burschen erschraken so heftig darob, dass sie besinnungslos zur Erde fielen. Aber die Ritter waren nun vom Zauber erlöst. Sie wollten in die obern Räume der Burg hinauf; als sie aber statt des stolzen Ritterschlosses Schutt und Trümmer vorfanden, wurden sie derart von Schmerz und Zorn erfasst, dass sie sich sämmtlich in ihre eigenen Schwerter stürzten. Jetzt aber begann der Spuk von neuem, denn die Geister dieser Selbstmörder sind bis auf den jüngsten Tag in die unterirdischen Räume der Burg gebannt. Die Leute haben auch jetzt noch eine gewaltige Furcht vor den gepanzerten Männern.

21. Die drei Marchegger in Mals.

In Mals war einmal ein Bauernknecht des Nachts draußen und wässerte die Wiese. Wie es nun Mitternacht war und die Wiese schön unter Wasser stand, wollte er wieder heimgehen und sich schlafen legen. Da sah er beim Markstein eine weiße Gestalt stehen. „Wer ist da?" rief er; es gab ihm aber keine Antwort, wohl aber standen jetzt zwei statt eines am Markstein. „Wer ist da?" rief der Knecht zum zweitenmale. „Gebt Antwort oder packt euch fort, da habt ihr in der Nacht nichts zu suchen." Wieder keine Antwort, dafür war es, als stiegen die Gespenster gerade so aus dem Boden, denn es standen schon drei Gestalten beim Markstein, davon die beiden ersten weiß und die letzte schwarz und ohne Kopf. Und sie fiengen alle drei an zu tanzen und hopsten unter allerlei Grimassen um den Markstein herum. Der Knecht kam näher heran und erkannte die beiden weißen Gestalten; es waren seine schon längst verstorbenen Vettern. Die dritte, schwarze Gestalt erkannte er nicht, weil sie keinen Kopf hatte. Darüber erschrak der Knecht so sehr, dass er nachhause rannte und sich geschwind ins Bett legen musste. Vom Schrecken war er nun eine geraume Zeit krank. In der folgenden Nacht gieng deshalb der andere Knecht hinaus, die Wiese zu wässern. Ihm ergieng es ebenso, auch ihn kam so sehr das Fürchten an, dass er ebenfalls davonlief und sich fieberkrank ins Bett legen musste. Als

die beiden wieder aufstehen konnten, erzählten sie die Geschichte dem Geistlichen. „Schon gut," sagte dieser, „da könnt ihr ein gutes Werk thun und zwei arme Seelen erlösen. Der kopflose, schwarze Geist kann allerdings nicht mehr erlöst werden. Ihr müßt aber beide um Mitternacht hinausgehen, und wer die Gestalten zuerst gesehen hat, muss sie auch anreden und sagen: Alle guten Geister loben Gott den Herrn; was ist euer Begehr'n? und muss sie auch beim Namen nennen." Der erste der beiden Knechte war dazu bereit; galt es ja, seine Vettern zu erlösen; allein der andere wollte nichts davon wissen. Verwandte hatte er keine zu erlösen, und es hatte ihn das erstemal allzusehr gegruselt. Daher unterblieb der nächtliche Gang, denn der Geistliche hatte beigefügt, wenn bloß der eine gienge, könnte ihm ein Unglück begegnen. Die armen Seelen sind bis auf die Stunde unerlöst geblieben und müssen in gewissen Nächten noch immer um den Markstein springen.

22. Der verfluchte Wald.

In Tisens ober Nals zeigt man noch jetzt dem Fremden einen öden Grund ohne Bäume und ohne Graswuchs; der Fluch Gottes lastet darauf. Die Sache gieng so zu. In alten Zeiten stand an dieser Stelle ein schöner Wald. Drei Bauern aus dem Dorfe Tisens verrückten nun heimlich die Marksteine, um ihren Besitz an Wald zu vergrößern. Und als die Sache vor Gericht kam, bekräftigten die drei Bauern mit einem Eide, dass sie kein Unrecht begangen hätten. So blieben sie im Besitze des Waldes, weil niemand sie des Betruges überweisen konnte. Doch schließlich kam es mit einem Bauern zum Sterben, und der zweite und dritte folgten nach, ohne das Unrecht gutgemacht zu haben. Seit dieser Zeit gieng es in jenem Walde nicht mehr geheuer zu, und es begann zu rumoren. Bei Nacht hörte man unter dem Boden ein Wälzen, Rollen und Graben, Ächzen und Keuchen, wie wenn Leute Erde grüben und Steine trügen, und im Walde drinnen hörte man den Schlag von Äxten und das Krachen der stürzenden Bäume. Der Wald gieng allmählich vollständig zugrunde, so dass die Stelle

gänzlich von Bäumen entblößt wurde. Die Leute des Dorfes stellten dort später zur Sühne 40 Kreuze auf. Der Spuk entwich zwar, der Fluch aber dauert noch fort, indem diese Stelle weder Bäume noch Getreide oder Gras hervorbringt.

23. Wo soll ich ihn hinthun?

Ein Bauer zu Tisens hatte durch Versetzung des Marksteines seinen Wald vergrößert und nahm dieses Unrecht mit ins Grab. Gieng nun jemand bei Nacht durch den Wald, so hörte er ächzen und keuchen, als ob jemand an einer schweren Last trüge. Hie und da sah einer auch den Mann mit einem schweren Stein auf der Schulter. „Wo soll ich ihn hinthun?“ fragte er traurig. Einmal begegnete ihm ein Bauer, und als der Geist auch an ihn die Frage richtete, sagte der Bauer keck: „Dummer Kerl, stell' den Stein in Gottes Namen nieder!“ Der Geist warf den Stein freudig auf den Boden und verschwand. Er war erlöst. (Mals.)

24. Der Geist im Schweinestalle.

In Mals hörte einst ein Bauer in seinem Schweinestall hinter dem Hause um Mitternacht einen so gewaltigen Lärm, dass er sich hinaus begab, um nachzusehen. Da erblickte er im Stalle seine verstorbene erste Frau, welche mit einer Ruthe auf die Schweine einhieb, dass die Thiere entsetzt durch einander liefen und die Wände hinauf sprangen. Der Bauer rief die Verstorbene an und sagte: „Was thust du da bei den Schweinen?“ Die Frau antwortete: „Ich habe bei meinen Lebzeiten den Schweinen gegeben, was ich armen Leuten geben sollte, und kann nur dann Ruhe finden, wenn ich die größte Sau in meine Gewalt bekomme. Überlass mir freiwillig das Thier, dann will ich davongehen und nicht mehr wiederkommen.“ Der Bauer sagte: „Die Sau magst du wohl haben, wenn dir damit geholfen ist.“ Sogleich setzte sich die Frau auf das verlangte Thier und ritt auf demselben fort und in den nahen Bach hinein, wo sie damit verschwand.

25. Seltsame Erscheinung.

In Mals waren zwei Nachtwächter; der eine rief vor, der andere nach Mitternacht aus. Einmal stürmte der Peter, einer der beiden Nachtwächter, in die Dachkammer des andern, namens Hiesl, und schrie: „Hiasl, steh auf und lös' mich ab, es ist 12 Uhr.“ Hiesl brummte: „Wozu der Lärm, ich höre dich ja.“ „Na, aber hör', was mir heute begegnet ist“, sagte der andere und stellte die Laterne auf Hiesls Gewandtruhe. „Kaum hatte ich 11 Uhr ausgerufen, da steht auf einmal jemand vor mir, als wäre er aus der Erde geschloffen. Wer's war, kann ich nicht sagen, denn die Gestalt ließ mich nie nahe kommen; sie war immer 20 Schritte voraus; gieng ich, so gieng sie auch, stand ich, so stand sie ebenfalls. Wie ich zu dir hergehe, geht sie vor mir her und ins Haus herein, die Stiege herauf, aber heroben sehe ich nichts mehr davon. Will sehen, was daraus wird.“ Hiesl zog sich verwundert an, und dann giengen sie beide miteinander hinab. Vor dem Hause trennten sie sich. Kaum war Peter allein, da ließ sich auch schon wieder die Gestalt sehen, gieng vor ihm her, immer so gegen 20 Schritte voraus. Als er heimkam, gieng sie vor ihm in sein Haus. Er erzählte es seinem Weibe, sie durchsuchten das Haus, fanden aber nichts. Am zweiten Tage darauf erkrankte Peter, nach drei Wochen starb er.

26. Todesmeldung.

Der Pfarrer Raffeiner, ein Vetter des Missionärs und Generalvicars Raffeiner, saß im Wohnzimmer seines Hauses am Schreibtisch. Es war über 10 Uhr nachts. Soeben wollte er seine Predigt für den folgenden Tag aufsetzen, da klopft es auf einmal laut an die Hausthüre. Verwundert, dass noch jemand so spät Einlass begehre, stand er auf und öffnete die Hausthüre. Draußen stand sein altes Mütterchen aus Obervinstgau. Bevor er sie noch zum Eintritt ins Pfarrhaus einladen konnte, sagte das Mütterchen einige Worte des Abschieds. Sie munterte ihn auf, ein braver Priester zu bleiben und viele Seelen zu retten, damit sie sich im Jenseits beide umso freudiger wiedersehen könnten.

Kaum ausgeredet, war das Mütterlein wieder fort und verschwunden. Der Pfarrer schrieb sich tief erschüttert den Tag und die Stunde der Erscheinung ins Notizbuch.

Nicht lange darnach bekam er schon die Nachricht, dass seine Mutter gestorben sei. Genau am selben Tage und in derselben Stunde, als sie zu ihm gekommen, hatte sie das Zeitliche gesegnet. Wenige Augenblicke vor ihrem Tode hatte sie den Wunsch geäußert, ihren geistlichen Sohn noch einmal zu sehen. (Vinstgau.)

27. Alter ego.

Der eine von zwei einander innig befreundeten Priestern, erzählt der Prälat P. Adalbert von Gries, wollte sich spät abends zu Bett begeben. Als er nun aus Bett trat, sah er sich selber todt im Bette liegen, d. h. eine Gestalt lag in seinem Bette, die ihm so glich, als wäre er es selber, nur dass ihre Wangen und Glieder todtenblass waren, während ihn gesunde Lebensfarbe röthete. Eilends rannte er aus dem Zimmer und rief seine Leute; aber als sie herbeikamen, sahen sie nichts mehr. Der Geistliche dachte sich wohl, dass das seinen nahen Tod bedeute. Gleich am andern Tage schrieb er seinem Freunde, er möchte unverzüglich kommen. Der Freund kam und suchte ihm die Todesahnung auszureden; als er aber mit guten und schlechten Witzen nichts ausrichtete, half er ihm Testament machen, das Zeitliche ordnen und sich zum Tode bereiten. Zwei Tage darauf war er eine Leiche.

28. Der Großvater erscheint.

Einer meiner Studiengenossen, gegenwärtig ein hochachtbarer Ordensmann, hat mir Folgendes erzählt: Als sein Großvater im Sterben lag, gieng er durch sein Heimatsdorf. Er war gerade in der Nähe der Kirche, da schlug es 12 Uhr mittags und fieng an betzuläuten. Er nahm den Hut ab und betete. Auf einmal begegnete ihm sein Großvater, der den Hut ebenfalls zum Beten

abgenommen hatte, und gieng ganz nahe an ihm vorbei. Zur gleichen Zeit muſs er verschieden sein: bald nach dem Aveläuten läutete das Sterbglöcklein für ihn. (Vinstgau.)

29. Vormeldung.

Zum Pfarrer J. L., früher in Schnals, kam an einem Spätsommertag ganz bestürzt eine Bäurin und betheuerte, daſs sie am Tage vorher ihren Sohn, der doch weit weg auf der Alm war, im Feiertagsgewande habe aus dem Stadel herauskommen sehen. Anfangs sei sie nicht erschrocken, in der Meinung, ihr Sohn sei etwa unvermuthet heimgekehrt, als sie ihm aber nachgieng, sah sie auf einmal nichts mehr von ihm, und es wurde ihr so unheimlich, daſs sie am ganzen Leibe zitterte. Sie bat den Geistlichen, für ihren Sohn zwei hl. Messen zu lesen, denn sie fürchte ein Unglück. Der Geistliche suchte es ihr auszureden, aber vergeblich. Er dachte sich schließlich, die Messen nützen dem Burschen immer, und sagte zu. Drei Wochen später kehrte ihr Sohn frisch und gesund wieder von der Alm heim, aber im Herbst brach im Thal der Typhus aus, und das erste Opfer desselben war der Sohn jener Bäurin.

30. Der Tod meldet sich.

Ein Bauer von Mais hatte drei Töchter; diese theilten die Haus- und Feldarbeiten unter sich. Eine ließ sich als Viehdirn brauchen. Wenn sie in den Stall gieng, steckte sie die Füße in die Kospen. Einmal zu Martini bekam sie abends heftige Kopfschmerzen, so daſs sie früh zu Bette gieng. Sie war noch nicht eingeschlafen, da kommt auf einmal etwas aus dem Stall herüber ganz mit ihrem Gang, legt die Kospen in den Winkel, wohin sie sie zu legen pflegte, geht die Stiege hinauf in ihre Kammer, macht die Thüre auf und wieder zu, nähert sich ihrem Bette, neigt sich über sie hin und haucht sie an. Sodann setzte sich die Gestalt auf ihre Gewandtruhe und thut etliche Seufzer. Darauf hörte und sah sie nichts mehr. Mit Schrecken erzählte sie es am andern

Tage ihren Leuten, die es jedoch nicht recht glauben wollten. Zu Ostern des nächstfolgenden Jahres starb die Tochter, und jetzt hielten die Hausbewohner jene geheimnisvolle Erscheinung für eine Vormeldung ihres Todes.

31. Die Todten werfen Steine.

In Passeier lebten vor Jahren mehrere Nachbarn, die immer genau ansagen konnten, wann es in der Gemeinde wieder eine Leiche geben, und welchen Weg die Todtengräber mit der Leiche kommen werden. Es warf nämlich in der Nacht an ihre Fensterladen kleine Steinchen mit solchem Getöse, dass sie davon aus dem Schlafe erwachten. Ja hie und da sahen sie, wenn sie auf das Werfen hin zum Fenster giengen, einen geisterhaften Leichenzug vorbeikommen.

32. Aus dem Grabe nach Weißenstein.

Beim Goldegger in Leifers diente eine brave Magd, welche die Dirn eines anderen Hofes zur Freundin hatte. Eines Tages verlobten sie sich beide nach Weißenstein, schoben aber die Wallfahrt auf und immer auf, bis endlich gar nichts mehr daraus wurde, denn die zweite Dirne schlenggelte von Leifers weit weit fort ins Wälsch. Sie schrieb wohl ein- oder das anderemal in einem Briefe an die Goldeggerdirn von der verlobten Wallfahrt und versprach, bald einmal zu kommen, dann wollte sie mit ihrer Gespanin das Verlöbnis ausführen, aber sie kam immer nicht.

Da einmal, es war in der Nacht vor einem Bauernfeiertag, wurde die Goldeggerdirn aus dem Schlafe geweckt. Jemand rief ihren Namen und, wer ihn rief, musste vor der Hausthür sein, das hörte sie genug. Sie sprang aus dem Bett und ans Fenster und erkannte im Vollmond ihre Freundin aus dem Wälsch, die nun heraufrief, sie solle sich flink anziehen und mit ihr nach Weißenstein gehen. Weil das der Goldeggerdirn recht war, dauerte es nicht lange, bis sie sich gerichtet hatte. Dann gieng sie zur Hausthür hinaus und grüßte die andere recht herzlich; diese aber hub

alsbald zu beten an. So stiegen sie betend in der frischen, klaren Nacht den Berg hinan; die Goldeggerdirne stach der Wunder; sie hätte gerne da oder dort ein wenig ausgeschnauft und die Freundin ausgefragt, aber diese betete und betete. Oben auf der Höhe, wo der Weg aus dem Wald heraus auf die Wiesen führt, nicht weit von Weißenstein, traf sich's, dass gerade die Goldeggerdirne das G'sätzlein vorbetete, wie's der Brauch ist, abzuwechseln; da hörte sie auf einmal niemand mehr nachbeten. Sie kehrte sich um, die andere war weg; sie rief, keine Antwort; sie lief in den Wald zurück, vergeblich. Und noch wollte es immer nicht Tag werden. Als sie unten weggegangen war, hatte sie vergessen, auf die Uhr zu schauen; vielleicht war's da erst Mitternacht gewesen. Sie fieng sich zu fürchten an, doch überwand sie sich und gieng betend weiter. Als sie zur Wallfahrtskirche kam, kniete ihre Freundin vor der gesperrten Kirchthür. Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen. Sie kniete neben der andern nieder, gerade als es oben im Thurme betzuläuten begann. Im Nu war die Freundin wieder fort, wie ein Nebelbild weggehaucht. Jetzt lief Grauen die Goldeggerdirne an. Die Kirchthür wurde aufgesperrt, sie trat vor das Gnadenbild und betete mit inniger Andacht für sich und die Freundin. Als die heiligen Messen begannen, da erblickte sie auf einmal, vorne im Kirchenstuhl kniend, wieder ihre Wallfahrtsgenossin. Sie sah wiederholt hin, sie war's, es trügte sie nicht. Wie nun die ersten Messen zu Ende waren, verschwand auch ihre Freundin wieder. Die Goldeggerdirne holte sich darüber beim Geistlichen Rath, und dieser munterte sie auf, für ihre Freundin zu beten, weil sie gewiss verstorben sei, und ihr eine heilige Communion aufzuopfern, dann werde alles gut enden. Das that die Dirne, und nach verrichteter Andacht trat sie den Rückweg an. Beim Bildstöckl am Waldrand, dort, wo die andere auf dem Heraufweg verschwunden war, stand die Freundin wieder, auf sie wartend und sie herzlich grüßend, fieng aber gleich wieder zu beten an. So zogen sie betend den Berg hinab, unten aber verschwand die andere plötzlich, und sie hatte sie das letztemal gesehen. Daheim wartete schon die inzwischen eingetroffene Nachricht auf sie, dass ihre Freundin im Wälsch drinnen nach kurzer Krankheit, jedoch mit allen heiligen Sterbesacramenten versehen, gestorben sei. Der alte Goldegger in

Leifers hat beide Dirnen gut gekannt, und die eine der beiden, die Goldeggerdirn nämlich, hat dieses Ereignis unserem Gewährsmann selber erzählt.

33. Die Magd des Kaifas.

Einmal verlobten sich zwei fromme Dirnen nach Weißenstein, um dort für jene Person zu beten, an welche niemand sonst im Gebete denkt. So traten sie denn in der glühenden Sommerhitze den beschwerlichen Weg an und schwitzten den Berg hinan und beteten den einen Rosenkranz nach dem andern.

Sie gelangten glücklich zum Wallfahrtsort hinauf; als sie aber in die Kirche hineingehen wollten, vertrat ihnen vor der Kirchthür ein meeraltes Weiblein den Weg und sagte zu ihnen: „Ich danke euch von ganzem Herzen für das viele Gebet, so ihr für meine arme Seele verrichtet habt. Ich bin bis jetzt im Fegfeuer gewesen, nun aber bin ich durch euch erlöst worden. Ihr sollt aber auch wissen, für wen ihr gebetet habt; ich bin die Magd des Kaifas und habe, als Christus der Herr für uns litt, aus Menschenfurcht den Herrn verleugnet."

34. Der Hausgeist beim Müller in Pfus.

In der Nähe von Kaltern liegt der Weiler Pfus. Da wohnte der biedere Müller Florian, bei dem sich täglich ein kleines, gespenstiges Männlein einzufinden pflegte. Es war sehr anstellig und that den Leuten gar niemals etwas zuleide. Daher gewöhnten sich die Hausleute daran und gewannen den Hausgeist allmählich lieb. Und als der Storch dem Müller eines Tages einen wackeren Buben eingelegt hatte, den er für sein Geschäft auch wohl brauchen konnte, war das Männlein überaus freudig überrascht und kam fleißig, den kleinen Schreihals zu wiegen. Mit der Zeit wurde es aber übel gelaunt und wiegte so stark, dass der Bube aus der Wiege fiel und schrecklich krakehlte. Diese Musik gefiel dann dem Männlein über die Maßen, so dass es laut auflachte. Es wurde aber von Tag zu Tag ärger, und immer wieder flog der Kleine

aus der Wiege zu Boden. Einmal kam der Müller herauf und jagte den Geist zum Tempel hinaus, aber er gieng nicht und wiegte fort und kicherte.

Da gieng der Müller zum Pfarrer nach Kaltern und fragte ihn, was da zu thun sei. Der Pfarrer meinte, er solle den Geist ordentlich zur Rede stellen und die Anrede mit den Worten beginnen: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn, was ist dein Begehren? Rede laut, dass ich dich verstehe!“

Mit diesem Bescheid verließ der Müller den Pfarrhof und war fest entschlossen, den Geist gleich am selben Abend noch zur Rechenschaft zu ziehen. Aber wie es so geht, er musste der Kundschaft halber, wo der Gott Bachus seinen Arm herausstreckte, zukehren und sich die gehörige Courage antrinken. Daher kam er ziemlich angeheitert erst am Abend heim. Aber da traf er noch richtig den Hausgeist, der in der Stube mit allen Kräften wiegte.

Er packte ihn sogleich beim Kragen, und weil ihm nimmer der ganze Spruch in den Sinn kam, rief er bloß: „Red' laut, dass ich dich höre,“ und setzte dazu, „sonst drehe ich dir den Kragen um!“ Dabei beutelte er das Männlein immerfort hin und her. Der Geist warf zornige Blicke auf den Müller und entwand sich endlich seiner Faust. Im Nu war er bei der Hausthür und lief ins Freie. Der Müller wackelte ihm nach, war aber doch so gescheit, dass er unter der Dachtraufe stehen blieb, denn er hatte immer gehört, dass einem unter der Dachtraufe kein Geist etwas anhaben könne. Da blieb er also stehen und ballte die Faust nach dem Männlein, das ihm fortwährend deutete, ihm zu folgen. Wäre der Müller weiter gegangen, so würde ihn der Geist unfehlbar zerrissen haben. Durch das übermäßige Wiegen wollte aber der Geist die Hausleute zwingen, ihn anzureden, wie man Geister anreden muss; dann wäre er erlöst worden. Weil ihn aber der Müller nicht auf die rechte Art anredete, meinen die Leute, wurde seine Erlösung vereitelt.

35. Todte lassen mit sich nicht spassen.

Unweit des Dorfes St. Pauls, zwischen dem Kloster Mariengarten und dem Friedhof, ist eine alte Mauer, welche einen Weinberg einschließt. In dieser Mauer befindet sich ein großer Porphyrstein, dessen der Straße zugekehrte Außenseite gar wunderliche Zeichnungen trägt. Die Leute sagen, es seien Abdrücke von Gedärmen, und knüpfen folgende Sage daran: Ein Saltner (= Feldhüter zur Zeit der Traubenreife) begieng einst eine frevelhafte That, indem er aus purer Bosheit einmal zur Nachtszeit in den nahen Friedhof hineinschoss. Sofort kam einer der Todten aus dem Grabe, eilte auf den Frevler zu und drückte ihn mit solcher Gewalt an die Mauer, dass die Abdrücke seiner Gedärme noch heute an dem Stein leicht erkenntlich sind. (Dieser Stein befindet sich in der Mauer rechts von der Straße, wenn man die „Paulsner Höhle“ erstiegen hat.)

36. Dem Tod ist keiner zu stark.

Vor vielen Jahren lebte in Auer ein junger Fuhrmann, welcher sich durch große Körperstärke und Kühnheit auszeichnete. Auf seinen Fahrten hatte er oft Gelegenheit, seine Stärke zu zeigen, namentlich, wenn er ins Fleimsthal musste, weil damals die Wege dorthin von Räubern unsicher gemacht wurden. Da er manches Abenteuer erlebt hatte und vielen Gefahren glücklich entgangen war, pflegte er zu sagen: „Ich fürchte niemand, sogar Tod und Teufel nicht.“ Doch es sollte anders kommen. Eines Tages fuhr er mit Ross und Wagen nach Neumarkt. Spät abends, da seine Angehörigen, seine Rückkehr abwartend, beisammen saßen, stürzte der Fuhrmann plötzlich todtenbleich und athemlos ohne Mütze und mit blutig geritzten Händen in die Stube. Lange Zeit konnte er kein Wort hervorbringen, und erst, als er sich ein wenig erholt hatte, erzählte er: „Hab' mich meiner Lebtag' noch nie gefürchtet, aber heute ist mir auch das Gruseln gekommen. Wie ich nämlich auf der Landstraße nach Auer herfuhr, sah ich plötzlich in der Nähe der Auerer Brücke, fünf bis sechs Schritte vor mir, einen riesengroßen Mann stehen, der einen weißen Mantel

um hatte und mir finster zuwinkte. Mich packte nun ein solcher Schrecken, dass ich Ross und Wagen fahren ließ und über den Castellvederberg heim lief. Ich meinte, das Gespenst verfolge mich, daher suchte ich gar nicht den richtigen Weg, sondern lief planlos über Stock und Stein und dürfte wohl über drei Stunden herumgeirrt sein." Am anderen Tage fuhr dieser Mann trotz vielfacher Abmahnung nach Tramin. Spät abends machte er sich wieder auf den Heimweg. Bei einem Kreuzwege stieg er vom Wagen, um das Ross zu führen. Dasselbe erschrak, machte einen Seitensprung und schlug ihm mit der Deichsel an die Schläfe. Tödlich getroffen, sank er auf dem nächsten Steinhaufen zusammen und starb. Der Fuhrmann hatte also, wie man sagte, am Tage vorher entweder seinen eigenen Geist oder den Tod gesehen und deshalb sich so vor der Erscheinung gefürchtet.

37. Der Geist verfolgt die Schatzgräber.

In einer mondhellen Sommernacht des Jahres 1848 begaben sich drei Burschen von Auer auf den Castellvederberg hinauf, um Schatz zu graben. Als sie mit der Arbeit begonnen hatten, erschien plötzlich ein Geist und jagte sie mit drohenden Geberden davon. Zwei dieser Burschen fielen auf der Flucht über kleinere Felswände hinab, kamen jedoch mit geringen Verletzungen davon. Schlimmer ergieng es dem dritten; denn diesen verfolgte der Geist bis ins Dorf Auer hinab. Dort angelangt, stieg der Flüchtling über die Mauern der Weingärten und zog sich, um besser laufen zu können, die Stiefel aus. Das Gespenst aber folgte ihm auf dem Fuße nach, und wenn es ganz nahe hinter ihm war, schrie es: „Jetzt hab' ich dich!" Endlich schien es ihn wirklich erreicht zu haben, streckte die Knochenhand nach ihm aus und rief triumphierend: „Jetzt bist du mein!" In dem schlug es 4 Uhr früh, und vom Pfarrthurme ertönte die Betglocke. Da verschwand der Geist plötzlich. Der Bursche kam, zu Tode erschöpft, nachhause und starb wenige Tage darauf infolge des erlittenen Schreckens.

38. Wie die Kortscher ihre Alm verlieren.

Die Gemeinde Kortsch in Vinstgau besaß eine Alm, die sie nicht benützte; daher gestattete sie der Nachbargemeinde Schlanders, ihr Vieh dort aufzutreiben. Die Schlanderser thaten dies lange Zeit, und zuletzt sahen sie die Almweide als ihr Eigenthum an. In alten Zeiten nahm man das Ding nicht gar so heikel, und die Kortscher hatten auch den Wert der Alpe nicht hoch angeschlagen. Aber weil die anderen darauf sich etwas zugute thaten, dass die Alm ihnen gehöre, und behaupteten, dies müsse so sein, hätten sie ja die Weide so und so lang genossen, da ließen es sich die Kortscher doch nimmer gefallen und machten ihr Eigenthumsrecht geltend. Es kam zum Process, und die Schlanderser stellten dem Gerichte ihre Kundschaft, dass sie von altersher ihr Vieh auf die Alm getrieben hätten; niemand denke mehr den Anfang. Aber auch die Kortscher brachten ihre Kundschafter für ihr Eigenthumsrecht, und so ward hin- und hergestritten und lange nichts ausgemacht.

Da hauste zu unterst auf der Kortscher Alm ein uraltes Männlein, das da oben seit Menschengedenken kaserte und auch im Winter die Hütte nicht verließ. Die Schlanderser bestachen das Männlein, dass es aussage, die Alm gehöre nach Schlanders. Das Gericht nahm mit Vertrauensmännern aus beiden Gemeinden die Almweide in Augenschein, und die Schlanderser schlagen vor, was das alte Männlein aussage, dabei sollte es verbleiben. Die Kortscher waren einverstanden, und das Gericht nahm das Männlein gehörig in Eid und Pflicht. Dieses steckte einen Löffel unter den Hut, gab Schlanderser Erde in die Schuhe und schwor: „So wahr der Schöpfer über mir, stehe ich auf Schlanderser Erde." Die Alm wurde nun der Gemeinde Schlanders zugesprochen, und die Schlanderser trieben wie vorher ihr Vieh hinauf. Da begann aber ihr Vieh oben zu kranken, und Stück um Stück fiel zu Boden und war todt. Die Krankheit war solcher Art, dass man früher nie so etwas erlebt hatte. Das Fleisch der gefallenen Thiere war kohlschwarz, und sie hießen die Krankheit davon den schwarzen Schaden. Täglich giengen etliche Stück daran zugrunde. Das dauerte so lange fort, bis endlich die Schlanderser das Großvieh

abtrieben und die Schafe hinaufweideten. Aber auch in diese fuhr der schwarze Schaden. Als die Krankheit im Jahre darauf und auch im dritten ihren Fortgang nahm, trieben die Schlanderser endlich ihr Vieh gar nimmer auf die Alm und erlaubten den Kortschern, denen das Vieh auf der benachbarten Alm gesund geblieben war, herüberzutreiben; und sieh da, das Vieh der Kortscher blieb auch da gesund, und kein Stück gieng zugrunde. Darauf erkannten die Schlanderser ihr Unrecht und gaben den Kortschern freiwillig die Alm zurück.

Um die Hütte des Männleins aber und auf dem Platz, wo es den Meineid geschworen, wuchs kein Gräslein mehr, und der Boden blieb kohlschwarz. Das Männlein selbst starb und wurde zum Kasermannl, das oft das Vieh steinigte und auseinanderjagte und so argen Unfug verübte, dass es auf der Alm bald kein Mensch mehr aushielt. Zum öfteren hat es ein Knecht gewagt, noch da oben zu übernachten; das Mannl fuhr aber sammt dem Vieh so wild umher, dass auch der herzhafte Knecht nimmer hinaufzubringen war. Alles Benedicieren half nichts; der Meineidige muss da oben bis an den jüngsten Tag büßen.

39. Der Geist am Markstein.

In Auer lebte vor Jahren ein reicher Bauer, welcher in St. Martin im Außerfeld (so werden die Auerer Güter, die gegen Norden liegen, genannt) ein sehr großes Grundstück besaß, woran das Gütchen eines Kleinhäuslers grenzte. Der Bauer hätte das Gütchen, weil es sein Besitzthum schön abrundete, gerne an sich gebracht. Doch der Eigenthümer wollte von einem Verkaufe nichts wissen, da es ihm ein theures Erbgut war. Um nun doch zum Ziele zu gelangen, setzte der Bauer zur Nachtszeit so nach und nach seinen Grenzstein immer weiter in das Gütchen des Armen hinein. Er hatte auf diese Weise schon einen großen Theil desselben zu seinem Eigenthum gemacht, als er plötzlich erkrankte und starb. Am Tage seines Begräbnisses gieng sein Sohn auf das Feld hinaus. Da sah er mit Schrecken seinen Vater am Grenzsteine zerren. Auf seine Frage gab ihm dieser zur Antwort: „Ich

bin verurtheilt, an jedem Jahrestage meines Todes diesen Markstein um eine Linie gegen mein Feld zurückzuversetzen, bis er am rechten Orte steht." So hat man ihn viele viele Jahre lang am Marksteine zerren gesehen, und erst seit einiger Zeit hat der Spuk aufgehört. Manche Leute gehen an diesem Steine nie vorüber, ohne ein Kreuz zu schlagen.

40. Das Geisterlichtlein.

Der Weg, welcher von Auer nach Aldein führt, heißt anfangs, solange er sehr steil ist, der Lahnweg. Er beschreibt ungefähr in der Mitte eine Krümmung und führt dann an ungeheuren Felswänden der Höhe zu. Den Ort dieser Krümmung nennt man das „Lahneggele". Dort soll vorzeiten einmal ein Wälscher seinen besten Freund wegen sechzehn Kreuzer, die er bei sich hatte, ermordet haben. Die Leute glaubten zwar, den Mörder zu kennen: weil man jedoch keinen ganz sicheren Beweis seiner That liefern konnte, kam er ungestraft davon. Seit jenem gräſslichen Mord aber sah man immer ein Lichtlein den Lahnweg auf- und abirren und hörte von Zeit zu Zeit eine Stimme rufen: „O dio mio!" Der des Mordes Verdächtige hatte sich inzwischen im Fleimsthale ansässig gemacht, allein das Unglück verfolgte ihn auffallend. Seine Behausung brannte vollständig nieder, sein einziges Kind erdrückte die Mutter im Schlafe, und sein Weib starb am Bisse einer giftigen Schlange. Gänzlich verarmt, kam er nun eines Tages, es war der Jahrestag jenes Mordes, nach Auer. Die Leute erzählten ihm vom Geisterlichtlein auf dem Lahnweg und bezeichneten ihn ganz laut als den Mörder seines Freundes. Um sich nun von allem Verdachte zu reinigen, wollte er noch spät abends über das Lahneggele nachhause gehen. Am Orte der Mordthat angekommen, wurde er plötzlich von einer unsichtbaren Macht gezwungen, stehen zu bleiben. Voll Schrecken sah er nun, wie das unheimliche Lichtlein die Wand herauf-, hinab- und wieder heraufschwebte. Auf einmal schwebte es drohend über seinem Kopf und stürzte dann mit dem Mörder unter einem markerschütternden Schrei in die Tiefe. Am nächsten Morgen fand man den Leichnam des Wälschen zerschellt am Fuße der Wand. Das Lichtlein sieht man

auch jetzt noch, aber nur in den Quatembernächten, und es wird von den Leuten gewöhnlich das „Geisterlichtl auf dem Lahneggele“ genannt.

Eines Tages wollte ein Mann von Aldein nach Auer wandern. Er gieng schon um 6 Uhr abends oben fort, kam, als es bereits zu dunkeln angefangen, zum Lahnweg und sah von ferne das Geisterlichtlein heraufschweben. Ohne Furcht gieng er weiter und, ohne zu rasten, die ganze Nacht fort und kam doch nie an das Ziel. Er wusste nicht mehr, wo er sei; erst als der Morgen graute und es betläutete, merkte er, dass er in der Nähe der Aldeiner Pfarrkirche sei.

41. Der gestörte Rosenkranz.

Ein frommes Ehepaar gieng eines Abends, als es schon ziemlich dunkel war, nach St. Peter in Auer auf den Gottesacker. Auf dem Wege überfiel das Weib plötzlich arge Furcht, und es bat den Mann umzukehren. Dieser aber sagte, er wolle nicht früher heimkehren, als bis er vor der Todtenkapelle den Rosenkranz gebetet habe. Das Weib gieng allein nachhause, der Mann aber dem Friedhofe zu. An dem Gitter der Todtenkapelle kniete er nieder und betete den Rosenkranz. Plötzlich hörte er von der Kapelle heraus ein eigenthümliches Geräusch und bald darauf einen Lärm, als ob jemand die Betstühle zusammenstellen würde. Den Mann gruselte es zwar etwas, doch er ließ sich nicht stören und betete ruhig weiter. Auf einmal aber fuhr ihm ein eisiger Grabeshauch ins Gesicht, und voll Schauder eilte er davon. Als er zuhause ankam, hatte jedes Haar seinen Tropfen, wie man erzählt, so sehr war er in Schweiß gebadet.

42. Die Geister von St. Peter in Auer.

Nach den Gefechten, welche zu Kriegszeiten um und in Auer stattfanden, wurden die Gefallenen auf dem Friedhofe zu Sanct Peter in ein gemeinsames Grab gelegt, das bis auf die Gegenwart ohne Denkmal blieb. Darüber scheinen die ruhenden Helden erzürnt und steigen alljährlich in der Thomasnacht um 12 Uhr

aus dem Grabe, um neuerdings den Kampf aufzunehmen. Das Klappern der Todtengerippe soll man oft weithin gehört haben. Der Kampf dauert genau eine Stunde, und nach Ablauf derselben steigen die todten Krieger wieder in ihr Grab. In der Walburgisnacht geht es auf dem Friedhofe in Auer ebenfalls nicht mit rechten Dingen zu. Es halten nämlich alljährlich in dieser Nacht die Verstorbenen ihre Todtenvesper. Schlag 12 Uhr entsteigen sie, in weiße Mäntel gehüllt, ihren Gräbern und ziehen paarweise, matte Todtenlichtlein in den Händen haltend, wie in Procession dreimal um die Kirche. Nachher treten sie durch die weitgeöffneten Thüren in die hellerleuchtete Kirche. Die dortselbst begrabenen Priester heben die schweren Grabsteine auf, verlassen ihre Grüfte, treten in morschen Kirchengewändern an den Altar und halten Todtengottesdienst. Hernach besteigt einer der Priester die Kanzel und hält den versammelten Todten eine stumme Predigt. Nach Vollendung des Gottesdienstes kehren alle wieder in ihre Gräber zurück.

43. Geisterspuk in Vill.

Im Weiler Vill bei Neumarkt befindet sich auf einem Hügel ein großes, gut erhaltenes Haus, das einer freiherrlichen Familie gehört.

In diesem Hause spukt es so sehr, dass es niemand wagt, in demselben Wohnung zu nehmen, weswegen es immer leer steht. Sobald nämlich die Nacht anbricht, beginnt es im Hause zu poltern und zu lärmen. Man hört Personen geräuschvoll durch die Zimmer gehen und die Thüren laut auf- und zumachen. Zu bestimmten Zeiten sieht man auch eine in tiefe Trauer oder weißgekleidete Frau und zwei große, schwarze Hunde. Die letzteren laufen oft auch durch die umliegenden Felder und sind sehr zudringlich gegen diejenigen, die ihnen in den Weg kommen. Den letzten Verwalter dieses Hauses soll der Satan buchstäblich mit Leib und Seele geholt haben. Er war als ein sehr gottloser Mensch bekannt und starb eines plötzlichen Todes. Als bei seinem Begräbnis die Leichenträger die Bahre auf die Schultern nehmen wollten, fühlten sie,

dass selbe sehr schwer sei, und hörten im Innern derselben etwas Schweres herumkollern. Auf allgemeines Verlangen der Anwesenden öffnete man den Sarg und fand statt der Leiche einen großen, schwarzen Stein.

44. Die Pestsäule in Auer.

Im Dorfe Auer steht ein Bildstock, die sogenannte Pestsäule, welche man aus Dankbarkeit für die Befreiung vom schwarzen Tod erbauen ließ. Hier geht es öfters unheimlich zu, besonders in den Quatembernächten. Große, dunkle Massen rollen ächzend und stöhnend über den Weg oder den Vorübergehenden auf dem Fuße nach. Auch sieht man oft andere unheimliche Gestalten an der Pestsäule; einmal hat gar ein Riese ohne Kopf von diesem Orte aus einen Menschen verfolgt.

45. Das Knuidlweibele.

In einem sehr alten Hause in Auer, das ursprünglich ein Schloss gewesen sein soll, haust in den großen, tiefen Kellern eine unheimliche Erscheinung, das „Knuidlweibele" (Knuidl = Knäuel). Es ist dies der Geist einer ehemaligen, sehr hartherzigen Schlossherrin. Zuweilen zeigt sich derselbe als eine Frau in weißen oder Trauerkleidern mit schwermüthigem Gesichtsausdrucke, zuweilen aber als eine Kugel in Form eines Knäuels, an dem man deutlich zwei Augen bemerken kann. Vor Jahren sollen einmal mehrere beherzte Burschen diesen Geist mit Steinwürfen bis in das Schloss Leiter verfolgt haben. Das Knuidlweibele ist besonders von den Kindern sehr gefürchtet, weshalb manche Mutter in Auer ihren widerspenstigen Kindern zu drohen pflegt: „Ich geh' ums Knuidlweibele."

46. Feuerkugel und Feuersäule.

Ein Mann gieng einmal frühmorgens über den Castellvederberg nach Montan. Als er der Schlossruine näher kam, schwebte ihm aus derselben eine große feurige Kugel entgegen. Vom Schrecken erfasst, lief er eiligst nach Auer hinab, bemerkte aber doch, dass ihn die

Kugel bis zum ersten Hause des Dorfes Auer verfolgte. Da aber verschwand sie. Ein anderesmal sah einer, der ebenfalls zur Nachtszeit an der Ruine vorbeigieng, auf dem Rasenplatze vor derselben eine große Feuersäule. In früheren Zeiten fanden die Kinder öfters in der Nähe der Ruine farbige Steinchen, die sich dann, während sie nachhause giengen, in Goldstücke verwandelten.

47. Der wilde Mann in Montiggl.

Im Montiggler Wald stand auf einer Anhöhe eine halbzerfallene Hütte, welche von den Leuten gemieden wurde, weil es dort immer unheimlich war. Noch heute fällt es manchmal diesem oder jenem Bäuerlein schwer, die Stelle bei Nacht zu passieren, und er schlägt gegen alles Ungeholde ein großmächtiges Kreuz. Es erzählt aber die Sage, dass dort oben bei der Hütte vor alters ein wilder Mann von ungeheurer Größe und Stärke gewohnt habe, den die Leute weit und breit bloß den Montiggler Wilden hießen. Wer sich bei Nacht in den Montiggler Wald wagte, der kam nimmer heraus. Ein altes Weiblein war in den Wald gegangen, um Reisig zu klauben. Bevor es das Mütterlein merkte, gieng die Sonne unter, und die Nacht überraschte sie, ehe sie aus dem Walde war. Daher kehrte sie nicht mehr zurück. In der Nacht getraute sich niemand hinaus, als aber am andern Morgen die Leute in den Wald giengen, die Alte zu suchen, fanden sie ihre Überreste auf dem Wildenmannsbühel bei der Hütte des Ungethüms. Der Wilde hatte sie aufgefressen.

Eines Tages kam derselbe nach Schreckbüchl und holte sich aus dem nächsten Bauernhofe ein Paar Ochsen, mit welchen er Steine auf seinen Hügel hinaufführte. Der Bauer war ihm nachgeschlichen und musste sehen, wie der Grimmige auf seine Öchslein losschlug, dass es zum Erbarmen war. Dazu schrie er: „Hü, hotü, hü!“ Der Bauer wagte sich nicht an den Wilden und gieng wieder heim. Am andern Morgen aber fand er die Ochsen wieder in seinem Stalle; sie waren viel fetter und stärker geworden, so dass der Bauer, der ihre Arbeit am vorhergegangenen Tage ja beobachtet hatte, kaum seinen Augen traute. Sie schwitzten vor lauter Fett wie Ölkrüge.

In der darauffolgenden Nacht kam der wilde Mann wieder zu diesem Bauernhofe, nagelte einen halben Menschen an die Hausthüre und rief mehrmals: „Trag, trag, trag dein' Theil weg!“ Aber niemand getraute sich hinaus; erst bei Tag sah man, was draußen hieng. Es gruselte den Leuten, und niemand wollte an den halben Leichnam Hand anlegen. Als nun in der nächsten Nacht der wilde Mann wieder beim Hause vorbeigieng und denselben noch immer an der Thür hangen sah, rief er noch fürchterlicher: „Trag, trag, trag dein' Theil weg!“ Der Bauer wusste sich keinen Rath, gieng zum Pfarrer nach Kaltern und fragte ihn, was da zu machen wäre. Der Pfarrer sagte: „O da ist leicht helfen; wenn der Wilde wieder kommt und schreit, dann rufst du zum Fenster hinaus: Trag du den Theil weg!“ Als nun in der darauffolgenden Nacht der wilde Mann den halben Menschen noch an der Hausthür sah, schrie er wieder: „Trag, trag, trag dein' Theil weg, sonst zerreiß' ich dich!“ Der Bauer rief wirklich zum Fenster hinaus: „Trag du den Theil weg!“ Darauf hörten die Leute ein entsetzliches Poltern, als rannte eine Herde Ochsen über die Dreschtenne, und am Morgen war der halbe Leib fort.

Ein anderesmal giengen Leute in den Montiggler Wald, um Laub zu sammeln. Als sie an der Hütte des wilden Mannes vorbeikamen, von dem man längere Zeit nichts mehr verspürt hatte, konnten sie ihrem Vorwitz nicht mehr widerstehen und lugten durch die weit geöffnete Thür in die Hütte. Darin sahen sie eine Grube, und weil sie vom Wilden keine Spur bemerkten, wagten sie sich hinein und stiegen in das Loch hinab. Kaum waren sie alle unten, als die Grube sich plötzlich zu drehen anfieng, dass den erschrockenen Insassen ordentlich schwindelte. Und die Wände des Loches waren nimmer wie vorher, sondern schimmerten von purlauterem Golde. Es gelang den Vorwitzigen, wieder heraufzusteigen; als sie aber oben waren und nach den goldenen Wänden sehen wollten, war das Gold wieder verschwunden.

48. Das Bettelweib in der Jaufenburg.

Die Herrschaft vom Schloss Tirol war nach Gereut im Passeierthal in die Sommerfrische gegangen und veranstaltete dort im Königssaal ober dem Schildhof Untergereut oder Baumkirch

ihre Tanzunterhaltungen. Dazu war nun einmal auch die Herrschaft der Jaufenburg eingeladen worden. Bevor aber diese das Schloss verließ, trug die Herrin von Jaufenburg ihrer Köchin auf, um die und die Stunde das Nachtmahl bereitzuhalten, denn da würden sie wieder zurückkommen. Die Köchin besorgte rechtzeitig das Abendessen, aber die Herrschaft wollte nicht kommen. Eben schlug es zwölfe in der Nacht, und noch war niemand zurück. Da klopfte es an das Thor. Das Gesinde glaubte, es wäre die Herrschaft, und das Thor wurde sogleich geöffnet. Aber da humpelte ein meeraltes Weiblein herein, welches kein Wort sprach, jedoch mit den Händen deutend um eine milde Gabe flehte. Die Köchin gab der Alten ein großes Stück Brot und Käse, aber das Weiblein gab durch Deutung zu verstehen, dass dies nicht die Gabe sei, welche sie wünsche. Darauf bot ihr die Köchin ein Stück Braten an, hernach eine Mehlspeise, aber auch das wies die Alte zurück. Nun wurde es mit den übrigen Speisen versucht, die auf dem Herde waren, doch das Weiblein deutete immer abwehrend. „Jetzt," sagte die Köchin, „weiß ich nicht, was die Alte möchte; ich habe nichts mehr als Holz und Feuer." Und weil sie das Weib ärgerte, nahm sie eine Herdschaufel voll glühender Kohlen und reichte diese der Alten hin. Das Weiblein war über die Maßen froh, ließ sich die Kohlen in ihre Hände schütten, nickte dankbar lächelnd und verschwand.

49. Der Schütze im hohlen Berg.

Drei Tiroler Schützen standen anno neun bei Meran auf einer Felsenhöhe den Baiern und Franzosen gegenüber. Die Kugeln pfiffen hinab und hinan; da brachte auf einmal eine muthige Dirn einen Eimer voll frischer Milch herbei, die Schützen damit zu laben. Sie achtete weder der feindlichen Kugeln noch der Mahnung der Schützen, die gefährliche Stelle zu verlassen. Eine Kugel pfiff und schlug durch den Milcheimer vorn und hinten. Die Dirn steckte die Finger in die beiden Löcher und rief: „Trinkt, Buabn, wenn noch eine Kugel durchgeht, rinnt die Milch aus." „Barbl, jetzt mach' dich durch, die Franzosen schießen scharf", rief ein Schütze. Er hatte kaum ausgeredet, als ihm eine Kugel in die Brust fuhr.

Er war aber ihr Liebster, und die Dirne riss ihm die Joppe auf und wollte das Blut stillen. Jetzt stürmten die Feinde in großer Zahl herauf. Die beiden übrigen Schützen drückten ihre Stutzen ab, und zwei der Angreifer fielen; aber die anderen setzten umso rascher das Stürmen fort. Die beiden Tiroler sprangen über Felsen und Abgründe, um eine sichere Stelle zu erreichen. Auch die Feinde stürmten vorüber, und Barbl blieb mit ihrem todwunden Friedl allein zurück. Da erschien eine hohe königliche Frau, die Stirne mit einer goldenen Krone geschmückt. Sie sprach dem Mädchen Trost zu, legte Heilkräuter auf die Wunde des Schützen und verband dieselbe. Auf ihren Wink kamen Erdmännlein, hoben den wunden Mann auf und folgten mit ihrer Bürde der voranschreitenden Gebieterin. Auch die Dirne gieng mit dem seltsamen Zuge, der sich langsam dem Thalbach entlang fortbewegte, bis sie zu einem blinkenden Ferner kamen. Sie giengen durch den Schlund, woraus der Bach hervorstürzte, und gelangten in einen prächtigen Saal, dessen Wände von Bergkrystall glänzten. Dem Eingange gegenüber saß auf einem goldenen Thron der König der Erdmännlein, mit einem Purpurmantel angethan. Der stieg vom Throne herab und trat zu dem wunden Schützen, den die Zwerge auf ein Ruhebett niedergelassen hatten. Nachdem auf seinen Befehl der Verband weggenommen worden war, strich er mit der Hand über die Wunde, und alsbald that der Schütze die Augen auf. „Barbl," sagte der König, „sei getrost; der Bua wird gesund werden." Die Königin aber reichte der Dirne einen heilsamen Trank; von dem sollte sie ihrem Friedl von Zeit zu Zeit einige Tropfen eingeben. Barbl pflegte nun den Kranken Tag und Nacht, und allmählich genas er wieder unter ihrer eifrigen Pflege. Beide saßen eines Tages Hand in Hand im kostbaren Gemach; durch die krystallenen Wände erblickten sie draußen einen Garten voll Almrosen und Rauten und Edelweiß; die waren viel schöner und voller als die anderen, welche sie sonst auf hoher Alm geklaubt hatten. Endlich kam die Zeit, dass der Schütze, auf die Dirn gestützt, umhergehen konnte; da erlaubte ihnen die Königin, in den Garten hinauszugehen und sich einen Strauß zu klauben. Als dann der Schütze vollkommen hergestellt war, entließ ihn die Königin sammt der Dirne, und sie schieden mit Dank von der Königsburg und feierten nach inzwischen eingetretenem Landfrieden ihre Hochzeit.

50. Starkwölfel, der Drachentödter.

Ober dem Dörflein Pfatten, unter dem rothen Stein, hauste vorzeiten ein grimmiger Drache. Das entsetzliche Thier scheute die Tageshelle, erwachte aber in abendlichem Zwielicht und flog dann in feurigem Glanze über Berg und Strom, über Wälder und Seen, da und dort zündend und sengend, ein Schreck für das Volk, das, von Ferne den Unhold erblickend, ängstlich sich flüchtete. Seine Augen funkelten wild und begierig nach Raub und Blut, und sein Athem war so giftig, dass in Meilenbreite die Bäume erstarben bis in die Wurzeln und Gras und Kraut des saftigen Grüns entkleidet ward. Der Drache war übers Meer hergekommen und hatte sich die felsigen Gehänge mit den wilden Klippen und den weiten, dunklen Höhlungen zur Wohnung auserkoren. Da waltete er nun in seiner Kluft am rothen Stein und hatte sich das weite Gebiet mit Klippen und Strom und den Moorgründen zu eigen gemacht. Niemand konnte mehr des Weges gehen, und wenn Menschen unvorsichtigerweise seine Grenzen überschritten, fieng er sie, um sie mit seinen gewaltigen Fängen zu erdrücken und aufzuzehren. Nur die Köpfe der Getödteten fraß er nicht, sondern schleppte sie in seine Höhle, wo er sie auf einen Haufen warf. Niemand vermochte, auch mit den stärksten Waffen, das Ungethüm zu bestehen. Die Gehöfte der Bauern verödeten, niemand war mehr da, der den Acker baute oder die Rebe pflanzte. Entsetzen verbreitete sich weit hinauf und hinab im Etschland, als man allerorts die blutigen Spuren und das Fehlen der Menschen inne ward.

Aber einer war stark genug, das Ungethüm zu bestehen, einer, der dem Volke schon mehrfach Retter in der Noth gewesen war, der Wölfel von Deutschnoven. Er wollte es mit dem Drachen versuchen. Weil es aber Mittag war, ruhte das Thier in der felsigen Kluft und war nicht zu sehen. Wohl stieß der Wölfel mit einer gewaltigen Stange an die Felswand, lockte den Drachen durch Pfiffe und warf Steine zur Höhlung, alles vergeblich. Da kletterte er auf den überhangenden Felsen, und wie er die Lage des Versteckes von oben ausgespäht hat, schickt er in einen Bauernhof um einen Eimer voll süßer Milch. Als die Milch nun zur Stelle geschafft ist, knüpft der Wölfel ein Seil am Eimer fest und

läſst geſchickt daran das Gefäß über den rothen Stein hinabgleiten bis vor des Drachen Höhle. Dort bleibt der Eimer ſchweben. Spähend ſtreckt alsbald der Lindwurm ſeinen Kopf aus dem Felsloch, und ſeine ſtählernen Schuppen leuchten im Sonnenglanz. Der Milch begierig, die er nun vor ſich gewahrt, faſst das Thier den Eimer in ſeine Krallen und beginnt den ſüßen Inhalt zu ſchlürfen. Nun vermag der Wölfel von oben das Ungethüm zu erſchauen, ſah ein paar Mannslängen unter ſich ſeine blutgierig funkelnden Augen und fühlte den heißen und giftigen Athem herauf.

Mit einem gewaltigen Rucke riſs er einen Stein vom felſigen Kamme los, ſo groß wie ein Heuſtadel, und ſchleuderte ihn in mächtigem Wurfe dem Unthier hinab auf den Kopf, daſs es unter fürchterlichem Röcheln und gräſslichem Zucken verendete. Das ſchwarze Blut des getödteten Wurmes ſtrömte ſchäumend und brauſend den Fels hinab und in die Etſch und wollte kein Ende nehmen, alſo daſs der Fluſs davon geſchwellt ward und bis zur Stadt Trient abwärts über die Ufer ſchlug.

Allenthalben kehrte nun neues Leben in das Thal zurück, und Kraut und Gras und Baum und Strauch grünten wieder, und unten auf der Heerſtraße zog auch der Kaufmann wieder vorüber mit reichem Gute.

51. Der Rieſe Grimm als Drachentödter.

Zur Zeit, als es in Tirol noch Rieſen und Zwerge gab, hauste in den Etſchſümpfen nahe bei Pfatten unterhalb Bozen ein äußerſt wilder und gefräßiger Drache, der die ganze Gegend weitum in Schrecken verſetzte und allmählich in eine Wüſte verwandelt hätte, wäre nicht ein Retter erſchienen. Denn vor dem Peſthauch des giftigen Kunters gieng aller Pflanzenwuchs zugrunde, ſelbſt die ſtärkſten Bäume nicht ausgenommen. Die Pfattener hatten alle Mittel in Anwendung gebracht, um den greulichen Wurm zu tödten oder wenigſtens zu verſcheuchen; ja ſie waren ſelber wohl bewaffnet dagegen ausgerückt, allein es wollte nichts helfen. In dieſer Noth beriethen ſich die Älteſten der Gemeinde, was da wohl noch zu thun wäre, oder ob ſie ſammt und ſonders auswandern und ihr ſchönes Pfatten verlaſſen müſsten. Da fiel

ihnen ein, dass auf dem Joch Grimm ein großmächtiger Riese wohne; den wollten sie um Hilfe anflehen. Sie schickten also Abgesandte mit guten Geschenken hinauf, welche den Riesen auch richtig antrafen. Zitternd vor Furcht, wagten sie es, sich ihm zu nähern und ihre Bitte vorzutragen. Der Riese empfieng sie über Erwarten gnädig, denn er liebte solche Abenteuer, und versprach den Abgesandten, es mit dem Drachen aufzunehmen, wenn ihm die Gemeinde Pfatten das getödtete Thier überlassen wolle. Dazu erklärten sich die Abgesandten im Namen des gesammten Dorfes herzlich gerne bereit.

Der Riese knetete nun aus Pech und Sägmehl einen Brei, lockte den Drachen aus seinem Versteck und gab ihm das Ding zum Fraße. Das Thier fraß wirklich den Brei und ward davon faul und ungeschickt, also dass es der Riese ohne Mühe todtschlug. So waren die Leute von Pfatten von dem entsetzlichen Wurme befreit. Was der Riese mit dem todten Drachen angefangen hat, weiß das Volk nicht zu sagen.

52. Der Gadriahund.

In alten Zeiten war zwischen Laas und Schlanders noch keine Bergmuhr abgegangen, und man sah noch prächtig von einem Dorfe zum andern. Auch das Gadriathal war noch nicht, sondern an dessen Stelle oben im Gebirg ein wunderschöner See, so reich an köstlichen Forellen und andern schmackhaften Fischen wie kein anderer See im Lande. Das Wasser war aber auch klar wie Krystall, und um den See herum breiteten sich fruchtbare Almweiden aus, auf denen zahlreiche Viehherden weideten. Aber der See barg in seinen Tiefen den Keim des Verderbens.

Als so eine Zeitlang hingegangen war, saßen die Hirtenbuben einmal am See, warfen Steine ins Wasser und freuten sich, wie sie Ringlein schlugen, eins schöner als das andere.

Da auf einmal tauchte ein gar possierliches Thierlein aus dem See, wie sie noch kein so seltsames gesehen hatten, kroch nicht weit von ihnen ans Land und purzelte drollig umher. Die Büblein hatten ihre Kurzweil mit dem Ding, schauten ihm zu und wollten es

zuletzt näher betrachten. Bevor sie jedoch in seine Nähe kamen, lief das Thierlein wieder dem Wasser zu und tauchte unter. Am nächsten Tage sahen sie es wieder und so öfters, aber es wurde immer größer, und sie erzählten unten im Thale, was sie oben gesehen hatten. Doch die Leute lachten über ihre Rede und hießen sie dumme Buben.

Einige Zeit darauf wollte der Fischer ein gutes Schock Fische angeln und zu Quatember auf den Markt bringen, denn er hatte lang keinen ordentlichen Fang mehr gemacht. Als er nahe beim See war, sah er, dass ein großes Thier hervorkroch und auf ihn zutrabte. Erschrocken warf er Stange und Butte weg und lief, was er nur konnte, zum Dorfe hinab. Und er brachte großen Lärm ins Land von einem gewaltigen Ungethüm, das oben auf dem Berge hause und gewiss das Almvieh fressen werde, wenn sie nicht dazuthäten. Die stärksten Männer zogen darauf wider das Unthier aus und stiegen auf den Berg, bis sie an den See gelangten. Da erblickten sie einen Drachen von ungeheurer Größe, der auf sie losstürzen wollte und wüthend durch die Luft schnob. Die Leute flohen entsetzt durch den nahen Wald davon, und es gelang ihnen noch, dem Würger zu entrinnen. Jetzt giengen den Leuten die Augen auf; sie hatten es sich nicht erklären können, weshalb der Fischer seit einiger Zeit wenig oder gar keine Fische mehr aus dem See hervorangelte und das Almvieh nicht mehr zu diesem Wasser zu bringen war. Da war große Noth im Lande, und sie wussten keinen Rath, sollten sie mit Sack und Pack schleunigst aus der Gegend fortziehen oder dem Ungethüm ihre schönen Herden zum Fraße überlassen. Da sagte der Klügste unter ihnen: „Geht nicht der Gemeindehirt mit seinem Löffel heute da, morgen beim Nachbar zur Kost und macht im ganzen Dorf seine Runde, und wenn das Jahr um ist, hat er doch bei keinem ein großes Loch in den Schüttkasten gezehrt? Wir wollen's mit dem Drachen auch so halten.“ Die Bauern lobten ihn seines klugen Rathes wegen und machten unter sich aus, dass sie alle die Reihe herum den Drachen verköstigen sollten, jeder eine Woche. Dabei blieb es auch, und das Unthier erhielt jegliche Woche ein Paar wohlgemästeter Hammel, womit es sich auch zufrieden gab.

Es war aber ein armes Bäuerlein im Dorfe, das auch mitzinsen musste, wie die anderen, und schwer an seinen Sorgen trug.

Und als das Jahr herum war, kam die Reihe wieder an ihn, und er hatte doch nicht mehr als zwei Schafe im Stall. „Das Teufelskunter," sagte er im Ärger, als er die Thiere herausnahm, um sie dem Drachen zu geben, „das Teufelskunter frisst mir das letzte bisschen Armut aus dem Stall. Aber wart', ich werde dir den Braten salzen, dass du vor Durst den See aussaufen sollst." Und er schlachtete die Schafe, nahm die Eingeweide heraus und schoppte in die Höhlung soviel ungelöschten Kalk, als nur hineingieng. Darauf nähte er das Loch wieder zu und strich das Fell schön glatt, so dass jedermann über die wohlgemästeten Thiere sein Verwundern haben musste. Er ließ auch den Drachen, damit er seine Schafe mit umso größerer Gier verschlinge, ein paar Tage länger warten, als gewöhnlich. Hierauf warf er sie ihm zum Fraße vor. Die Wirkung blieb auch nicht lange aus; der Kalk verursachte bald im Leibe des Unthiers einen wahren Höllenbrand, so dass es grimmig schnob und rasend um sich schlug. Davon entstand ein so furchtbares Getöse, dass man es weit thalauf und thalab hören konnte. Weil es an einem schönen Sommertag war, befanden sich viel Bauersleute theils auf der Alm zur Heumahd, theils in den benachbarten Wäldern der Holzung wegen. Alle liefen sie erschreckt zusammen und gegen den See, woher das Tosen kam. Wie versteinert vor Entsetzen standen sie am Ufer: der Himmel war blau, keine Luft regte sich, und trotzdem sang der See ein schaurig Sturmlied. Welle auf Welle schoss heran, und in der Mitte drehten sich die Wasser in rasendem Wirbel. Die Wogen wühlten an den Ufern und schlugen dann und wann in wüthendem Anprall ins Land herein, den schneeweißen Gischt hoch emporspritzend. Es war, als wollte das rebellische Element alle Fesseln sprengen. Die Bauern vermochten sich dieses Toben nicht zu erklären, als auf einmal der Drache aus des Wassers Grund emportauchte und sich unter wuchtigen Schlägen mit dem Schwanze mehrmals im Kreise herumdrehte, dass die Uferdämme erzitterten. Dann fuhr das Ungeheuer brüllend vor Qual in die Höhe, stemmte sich, mit Todeswuth zu neuem Streiche ausholend, gegen den felsigen Damm und stierte mit weitklaffendem Rachen auf die Bauern am Ufer, die voll Entsetzen davonstoben. Der furchtbaren Wucht vermochte aber der Damm nicht mehr zu widerstehen; er

bebt, wankt, und mit donnerndem Schwalle brechen die Wogen, alles verheerend, sammt dem Drachen zur Tiefe hernieder, Dörfer, Weiler und Höfe bis herab zur Töll im Schutte begrabend. Das Ungethüm selber ward vom unwiderstehlichen Anprall in die Felskluft an der Töll eingezwängt, die Wasser hinter sich stauend, und musste unter schauerlichem Röcheln nach gräslichen Zuckungen da verenden. Erst geraume Zeit darnach drängte die Gewalt des Wassers die Leiche des Drachen aus der von Blut und Gift verpesteten Kluft hervor und trieb das Unthier die Etsch hinab ins Meer.

Der Bauer, der den Drachen getödtet, aber auch so großes Unheil über Land und Leute gebracht hatte, konnte nach seinem Tode keine Ruhe finden und muss als Gadriahund dafür büßen.

In herrlichen Sommertagen, wenn die Bauern von Laas und Umgebung daran gehen, ihre Ernte heimzubringen, zieht manchmal ein unscheinbares Wölklein über das Gadriathal herüber, und ehe man es ahnen möchte, kommt schon der Hagelschauer herniedergeprasselt. Alsbald läst sich unheimliches Rauschen und Rollen oben in den Bergen vernehmen, mächtige Felsblöcke und riesige Erdschollen lösen sich ab und stürzen, entwurzelte Bäume mit fortreißend, in das Thal hinab. Jetzt ist der Gadriahund los. Das Thal ist mit Geschiebe vollgefüllt, und der schwarze Hund setzt sich auf den Kopf des vordersten Muhrschubes und leitet die verderbenbringende Schuttmasse ganz nach seinem Belieben ins Etschthal hinaus. Geräth die Muhr aber ins Stocken, so kehrt der Hund bellend und heulend in sein Revier zurück, denn aus eigener Kraft vorwärtsbringen kann er sie nicht.

Auch die Holzarbeiter im Walde fürchten sich vor dem Gadriahund. Es ist ein alter Brauch, dass die Holzhauer in die gefällten Baumstämme drei Kreuze einhauen; thun sie es nicht, dann wehe ihnen! Der schwarze Hund ist sogleich zur Stelle, setzt sich unter fürchterlichen Drohungen auf den Stamm und schaut die Arbeiter mit seinen feurigen Augen so greulich an, dass ihnen das Herz im Leibe erstarrt. Dabei sperrt er seinen gierigen Rachen weit auf, als wollte er sie mit Haut und Haar verschlingen. Gar mancher von den Graubärten der dortigen Gegend läst sich's auch heute nicht nehmen, selbst den Gadriahund wiederholt gesehen zu haben.

53. Der Drägg ouber Leifers.

(Deutsch'noovner Dialect.)

A wia ånderst åt miar dö G'schicht van stårkn Wölfl und van Drägg die Ålt' ba'n Kearer af Deutschnoavn derzöhlt. Huckt lei fro zen Oafn ouner und loast!

Voar ålters sein woltan guati Zeitn gewödn in Ötschländ drinn', und's Gatrad hoast frei wäxn g'södn, und as 's Oubes und die Weimer asiabatamoal nit gerothn wörn, sell hoast nia g'höart

Die Seitner Wänd' isch's aui gewäxn mit Mias und Bam und Büscheler, ninderst höst a blekata Schrott dersöchn, und um Leifers ummer sein die schianistn Wiesn und Weinberge g'stonnen. Und die Vögeler sein umanånder g'flozn lei gauna; dös G'song höst hearen g'sollt, as ist a Löbn gewödn, wia in Påradeis, souvla schia.

Gach af amål ist do va Wälschländ außer a Drägg kemmen und oatn a Loch zan Brnatn ausg'suacht. Hoat wolta boald aus g'häbb zelm untarn Renner af die Seitner Wänd', a tiafas, tiafas, finst'rs Schrottnloch ist's gewödn, do ist ör inni g'huckt und nimmar awöck.

Jaz, waschst, ist a nicht mear gewäxn, ålls zåmm ist hin gewortn van Gewäx und hoast nicht mear söchn gakennt as die durn Schrottn. Untn in Thol sein die Wiesn und Weinberge verdurt, die Wässerler vertrucknt und ist lei mear a stinkads Moos gewödn. Dös oat der Drägg gathun mit sein giftign Othn.

Va Seit bis Leifers hör und hi ist ållwi dör Pestluft gången. Ka Mensch oat's mear ausg'håltn, as wör a dersieder niamed mear si.her gewödn, weil ör Leut' und Viech mit Schluck und Truck ang'frössn hoat. Dertrunnen ist voar den Kunter ka Mensch; båll ör oaus derwohrnt oat, ist ör fro durn Luft hör g'schossn und oat Fuier und Gift as'n Roachn draug'spiebm.

Zalöscht, as ar lei fro amål die Leut nimmer unpoackt und zoamfrisst, sein se mit'n Kunter über Oart kemmen und obm en gamüat a nötles moal in Johr Lämmper aui zädern, schwärzi hobn's gamüat sein.

Darsieder obm manges amål die Leut' an Fried g'hoabb.

Amål, as ist mittligst in Summer gawödn, åt si's zuagatrogn, as zin stoarkn Wölfl af Roavn oubm die Boutschåft kemmen ist va dö Händl mit'n Dräggn. Du, Künigott, dös Kunter kennt's iaz derfohrn!

Wast, der Wölfl ist au gewödn wia der Bettl und goanz saggrisch dergällt. „Brum hoabb ös miar va dö Händl nit iander Boutschäst gebrocht?“ schreit ör. Ober do giltet ka längs Wöartln, ör höst wax an Mühlstan af sei Ärl aui, nimmp a Schäff voll Morgetmilch und mächt si schlemi af die Höxn.

Ban Renner stöllt ör die Milch nieder und lät mit an Sal 's Schäff über die Schrottn äi bis zan Dräggnloch.

Dös Kunter, wast woll, ist zan Mittog ällwi in Loch g'hucft und oat a wia gannangget. Jatz wiader 's Schäff mit der rahmign Milch voarn Loch a sou ummerglanggern lät, derwächt's Viech, röckt in Griut außer, schmöckt aweil umen Stotz ummer und höbb an gähling un, va der Milch za schlabern. Dös oat'n gatangut, a sölla g'schmachiga Milch, und mit der Zung oat ör lei in oan Schnoalzer noch'n ändern gathun va pa lauter guat. Derweil nimmp der Wölfl 's Kunter gleim inächt und schmeißt in Mühlstan äi, kro asn Dräggn sein Grint, afs ör die Vozz tschederweit augarissn ät va lauter Weathig. Nou a nötlini Hupfer thuat ör, dräster wälgg ör mit Staudn und Stan durn Berg äi und kimmp goanz dermagget untn za liegn. Jatz oat's Länd herin wieder an Fried g'hoabb und ist wieder älls schian ungawäxn, afs die Leut' wieder a Loasing kriagn thian zin Zöchatn und Stuirn zohln.

Dräfter, weil der Dräggnteadter a Deutschneavner gewödn ist, hobm die Leiferer gemant, sie müatn en a keidele zin ar. Derkenntnis zuastöckn; ober ör oat ihmenen nicht. öt ungenummen. „Bleibb mar sein sauber daham mit enkern Bettl; i hoan za löbm ganua!“ sägg ör und jägg se ban Loch außi.

Öppas wölln sö ober dechter gearn schpeudiern zan an Dänk. Älso thian se hält a Wies aui stiftn af Roavn mit den Beding, afs va dör Loasing, dö se va der Wies ziagn, in die örmigstn Leut' af Roavn jährla in Fosnächtsunnta aniadn mit an guatn Glos Wein und mit an dörgiebign Bröxn za Marenn augawärtet weard. Dö Stift ist wolta läng una Irnng ing'hältn worn, ober schpöter ist se goanz as'n Brauch kemmen.

Sell hoan i nou derfohrn gakennt, afs man dö Wies nou äiwi die Bröxnwies haßt, und dös ist's anzige Undenkn va dör Guatthot.

54. Der Drache von Campiglio.

Auf einer Felswand im Thale Rambino war ein abscheulicher Drache, welcher Schafe, Ziegen und Kälber, einmal auch einen Geißhirten fraß. Da ließen die Leute der Umgebung einen geschickten Jäger aus dem Sulzberg kommen, der schon manchem Bären oder Wolf den Garaus gemacht hatte. Diesem gelang es auch, den Drachen, als er vor seiner Höhle sich sonnte, mit einer wohlgezielten Kugel zu erlegen. Aber der Jäger fiel ebenfalls wie todt nieder, weil das Blei das Gift anzieht. Erst nach langem Bemühen brachte man ihn wieder zu sich, aber er kam nie wieder zum vollen Verstand. Die Leute trugen den todten Drachen in das Kirchlein der Madonna di Campiglio, wo sie ihn sammt einem großen Ei, das bei ihm gefunden worden war, an einer Kette am Gewölbe aufhängten. Noch vor 45 Jahren soll der Kopf des Ungethüms dort gehangen sein.

55. Die gespenstigen Säue.

Vor ungefähr 50 Jahren stieg ein alter Mann zum Sauschloss bei Siebeneich hinauf. Als er wieder herabgieng, begann es schon zu nachten, und er begegnete zwei Säuen, welche mit ihren Rüsseln die Erde aufwühlten. „Wem mögen wohl die Säulein gehören?“ dachte er, „ist doch kein Saustall in der Nähe.“ Aber im selben Augenblick war schon eine ganze Herde von Schweinen da, gewiss an die hundert, und alle wühlen im Boden herum. Der Mann blieb stehen und schaute ihnen zu. In kurzer Zeit hatten die Säue ein tiefes Loch ausgewühlt. Die Sache kam ihm nun nicht geheuer vor, und er lief davon und den Berg hinab. Die Säue wühlten nach dem Schatz und hätten denselben auch aus dem Boden gewühlt, hätte der Mann nur noch ein wenig gewartet. Er würde reich geworden sein.

56. Die Teufelskatzen.

In Arco lebte einmal ein Mann, der kein christliches Leben führte. Er war wohl jeden Tag im Wirtshaus zu treffen, wo er nach Ungnaden spielte und soff, aber die Kirche besuchte er niemals. Da fiel er in eine schwere Krankheit, und weil es mit ihm zu Ende gieng, wollte man ihm einen Geistlichen holen. Allein er protestierte dagegen und sagte, er habe in seinem Leben dem Satan angehangen und gedenke nun auch in aller Teufel Namen zu sterben. In der Nacht darauf verstarb er. Der Leichenwächter getraute sich nicht, allein bei dem Todten Nachtwache zu halten, und so leisteten ihm denn ein paar handfeste Burschen Gesellschaft. Um Mitternacht sprang eine lange Reihe schwarzer Katzen in das Leichenzimmer herein und umstellte das Bett, worauf der Todte lag. Die Wächter fasste ein so gewaltiges Entsetzen, dass sie allesammt davonliefen und draußen Lärm machten. Als kurze Zeit darauf mehrere Leute in das Zimmer traten, um nachzusehen, fanden sie die Katzen nicht mehr, aber auch das Bett stand leer. Der Satan hatte seine Beute wegholen lassen.

57. Der Teufelshase.

Zwei Hirten weideten auf dem Tisenser Berg gemeinschaftlich ihre Herden. Da fiel ihnen ein böser Spass ein; sie wollten probieren, wie's thut, wenn man sich erhängt. Der eine machte gleich an sich selber die Probe, und der andere versprach, dabeizustehen und ihn zu rechter Zeit wieder herabzunehmen. Also hängte sich der erste an einem Baume auf. Da kam ein Hase dahergehinkt. Der zweite Hirt dachte sich: „Den habe ich geschwind, der geht ja nur auf drei Füßen", und der Hase war im selben Augenblick schon ganz nahe. Der Hirt wollte ihn fassen, aber der Hase entschlüpfte; er lief ihm nach und meinte, ihn im nächsten Augenblick zu fangen. Aber immer kam ihm der Hase wieder aus. Plötzlich verschwand das Thier, der Hirt lief zurück, seinen Kameraden herabzulassen: dieser aber war todt.

58. Die Harmlen wandern aus.

Zwischen Passeier und Pens am Jochübergang war vorzeiten eine wunderschöne Alm. Auf dieser Alm aber war es nicht geheuer. Die Leute hatten vor den Nörkelen keine Ruhe, die alles aushoben und in Unordnung brachten und zur Nachtszeit polterten und lärmten. Nicht selten kamen auch die „Harmlen“ in großer Menge und drangen in die Hütten ein. Einst geschah dies wieder, es war gerade Marktzeit, und der Almer vertrieb sie unter den üblichen Sprüchen, obwohl sie weiter keinen Schaden anrichteten. Da wanderten sie paarweise in guter Ordnung aus, so dass der Zug weithin gesehen werden konnte, und kamen nie wieder. Die Alm aber wurde in wüstes Geschröse umgewandelt.

59. Die geschossene Habergeiß.

Bei Ried (Pfarre Algund) war im Walde ein beliebtes Stelldichein für verschiedenes Waldgethier. Dahin gieng einmal ein passionierter Jäger auf die Lauer. Es war spät abends an einem Herbsttag, und der Jäger sah in geringer Entfernung auf einem Kästenbaum eine Habergeiß. Das Thier machte ein Paar ganz unverschämte Glotzaugen auf ihn herab. „Warte, ich werde dich Respect lehren“, brummte der Jäger unwillig, zielte und wollte der Habergeiß einen heißen Gruß zusenden. Sieh da, in dem Augenblick, er hatte noch nicht losgedrückt, gieng das Thier wie ein Luftballon, den man eben anfüllt, in eine entsetzliche Breite aus; ein Schauder erfasste den Jäger, er setzte ab, schulterte das Gewehr und lief, hast mich nicht g'sehen, über Stock und Stein davon.

60. Die Krönlschlange.

In einem armseligen Häuslein zu Neumarkt saß eine blutarme Witwe mit ihren Kindern in der Herberge. Die Mutter hatte nichts als ein wenig Mehl und ein wenig Milch, und damit kochte sie den Kindern ihr Müslein. Sie hatte eines Tages wieder die Pfanne mit der Milch über dem Feuer stehen, und weil sie nicht

müßig sein wollte, that sie dies und das, derweil die Milch warm werden sollte, und gedachte zu rechter Zeit wieder nach der Pfanne zu sehen. Wie sie aber nach der Pfanne sah, war keine Milch mehr darin. Das gieng mehrmals so zu, und die Mutter hatte die Kinder im Verdacht; es war ja sonst niemand in der Hütte, nicht einmal eine Katze. Um auf die Sache zu kommen, that sie wieder einmal die Milch über und versteckte sich hinter der Thüre. Da kam aus der Mauerspalte eine Schlange gekrochen, mit einem goldenen Krönlein auf dem Kopfe, und fraß die Milch aus der Pfanne. Das Weib lief voll Wunders zum Nachbar und erzählte es ihm. Dieser schlich mit einer geladenen Flinte hinter die Küchenthür, und das Weib goss neue Milch in die Pfanne nach und gieng fort.

Als die Schlange wieder zur Milch hervorkroch, schoss ihr der Nachbar die ganze Ladung durch den Kopf, dass das Thier augenblicklich todt liegen blieb. Darauf trennten sie den Kopf mit dem Krönlein vom Leibe und verkauften ihn um hohen Preis einem Goldschmied. Den Erlös theilten sie unter sich, und die Witwe hatte mit ihren Kindern manchen guten Tag.

61. Wie der Saltner die Jungfrau erlöst.

In der Nähe von Kurtatsch stand des Nachts ein Weingartsaltner neben seiner Tonne und lauerte. Da kam ein Jäger, den er nicht kannte, auf ihn zu, und der Saltner bot ihm nach Landesbrauch eine scharfe Prise. Der Jäger schnupfte etwas aus der hingehaltenen Dose und sagte: „Um Mitternacht wird ein großer Wurm auf dich losschießen und sich um deinen Leib winden, um dir Speichel aus dem Munde zu saugen. Wenn ich dir gut zurathe bin, thu dem Thier ja nichts zuleide, sonst würde es dir übel ergehen. Befolgst du aber meine Mahnung, dann sollst du überaus reich werden.“ Der Saltner erwiderte: „Geh mir weg, Jäger, mit deiner Schlange; bin ich doch schon dreißig Jahre als Saltner hier und habe noch nie keinen Wurm in dem Weinberg zu sehen bekommen. Du möchtest dir wohl auf die pfiffigste Art Trauben holen; aber wart', wenn ich dich erwische, du Höllenbratl!“

Der Jäger machte ein Paar grimmige Augen her und gieng. Aber ganz geheuer kam dem Saltner das Ding doch nicht vor, und er war auf seiner Hut. Furcht jedoch beschlich ihn keine. Endlich, wie es vom Thurme zwölfe schlägt, kroch ein gewaltiger Wurm heran und wand sich augenblicklich dem Saltner um den Leib. Darauf streckte das Thier seinen abscheulichen Kopf in die Höhe und wollte dem Saltner Speichel aus dem Munde saugen. Dieser aber verstand keinen Spaſs, zog seinen Hirschfänger und schlitzte der Bestie den Bauch auf. Wie erstaunte der Saltner, als aus dem Leibe der Schlange, der rasselnd zur Erde stürzte, die schönste Jungfrau hervorstieg, die er je in seinem Leben gesehen! Sie schüttelte ihrem Erretter kräftig die Hand und dankte ihm mit den wärmsten Worten für seine kühne That, durch welche er sie erlöst hatte. Zeitlebens wolle sie es ihm gedenken. Darauf verschwand die Jungfrau, und dem Saltner wuchs das Geld in der Tasche, er wuſste nicht, wie.

62. Das alte Martell.

Martell war in alter Zeit überaus schön und fruchtbar und hieß bloß das „schöne Blüemlthal". Auf Zufall standen Obstbäume und wohnten Bauern.

Eines Tages fiel dort Reif; die Kinder führten den alten, blinden Vater ins Freie und fragten, was denn das sei. Der Alte rührte den Reif an und sagte: „O Kinder, das ist bös; jetzt wird da ein so wilder Ort, daſs kein Vogel mehr wohnen kann."

Die Waldspuren reichen in Martell hoch über die heutige Waldgrenze hinauf. In den dreißiger Jahren sah man auf dem Ferner in Zufall auf einmal einen großen Baum, den der Ferner ausgeworfen hatte. Es sind noch im Jahre 1817 auch sonst zahlreiche Spuren von der Eineisung ehemaligen Waldbodens, auch im Suldner Ferner, beobachtet worden. Alte Leute wissen es noch gut, daſs auf Flimm immer nur so ein Korb voll Schnee übersommert hat; jetzt ist dort ein Ferner, eine halbe Stunde lang.

Auch der Ferner in den Latscher Bergen ist noch jung; er hat noch nicht viel Steine ausgeworfen. Den Bauernhöfen in

Martell sind in den alten Hausbriefen ganze „Tagmahde“ von „Jochwiesen“ zugetheilt, die sie schon seit weit über Mannsgedenken nicht mehr benützen können.

63. Die Pest in Martell.

Zu Pestzeiten starb das Thal Martell völlig ganz aus; die Höfe verloren ihren Wert, das obere Höiderlegut haben sie um eine lodene Joppe verkauft.

Der Todtenthomas, ein guter Alter, führte auf einem Karren die Todten zusammen und begrub sie im Kirchacker, weil der Freithof schon voll war. Als er nach Sonneberg fuhr, lachten ihn zwei stolze Dirnen zu Eberhöf aus; er sagte zu ihnen: „Das nächstemal fahr' ich um euch.“ Als er zurückkehrte, lagen sie todt vor der Hausthür, und er lud sie auf den Karren, dass die stolzen Haarzöpfe herabhiengen, und begrub sie im Kirchacker.

Die Pest war zuerst oben auf dem Sonneberg ausgebrochen; das gieng so: Auf einmal wurde die blühweiße Wäsche draußen von der Pestluft roth, und drinnen fielen die Leute um und starben.

Auf Unterwald lebten zwei Jungfrauen, die sich nicht mehr ins Freie getrauten, zuletzt auch nimmer in die Kuchel. Sie brannten auf dem Stubenboden Tag und Nacht Feuer, dass die ganze Stube voll Rauch war, und blieben von der Pest verschont. Noch im Jahre 1838 fand man im Unterboden daselbst eine angebrannte Flecke; diese hatten sie zum Andenken im Boden gelassen, bis sie faulte. In der Pestzeit haben die Franciscaner von Bozen ausgeholfen; seitdem haben sie die jährliche Schmalzsammlung in Vinstgau.

Nach der Pest kamen die Holzknechte aus Passeier, die Gamper aus Schnals, die Braitenberger und Holzer aus Ulten und bevölkerten Martell wieder. Zum ewigen Gedächtnis aber wurde die Holepfann' am ersten Fastensonntag (Kässonntag) eingeführt.

64. Die verschüttete Stadt in der Gand.

Nördlich vom Dorfe Oberplanitzing bei Kaltern breitet sich die Gand aus, ein Trümmerfeld, besät mit wüstem Felsgerölle, als wäre in der Urzeit ein Berg in sich zusammengebrochen, mit Kastanienbäumen und Weinreben überwachsen, zu deren Füßen die Himbeere mit der Alpenrose und dem Speik Grüße tauscht. Besonders interessant sind die Eislöcher der Gand, ausgehöhlte Bodenräume, in denen bloß im heißen Sommer sich Eis ansetzt.

In grauer Vorzeit stand hier eine schöne und große Stadt, von deren einem Thore bis zum gegenüberliegenden der Wanderer eine halbe Stunde zu gehen hatte. Eine uralte, noch immer trotzig aufragende Ruine, der St. Georgsthurm genannt, gibt heute noch Zeugnis davon. Die Bewohner dieser Stadt waren überaus reich, darum aber auch stolz und übermüthig. Einmal, es war gerade Fasnacht und die ausgelassenen Städter wollten in der Belustigung ein Übriges thun, da fiel ihnen nichts Besseres ein, als einem lebendigen Ochsen die Haut abzuziehen und das geschundene Thier mit Salz einzureiben, wie es später die Rentschner machten. Der gequälte Ochse brüllte ganz entsetzlich und zog die Strafe des Himmels auf seine entmenschten Peiniger herab. Es kam ein furchtbares Gewitter, alle Schleusen öffneten sich, und das Wasser stürzte von allen Berghängen in die Tiefe. Der benachbarte Berg wurde so gründlich unterspült, dass er auf die Stadt niederstürzte und dieselbe mit Mann und Maus unter den Felstrümmern begrub. Als einige Zeit nach ihrem Untergang der „laufende Schuster“ aus Jerusalem das zweitemal auf seiner Weltwanderung war und bei der Gand vorbeilief, rannen ihm die hellen Thränen über die Wangen, weil er die herrliche Stadt nicht mehr fand, die ihm auf seiner ersten Wanderung so wohl gefallen hatte, und er sagte den Leuten, dass, wenn er zum drittenmale da vorbeikomme, die ganze Welt untergehen werde.

Seit der Zeit hat es kein Mensch mehr gewagt, sich in der Gand anzusiedeln; nur der Hirte treibt die Ziegen dorthin auf die Weide, und im Sommer tummeln sich frohe Kinderscharen dort herum, zwischen den Eislöchern nach Himbeeren suchend und von

schauerlichen Dingen plaudernd, die ihnen die „Nahul“ von der Gand erzählt hat.

Es war vor einigen Jahrzehnten, da stand bei einem benachbarten Bauern ein wälscher Hirtenbube in den Dienst ein und musste täglich die Geiße auf die Gand hinaushüten. Aber täglich kam er mit einem ordentlichen Dusel wieder heim. Der Bauer konnte sich das Ding gar nicht erklären, denn der Bube hatte keine Gelegenheit, ihm hinter das Weinfass zu gerathen. Als der Bube eines Abends wieder nur so „dahertschinderte“ und die Ziegen nicht einmal vollzählig heimbrachte, da nahm sich der Bauer vor, der Sache selbst auf den Grund zu gehen, denn aus dem benebelten Jungen war nichts herauszubringen. Richtig, am andern Tage schlich ihm der Bauer nach. Siehe da, der Bube schlüpfte alsbald in eines der Eislöcher, passierte einen langen, finstern Gang und soff am Ende desselben aus einem großmächtigen Weinfass, das da regelrecht angezapft war. Das Fass stand aber im Keller eines der verschütteten Stadthäuser, zu welchem der Zugang zufälligerweise offen geblieben war. Der uralte Wein war wie das reinste Olivenöl, und kein Wunder, dass er dem Hirtenbuben so gut geschmeckt hat.

65. Die Stadt Nisselburg.

In der Gegend von Bozen und Meran stößt man fast alle Stunden auf eine verschüttete oder versunkene Ortschaft. Es möge in dieser Hinsicht auf Mais-Meran, auf Partschins, Lana, Lavend ober Jenesien, Rentsch bei Bozen und auf die Stadt Susa verwiesen werden, welch letztere einst an Stelle des heutigen Schlerndorfes Seis gestanden haben soll. Eine hübsche Volkssage dieser Art hat sich nun auch von der Stadt Nisselburg erhalten, die vor Zeiten unterhalb Bozen stand, wo jetzt das Dorf Leifers sich ausbreitet. Damals hieng der von einer Ritterburg gekrönte Felsen, auf dem jetzt das Peterköfele-Kirchel steht, noch fest mit dem gegenüberliegenden Breitenberg zusammen, und dahinter lag ein See, der Brantensee, klar und hell wie Krystall, an dessen Ufern freundliche Bergmännlein hausten, die den Bewohnern der nachbar-

lichen Gegend viel Gutes erwiesen. Da es aber den Nisselburgern dadurch eben viel zu gut ergieng, begannen sie in ihrem Übermuth die Bergmännlein vom Brantensee auf alle Weise zu necken und trieben den Frevel endlich so weit, dass sie einem der Männchen die Ohren abschnitten und dabei drohten, es allen übrigen ebenso und noch ärger zu machen. Da erschien eines Tages ein eisgrauer Wandersmann, um die übermüthigen Nisselburger vor weiterem Frevel zu warnen. Der Pilger, den niemand kannte, leitete seine Mahnung mit folgenden Worten ein:

„Ich bin so alt,
Weiß den Schmalbergwald
Neunmal Wies' und neunmal Wald,
Den Schlern
Wie an Nusskern,
's Joch Grimm
Wie a Messerkling',
Auf'm Rittner Horn
's beste Korn
Und auf Weißenstein
Traminer Wein."

Doch die Leute von Nisselburg lachten über den einfältigen Graubart, höhnten und schlugen ihn und drohten, ihn und die Bergmannlen, die sich noch blicken ließen, in der Etsch zu ertränken. Da gieng der Alte jammernd davon, stieg den Berg hinan und rief zuletzt noch oben vom Peterköfele herab ins Thal:

„Nisselburg muss untergeh'n,
Kein Haus darf hier mehr aufrecht steh'n,
Und arm und reich hinab hinab
Ins nasse Grab!"

So ist es auch gleich darauf wirklich gekommen. Die Bergmannlen gruben eilig den Felsen durch, der wie ein Wall zwischen dem See und den Häusern von Nisselburg unten sich ausdehnte, und als die Wand durchbrochen war, da rauschten die Fluten nieder auf die unglückliche Stadt und begruben dieselbe mit all ihren Mauern und Thürmen, mit Häusern und Hütten unter einem Hügel von Schutt und Schlamm. Wo vormals der See gewesen, zieht sich nunmehr, tief in den Berg eingerissen, das

Brantenthal gegen das Joch Grimm hinan, und die Bergmännlein sind seit dem Untergang von Nisselburg im Erdinnern verschwunden. Auch die Burg Lichtenstein ober der verschütteten Stadt war zusammengebrochen, nur ein rundes Loch im Boden zeigt beiläufig die Stätte an, wo sie gestanden. Dieses Loch, das ringsum ausgemauert ist und nach Aussage der ältesten Leute früher viel tiefer in den Felsen hinabgieng, ist unweit des Peterköfele-Kirchels und soll den Eingang gebildet haben zu einem unterirdischen Gang, der unter den Mauern und Thürmen der Burg zur Stadt Nisselburg hinabgeführt habe.

66. Wie die goldene Stadt Auer verschüttet wird.

An der Stelle, wo jetzt das Dorf Auer steht, war vorzeiten eine große Stadt, welche wegen ihrer Schönheit und des ungeheuren Reichthums die goldene Stadt Auer genannt wurde. Die Ursache der Zerstörung derselben war der in der Nähe vorbeifließende furchtbare Auerer Wildbach. Derselbe schwoll einst infolge anhaltender Regengüsse so an, dass er mit schrecklichem Getöse über die hohen Felswände des Leiterberges abstürzte und die ganze Stadt in tiefem Schutte begrub. Nur die St. Peterskirche und das Schloss Leiter blieben verschont.

Die Volkssage schreibt die Zerstörung der goldenen Stadt Auer der Gottlosigkeit zu, in welche ihre Einwohner verfallen waren. Selbst die Geistlichen hätten unter Trunk und Spiel den Gottesdienst versäumt und in der heiligen Nacht mit solcher Leidenschaft gespielt, dass sie um 12 Uhr die Christmette abzuhalten vergaßen. Nur ein Mann war noch in der Stadt, der rechtschaffen vor Gott und den Menschen wandelte. Dieser befand sich eines Tages auf dem Wege nach der St. Peterskirche. Da stand plötzlich ein schöner Jüngling vor ihm und sagte, indem er auf einen Berg hindeutete: „Steig morgen früh auf diesen Berg hinauf, aber ganz allein, und du wirst dann die Wunder des Herrn sehen." Der Mann that so, wie ihm der Jüngling befohlen, und er sah von diesem Berge aus, wie das Wasser die sündige Stadt zerstörte.

67. Die Marteller Nörggelen.

Zu Rohna hatten die Nörggelen ihre Einkehr. Bei kurzem Tag kamen sie viel öfter, hockten sich hinter den Ofen und wärmten sich. Hellauf und lustig waren sie, wenn sich der Rohnabauer Hans Gluderer auch zu ihnen hineinhockte und ihnen allerlei erzählte, denn sie hatten ihn tamisch gern, den Alten. Reden, wie die Menschenkinder, konnten sie nicht, die kleinen Lötharlen, nur „husch! husch!“ brachten sie heraus, und im Anrühren kamen sie einem vor als wie lederne Bälge. Sie aßen auch hin und wieder mit den Bauersleuten zu Nacht; ihre Leibspeise waren die Eier, und wenn sie sonst keine bekamen, thaten sie sie stehlen. Der Größe nach waren sie etwa als wie achtjährige Büblein, und lange und weite Mäntelchen hatten sie an vom Kopf bis zu den Füßen hinab.

Auf dem Hof Gebraite waren die Nörggelen tückisch; sie neckten das Gesinde wachend und im Schlafe, platterten die faulen Gitschen durch, schrien um Mitternacht „Feuer!“ und schlugen Kuchelgeschirr und Stubengeräth zu Brocken. Endlich war's nimmer auszuhalten, die Leute trieben sie mit Gewalt aus dem Haus.

Auch zu Marzon giengen die Norggen gerne ein und aus. Da die kleinen Dinger aber lästig wurden, besonders wenn sie den unguten Tag hatten, fragte der Bauer eine alte Zigeunerin um Rath. Diese sagte ihm, was er thun müsse, um sie ein- für allemal aus dem Haus zu bringen.

Der Rath war gut. Die Bäurin behielt ein Jahr lang die Eierschalen auf und stellte sie dann auf dem Herd herum, den „Guff“ oben. Als das „Unwesen“ in die Kuchel kam und die Schalen erblickte, hörte man es sagen:

„I bin ein alter Narr,
Denk' den Schluderspitz
Wie Kläu von ein' Kitz,
Den Rothkopf
Wie ein' Glufenknopf,
Den Pederwald neunmal abgebrannt
und wieder angegrünt, aber so viel
Hafelen auf einem Herd habe ich noch
nie gesehen.

In die Weißgand
Ist mein Gang,
In den Schwarzbrunnscheiben
Will i mein' Lebtag' bleiben."

Darauf verließ der Norgg den Marzonhof und kam nie wieder.

68. Wie ein Handwerksbursche zum steinreichen Mann wird.

Ein armer Handwerksbursche kam spät abends nach Taufers in Vinstgau und wollte da für seine paar Groschen übernachten. Es war aber am nächsten Tag großer Markt, und der Wirt hatte kein Plätzchen mehr für ihn, so voll war Haus und Stadel. Allein der Bursche hatte sich müde gelaufen und konnte nicht mehr weiter. Da sagte der Wirt: „Herberge kann ich Euch einmal keine mehr geben, aber wenn Ihr im alten Thurm oben übernachten wollt, gebe ich Euch schon ein wenig Stroh zum Liegen mit. Freilich," setzte er hinzu, „ist es oben nicht recht geheuer." Der Bursche war froh, dass er nicht auf die Straße gesetzt wurde, und sagte: „Wenn's weiter nichts ist, so ist mir's recht. Gebt mir nur einen Löffel und eine Pfanne, dann will ich mir oben schon selber ein Nachtmahl kochen." Der Wirt gab ihm Pfanne und Löffel und ein Schab Stroh, und der Bursche gieng hinauf in den Thurm. Vor demselben erblickte er eine Holerstaude voll schwarzer Beeren. Die pflückte er, machte ein Feuer an und kochte sich ein Holermanul, setzte sich davor und rastete. Er schürte gerade wieder nach und blies mit vollen Backen in die Glut, als ein Gespenst vor ihm stand und ihm zurief: „Komm' mit mir!" „Nein," sagte der Bursche, „es könnte mir das Holermanul anbrennen." Der Geist blies ins Feuer und löschte es aus bis auf ein Scheit, das noch fortbrannte. „Das Holermanul wird besser langsam kochen," meinte der Geist, „komm' derweil mit!" Der Bursche gieng nun mit ihm, und das Gespenst führte ihn zu einer Thür, welche von selber aufsprang. Dahinter in einem grausigen Loche war eine Kiste voll Schlangen, und der Geist befahl dem Burschen, die Kiste den Berg hinab zu wälzen. „Nein," entgegnete der Bursche, „ich muss nach dem Holermanul sehen, sonst kann es mir leicht verbrennen, und dann habe ich nichts zu essen." „Dein Holermanul kocht besser

langsam," erwiderte der Geist, „wälz' mir nur die Kiste fort!" Der Bursche rückte die Kiste vom Fleck und wälzte sie den Berg hinunter. Darauf führte ihn der Geist in ein anderes Gemach, wo mehrere Kisten voll Schlangen und Molche waren. „Wirf auch die den Berg hinab!" befahl er. „Nein," sagte der Bursche, „jetzt gehe ich zu meinem Holermannl, sonst verbrennt's gewiss." „Deinem Holermannl geschieht nichts," versetzte das Gespenst, „wirf nur die Kisten hinab!" Und der Bursche wälzte die Kisten hinaus, eine nach der anderen, und den Berg hinab, dass es lustig polterte. Jetzt führte ihn die Gestalt in ein drittes Gemach, darin lag eine großmächtige Kiste voll Gold, dass dem Burschen das Herz im Leibe lachte. Aber auf der Kiste saß ein Drache, der seine glühenden Augen rollte. „Schlag das Thier todt!" befahl der Geist. „Nein," sagte der andere, „ich gehe lieber zu meinem Holermannl, sonst brennt es an, und mich hungert doch so recht." Der Geist erwiderte: „Dein Holermannl ist noch nicht gar gekocht, schlag nur zu!" Da fasste der Bursche einen Knüttel und schlug damit dem Drachen auf den Kopf, dass er todt von der Kiste fiel. Jetzt sagte das Gespenst: „Ich danke dir, muthiger Geselle, dass du mich erlöst hast. Dieses Gold gehört dir zum Lohne." Darauf verschwand es. Der Bursche ließ sich nun das Holermannl gut schmecken, steckte sich die Taschen voll Goldstücke an, füllte auch die Pfanne damit und stieg, als der Morgen graute, den Berg wieder hinab. Der Wirt war schon auf und fragte ihn, wie er geschlafen habe. „Gar nicht," antwortete der Bursche, „aber da bringe ich Euch Eure Pfanne vergoldet wieder zurück. Ihr müsst mir dafür auf ein paar Tage Euer Rösslein leihen, dass ich den Schatz wegschaffen kann." Und er erzählte ihm das Abenteuer und dankte ihm für die Herberge oben. Darauf lud er die Kiste mit dem Schatze auf einen Wagen, fuhr seiner Heimat zu und war ein steinreicher Mann.

69. Der Schatzgeist im Schloss Maultasch.

Viele behaupten, das goldene Kegelspiel der Margareta Maultasch sei im Hofe des Schlosses Maultasch vergraben. Es wären dort neun Kegel und drei Kugeln, welche alljährlich in der Sonnwendnacht im Sommer zwischen zwölf und eins heraufrü

und auf der Erde lägen. Einmal trug es sich zu, dass ein Bauernknecht in der Sonnwendnacht auf dem Heimwege war und sich so gegen zwölf Uhr neben der Landstraße bei Terlan auf einen Stein setzte, um auszurasten. Er war so müde, dass er auf dem Steine ein wenig eindufelte. Als er wieder aufwachte, befand er sich im Hofe des Schlosses Maultasch, und vor ihm lagen die goldenen Kegel und Kugeln auf dem Boden. Er wollte darnach langen, als er auf einmal neben sich einen geharnischten Ritter erblickte. Da erschrak er und bekreuzte sich. In diesem Augenblick war der ganze Spuk verschwunden und der Knecht wieder auf der Landstraße unten an der Stelle, wo er vorher gerastet hatte.

70. Das goldene Kegelspiel im Schlosse Maultasch.

Nach einer alten Volkssage soll im Schlosse Maultasch bei Terlan ein goldenes Kegelspiel vergraben liegen. Ein armes Weiblein, welches davon sagen hörte, beschloss diesen Schatz zu heben. Es war eben Neumond, da begab sie sich des Nachts in den Schlosshof und versteckte sich dort. Um Mitternacht wollte sie sodann nachsehen, wo der Schatz blühe, und ihn herausgraben.

Da schlug es in Terlan unten 12 Uhr. Das Weiblein sah den Schatz noch nicht blühen. Aber sie wusste auch, dass die Glocke in Nals drüben größere Gewalt hatte, und meinte, wenn es in Nals Mitternacht schlage, werde sich der Schatz schon zeigen. Als es nun auch von Nals herüber zwölfe schlug, strich ein scharfer Wind durch die öden Mauern, und das Weiblein sah die Riesen der Burg in den Schlosshof hereintreten. Diese trugen ein Kegelspiel mit sich, ganz von Gold, mit einer Kugel, welche größer war, als der Kopf eines Menschen. Sie stellten die Kegel im Hofe auf und fiengen an zu spielen, dass das Rollen der Kugel und das Fallen der Kegel weithin vernehmlich war. Aber die Riesen hatten diese Nacht kein Glück; es fielen der Kegel zu wenig, und bald zankte der, bald jener. Das Weiblein hörte sie greulich fluchen und getraute sich vor Angst kaum zu athmen. Endlich artete das Spiel in einen wüthigen Raufhandel aus. Als sich die Riesen lange Zeit herumgebalgt hatten, sagte einer: „Halt, heute ist es da nicht

geheuer; es steckt jemand irgendwo, der nicht zu uns gehört." Und sie giengen suchen und schleppten wohl das zitternde Weiblein mit entsetzlichem Grinsen aus dem Verstecke hervor. Indem schlug es drüben in Nals ein Uhr, und der Spuk verschwand. Das Weiblein lag ohnmächtig im Burghof. Als es wieder zu sich kam, stand es auf und suchte so schnell als möglich aus dem Schlosse zu kommen. Dass sie noch gerettet wurde, hatte die Alte bloß dem geweihten Scapulier zu verdanken, welches sie immer bei sich trug. Die Leute erzählen, das Schloss Maultasch sei in alter Zeit von Riesen bewohnt gewesen, andere aber behaupten, das goldene Kegelspiel rühre von der Margareta Maultasch her.

71. Das goldene Kegelspiel in Hocheppan.

Von diesem Kegelspiel erzählt die Sage Folgendes: Einige Hirtenbüblein, welche in der Nähe der Burgruine Hocheppan ihre Ziegen weideten, begaben sich eines Tages aus Neugier in die Burg hinauf. Sie stöberten im Hofe herum und fanden eine alte, verrostete Eisenthür, die sie nach langer Mühe öffneten. Dahinter war ein langer, finsterer Gang. Neugierig krochen sie durch denselben und stießen auf eine zweite Thür, welche nach heftigem Rütteln ebenfalls aufgieng. Da kamen sie in ein geräumiges Gewölbe und erblickten darin längs der Wand ein goldenes Kegelspiel. Die Buben waren darüber hoch erfreut und machten sich schon daran, die goldenen Kegel und Kugeln hinauszutragen. Da auf einmal krachte das Gemäuer, als ob es zusammenstürzen wollte, zugleich erbebte der Boden, und die Büblein erschraken darob so sehr, dass sie mit Hast den Ausgang zu gewinnen suchten. Allein da es mittlerweile in St. Pauls schon Abend geläutet hatte, konnten sie den Ausgang nicht mehr finden und irrten voll Entsetzen im dunklen Gang herum.

Sie hatten in ihrer Furcht das Kegelspiel wieder fallen lassen; hätten sie dasselbe mit sich genommen, wäre ihnen nichts geschehen, und sie würden damit leicht den Ausgang haben finden können. So aber mussten sie bis zum nächsten Betläuten in der Höhle bleiben: erst am andern Morgen giengen die

eisernen Thüren wieder auf und konnten sie ins Freie gelangen. Das goldene Kegelspiel verschwand wieder und wurde bis zur Stunde von keinem Menschen mehr gesehen.

72. Die goldene Taube.

Ober dem Dorfe Nals thront das Schloss Pairsberg. Vor alten Zeiten hauste auf dieser Burg ein reicher und mächtiger Herr und lebte lange Zeit glücklich mit seiner edlen Gattin, welche ihm ein Söhnlein geschenkt hatte.

Aber einmal musste der Ritter weit fort in den Krieg ziehen, und weil er inzwischen einen feindlichen Überfall fürchtete, wollte er seine Schätze in Sicherheit bringen. So goss er goldene Kugeln, überzog sie mit Blei und vergrub sie. Aus einem Theile des Goldes aber goss er Tauben und andere Vögel, strich sie schwarz an, so dass sie aus Eisen gemacht schienen, und stellte sie auf Kasten und Fensternischen wie zur Zierde hin. Dann zog er fort. Lange, lange Zeit verfloss, bis er wieder heimkehrte. Doch ach, unterdessen waren Gattin und Söhnlein gestorben; auch der Ritter starb bald darauf aus Gram, ohne jemandem vom Schatze etwas mitgetheilt zu haben. Ein anderes Geschlecht gelangte in Besitz des Schlosses. Die Kindsmagd, die allein noch von den früheren Ehehalten auf dem Schlosse geblieben war, erbat sich von der neuen Herrschaft ein Andenken an ihre frühere, der sie stets in Liebe und Treue ergeben war. Weil man sie wählen ließ, nahm sie eine von den schwarzen Tauben, mit welchen das Knäblein der früheren Herrschaft, ihr Augapfel, so oft gespielt hatte. Damit zog die Dirne ins Dorf hinunter und lebte dort in größter Armut und Niedrigkeit.

Einmal fügte es der Zufall, dass sie hinter den großen Wert kam, den der schwarze Vogel besaß; er war aus purlauterem Golde. Jetzt kam die arme Dirne auf einmal zu großer Geltung; sie heiratete einen braven Bauern, und von ihnen stammte ein reiches Bauerngeschlecht, das noch heute blüht. Die Kugeln aber liegen noch im Schlosse Pairsberg vergraben und harren des glücklichen Finders.

73. Der Schatz in Morizing.

In Morizing an der Straße von Bozen nach Meran lebte vorzeiten ein armer, aber redlicher Taglöhner. Als er eines Tages oben im Föhrenwald Holz machte, kam eine schöne Frau zu ihm und sprach: „Du kannst mich erlösen. Komme morgen um diese Zeit in den Wald herauf zum Platze, auf dem du heute arbeitest: da wirst du sonderbare Dinge erleben, aber fürchten darfst du dich nicht. Es wird dein Glück sein.“ Darauf verschwand die Gestalt. Der Taglöhner, welcher nicht wusste, solle er kommen oder nicht, gieng zum Geistlichen in das Stift Gries und erzählte ihm den Hergang. Der Geistliche meinte, er solle das Ding probieren, auf das bißchen Überwindung käme es nicht an. Und er gab ihm ein geweihtes Scapulier mit, das er sich umhängen sollte. Der Taglöhner hängte sich das Scapulier um den Hals und begab sich zur bestimmten Zeit auf den Platz. Alsbald kroch ein gewaltiger Wurm hervor und auf ihn zu. Er fürchtete sich jedoch nicht, sondern warf das Scapulier auf die Schlange, welche nun wieder umkehrte und verschwand. Gleich darauf that sich der Boden auf, und eine große „Trug'“ voll alter Zwanziger rückte auf die Oberfläche. Der Taglöhner war nun Herr des Schatzes, lieferte die Truhe heim und konnte sich mit dem Gelde ein Gütlein kaufen, auf dem er schlecht und recht wirtschaftete als braver Mann. Er hatte sein Glück gemacht.

74. Der Schatz in der Burg Greit.

In der Burg Greit bei Kaltern sind unermeßliche Reichthümer vergraben, welche von einem Burggeist bewacht werden. Ein armer Bauer aus Tramin hörte davon, und es erfaßte ihn Gelüste nach dem Schatz. Deshalb begab er sich mit einer Wünschelruthe auf den Weg und kam zu Mitternacht in die Burg. Alsogleich sagte er seinen Zauber, und die Ruthe zeigte ihm den Platz an, wo der Schatz verborgen lag. An der Stelle steckte er das Zweiglein in die Erde und brauchte nicht lang zu warten, als zwei hölzerne Kugeln auf ihn zurollten. Diese nahm er und gieng wieder heim. Aber auf dem Wege wurden die Kugeln immer

schwerer, so dass der Bauer sie kaum mehr zu schleppen vermochte. Daher warf er sie in der Finsternis weg, waren sie ja doch nur von Holz. Als er eine Strecke gegangen war, fiel ihm ein, dass beim Schatzgraben oft wertlose Gegenstände sich in pures Gold verwandelt hatten, und es reute ihn, die Kugeln fortgeworfen zu haben. Er kehrte daher wieder um, sie zu suchen, fand sie aber nicht mehr. In der folgenden Nacht gieng er wieder nach der Burg Greit und nahm sich vor, diesmal klüger zu sein. Nachdem er wieder den Gertrudenzauber gesprochen und die Wünschelruthe in den Boden gesteckt hatte, gewahrte er auf einmal einen Pflug neben sich, der klein und geringen Gewichtes war. Den lud er sich auf und trug ihn fort. Als er aber eine kleine Strecke Weges zurückgelegt hatte, wurde der Pflug so schwer, dass er ihn nimmer zu tragen imstande war. Glücklicherweise kamen ein paar Nachbarn desselben Weges, die hatten einen Wagen mit und luden ihm aus Gefälligkeit den Pflug oben drauf. Das Fuhrwerk gieng aber immer langsamer, und die Ochsen waren nicht vorwärts zu bringen, denn der Pflug hatte sich in eitel Gold und Silber verwandelt. Die Bauern halfen mit und schoben aus Leibeskräften und gelangten mit harter Noth endlich doch nachhause. Dort schleppten sie den Pflug mühsam in den Keller des Bauern, der den Schatz gehoben hatte, und verwahrten ihn gut. Am andern Tage fanden sie aber das Bäuerlein, das nun über die Maßen reich geworden war, grau von Haar und Bart und ganz abgemagert und unheimlich. Als sie nun den Schatz theilen wollten, war der Keller so fest verschlossen, dass ihn niemand mehr öffnen konnte. Seither war es in diesem Keller unheimlich; es klopfte und hämmerte bei Tag und bei Nacht, und kein Mensch wagte es mehr, die Öffnung des Kellers zu versuchen.

Auf der Burg Greit liegt aber immer noch ein Schatz, und es ist dort ganz unheimlich. Die Saltner in den benachbarten Weingütern hören oft in der Nacht von der Burg her lautes Heulen.

Die Leute sagen, dass es um die Burg herum viel Wild gebe; es werde jedoch nur in der Nacht sichtbar. Sie glauben, dass es lauter verzauberte Menschen seien, und fürchten sich davor. Niemand wagt es daher, auf das Wild Jagd zu machen und darauf

zu schießen. Bei der erwähnten Burg wachsen viele Zuckererbsen. Die Sage erzählt, dass hier in Greit die selige Rothburg einige Zeit gelebt und diese Zuckererbsen gepflanzt habe.

75. Der Schatz in der Ledertasche.

Bei Mals in Vinstgau arbeitete einmal ein armes Bauernweib auf dem Felde. Da sah sie plötzlich einen Reiter heransprengen, der eine lederne Tasche zu ihr ins Feld hineinwarf und eilends weiter ritt. Das Weib lief nach der Stelle, wo die Tasche niedergefallen war, und merkte wohl, dass die Tasche weidlich vollgestopft sei. Sie dachte sich, der Mann werde später wiederkommen, um seine Tasche abzuholen, und getraute sich nicht, das fremde Gut anzurühren. Also blieb die Tasche im Felde liegen. Das Weib aber lief neugierig dem Hause zu, das da zunächst bei der Straße stand, und fragte die Leute, ob sie den Reiter nicht gesehen hätten. Aber die Leute hatten von keinem Reiter etwas wahrgenommen, obwohl sie um das Haus herum im Freien beschäftigt waren. Auch im ganzen Orte hatte niemand einen Reiter erblickt. Nun kam dem Weibe das Ding nicht recht geheuer vor, und sie begab sich auf das Feld zurück, um nach der Tasche zu sehen. Allein diese war mittlerweile verschwunden. Als sie diese Geschichte dem Pfarrer erzählte, meinte der, wenn sie geschwind etwas Geweihtes darauf geworfen hätte, würde sie zu Reichthum gekommen sein, denn in der Tasche habe sicher ein Schatz gesteckt, der erlöst sein wollte. So geht's, wenn einem das Glück bei der Nase vorbeifährt und man nicht darnach langt.

76. Der Schatz auf dem Peterköfele bei Leifers.

Auf dem Peterköfele ober Leifers wohnt eine verzauberte Jungfrau, welche einen Schatz hüten muss. Sie wäre gerne erlöst, und viele haben es schon versucht, die Jungfrau zu befreien und den Schatz zu gewinnen, aber das hätte nur ein unschuldiges Kind zustande bringen können. Einmal war die Jungfrau nahe daran, erlöst zu werden.

Es stieg nämlich an einem Frühlingsmorgen ein Mägdlein von zwölf Jahren aus Leifers zum Kirchlein empor, um oben Blumen und allerlei Kraut zu pflücken. Während es so im eifrigsten Sammeln war, trat ein gar vornehmes Fräulein herzu und half dem Kinde bei seiner Arbeit. „Wozu brauchst du denn die Kräuter?" fragte sie das Mädchen. Dieses sagte: „Ich muss sie der Nahnl bringen, die bereitet heilsamen Trank daraus." Als es gegen Mittag gieng und das Kind nachhause wollte, sagte das Fräulein: „Willst du mir nicht auch einen Dienst erweisen?"

„Ja, gerne", erwiderte das Mädchen. „Siehe," fuhr das Fräulein fort, „ich bin da heroben verzaubert, und du kannst mich erlösen. Komm morgen um dieselbe Zeit wieder herauf, dann wirst du mich auch wieder finden, aber nicht mehr in Menschengestalt, sondern in der Gestalt eines Wurmes. Dreimal wird er sich um deinen Leib winden, das drittemal aber legt er, wenn du aushältst, einen goldenen Schlüssel in deinen Mund, mit dem du die Thür zum Schatze öffnen kannst. Der Schatz gehört dir zur Belohnung, aber Furcht darfst du keine haben, es geschieht dir auch nichts." Das Mädchen versprach zu kommen und gieng heim, sagte aber nichts von der Jungfrau und dem Schatze.

Am andern Tage kam es richtig wieder zur Stelle und wartete nicht lange, da kroch ein Wurm heran mit einem goldenen Schlüssel im Maule und wand sich um den Leib des Kindes bis zum Halse hinauf. Der Wurm war so eiskalt, und das Mädchen schauderte, allein es überwand die Furcht. Schon ringelte sich das unheimliche Thier ein zweitesmal herum, und auch diesmal noch hielt das Kind stand. „Ist es doch bald vorbei," dachte es, „und dann habe ich das Fräulein erlöst." Als aber der Wurm sich das drittemal um den Hals des Mädchens schlang und sein hässlicher Kopf sich zum Munde der Kleinen heranbog, um ihr den Schlüssel hineinzulegen, da that sie einen Schrei des Entsetzens und schnellte mit dem Kopfe zurück.

Jetzt kroch der Wurm von dannen und den Felsen hinab. Auch das Kind lief im Schrecken davon und hörte noch hinter sich laut jammern. Es fiel in ein hitziges Fieber und starb bald darauf. Das Weiblein, welches meinem Gewährsmann diese Sage

erzählt hat, fügte bei, daſs nunmehr das verzauberte Schatzfräulein solange auf Erlösung warten müſſe, bis das große Waſſer kommt, das bis zum Kirchlein auf dem Peterköfele reicht.

77. Dar Schàtz in Kàlterar Sea.

(Bozner Dialect.)

As ischt amàl a Baur g'wödn, dear hàt Jous g'hoaßn: wohear ear g'wödn isch und wo ear g'löbb hàt, sell hàn i iatz heilig vargöſſn. Dös ischt lei oa Ding, wenn die G'schichte nar ſuſtn wohr ischt. Und wohr ischt ſe, sell kànnſch g'labn, weil ſe die Girſtnarmüllarin darzöhlt hàt, und dös ischt ſouvl a rars Weibele. Hàt àlſo der Jous amàl g'löbb und — mei, as ischt woltan a ſchlechter Menſch g'wödn — ſouvl a dürchl's*) G'wiſſen g'habb. Stiehlt ar öt gor anar Fürſtin neun guldana Kuglan, dear Zäpfn! Durch die Gurgl hatt er ſie gearn gijàgg, dar Süffling. Obar as iſch'n öt guat krotn. Wia's die Spitzlan derlückut hobm, wohin die Kuglan kemmen ſein, hàt er ſe g'ſchwin in Kàltrar Sea inni g'ſchmiſſn. 's Platzl, wou ſe drin liegen, hàt er'n woll g'mörkt, obar es hàt'n nicht nöt g'nutzt, ear ischt dràftar bàll g'ſtorbn und muaß zar Strofe ban Kàltrar Sea umargeiſtern und in Schàtz hüatn. Do ischt amàl a Weibele mit an Ruggkorb voll Oare ban Sea varbei. Dar Jous ſteigg àlſo gänzer, wia ar g'löbb hàt, as'n Wàſſer und ſchreit 's Weibele krod aſou un: „Du," ſàgg ar, „du, Weibele, du hàſcht jà in Korb voll guldana Kuglan!" 's Weibele ischt öt faul, und g'forchtn hàt ſie ar koa fezzele; ſie ſtöllt in Korb o, luckt'n a keidile au und ſchaugg inni, ob a Gold drin war. Schwar hàt ar ſie àlleweil hear wottan gadäucht. Sie ſigg ober koa Gold drin, a koan Oa mear; lauter glianinge Kouhlen ſein drin. Dös hatt ſie bàll froadi g'màcht. „Saggara," ſchreit ſe, „dös Tuiflsunkatl hàt mar die Oare varhexert!" und brummp a fezzele weiter. As daurt öt laug, do denkt ſie ar: „Wàs nutzen mi dö Kouhlen?" und ſchmeißt ſe àllazàm as'n Korb ins Wàſſer. Da Jous ischt wöck, die Kouhlen ſein wöck, und in Korb ſigg ſe wieder die Oare. Sie lupft'n

*) durchlöchert.

ajn Buggl und geat. Recht ischt's öt g'wödn. Sie hatt in Schåtz drin g'häbb, und hatt se öppas G'weihts af die Konhlen an g'worfn, noar war dar Schåtz ihr g'wödn, und dar Jons hatt nimmar weitar ze büaßn gabraucht. Hiatzern muaß ar wieder hundert Johr' geistern.

78. Sage vom Schloss Caldiff.

Auf dem Schloss Caldiff bei Neumarkt spukt eine gespenstige Frau. Sie neckt den Besucher der Ruine, wirft ihm Eierschalen auf den Kopf, und wenn er aufschaut, sieht er nur eine aus den Fenstern herausragende Hand, hört aber zu gleicher Zeit Gepolter und gellendes Hohngelächter. Es geht die Sage, dass auf Schloss Caldiff ungeheure Schätze verborgen liegen. Mehrere Männer stellten einmal zur Nachtszeit Nachgrabungen an, wurden aber von zwei großmächtigen Hunden mit feurigen Augen verjagt.

79. Der Schatz auf dem Küchelberg bei Auer.

In der Nähe des Dorfes Auer erhebt sich ein schöner Hügel, der Küchelberg. Auf demselben steht inmitten ausgedehnter Weinberge ein großes Bauernhaus und daneben ein anmuthiges Kirchlein, das dem hl. Daniel geweiht und als Wallfahrtsort bekannt ist. Dieses Gehöfte war vorzeiten ein Frauenkloster, das zum Kloster Sonnenburg im Pusterthal gehörte. Als einst unruhige Zeiten über das Land hereinbrachen, fürchteten auch die Nonnen auf Küchelberg für ihr Leben und Gut. Das Kloster war sehr reich, besonders hatte es sehr wertvollen Kirchenschmuck. Um nun die Kostbarkeiten sicherzustellen, ließen sie ein großes unterirdisches Gewölbe bauen und versteckten dort ihre Schätze. Hierauf aber verließen sie zur Nachtszeit ihre Behausung und begaben sich in ihr Mutterkloster Sonnenburg. Als hernach feindliche Kriegshorden auf den Küchelberg kamen, um das Kloster zu plündern, fanden sie nichts; denn die Klosterfrauen hatten den Eingang zum Versteck so gut vermauert, dass selbst jene, die ihnen dabei behilflich waren, denselben nicht mehr finden konnten. Die Soldaten wollten

durch Zerstörung des Klosters sich rächen, wurden aber durch eine geisterhafte Erscheinung davon abgehalten, und so blieb alles unangetastet. Da die Klosterfrauen auf diesen Hof nicht mehr zurückkehren durften, so wurde er an einen Bauer verkauft, den aber bald nach seinem Aufzuge auf Küchelberg das Glück verließ, so dass er gänzlich verarmte; auch den meisten seiner Nachfolger ergieng es gleich. Man sagt deshalb, auf Küchelberg treibe ein Unglücksgeist sein Wesen. Auf einer Seite fällt der Hügel fast senkrecht ab, und man erblickt in der Mitte der steilen Felsenwand ein viereckiges Felsenloch, vor welchem in früheren Jahren, besonders in den Nächten der Quatemberzeiten, von manchen Leuten drei kleine Lichtlein gesehen wurden, woraus man schloss, dass dieses Felsenloch ein Zugang zu den verborgenen Schätzen sein müsse.

80. Der Heidenschatz auf Castellveder.

Das Schloss Castellveder, von dem nur mehr spärliche Ruinen stehen, wurde vorzeiten von einer sehr reichen heidnischen Familie bewohnt. Diese Herrschaft hatte unter ihren Schätzen und Kostbarkeiten eine goldene Gluckhenne mit zwölf goldenen Hühnlein und ein goldenes Kegelspiel. Ein Hirtenknabe fand einmal in der Nähe der Ruine einen solchen Kegel mit einem Zettel, auf dem geschrieben stand: „Neun Schritte gegen die Vill liegt noch neunmal so viel.“ Voll Freude eilte er zum nächsten Hirten, um ihm den Fund zu zeigen; als er aber bei diesem ankam, hatte er nichts mehr in der Hand. Einst begab sich ein Zauberer, der von dem verborgenen Schatze wusste, auf den Castellvederberg hinauf, um zur Geisterstunde den Schatz zu heben. Als er mit seiner Zauberformel begonnen hatte, erschien der Burggeist, der ihn aufforderte, schnell vom Platze zu weichen, sonst könnte es ihm nicht gut gehen. Er sagte dann auch, dass der Schatz von Christen nicht gehoben werden dürfe, weil er von den alten Heiden herrühre. Als der Zauberer noch zögerte, erschienen plötzlich auf seiner Stirne drei schwarze, giftige Blasen, und drei Tage darauf starb er zur nämlichen Stunde unter furchtbaren Schmerzen.

81. Der Bock als Schatzhüter.

Ein Hirte trieb eines Tages wie gewöhnlich seine Herde auf den Burghügel Castellveder. Als er abends wieder heimkehrte, bemerkte er, dass ein Ziegenbock fehle. Er gieng zurück, um ihn zu suchen. Als er zur Ruine kam, sah er dort eine Steintreppe, die in ein unterirdisches Gewölbe führte. Furchtlos stieg er hinab. In demselben fand er zum größten Erstaunen mehrere Kisten, auf denen der Bock hin und her sprang. Der Hirt bemühte sich lange Zeit, den Bock heraufzubringen; da er aber nichts ausrichtete, begab er sich zur Eigenthümerin des Thieres, die ein sehr armes Weib war, und drang in sie, mit ihm zu gehen. Das Weib gieng auch und nahm ein kleines Kind auf dem Arme mit sich. Wie sie nun zur Ruine kamen, fanden sie wieder die Steintreppe und stiegen in das Gewölbe hinab. Zu ihrem noch größeren Erstaunen aber sahen sie die Kisten mit Gold angefüllt. Von Goldgier erfasst, setzte die Frau ihr Kind auf die unterste Treppenstufe und füllte sich die Schürze mit Goldstücken. Wie sie droben die Schürze ausleerte, sah sie, dass die vermeintlichen Goldstücke nur Kohlen waren. Sie wollte nun eilig wieder die Treppe hinab, um das Kind zu holen; aber zu ihrem Schrecken fand sie von Kind und Treppe keine Spur mehr. Jammernd eilte sie zum Pfarrer und erzählte ihm den traurigen Vorfall. Dieser aber erkannte die Strafe für ihre Goldgier und sagte ihr, sie solle sich den Tag und die Stunde merken und genau über ein Jahr in der nämlichen Stunde zur Ruine gehen; dann werde sie das Kind wieder finden. Die Frau that so und fand auch wirklich ihr Kind wieder, und zwar ganz gesund und wohlbehalten und auf der nämlichen Stufe sitzend, auf die sie es hingesetzt hatte.

82. Die Schatzkohlen.

Eines Abends, als es schon sehr dunkel war, gieng eine alte Bäurin an der Ruine Castellveder vorbei. Da sah sie vor sich einen Haufen glühender Kohlen und daneben ein Gespenst, welches sie mit hohler Stimme aufforderte, ihren Rosenkranz auf

dieselben zu werfen. Sie that es. Sogleich verschwand der Geist vor ihren Augen, und sie hörte nur noch eine seufzende Stimme rufen: „Ach, nun wieder hundert Jahre!“ Hätte das Weib an ihrem Rosenkranze anstatt der Medaille ein Kreuzlein gehabt, so wäre der Zauber gebrochen, und die glühenden Kohlen hätten sich in neun goldene Kegel und eine goldene Kugel verwandelt.

83. Wie die Fassbinder von Auer nach dem Schatz ausgehen.

Vorzeiten lebte ein Fassbinder in Auer, der ein Sonntagskind war. Die simple Fassbinderei trug ihm zu wenig ein, und es däuchte ihn manchmal, das Glück müsse ihm gleich den Dornstauden vor seinem Hause in die Höhe schießen und an jedem Zweige zum mindesten ein Ducaten dran. „Wisset ihr,“ sagte er eines Tages zu seinen zwei Gesellen, „dass oben auf dem Castellveder ein Schatz vergraben liegt? Wer das Glück hat, führt die Braut heim. Wenn wir darnach aus sein wollen, kann's uns nicht fehlen, denn ich bin ein Sonntagskind. Wollt ihr mitthun?“ Des waren die Gesellen zufrieden, und sie machten unter sich aus, den Schatz zu theilen. Ein Theil, so war's von alters mit gefundenen Schätzen der Brauch, sollte der Kirche zukommen, der zweite Theil gehört den Armen und der dritte und letzte dem Schatzheber. So schritten sie, als die Nacht hereingebrochen, dem Castellveder zu, machten sich alsbald an die Arbeit und gruben und gruben aus Leibeskräften, ohne ein Wort zu sprechen. Denn das hatte der Binder in den Büchern gelesen und sich vorher ausbedungen. Als es nun Mitternacht war, stießen die drei auf eine schwer beschlagene Eisenthür, welche sich von selbst emporhob. Dahinter that sich ein weites Gewölbe auf, von einem unheimlichen Funkeln erhellt, und eine große eiserne Kiste lag geöffnet vor ihnen, bis an den Rand mit lauter Gold gefüllt, dass den dreien das Herz im Leibe lachte. Der Meister warf schnell seinen geweihten Rosenkranz auf das Gold, und der Schatz war festgebannt.

Weil nun aber die drei todmüde waren, setzten sie sich auf einen Stein und aßen und tranken. Indem geschah es, dass einer der beiden Gesellen das Gold lüstern betrachtete: so in Gedanken

sagte er: „Das wird ein Leben sein! Mit dem Bindern — —“ wollte er fortfahren — da — ein Ruck, und die Goldkiste poltert in die Tiefe zurück trotz des Geweihten, das darauf lag, und die Eisenthüre fällt von selber ins Schloss. Die drei aber standen betrübt auf und giengen leer heim.

84. Der Bauer geräth in die wilde Fahrt.

Bei Stilfs im Trafoithal rumorte vorzeiten die wilde Fahrt vorbei, und wer des Abends nach dem Betläuten von seinem Hause fort oder gar im Walde draußen war, der wurde weggeholt, kein Mensch wusste, wohin, denn keiner kam wieder zum Vorschein.

Da war einmal ein Bauer von Stilfs des Abends in den Wald gefahren, Holz zu holen. Und weil er zu Betläuten noch nicht daheim war, sondern erst auf dem Rückwege, so kam mit der wilden Fahrt ein schwarzer Mann dahergeritten, der saß auf einem kohlschwarzen Ross und war so erschrecklich groß, dass er den Bauern sammt den beiden Öchslein und dem Wagen, mit Holz beladen, aufhob und damit fortjagte. Das dauerte so ein paar Tage, bis das Bäuerlein durch flehentliches Bitten den schwarzen Herrn erweicht, dass er ihn mit Ochsen und Wagen frei ließ. Nicht lange, so kam er mit seinem Gespanne nach vielem Fragen auf den rechten Weg und in sein Dorf zurück. Sein Weib freute sich, dass sie ihren lieben Mann wieder hatte, und verkündete es den Nachbarn. Diese kamen neugierig herbei und fragten ihn, wie es ihm ergangen sei. Und das Bäuerlein erzählte ihnen sein Abenteuer, und wie ihn sammt Ochsen und Wagen der Schwarze wie ein Spielzeug durch die Luft getragen habe, aber bei Nacht habe er ihn immer auf den Boden gesetzt, und da musste er hinterher laufen, dass ihm die Füße wund wurden.

Aber statt des erlösten Bauern musste ein anderer herhalten, den sich der schwarze Reiter auf der nächsten wilden Fahrt aus demselben Dorfe holte. Dieser, ein Bauernknecht, der ebenfalls nach dem Betläuten draußen war, kam nimmer heim. Die Leute sagen, er habe lange mit der wilden Fahrt umherziehen müssen und sei hernach in der Nähe von Sand in Passeier in ein Felsenloch gebannt worden.

85. Das Hündlein mit der Menschenleiche.

In der Nähe des Dorfes Terlan stand vereinzelt eine Hütte, in welcher ein blutarmer Mann wohnte. Da saß er nun eines Abends an der Schwelle seines Häuschens in Kummer und Sorge, woher er das Brot für den morgigen Tag nehmen sollte; denn er hatte bereits diesen Tag über Hunger gelitten. Das Aveglöcklein war bereits verklungen und die Dämmerung angebrochen. Da hörte er das Bellen von Hunden, und ein Hündlein, das ein Jagdhund zu sein schien, sah er seinem Hause sich nahen. Der arme, hungernde Mann sprach zum Thiere: „Du liebes Hündlein, bring mir auch etwas von deiner Beute mit!“ Der Mann gieng schlafen, und als er morgens die Thür öffnete, da hieng — o Schrecken! ein halber Menschenleib an der Schnalle. Er wollte denselben fortschaffen, aber es gieng nicht. Voll Bestürzung und Reue über die unbesonnene Bitte, die er abends gethan hatte, gieng er zum Geistlichen und klagte ihm seine Noth. Dieser gab ihm den Rath, abends wieder auf das Hündlein zu warten und dasselbe zu bitten: „Liebes Hündlein, komm und nimm die Gabe wieder, ich bedarf derselben nicht.“ Dann aber solle er sogleich die Thüre schließen und beten und die geweihten Sachen benützen, die er ihm mitgebe, komme, was da wolle. Der Mann that alles nach des Priesters Rath. Das Hündlein kam wieder, der Mann sprach seine Bitte, schloss aber auch sogleich die Thür und begann zu beten. Und horch'! Ein furchtbarer Lärm und Rumor bricht los, Heulen und Bellen, es wird an die Thür geschlagen, die Fenster zittern und klirren, und das Dach scheint herabzustürzen. Der Arme glaubt, sein letztes Stündlein habe geschlagen, er weicht jedoch nicht vom Gebet. So gieng es die ganze Nacht hindurch; als es aber am Morgen betläutete, hörte der Spuk auf, und die Menschenleiche war verschwunden.

86. Die wilden Bergfräulein in Martell.

1.

Auf dem vormals zum Mairulrichhof gehörigen Altkaserberg machten die wilden Bergfräulein den Mahdleuten gerne ihre Besuche und unterhielten sich sehr gut mit ihnen. Wenn die Knechte im Herbst das Heu auf Schleipfenwagen herausführten, kamen diese

Fräulein, setzten sich auf das Heufuhder und fuhren oft so weit mit, dass die Knechte sie mit ihren Geißeln herabjagen mussten. Einmal fuhr der Sohn des Meiers selber ums Heu. Beim Herausfahren setzte sich ein wildes Fräulein, das Gertrud hieß, auf die Fuhre und war über die Maßen zudringlich, und als sie der Mensch vertreiben wollte, gieng sie ihm über all nicht herunter. Es war, als ob sie am Heu klebte, und so fuhr sie drei Stunden weit heraus bis unter Soyreut. Da hielt der junge Meier an und sagte:

„Jetzt geh zurück, Gertraud,
Oder werde meine Braut!“

Gertraud that lieber das letztere, sie fuhr ganz heraus auf den Hof Mairnlrich, heiratete dort des Meiers Sohn und lebte glücklich. Aber sie durften sie nie bei ihrem Namen nennen und durften denselben auch niemand anderem verrathen, sonst wäre für sie kein Bleibens auf dem Hofe.

Eines Tages klaubte die junge Bäurin im Garten Würmer vom Kohl, als gerade draußen eine vornehme Frau in schwarzem Gewande vorbeigieng und zu ihr hineinredete:

„Meine liebe Schwester Gertraud,
Die Würmer fressen dein Kraut.“

Auf dies verschwand die junge Meierin sogleich vom Hofe, und nur hin und wieder an Samstagen oder Festvorabenden kam sie spät nachts, wusch und kämmte ihre Kinder und kehrte sodann wieder in ihre einsame Wohnung auf den Altkaserberg zurück. Einige sagen, diese Gertraud sei vorher auch unter den Bergfräulein gewesen, die nach der Austreibung der Zellenschwestern das „Klösterle“ hinten in Zufall bewohnt hätten, und jene vornehme Frau in schwarzem Gewande, welche die junge Meierin mit „Schwester Gertraud“ anredete, wäre die Äbtissin des Klosters gewesen, unter der es kein gut gethan hat mit den wilden Klosterfräulein, so dass die Marteller Bauern sie sammt und sonders herausjagten.

2.

Vor alters kamen die wilden Bergfräulein oft zu den Mähdern auf Thial herab, aber immer erst nach der Mittagsstunde, weil sie früher ihren Gottesdienst hatten. Man führte daher auf der Thialer

Mahd den Brauch ein, erst später und auch ein besseres Mittagessen zu richten als gewöhnlich, zu welchem sie nun die Bergfräulein einluden. Sie nahmen dankbar an, aßen und tranken mit und waren lustig und guter Dinge, am besten aufgelegt aber, wenn es weizene Speckknödel gab. Dafür halfen sie dann des Nachmittags bei der Arbeit. Dieser Brauch des späteren Mittagessens erhielt sich bis auf unsere Tage. Oft blieben die Bergfräulein bis in die späte Nacht auf Thial herunten, aßen mit den Mähdern zu Abend und sangen darauf und tanzten, denn sie konnten wunderschön singen, und den Tanz hatten sie für ihr Leben gern.

Einmal aber kam die wilde Fahrt. Den Riederwinkel herab kamen die Unholden in Gestalt von Heufuhdern, feuerspeiend, wie Löwen brüllend und auf und auf ganz „glühnig". Schnell wie der Wind waren sie auf Thial, überfielen die Almhütten, schlugen die Thüren ein und führten die Bergfräulein unter Jammern und Wehklagen fort. Von da an getrauten sich die wilden Fräulein lange Zeit nicht mehr auf Thial herab.

87. Die gespenstigen Frauen auf Castellveder.

Ein junger Bursche gieng einst zur Mitternachtsstunde an der Ruine Castellveder vorbei. Da sah er auf den Trümmern drei alte Frauen sitzen, die ganz fremdartig angezogen waren und einander, ohne etwas zu sprechen, fortwährend anschauten. Zwei Kinder sahen einmal ein weißgekleidetes Fräulein hoch oben auf der Ruine sitzen, das sehr wehmüthig herunterschaute. Als sie eine Strecke weit gegangen waren, fiel ihnen ein, dass dies ein Gespenst sein könnte. Sie schauten um und sahen noch drohende Blicke, aber plötzlich verschwand die Gestalt.

88. Die Selige in Mals.

Auch in Mals in Vinstgau sind die Seligen bekannt. Sie hatten ihre Wohnungen westwärts von Mals in den Gebirgsschluchten gegen die Schweizergrenze hin. Man sagt, im Reiche der Seligen hätte es ebenfalls theure Zeiten, wie unter uns gewöhnlichen Menschen, gegeben, auch die Seligen hätten dann

und wann ihre Hungersnoth gehabt. In solchen Zeiten hätten sich die jüngeren, rüstigen Saligfräulein bei verschiedenen Bauern als Mägde verdingt, und wo eine Selige bedienstet war, gieng es mit dem Hauswesen flott vorwärts und war nie Zank und Streit im Hause.

So hatte eine selige Dirne, die in der Nähe von Mals im Dienste stand, das Vieh zu pflegen. Der Bauer durfte mit ihr wohl zufrieden sein, denn unter ihrer Pflege gedieh das Vieh recht gut, die Kühe gaben reichlich Milch, die Kälblein wuchsen heran, dass es eine Freude war, und im Stalle gab es kein Unglück. Man sagt, länger als sieben Jahre dürfe keine Selige auswärts sein, nach dieser Zeit werde eine jede heimberufen. So war also die Selige sieben Jahre treu und redlich Küherin gewesen. Eines Tages im Kornschnitt, und da muss beim Bauern alles hinaus aufs Feld, was gehen kann, war die Dirne mit dem Bauern auf dem Acker und schnitt und schnitt. Auf einmal ließ sich auf der Höhe des benachbarten Berges eine Jungfrau sehen, welche der Seligen auf dem Acker zurief: „Stutzli-Mutzli, der Vater ist krank, du sollst heimkommen!“ Da legte die Dirne ihre Sichel weg, begann heftig zu weinen und stieg eilends den Berg hinan. Niemand hat sie seither wieder gesehen.

89. Die Seligen in Radein.

In der Nähe des Dorfes Radein ist das sogenannte Hexen- oder Frauenloch, eine enge, finstere Höhle. Da sahen die Leute früher öfters kleine und gar seltsame Fräulein aus- und einschlüpfen, meist an Freitagen nach dem Betläuten. Es waren selige Leute, die abgesondert von den Menschen lebten. Die Bauern wurden neugierig, und drei beherzte Burschen wagten sich an einem Freitag abends nach dem Betläuten in das Loch. Sie krochen eine Strecke weit hinein, aber das Loch wurde immer enger, so dass zwei schon wieder umkehren wollten; aber der dritte drang muthig vorwärts und bewog die andern, ihm zu folgen. Alsbald erweiterte sich der Gang, und sie gelangten in einen geräumigen Saal, in welchem weder Tische noch Bänke waren. An den Wänden aber bemerkten

sie da und dort einen aus dem Felsen hervorstehenden Goldklumpen. Einer der drei Burschen schlug den Klumpen, der ihm zunächst in der Wand sichtbar war, aus dem Felsen heraus und bemerkte dabei eine kleine Thüre, die sie früher nicht beobachtet hatten. Er öffnete sie und sah dahinter lauter Schätze schimmernden Goldes. Aber in dem Augenblicke schwärmten von allen Seiten die kleinen Fräulein herbei; man sah nicht, woher sie kamen, auf einmal waren sie im Saale. Sie fragten die Burschen, was sie da suchten. Der Beherzteste unter diesen sagte sie wären gekommen, um zu sehen, was in dem Loch sei. Sie wollten weiter nichts und würden sofort wieder umkehren, die Fräulein möchten ihnen ihre Neugierde verzeihen. Allein die Seligen drohten, sie für diesen Frevel zu bestrafen. Nun baten die Burschen inständig, sie zu verschonen, und versprachen hoch und theuer, nie mehr da hereinzukommen und niemandem etwas davon zu verrathen, was sie da gesehen hätten. Endlich gaben die Fräulein nach und ließen die Burschen frei hinausgehen. Diese jedoch hielten ihr Versprechen nicht, sondern erzählten im Dorfe von den Schätzen, die sie gesehen hatten. Am nächsten Freitag zogen nun beinahe sämmtliche Bauern von Radein wohl bewaffnet vor das Loch und drangen durch den Felsengang in den unterirdischen Saal ein. Die Fräulein stoben entsetzt davon, sprachen aber ihren Zauber, und das Gold wurde zu eitel Stein geblendet, so daſs die Bauern ohne den Schatz wieder heimkehren muſsten. Seitdem sind die Seligen, die den Leuten nur Gutes gethan hatten, aus der Gegend von Radein verschwunden.

90. Wie die Milch verzaubert wird.

Eine Bäurin in Mölten stellte eines Abends die große Schüssel voll frischer Milch vor das Fenster hinaus, damit sie recht gut rahme. Am nächsten Tage wollte sie dann Butter schlagen. Als sie aber am folgenden Morgen die Milch hereinnehmen wollte, fand sie statt derselben die Schüssel voll Blut. Erschrocken lief sie zu den Nachbarn und erzählte es ihnen. Man gab ihr den Rath, es noch einmal zu versuchen und in der

nächsten Nacht wieder die gleiche Schüssel voll Milch vors Fenster zu stellen. Sie that es, und am Morgen, als sie wieder nach der Milch sah, stand die Schüssel auf demselben Fleck, aber bis an den Rand mit Gold gefüllt.

91. Der Satan holt einen Wirt aus dem Grab.

In Vinstgau lebte einmal ein Wirt, der war pfiffig über die Maßen, und wenn er seinen Gästen Wein einschenkte, da that er allemal die Hälfte Wasser dazu. Er pflegte zu sagen, dass er es nicht verantworten könnte, wenn sie einen Rausch bekämen. Und wenn ihm jemand seinen Wein schelten wollte, ward er grausam bös und giftig. Über eine Weile starb er.

Wie's Brauch und Sitte ist, wurden für ihn die sogenannten grünen Messen gelesen. Bei einer derselben begab es sich, dass der Geistliche etwas vergessen hatte und den Messner, der ihm bei der Messe ministrierte, in die Sacristei schickte, es zu holen. Der Messner lief windelweiß wieder zum Altar zurück und sagte dem Geistlichen, in der Sacristei sitze ein großmächtiger Lother auf dem Stuhl, der habe einen seltsamen grünen Rock an mit glänzenden Knöpfen, welcher hinten in zwei ellenlange Zipfel hinausliefe, und der Mann lese in einem alten Buch mit messingenen Schließen.

Der Geistliche las aber die Messe zu Ende und gieng darnach in die Sacristei, wo richtig der Grünrock saß und so mit den Augen zwinkerte. Als er den Geistlichen kommen sah, stand er auf und befahl ihm, den Todtengräber zu holen und den Wirt, für den er seine Messe gelesen habe, ausgraben zu lassen. Der Geistliche getraute sich nicht, etwas dagegen zu sagen, und that, wie er geheißen worden. Als nun das Grab offen stand, war gleich der Grüne wieder zur Stelle, diesmal aber mit zwei Hörnern auf dem Schädel, und Rauch qualmte aus seinem Maule. Mit erstaunlicher Kraft hob er ganz allein den Sarg aus dem Grab, schleuderte den Deckel weit weg und warf die Leiche des Wirtes auf den Boden heraus. Darauf beutelte er dieselbe mit solcher Kraft durch, dass die Knochen aus den Fugen sprangen

und die Leiche etliche Hostien aus dem Munde spie, welche zur Erde fielen. Jetzt fuhr der Böse mit dem Leichnam durch die Luft davon. Man sagt, der Wirt habe schon lange nicht mehr giltig communiciert.

92. Der Teufelssessel bei Matschatsch.

Am Fuße des Mendelgebirges, dort, wo das Plateau von Überetsch allmählich zum Mittelgebirge ansteigt, ist eine uralte verkrüppelte Buche zu sehen, welche im Volksmunde der Teufelssessel genannt wird. An diesen Baum knüpft sich folgende Sage:

Vor mehr als hundert Jahren lebte zu Matschatsch, zwischen Kaltern und Berg an der Mendelstraße gelegen, ein blutarmer Pächter, dem zum Überfluss der Storch alle Jahre einen kleinen Blasengel ins Haus brachte, bis die Stube voll war und keins mehr Platz hatte. Aber woher nehmen und nicht stehlen? Das Pachtgut trug kaum soviel ein, dass er den Zins hätte zahlen können, und so hatten die Pächtersleute nichts zu beißen und zu schneiden. Der Arme gieng nun so einmal, von Sorgen gequält, durch den Wald und gelangte zufällig zur unheimlichen Buche, auf welcher ein seltsames Männlein oben saß in einem altfränkischen Jägerröcklein und mit einem grünen Jägerhut auf dem Kopfe. Die Beine ließ es vom Aste herunterhangen, und daran trug es Stiefel von so absonderlicher Form, dass sich der Pächter darob ordentlich verwunderte. Und das Männlein rief vom Teufelssessel herab dem Pächter zu: „Was fehlt dir, guter Freund, dass du eine so sauertöpfische Miene machst?“ Der arme Mann erzählte dem da oben von seiner Noth und wie sie wohl bald alle werden verhungern müssen. Da reichte der Jäger seinen Geldbeutel vom Baume herab und sagte: „Da nimm! Es sind hundert Thaler drin; aber du musst mir versprechen, das Geld in so und so viel Jahren wieder zurückzuzahlen; kannst du das nicht, dann gehörst halt du mir mit Leib und Seele.“ Als der arme Pächter den Beutel voll Geld in der Hand hielt, dachte er zunächst nur daran, wie es jetzt mit seiner Noth aus sei, und meinte, mit dem Zurückgeben könne es seinerzeit auch keinen Haken haben, denn jetzt werde er schon hausen. Daher nahm er auch gar keinen Anstand,

den schriftlichen Vertrag, den ihm der Jägersmann darauf ebenfalls schon fertig vom Baume herunterreichte, mit seinem Blute zu unterzeichnen, denn so hatte der andere es verlangt. Nun gieng das Hauswesen des Pächters allerdings besser vom Flecke, aber als das Geld fällig war, hatte er es doch nicht. In dieser Verlegenheit fragte er einen Kapuziner des nahe gelegenen Klosters zu St. Michael in Eppan um Rath, und dieser sagte ihm, er brauche keine Angst zu haben, er solle nur dem Jäger die Schuld in lauter blanken Kreuzthalern abzahlen. Auf Verwendung des Paters borgte der reiche Herr von Call dem Pächter die besagte Summe, und dieser begab sich zur festgesetzten Frist zum Teufelssessel, auf welchem richtig auch schon das Jägerlein höllisch grinsend saß. Der Pächter hielt ihm nun seinen mit den Kreuzthalern gefüllten Beutel entgegen, und der Jäger wollte den Inhalt mustern. Als er aber die Kreuzthaler erblickte, entfiel der Beutel seinen krallenförmigen Händen, und er floh unter Wuthgeheul durch die Luft davon. Dem Pächter verblieben nun die harten Thaler, die er dem Eigenthümer wieder zurückstellte, aber das Glück wich aus seiner Familie. Er hauste zwar auch hinfort nicht schlecht, weil er sehr arbeitsam blieb, allein unter seinen Kindern und Kindeskindern waren etliche krüppelhaft oder blöde, oder es ergieng ihnen auf andere Weise übel, und das verpflanzte sich auch auf seine ferneren Nachkommen fort bis auf den Tag.

93. Der bestrafte Fluchbold.

In Kaltern lebte ein Tischler, der die Gewohnheit hatte, bei jedem Pfifferling zu fluchen. Eines Abends gieng er nachhause, und weil er an einen Stein stieß und sein Hühnerauge traf, teufelte er auf dem Wege eine geraume Zeit fort, solang ihn der Schmerz biß. Auf einmal spazierte eine schwarze Katze neben ihm her bis zu seiner Hütte. So oft er nun fluchte, sah er immer die schwarze Katze. Zuerst war sie nur außer der Hütte zu sehen, später, als der Tischler einmal wieder recht greulich fluchte, war sie schon drinnen und nicht mehr schwarz, sondern auf und auf ganz feurig. Jetzt vergieng dem Manne das Fluchen; er bekreuzte

sich und jagte das Thier zur Hütte hinaus. Die Katze sprang wohl hinaus, aber mitten durch die Thüre, durch welche sie ein großes Loch brannte. Dieses konnte auf keine Weise mehr vermacht werden. Von da an that der Tischler keinen Fluch mehr.

94. Der Satan erscheint einer Wäscherin.

In Kaltern pflegte eine Wäscherin an Feierabenden bis tief in die Nacht hinein zu waschen, ja manchmal über Mitternacht hinaus. In einer solchen Nacht nun vor einem hohen Festtag hörte sie auf einmal das „Gekohle" wie von einem großen Hunde. Es kam immer näher und näher, und es wurde ihr ganz unheimlich zumuthe; zuletzt trottete ein zottiges Thier, einem Hunde ähnlich und auf und auf schwarz, zur Thüre herein und glotzte das Weib mit seinen feurigen Augen an. Dann riss es seinen Rachen auf, und heiß gieng's heraus voller Glut und Feuer. Jetzt blieb dem Weibe kein Zweifel mehr; das Ungethüm war der leibhaftige Satan. Sie schlug ein Kreuz vor sich, und das Thier nahm mit entsetzlichem Gestank reißaus. Seit der Zeit hielt das Weib gewissenhaft jeden Feierabend ein; aber sie lebte auch nimmer lang, der Schrecken war zu groß gewesen.

95. Der Teufel als Pudel.

Im Schlosse Caldiff bei Neumarkt ist's unheimlich; da geht der Teufel um. Öfters sah man ihn in Gestalt eines kohlschwarzen Pudels mit glühenden Augen, und das zottige Thier bellte die Leute an, ja sprang auf sie los und machte sich endlich so gefürchtet, dass ein Kapuzinerpater geholt wurde, der den Teufel endlich wegbrachte.

96. Der Teufel holt einen Tänzer.

Zu Neumarkt in Südtirol steht in einer schönen Ebene inmitten herrlicher Wiesen und Weingärten ein stattliches, aber einsames Haus, welches schon seit langer langer Zeit unbewohnt ist. Niemand wagt zur Nachtszeit dort zu bleiben, und es wird nur

zum Aufbewahren der Feldfrüchte benützt. Dies kam so: Eines Abends hatten sich daselbst viele leichtsinnige junge Leute versammelt und tanzten bis tief in die Nacht hinein. Auf einmal erschien der leibhafte Satan mit fürchterlichem Gepolter. Die Lichter erloschen, und die Gesellschaft, von Schrecken und Entsetzen erfasst, rannte dem Thore zu und entfloh.

Die letzte Person aber kam nicht mehr zum Vorscheine: man sagt, Satan habe sie mit sich in die Hölle genommen. Seit dieser Zeit hört man in jenem Hause während des Aveläutens ein Gerassel wie von schweren Ketten, welche die Stiege herabgeschleppt würden.

97. Der Satan befreit einen Gefangenen.

Ein Graf von Arco kehrte einst von einem siegreichen Kriege heim und brachte einen Gefangenen mit, den er in einen tiefen Kerker werfen ließ. Darin brachte der Unglückliche mehrere Jahre zu und betete unablässig um seine Befreiung. Weil sein Gebet immer nicht erhört wurde, erfasste ihn Verzweiflung, und er beschwor den Satan, dass er ihm aus dem Thurme helfe. Der Satan kam an einem nebligen Herbsttage wirklich in den Kerker des Gefangenen, nahm diesen auf den Rücken und trug ihn hinaus. Erst draußen sah der Befreite recht, auf wessen Rücken er saß: denn der Satan hatte eine abscheuliche Gestalt. Da ergriff den Mann Entsetzen, und er rief: „O Jesus, Maria, steht mir bei!“ Als der Teufel das hörte, ließ er seine Last fallen und stob davon. So war der Gefangene nun doppelt befreit.

98. Der Zauberer von Castellveder.

Es war einmal ein mächtiger Zauberer; der lebte mit einer ganzen Schar von Zaubergeistern auf der Burg Castellveder. Die Burg war von einem Wasser umgeben, und darin patschten giftige Kröten und Salamander umher. Es war auch nicht geheuer um den Berg, darauf das Schloss stund, und die Leute nahmen lieber einen Umweg, und wenn erst eine jugendfrische Dirne da in der Nähe war, verschwand sie gewiss, denn der Zauberer trug

solche Beute am liebsten in seine Behausung. Wenn sich eine dann nicht ergeben wollte, sperrte er sie in einen finstern Thurm und ließ sie verhungern. Schon mancher kühne Held hatte es unternommen, den Zauberer zu züchtigen, aber unter dem Schwerte desselben verlor noch jeder sein Leben; daher wagte sich lange niemand mehr an ihn.

Es ereignete sich aber, dass eines Tages ein stattlicher Rittersmann die Straße herabritt gegen die Burg des Zauberers. Es war ein auserwählter Degen, vom Kopf bis zum Fuß in Stahl gehüllt, den die Bedrängnis des Volkes ins Land geführt hatte. Er hatte daheim eine wunderholde Braut zurückgelassen, um erstlich die gefährdeten Bräute anderer zu retten. Bis zur Burg war ihm nichts Böses begegnet, da auf einmal erblickte er auf dem höchsten Thurm den Zauberer und forderte den Mädchenräuber zum Kampfe heraus.

Es dauerte nicht lange, da gieng das Schlossthor auf, und der Zauberer kam auf einem seltsamen Reitthier, halb Ross, halb Greif, herangesprengt. Nun begann ein wüthender Streit. Wohl schleudert der Ritter den mächtigen Speer auf den Gegner, allein dieser prallt an dessen gepanzerter Brust ab und saust zersplitternd auf den Angreifer zurück. Jetzt schwingt der Held sein gutes Schwert zu kräftigem Hiebe, der Zauberer jedoch lässt ein tosendes Wasser vor sich entstehen, in welchem der Ritter versunken wäre, hätte ihm nicht seine Braut einen schützenden Talisman mit auf die Reise gegeben. Auch das Feuer, das gleich darauf dem Boden entstieg und über seinem Kopfe zusammenschlug, konnte ihm keinen Schaden thun. Vergebens nahm der Zauberer eine ganze Schar von bösen Geistern zuhilfe, der tapfere Rittersmann blieb alles Zaubers ledig und schwingt den scharfen Stahl, dass die Funken stieben. Auf einmal sieht er seine Braut vor sich, blutend aus einer klaffenden Wunde, die sein Schwert ihr gehauen, und hört sie weinen und klagen. Dieser Zauber wirkte. Der Held verflucht die That und schleudert erschrocken die Waffe von sich. In dem Augenblicke erfasst ihn der Zauberer und fährt mit ihm auf seine Burg, wo er den Gefangenen in den Hungerthurm wirft. Des Ritters treues Ross rennt in banger Hast schäumend fort und vor die Burg, in der die Braut seines Herrn wohnt. Diese sprang,

als sie das Wiehern vernahm, auf und sah das ledige Rösslein. Anfangs erschrak sie so heftig, dass sie völlig in die Knie sank, aber bald erhob sie sich, und schnell war ihr Entschluss gefasst, den Bräutigam zu retten, wenn er noch am Leben wäre.

Sie bestieg das treue Thier und ritt spornstreichs nach der Zauberburg im Etschland. Davor fand sie das Schwert des Helden und barg es unter ihrem Gewande. Dann lenkte sie dem Thore zu, wo ein greulicher Drache der Burghut pflag. Aber der Zauberer hatte sie schon bemerkt und führte sie mit teuflischem Grinsen in das Schloss. Dort musste er der Schönen drei Tage lang die Herrschaft überlassen, ehe sie sich ihm ergäbe. Weil sie nun die Zaubergeister in Dienst nahm, ward es ihr leicht, den Kerker ihres Bräutigams zu erschließen. Da stand der auserwählte Degen vor ihr, und als sie ihn erblickte, musste sie vor Freude weinen. Aber der Ritter sah, wie sein Schwert in ihrer Hand blitzte, fasste es und hieb damit sogleich dem Zauberer den Kopf ab. Da entstand ein ungeheures Getöse in der Burg; Bären, Wölfe und schwarze Hunde jagten triefend durch die düstern Hallen, und der Drache vor dem Burgthor flog rauschend durch die Luft davon. Der Berg zitterte, und krachend stürzte, von gierigen Flammen verzehrt, das Zauberschloss in Trümmer. Auch das giftige Wasser mit den Kröten und Salamandern ist verschwunden, aber in finsterer Nacht sieht man noch manchmal auf Castellveder gespenstige Flammen, und nicht selten fährt die wilde Jagd durch das öde Gemäuer.

99. Sage vom Hexentünner.

(Dialect von Überetsch.)

Jatz lonst's amàl, wàs dar àlte Tünner va Gaid olls g'hext àt: af Gaid wisst ös unahin guat achte, sel Örtl isch woll kro lei a Bröckl oubar Perdonig, gögn Lana zua.

Amàl ischt ar àlso zau Wiesar af Perdonig außer gàngan. Die Wiesar Weibarleut' hobn krod ban Bàch g'waschn und hobn die Fürtiger gànz nàss g'hàbb; dar Tünnar àt's g'söchn und hàt darzua g'sàgg: „Weibarleut', ös müaßt's lei recht lasn, ass enk der Luft die Fürtiger trucknt, hallo!“ Und die àrman Weibarleut'

hobn g'müaßt weit untar dar Kirch oilafn und hobn sie ajou g'schambb mit dö näßn Fürtiger. Allaweil hobn se g'schriern: „I bitt di, läß ins amearst änderi Fürtiger unlögn!" As hät obar älls nix g'nutzt, ear ät sie verhext, und sie hobn lafn g'müaßt in greaschtn Broukn untar dar Kirch oi.

An ändarsmäl ischt ar mittlt in Wintar in a Bauarnstub kemmau, wou die Tiarnau g'spunnau hobn. Ear hot mit ihmanan a G'sprach van Wöttar ung'fängan und hot noar g'sägg: „Soll i 's euk öppar za schaurn mächn?" Die Weibarleut' hobn g'sägg: „Sell bringscht iatz in Wintar nit zawög." „Oho, wölln mar söchn", hät ar g'sägg, und glei hät's in dar Stub ung'fängan za schaurn; die Stoane sein kro lei oarg'fälln wia die Hoslnussn, und dar Schaur ischt bäll a sou hoach g'wordn, as wia dar Tisch.

An ändarsmäl ischt 'm a Weibela bagögng mit anar Goaß, dö älls vonl Rappn um dar Gousch umar g'häbb ät. „Weibela," hät dar Tünnar g'sägg, „wia geat's dar ällaweil?" „Miar gangat's schun guat," hät as Weibela g'sägg, „obar die ärma Goaß hät die Gerscht." Die Gerscht, Mensch, isch a beasar Tiesl; zelm hobm die Goaße a weathigs Maul und darfrössn's völlik gor öt. „Mögast liabar du in Tiesl hobm?" hät dar Tünnar as Weibela g'frägg. „Jo, liabar mögat idn schun nou selbar hobm, as ällaweil dö ärma Goaß leidn söchn", hät 'm 's Weibela zar Ombart göbm. „Sollsch 'n hobm". hät dar Tünnar g'hext, und die Goaß ischt gänz g'schwing guat g'wösn, obar as Weibela hät as gänza G'sicht voll Rappn kriagg.

Sötta Sogn hät mei Nähne nou vieli g'wüsst, obar i hou mar lei dö darmörkt.

100. Von den zwei buckligen Schustern und den Hexen.

In einem Dorfe in Vinstgau, ich glaube, in Stilfs war's, lebten zwei Schuster, denen war hinten auf dem Rücken ein Dudelsack angewachsen. Der eine war arm wie eine Kirchenmaus, der andere nicht, wohl aber ein Geizhals. Dem armen Schlucker wollte das Krummsitzen vom Morgen bis zum Abend nicht recht behagen, er griff zum Wanderstab und machte sich auf den Weg,

sein Glück zu suchen. Er gieng getrost bergauf und bergab und sang und pfiff, weil er sich mit der harten Arbeit nimmer zu plagen brauchte. Da war es Nacht geworden, und der Schuster gieng gerade durch einen finstern Wald, wo er auf einem freien Platze die Hexen tanzen sah. Beim Tanzen war er nie just ungern dabei gewesen, und so war's ihm recht. Er blieb daher stehen und schaute den Tänzerinnen zu. Da trat eine der Hexen aus dem Kreis, kam zum Schuster heran und fragte ihn, ob er die Wochentage aufzählen könne. „Ja, das kann ich, bin drei Jahre in die Schule gegangen.“ Und ob er sie nicht gleich hersagen wolle? Also zählte er sie her; weil er aber wusste, dass der Pfinztag der Tag der Hexen ist, ließ er diesen Tag aus. Solche Klugheit hatte das Hexlein vom groben Schuster nicht erwartet, es that daher sehr freundlich mit demselben, führte ihn in die Reihen der Tänzerinnen, und sie tanzten mit ihm eine Stunde lang. Darauf gewährten sie ihm, zwei Wünsche zu thun. Der Schuster sagte: „Das kommt mir recht; fürs erste wünsche ich mir soviel Geld, als der Abt von Marienberg in seiner Truhe hat; weil mir aber alles Gold der Welt nicht zu Ansehen gereichen könnte, solange der Sattel auf meinem Buckel klebt, so wünsche ich mir denselben herunter.“ Die Hexen gaben also dem Schuster viel Gold und Silber und schnitten ihm so geschickt den Buckel weg, dass er gar nichts spürte. Darauf nahmen sie freundlich von ihm Abschied, und der Schuster gieng wieder heim. Der andere Schuster daheim war nicht wenig erstaunt, als er vernahm, dass sein College um den Buckel und zu Reichthum gekommen sei, und ließ sich von ihm das Abenteuer erzählen. Nun wollte auch er bei den Hexen sein Glück versuchen und seine Taschen füllen, denn dem zweiten war es mehr um das Gold zu thun. So zog er munter fort, kam in den Wald und begegnete den Hexen, welche da lustig tanzten und sprangen. Und eine trat auf ihn zu und sagte: „Wohin des Weges, Bruder Pechdraht? Du trägst nicht schwer an deinem Rucksack, wie ich sehe. Kannst du die Wochentage hersagen?“ „Freilich wohl kann ich das und noch mehr, wozu hätte ich sonst in den Schulbänken das Sitzleder geschabt?“ Und, was hast, was gibst, im Nu hatte der Schuster alle sieben Wochentage hergesagt, den Pfinztag auch richtig mitten

drin, und dachte: Jetzt kann's mir nimmer fehlen. Aber er war kaum zu Ende mit dem Aufzählen, da fielen schon die Hexen über ihn her und zahlten ihn mit geschlagener Münze aus. So harte Thaler hatte der Schuster in seinem Leben noch nicht eingenommen, aber er trug sie geduldig und dachte sich nur: Wärst du doch lieber bei deinem Leisten sitzen geblieben! Zuletzt warfen ihm die Hexen auch noch den Buckel des anderen Schusters auf die Brust, so dass derselbe augenblicks angewachsen war. Also hatte der Pechvogel zum hinteren auch noch den Schmuck vorne, das eine Stück schöner als das andere, und das für seine Habsucht.

101. Das Plattaweibele.

Eine Pichlertochter in Martell, mit Namen Anna Fleischmann (geb. 1777), wurde in ihrem achten Lebensjahr vertragen. Die Leute suchten weit und breit und beteten und suchten. Am dritten Tage fand man sie „zu Platta" in einem dicken Strauch. Sie hatte eine „Karp" mit einer Kuh- oder Geißschelle um den Hals und zitterte vor Schrecken.

Das „Plattaweibele" hat sie bergein fortgetragen, drinnen in die Stauden gesteckt, weil das Kind gottsjämmerlich schrie, und ist dann verschwunden.

Auf dem Plattaweg sah man früher oft ein altes Weibele hin- und hergehen, immer des Abends, wenn's schon dämmerte. Die einen hielten sie für ein Gespenst, andere für eine Hexe. Sie stellte, wenn ihr jemand begegnete, schon vor aller Weite aus, und geredet hat sie mit niemand ein Wort. Es ist das „Plattaweibele" gewesen. Jetzt sieht man nichts mehr.

102. Va die drui Wiagn noœnt ba St. Märtein.

(Lüsner Dialect.)

Rechtar Händ öubar Sänct Märschtein in Pässeir af dar Heache stian die drui Wiagn. Des sein asöu a Gätting Köffl in Böudn, äffar wottan greaßar, as die Bächplümpfe untan sein, und liegn thian se hiagarn Kämp, woasche, hearwärtzig Sänct Märschtein zui.

Selm öubm sein ameadn drui Hexn giwödn, dö hobm àllabnt Wöttar gimàcht. Aniada hàt ihra oagna Wiage g'hàtt. Wenn iatzan, woasche, die Kössilar mit Wàssar sein g'füllt giwödn, sein dö Hexenmenschar woadla fuder kemm, und aniada hàt ihra Wiage umarg'schutzt und g'schutzt, in oan sort örgar, und asön hobm se a wotta Weile giwiagg und zwischn inni Oansberger Pietschn g'frössn und Öselsziegar und ötlinamàl mit an hoslan Rüathl af's Wàssar gipatscht und hotta! hotta! g'schriern. 's Wàssar hàt, woasche, va den Wiagn krot asön umarg'schwàtziget, und bàll isch do a Schlàtz außar, bàll dörscht, àlleweil mear. Zilöscht sein gànza Bache übarn Berg oar und in die Thöldar innin und hobm Stoanar und Bame mit und àllszàmm af die Felder va Sànct Màrschtein oidng'schüttit, asse koa Halmle mear hösch g'söchn gikennt. Àlls isch untar dar Güsse g'stöckt. Wenn àffer woadla ginni die Wöttargloggn in Pàsseir ungiklenkt obm, noar isch woll a Mittl giwödn, dö hobm in Hexenmenschar hoamegizuntn, sel asche krot g'sollt söchn. Selm isch 's Wöttar wo lei woadla avöure ban Loch außn und awöck.

---

103. Die Schlechtwetterpfanne.

Zwei Passeirer Bauern kehrten von einer Wallfahrt in ihre Heimat zurück. Der Weg führte sie an einer armen Hütte vorbei, und weil sie müde und hungrig waren, giengen sie hinein. Es war aber nur ein Mädchen in der Hütte Sie fragten das Kind, ob die Mutter nicht daheim sei. „Nein," antwortete das Kind, „die Mutter ist auf dem Felde." Ja, ob sie dann nicht bald komme? „Nein, vor Abend nicht." Da sagten die Bauern zum Mädchen: „Wir sind müde und hungrig, könnten wir nicht ein wenig Milch bekommen und uns eine Milchsuppe kochen? Brot darein hast du wohl auch?" Das Mädchen gab ihnen gerne das Verlangte, und sie giengen alle drei in die Küche, wo die Bauern eine Pfanne herabnahmen, die Milch darin zu sieden. „Nein," sagte das Kind, „diese Pfanne lasse ich nicht her; die braucht die Mutter, wenn sie schlechtes Wetter macht. Nehmt nur eine andere!" Die Bauern aber verstanden es, das Mädchen auf gute Manier zur Küche hinauszubringen, und wollten die Schlechtwetterpfanne

probieren. Sie nahmen selbe herunter, gossen die Milch hinein und stellten sie übers Feuer. Wie die Milch in der Pfanne sich rührte, stiegen schon schwarze Wetterwolken den Himmel herauf. Bald darauf fängt die Milch in der Pfanne zu wallen und zu brodeln an, und draußen wird es ganz finster und unheimlich und hebt es zu blitzen an. Endlich als die Milch zischend aufkochte und über die Pfanne schlug, krachte draußen ein Donnerschlag nach dem andern ganz entsetzlich und rauschte der Schauer zur Erde, als wäre das Ende der Welt da. Das Mädchen lief in die Küche und schrie die Bauern an, sie hätten nun doch die Schlechtwetterpfanne genommen und sollten nur schauen, wie sie mit heiler Haut davonkommen. Wenn ihre Mutter sie antreffe, werde es ihnen nicht gut ergehen. Und wie sie erschrocken durch das Fenster schauten, gewahrten sie die Alte, die zornig mit geballten Fäusten der Hütte zulief. Die Bauern schauten durch die Hinterthür davonzukommen und liefen, was ihre Beine konnten, und fürchteten doch, im nächsten Augenblick die Hexenkralle im Genick zu spüren.

104. Die Schwarzschule in Lana.

Schwarz- oder Kreuzschulen (Lehrstätten für Hexerei) können nur dort bestehen, wo die Todten zur Beerdigung „ins Kreuz“ oder „über Kreuz“ getragen werden, wie dies in Lana der Fall ist. Da werden nämlich die Leichen von den Bauernhöfen Inner- und Außerrunggunggel bis zum Höllenthaler, dann vom Katzenthaler und Schießebner, sowie sämmtliche herwärts des Falschauerbaches Verstorbene auf dem von Osten nach Westen führenden Wege zu Grabe getragen, während man mit den Todten der überm Falschauerbache drüben gelegenen Höfe Gaulrappmüller, Gansdreckthurn, Schöpfer und Schaller, Braunsberg u. s. w. direct von Norden nach Süden zum Friedhof von Niederlana geht. Es dürfte dies wohl der einzige Ort sein, wo man die Todten ins Kreuz trägt und sie dann doch auf einem und demselben Friedhof (in Niederlana) begräbt, während an andern Orten die ins Kreuz getragenen Todten immer auf zwei verschiedenen Friedhöfen begraben werden. Wo sich nun beim Kapuzinerkloster in Lana die

Wege kreuzen, bestand früher eine Schwarz- oder Kreuzschule, und es war der Ort durch eine mit verschiedenen geheimnisvollen Buchstaben versehene Platte bezeichnet. Dort versammelten sich in gewissen Nächten des Jahres von 11—12 Uhr die Schwarzkünstler und mussten bei der Platte warten und durften nicht mehr fort, bis ihnen endlich der Schwarze in Begleitung von vielen feurigen Geistern und Hexen erschien und sie allerlei Künste lehrte, worunter das Wettermachen, das Leuteverwünschen und das Verhexen des Viehes die Hauptrolle spielten. Aus dieser Schwarzschule giengen auch die Hexenmeister Pfeifer Hoisele, der Klocker von Nals und der „Moaser Student“ hervor.

Die Steinplatte an der Kreuzschule wurde vor vielen Jahren auf Anordnung eines Herrn von Braunsberg, dem über Lana gelegenen Schlosse, entfernt und vertilgt. Trotzdem soll es in Lana noch nicht ganz richtig sein auf dem Platze, wo beim Kloster sich die Wege kreuzen.

105. Vom Pfeifer Hoisele.

Auch in der Gegend von Lana weiß man vom Pfeifer Hoisele, das die Leute auch das „Tschermser Gespenst“ heißen. Dieser Zauberer hatte, wie bekannt, auch zu Lana in der Kreuzschule ausgelernt.

Zwischen Oberlana und Tscherms befindet sich die sogenannte Rafeinwand, von welcher das verderbliche Wasser kommt, das schon wiederholt verschiedene Bauernanwesen der beiden genannten Landgemeinden fast gänzlich vernichtet hat. Dort hält sich das Pfeifer Hoisele als gefürchteter Hexenmeister auf. Wenn derselbe nun den Etschländern ein Donnerwetter schicken will, so führt er das hiezu nöthige Wasser mit 300 Katzenpaaren über die Rafeinwand hinauf, wobei er von den dortigen Bewohnern schon manchmal gesehen und noch viel öfter gehört worden sein soll, da er beim Fuhrwerken seine Katzen gewöhnlich mit lautem Pfeifen anzutreiben pflegt, was diese sehr gut verstehen. Obwohl nicht mehr so häufig wie früher, soll das Hoisele doch auch jetzt noch sein Handwerk in der Gegend treiben, und wenn jemand von der

Rafeinwand her laut pfeifen hört, so erzählt er es schnell den Nachbarn, und diese fürchten sich, weil sie wissen, dass bald darauf ein tüchtiges Donnerwetter kommt, denn „zu was sonst“, meinen die Leute, „führte denn 's Pfeifer Hoisele so viel Wasser über die Wand hinauf, als zum Wettermachen“?

106. Der Klocker von Nals.

Im Hieseggerhofe zu Nals befindet sich rechts von der Hausthüre ein tiefes, sehr unfreundliches Gewölbe, der Klockerkotter genannt. Früher war dieser Kotter mit einer Fallthüre, auf welcher ein Blech mit allerlei alterthümlichen, nicht mehr gut erkennbaren Buchstaben angebracht war, fest verschlossen. In diesen Kotter nun war der sogenannte Klocker nach vielen vergeblichen Versuchen, seiner habhaft zu werden, hineingebannt worden. Mit dem Klocker hatte es aber folgende Bewandtnis:

Die Bewohner des Hieseggerhauses waren oft durch ein fürchterliches Herumrumoren im Hause aus dem Schlafe geweckt worden, und wenn sie genauer horchten, so klang es bald wie Trommelwirbel, auf eiserne Pfannen geschlagen, bald wie das Gehämmer von vielen Bindergesellen auf den Weinfässern in Keller und Ansetz, und wenn gar einer so viel Courage besaß, dem nächtlichen Störefried auf das Fell rücken zu wollen, so begegnete ihm gewöhnlich ein kleines, grüngekleidetes Mannl mit einem Pack Schriften unter dem Arm und glotzte ihn mit so curiosen Augen an, dass es ihm ganz gruselig wurde und er es gerne aufgab, dem Hexenmeister, der wegen seiner nächtlichen Klopferei den Namen Klocker (klocken = klopfen) erhielt, länger nachzustellen. Es hat auch mancher Knecht, der es ein zweitesmal probierte, den Klocker zu fangen, etwas aufgeklaubt und ist dann krank und siech aus dem Hause gegangen. Deshalb war auch alles froh, als es endlich ein Hausbewohner mit Hilfe von allerlei Zaubermitteln zuwegebrachte, den unruhigen Gast in den Kotter hineinzubannen. Ob er im Laufe der Zeit erlöst worden ist, oder ob es ihm gelang, zu entkommen, das weiß niemand, aber das Geklopfe soll gänzlich aufgehört haben.

107. Der Moaser Student.

1.

Der „Moaser Student", ein ehemaliger Student von Mais bei Meran, auf dem Mittelgebirge zwischen Bozen und Meran auch unter dem Namen Schneckenhansl bekannt, konnte sich in alle möglichen Thiere verwandeln und hat sich auch einmal, als man ihn fangen wollte, zu einer Fliege gemacht und sich in einer Kanne versteckt. Als man ihn aber auch als Fliege entdeckt und schon ein Stück Weges transportiert hatte, erspähte er eine Magd, welche auf dem Felde Rüben aushackte, und da er zu seinen Verwandlungen und Hexenkünsten nur immer ein bisschen feuchter Erde benöthigte, so veranlasste er die Dirne, auf die nur mit einem alten, siebartig durchlöcherten Deckel versehene Kanne Erde zu werfen, bei welcher Gelegenheit er ein wenig Erde erhaschte und sich dadurch wieder frei machen konnte.

Nachdem dieser Moaser Student durch seine Hexenkünste lange genug die Leute der Gegend „für Narren gehalten" hatte, soll es endlich doch gelungen sein, ihn zu fangen und bis zu seiner Hinrichtung in einen kupfernen Kessel hineinzubannen, wo er angeschraubt wurde und also zu keiner Erde mehr gelangen konnte.

2.

In Mais lebte ein Student, welcher die Schwarzkunst erlernte und mit dem Teufel einen Pact schloss. Solang er mit der Erde in Berührung war, ja auch nur hinter den Fingernägeln noch ein bisschen Erde hatte, besaß er alle Kräfte und konnte sich sogar unsichtbar machen. Der Ruf von seinen Künsten breitete sich in der ganzen Gegend aus, und viele giengen ihn um seine Hilfe an. So kam einmal ein Bauernknecht zu ihm, dessen Sense nie recht schneiden wollte, damit der Student seiner Sense eine ordentliche Schneide verschaffe. Und wirklich, der Schwarzkünstler gab dem Knechte etwas, das aussah wie ein Stücklein Pech, und sagte: „Bestreich damit deine Sense, doch gib acht, dass du den andern nicht zu nahe nachmähst, sonst würden Blutstropfen an deiner Sense sich zeigen." Der Knecht fand bald Gelegenheit, die Schneide seiner Sense zu erproben. Und siehe da, die Sense

schnitt gar scharf, so dass die Arbeit mit einer nie gesehenen Leichtigkeit vonstatten gieng. Wohl erinnerte er sich der Worte des Hexenmeisters, den andern nicht zu hart nachzusetzen, doch er mähte flink darauf los. Seine Vormähder waren in Schweiß gebadet, konnten ihm aber, trotz der größten Anstrengung, nicht entrinnen. Da erschienen dunkelrothe Blutstropfen auf der Sense und rannen nieder in das grüne Gras. Endlich dachte sich einer der Vormähder: „Wart', ich will dir deine Schneide schon nehmen." Unbemerkt steckte er in die Mahde des Knechtes einen Tengelstock, dass sich der flinke Mähder daran die Schneide verdürbe. Dieser mähte ruhig weiter und schnitt, auch nur ohne etwas zu merken, den Tengelstock wie einen Halm entzwei. Seine Sense aber war von Blut ganz roth gefärbt.

3.

Wegen seiner Schwarzkunst wurde der Maiser Student einmal eingefangen und zum Tode verurtheilt. Man führte ihn hinaus auf die Maiser Galgenwiese und wollte ihn hängen. Bereits waltete der Scharfrichter seines Amtes und steckte den Kopf des Verurtheilten in die Schlinge. Zu ebenderselben Stunde aber sah der Wirt von Mais den Studenten in sein Wirtshaus eintreten. Natürlich war er über die Maßen erstaunt und wusste sich die Sache nicht zu reimen; denn eben läutete das Armensünderglöcklein für den Studenten. Er sagte: „Wie kommst du daher? Ich glaubte, du werdest jetzt draußen auf der Wiese gehenkt!" „Lass sie nur zerren und ziehen am Strohbunde!" versetzte fröhlich der Student. Und in der That, als der Henker dem Gehängten das Genick brechen wollte, hielt er zum Staunen der Zuschauer einen Strohbund in den Händen.

Bald darauf fieng man den Zauberer wieder ein und wollte ihn verbrennen. Man schürte auf der Stadtmauer ein großes Feuer an und warf den Studenten hinein, da — plötzlich war er verschwunden. Ähnlich gieng es ein drittesmal, als man ihn in heißem Wasser sieden wollte.

Endlich kam man darauf, dass man dem Studenten nichts anhaben könne, solange er irgendwie mit Erde in Berührung wäre. So zogen sie ihm die Kleider aus, banden ihn und setzten ihn in einen Kessel, und vier starke Burschen trugen ihn sicher durch die Straßen

hinaus zur Richtstätte. Schon glaubte der Schwarzkünstler selber, sein letztes Stündlein habe geschlagen. Da machten sich die Straßenjungen an ihn heran und verspotteten ihn. Der Student im Kessel suchte sie durch Schimpfworte noch mehr zu reizen, bis sie ihn endlich mit Steinen bewarfen. Im Nu war der Kessel leer und der Student verschwunden. Er hatte ein bisschen Erde erreichen können, die an den Steinen klebte.

4.

Einmal saß er im Wirtshause von Mais; es war gegen 12 Uhr mittags. Da sagte er zum Wirt: „Ich muss jetzt nach Innsbruck, um mit den Herren zu Mittag zu speisen." Gesagt, gethan. Er bestieg einen Bock, der gerade da war, und man sah ihn dann auf demselben über Berg und Thal davonreiten. Und er traf wirklich noch rechtzeitig in Innsbruck ein und speiste dortselbst zu Mittag.

Einmal hatten die Paulsner den Maiser Studenten schwer erzürnt, weil sie ihn gefangen gesetzt hatten, und der Student wollte an ihnen bittere Rache nehmen. Er gieng auf den Berg oberhalb St. Pauls hinauf und wollte den ganzen Gantkofel (die „hohe Wand") auf das Dorf niederstürzen und alles mit Maus und Mann zerschmettern und begraben. Schon schob er hinter dem Felsen aus aller Kraft, schon that eine gewaltige Kluft sich auf und rollten die ersten Steine zuthal — da schlug die große Glocke von St. Pauls an. Als nämlich die Bewohner merkten, was Furchtbares sie bedrohe, liefen sie voll Schrecken in den Thurm und begannen Sturm zu läuten. Augenblicklich musste der Schwarzkünstler von seinem Werke ablassen. Er selbst gestand öfters: „Hätte die große Glocke nur eine Secunde später geklungen, so wäre die ganze Wand niedergedonnert; so aber musste ich leider weichen." Noch heute ist droben die tiefe Kluft sichtbar und erinnert die Leute an die Arbeit des Maiser Studenten.

5.

Endlich nahm man den Hexenmeister neuerdings gefangen und stellte es so an, dass er nicht mehr auskam. Als man ihn zum Galgen führte, zeigte er auch keine Furcht oder Reue, sondern

sagte nur: „Die mir vom Teufel gegönnte Zeit ist abgelaufen; macht nur vorwärts, ich muss noch mittags beim Teufel zu den Knödeln zurechtkommen.“*) Als er gestorben war, wurde sein Leib kohlschwarz, ein Zeichen, dass seine Seele zur Hölle gefahren war.

108. Die Hexen vom weiten Moos.

Mit der Schwarzschule in Lana standen nach dem Volksglauben auch die Hexen vom „weiten Moos“ an der Etsch in Zusammenhang.

Zwischen Nals und dem auf dem andern Etschufer den Berg hinan sich ziehenden Orte Vilpian dehnt sich den Fluss entlang das „weite Moos“ aus, auf welchem man oft des Nachts hellschimmernde Lichter herumfliegen sieht. Bald schießen sie hoch hinauf in die Luft, bald schleichen sie ganz nieder zwischen den Binsen dahin, dann schwirren sie wieder hintereinander her, als wollten sie einander erwischen, um auf einmal, in einen Klumpen vereinigt, im Boden zu verschwinden und im nächsten Augenblick wieder nach allen Richtungen hin auseinander zu stieben. Das ist der Hexentanz, und alle die großen und kleinen, die hellen und die weniger schimmernden Lichter sind nichts anderes, als die Hexen des Thales, welche in der Nacht von hüben und drüben herangeflogen kommen, um sich hier zu versammeln und entweder nach Lana in die Schwarzschule zu fliegen oder in schulfreien Nächten auf dem Moos bei entzückender Froschmusik und leisem Binsengeklapper ihre Bälle abzuhalten.

Wer sich den Hexen bei ihrem Tanze zu nahen wagt, der wird auf alle mögliche Weise gefoppt, und es muss einer schon recht „sauber ums Nierenstuck“ (d. h. ein redlicher, ordentlicher Mensch) sein, wenn es ihm nicht gehen soll, wie so manchem, den die Hexen solange in der Irre herumführten, bis er erschöpft im Schlamm zusammensank oder im Wasser der Etsch seinen Tod fand.

So wäre es einmal beinahe auch mehreren Bauernburschen ergangen, die bei Nacht diese Gegend passieren mussten. Zuerst

*) Beiläufig dieselben Worte legt das Volk dem in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts zu Brixen gehängten Simon Schnell in den Mund.

sahen sie die Lichter, dann verschwanden diese, und sie vernahmen plötzlich um sich her ein Schlagen und Flattern, wie von flügellahmen Vögeln, welche nach ihrer Meinung leicht zu fangen sein mussten, und denen sie nun eifrigst nachjagten immer tiefer ins Moor hinein, ohne jedoch einen der vermeintlichen Vögel erhaschen zu können. Zuletzt wollten sie die Jagd aufgeben und dachten wieder ans Weitergehen, doch da war weder Weg noch Steig mehr zu finden weit und breit, und es hat mancher unter ihnen angefangen zu beten und hat eine Wallfahrt nach Weißenstein versprochen für glückliche Heimkehr. Nach langem Herumirren auf dem weiten Moose fanden sie doch endlich gegen Morgen wieder den Weg und erreichten die Etschbrücke, als eben der Hahn krähte. Die Leute sagten dann, das seien doch noch keine lüderlichen Burschen, sonst wären sie den Hexen nicht entronnen.

Jetzt hört man immer seltener etwas vom Hexentanz auf dem „weiten Moos"; die Bauern sagen, die Hexen seien durch die Flussregulierung und durch die Bozen-Meranerbahn zum größten Theile aus der Gegend verscheucht worden und hätten sich in der Mehrzahl auf die Malserheide nach Vinstgau hinauf geflüchtet.

109. Hexenrache.

Eine gute halbe Stunde ober Nals liegt das kleine Bergdörflein Sirmian. Ein Bauer von Sirmian, der in das nicht weit entlegene Gaid gegangen war, kehrte einmal spät abends nachhause zurück. Der Weg führte ihn durch den düstern „Blätterwald" am „Hexenbödele" vorbei, einer freien Waldesstelle, wo die Hexen ihre nächtlichen Gelage feierten. Gerade tanzten einige Hexen auf dem grünen Rasen; die Schuhe hatten sie ausgezogen und seitwärts liegen. Der Bauer, welcher keine Furcht kannte, nahm aus Spaß einen Schuh weg und mit nachhause. Doch die Hexe rächte sich. Auf den Äckern des Bauern schoss der Hafer zwar hoch empor, setzte aber keine Ähren an, so dass die Ernte gänzlich missglückte. Aber noch Ärgeres sollte kommen. Eines Abends kam der Bauer arbeitsmüde heim und sagte zu seinem Weibe: „Thrine, ich fürchte, es geht mit dem Langeskorn

ganz so, wie mit dem Hafer; denn heute, als ich eben pflügte, gieng die alte Hexe beim Acker vorbei und schaute recht spöttisch und unheimlich in eine Furche hinein." Wirklich, was der Bauer gefürchtet hatte, traf ein. Die ganze Saat schoss bis zu jener Furche in lange und schöne Halme, aber die fruchtbeladenen Ähren fehlten. In seiner Noth gieng der arme Mann sogar bis zu den Kapuzinern nach St. Michael, um Rath zu fragen. Ein alter Pater rieth ihm, den Schuh wieder an Ort und Stelle zu bringen und an drei Tagen in der Frühe, bevor die Sonne die Bergesspitzen beschiene, jedesmal drei Rosenkränze zu beten. Er solle aber acht haben, dass er es nicht verschlafe. Der Bauer trug den Schuh auf das „Hexenbödele" zurück, und, heimgekommen, ließ er den Großknecht wachen, dass er ihn in aller Frühe wecke. Drei volle Stunden musste der Knecht den Bauern rütteln, bis er erwachte. So gieng es drei Tage hintereinander, und der Bauer betete seine drei Rosenkränze. Seitdem konnte ihm keine Hexe mehr schaden.

110. Wie der Antoniusglocke in Kaltern Hexenzauber droht.

Einmal waren vier Bauern von Kaltern in Geschäften hinauf nach Laurein gegangen und, wie es sich für Etschländer wohl schickt, zuerst ins Wirtshaus eingekehrt. Nun sagten aber die Leute von dem Wirt, dass er ein Hexer wäre und Wetter zaubern könnte, und fürchteten ihn so ein wenig. Der Wirt führte die Kalterer in seinen Keller und dort herum von Fass zu Fass und ließ sie seine Weine von allen möglichen Rigeln her kosten. Denn es war lauter Kalterer Gewächs. Die Bauern wollten ihrem Landsmanne, dem Weine nämlich, auch keine Schande anthun und tranken und tranken, von jedem Fass einen Koster. Der Wirt sagte bei jedem Fasse: „Das ist noch nichts gegen das nächste", und weil immer bessere Sorten kamen und die Koster immer tiefer wurden im irdenen Krüglein, so gieng es bald in ihren Köpfen herum gleich Mühlrädern. Der Wirt schmunzelte dabei und sagte, wenn den Herren seine Weine so gut schmeckten, möchten sie nur öfter heraufkommen, er könne ihnen ein anderesmal wieder mit anderen Blumen aufwarten; zu zahlen brauchten sie bei ihm nichts. Aber eine kleine

Gefälligkeit sollten sie ihm dafür erweisen, weil sie schon einmal wieder nach Kaltern zurückgehen wollten; er hätte dort etwas weniges zu besorgen. Die Bauern versprachen ihm, sein Geschäft treulich zu bestellen, er möge nur sagen, worin es bestehe. „Ja seht," fuhr der Wirt fort, „ich hab' da ein Verlöbnis gemacht und möchte diesen mit Gold gestickten Gurt dem hl. Antonius in Kaltern verehren. Aber ihr müßt mir versprechen, den Gurt an der Antoniusglocke dort zu befestigen, sonst wäre mein Gelübde nur halb, und ich müßt's noch nach dem Tode büßen." Die Kalterer waren über solche Frömmigkeit des Wirtes nicht wenig erstaunt und gelobten mit Handschlag, zu thun, wie er ihnen gesagt.

Sie nahmen den Gürtel in Empfang, und als sie wieder nach Kaltern zurückkamen, erzählten sie voller Freude, welchen Fang der hl. Antonius gemacht hätte, und zeigten den kostbaren Gurt. Der Pfarrer, der davon hörte und den Laureiner Wirt besser kannte, ließ es nicht zu, daß der Gurt an die Glocke gehängt werde, sondern gebot den Überbringern, denselben um einen alten Baum zu winden, der in der Nähe stand. Die Bauern thaten es, und kaum waren sie vom Baume fort, brach ein entsetzliches Unwetter los mit Blitz und Hagel. Auf einmal that es einen erderschütternden Krach, und der Blitz hatte den Baum, an dem der Gurt gehangen, zu tausend Splittern zertrümmert. Nur sein kohlschwarzer Stumpf ragte noch aus dem Boden und soll heute noch zu sehen sein. Jetzt verstanden erst die Bauern die Furcht des Pfarrers vor dem Gurte. Hätten sie ihn an der Glocke befestigt, so wäre es dieser ebenso ergangen wie dem Baume, und der Hexenmeister oben in Laurein hätte volle Gewalt über das Wetter erlangt.

111. Hexentücke.

Einem Bauersmanne in Passeier war es öfters in der Nacht, als würde sein Gesicht von etwas Haarigem gestreift, so daß er davon erwachte. Anfänglich war er der Meinung, es könnten seine eigenen Haare gewesen sein, die ins Gesicht hereinhiengen. Daher stutzte er dieselben zu. Als das Ding aber trotzdem so fort gieng, überfiel den Mann keine kleine Furcht, und er wurde

blaſs und magerte zuſehends ab. Er ließ die Knechte abwechſelnd neben ſich in ſeiner Kammer ſchlafen, jedoch dieſe wurden nicht im geringſten beläſtigt und ſchnarchten die ganze Nacht fort. Endlich fragte er den Pfarrer, ob er denn gar kein Mittel dagegen wüſste. Der Pfarrer ſagte: „Da iſt leicht zu helfen. Zur nächſten Kindstaufe findeſt du dich auch in der Kirche ein und ſprichſt jedes Wort, das bei der heiligen Handlung geſprochen wird, deutlich nach. Am Abend vor dem Schlafengehen binde dir dann immer etwas Geweihtes um die rechte Hand und ſuche, was über dein Geſicht ſtreicht, zu faſſen. Laſs es aber ja nicht mehr los!“ Der Mann war froh und that, wie der Pfarrer geſagt. Allein in der erſten und zweiten Nacht darauf merkte er nichts. Erſt in der dritten fuhr es ihm wieder wie mit einem Pelz über das Geſicht: raſch griff er darnach, wickelte es hurtig um die rechte Hand, damit es ihm nicht entſchlüpfen konnte, und hielt es ſo, wie ihm der Pfarrer aufgetragen hatte, bis zur Morgendämmerung. Da ſah er, daſs er eine Hexe, die in der Nähe wohnte, und die ihm ſeit einiger Zeit gram war, an ihren langen Haaren gefangen hielt, und weil ihn unbändiger Zorn über ihre Tücke erfaſste, machte er wenig Federleſens, ſondern ſchleppte das Weib an den langen Haaren zum Fenſter und warf ſie hinaus, ſo daſs ſich die Hexe zutode fiel.

112. Der Hexenhagel.

Es war einmal ein wunderſchöner Sommermorgen, juſt als das Korn reif war und die Trauben ſich zu färben anfiengen. Die Sonne war golden aufgegangen, und die Cicaden ſangen vergnügt dazu. Da ſagte der Meſsner von Eppan in der Sacriſtei zum Pfarrer: „Heut' hat doch der liebe Herrgott das Wetter g'rad für mich gemacht, darum will ich nach der Meſſe hinausgehen und wacker heuen.“ Aber der Pfarrer ſagte: „Mein Lieber, laſs das, wenn ich dir gut zurathe bin; heut' kommt ein Wetter, und da brauchen wir dich zum Wetterläuten.“

Der Meſsner lachte zwar über die Rede des Pfarrers, blieb aber doch im Dorfe, denn er wollte nicht ſchuld ſein, daſs die Wetterglocke nicht geläutet werde. Als es ſo gegen Mittag gieng,

sah man zuerst oben auf der Mendel ein kleines Wölklein, nicht wert, dass jemand darnach ausschaute. Nach einer halben Stunde war es aber eine Wolke, dazu kamen alsbald mehrere, und es begann finster herzusehen. Der Messner dachte sich, der Pfarrer könnte noch recht haben, und lief in den Thurm, Wetter zu läuten. Der Pfarrer eilte in die Kirche und segnete das Wetter. Es dauerte nicht lange, da verzog es sich, und es wurde wieder hell. Wie sie beide aus der Kirche traten, sahen sie den Friedhof voll Hagel, außer demselben keinen. Da befahl der Pfarrer dem Messner, den Weg hinaus ein wenig frei zu kehren. Also nahm der Messner einen Besen und fegte den Hagel zur Seite; beim Friedhofthor aber war das Eis so hoch, dass er die Schaufel nehmen musste. Während er nun so schaufelte, stieß er alsbald auf etwas Hartes. Es war ein altes Weibsstück, das schon längst im Geruche der Hexerei stand, und das heute der Hagel infolge des kräftigen Wettersegens todt geschlagen hatte.

113. Das „Tanzplatzl" in Auer.

In der Mitte des Dorfes Auer befindet sich ein kleines Rasenplätzchen, welches nicht nur unter den Leuten, sondern auch in Urkunden der Gemeinde unter dem Namen „Tanzplatzl" bekannt ist. Auf diesem Plätzchen führten vorzeiten die Hexen der ganzen Umgebung ihre wilden Tänze auf. Besonders unheimlich gieng es dort in den Nächten der Quatemberzeiten zu. Da sah man sie zur Mitternachtsstunde in langen, grauen Mänteln ihren Reigen tanzen, und wehe demjenigen, der in der Geisterstunde das Plätzchen zu passieren wagte! Dasselbe wurde auch von groß und klein immer als unheimlich gemieden, und derjenige gehörte zu den Beherztesten des Dorfes, der sich zur Nachtszeit an demselben vorbeiwagte. Eines Abends, als es bereits dunkel war, gieng einer am „Tanzplatzl" vorbei. Da sah er vor sich eine Zwerggestalt über den Weg laufen. Er gieng ihr nach. In der Mitte des Plätzchens blieb die Gestalt stehen, und wie er sich das Gespenst jetzt ansah, war es ein großer Stein mit einem Menschenkopf, aus dem ihm zwei feurige Augen entgegenleuchteten. Ein

anderesmal sah einer eine Frau auf einem Steine in der Mitte des „Tanzplatzls“ sitzen. Er gieng näher auf sie zu, und da stand auf einmal eine große weiße Katze vor ihm.

114. Der bestrafte Neidhart.

Im Etschthal wohnten zwei Bauern einander gegenüber, also dass der Strom die Güter des einen von denen des andern schied. Nun besaß aber der eine von beiden ein viel schöneres Feld als der andere, und sein Weizen stand goldgelb und schwer, während der Weizen des andern spindeldünn blieb. Darob wurde der Mann des schlechten Grundes von bösem Neid erfasst und sann auf ein Mittel, dem da drüben seinen Weizen zu verderben. Aber es wollte sich lange nicht schicken.

Da kommt ihm eines Tages ein landfremder Geselle ins Haus, dem er davon erzählte. Der Fremde vermeinte, dem Nachbar drüben sei leichtlich beizukommen, und bot dem Neidhart seine Dienste an. Dieser war über die Maßen darüber erfreut, und sie kamen überein, die Felder des reichen Bauern durch Hagel zu vernichten. Denn der Fremde war ein Zauberer. Und als die beiden Bauern noch denselbigen Abend einander begegneten, sagte der Neidige zu dem Reichen: „Guter Freund, dass ich dir's nur sage; mir hat geträumt, wie der graue Schimmel über deinen Weizen gerathen und ihn mit Stumpf und Stiel auffressen wird.“ Darauf erwiderte der andere: „Und mir hat geträumt, wie ich dem Schimmel die Zügel festbinden werde, dass er meinen Weizen nicht fressen kann.“

Am andern Tage hub es grauslich zu hageln an. Aber der Reiche war nicht faul, holte seine Flinte, that zu den Schroten etwas Geweihtes und schoss in die Luft. Es dauerte nicht lange, da verzog sich das Wetter, und vor dem Weizenacker draußen lagen zwei Leichen, der Neidhart von drüben sammt dem Fremden, die beide vom Schuss zutode getroffen worden und aus der Luft herabgefallen waren.

115. Die Hexe in Petersberg.

In einem Bauernhofe zu Petersberg stand eine Dirne im Dienst, armer Leute Kind, die fegte, wusch und spann und molk die Kühe, aber wenn sie die Bäurin zum Butterkübel gehen hieß, brachte sie allemal keine Butter zuwege. Darob ward die Bäurin zuletzt bitterbös und jagte das ungeschickte Ding aus dem Haus. Auf dem Wege war sie sehr traurig, und es begegnete ihr ein Bauersmann, der sich ihrer erbarmte und sie in seinen Dienst nahm.

Er schickte sie zur Almzeit auf die Kaser, dort sollte sie Sennerin sein und fleißig kasern. Aber unter ihrer Hand ward die Milch in Blut verwandelt, und wie das der Bauer sah, schickte auch er die Dirne fort. Sie kam in einen dritten Bauernhof und sollte da wieder den Stall versehen. Aber sie schnitt dem Vieh ungeweihtes Hexenkraut unter das Futter, so dass es erkrankte. Bald war kein gesundes Stück mehr im Stall. Der Bauer aber, der kein heuriger Hase mehr war, sondern sich darauf verstand, wo der Deixel klebte, füllte von der „Kuhbrüen" (d. i. das brüh-heiße Wasser, welches das Gsotfutter durchsengt) eine Flasche voll und vergrub diese im Stall. Noch am selben Tage erkrankte die Dirne und musste sich zu Bette legen. Der Bauer begab sich in ihre Kammer und fragte sie, was ihr fehle, und ob er etwa den Doctor holen müsse. „Nein, nein," sagte die Dirne, „den Doctor beileibe nicht, aber die ‚Brüen' musst du wegschütten, dann werde ich wieder gut." Der Bauer erwiderte: „Aha, haben wir den Fuchs — beim Kragen. Mit dem Wegschütten wird's nichts, bevor du nicht meine Kühe gesund machst." Die Dirne sagte ihm nun, welche Kräuter er den Kühen unter das Futter mischen solle, und als es der Bauer befolgte, wurde das Vieh auch wieder gesund und fraß wie vorher. Jetzt leerte der Bauer die „Brüen" wieder aus, und die Dirne stand gesund vom Bette auf, wurde aber aus dem Dienste gejagt, denn sie war eine Hexe.

116. Die raufenden Wäscherinnen.

In Neumarkt wuschen etliche Wäscherinnen im Wassergraben, als gerade der Hexenmeister Lazer mit seinem Hexenbuche vorbeikam und sich einen Spaſs machen wollte. Er schlug das Buch auf und las etliche Worte heraus, da fiengen die Waschweiber plötzlich mit einander zu raufen an und zerrten sich weidlich an den Haarzöpfen herum. An Schimpfreden fehlte es ebenfalls nicht. Der Lazer hatte seine Freude daran und lachte unbändig. Als sie sich so eine Weile abgerauft hatten, las er den Zauber von rückwärts, und die Wäscherinnen hielten im Raufhandel inne, sahen einander verdutzt an und setzten friedlich ihr Waschen fort, als wenn nichts geschehen wäre.

117. Der Hexenstein.

Auf einer Anhöhe unweit Arco liegt ein Mühlstein. Von diesem geht die Sage, dasſs die Hexen bei ihm ihr Unwesen getrieben haben. Daher wird der Stein auch wirklich der Hexenstein genannt.

118. Der Jude von St. Pauls.

In alter Zeit war auch in St. Pauls der Friedhof rings um die Kirche. Weil dieser aber zu klein wurde, gieng man daran, einen neuen außerhalb des Dorfes anzulegen. Den Grund zu diesem neuen Friedhof schenkte ein Jude her. Als es später mit ihm zu sterben kam, sagte er: „Wenn aus meinem Grabe ein Zeichen herauswächst, so bin ich gerettet und in der ewigen Seligkeit." Der Jude starb und wurde in einer Ecke des Freithofes in ungeweihter Erde begraben. Auf seinem Grabhügel setzte man als Denkzeichen einen Stein, aus welchem eine Eisenstange aufragt, die an der Spitze ein Blechblatt trägt. Und siehe, nach einiger Zeit wuchs aus dem Grabe von selber ein Rosenstrauch hervor. Das Denkzeichen steht noch gegenwärtig an Ort und Stelle, aber die Inschrift auf dem Blechblatt ist ganz verlöscht; man kann nichts mehr entziffern.

VII.

Pusterthal.

1. Das hilfreiche Christkind.

Es war zu Franzosenzeiten, und die Stadt Bruneck bekam ungebetenen Besuch von den Rothhosen. Sie führten sich aber nicht auf, wie es braven Soldaten in Feindesland wohl anstünde, sondern drangen in die Häuser der friedlichen Bewohner ein und nahmen, was sie in Küche und Keller und in Kisten und Kasten antrafen, und misshandelten die Leute, wenn sie nicht gutwillig alles herlassen wollten.

So machten sie es auch im dortigen Ursulinenkloster. Sie räumten alles aus, was nicht nietfest war, und nahmen den armen Klosterfrauen zuletzt noch ihr gutes Geld ab, soviel sie dessen hatten, bis auf 34 Kreuzer, welche die Oberin in ihrem heimlichen Tüchlein versteckt hatte. Dann giengen sie. Aber hinter ihnen kamen andere, die wollten auch etwas zu plündern haben, und weil sie nichts mehr fanden, fiengen sie an die zitternden Frauen zu misshandeln und „sie sollten ihr verstecktes Geld hergeben, sonst“ ... und ließen die Flintenhähne knacken. Die Frau Oberin that einen Seufzer und gab ihnen die letzten 34 Kreuzer. Darauf befahl sie den Klosterfrauen, sich in der Kirche zu versammeln, und sie warfen sich da auf die Knie und beteten inbrünstig um Rettung

aus Hungersnoth und Feindesgefahr, während die Rothhosen das ganze Gebäude durchstöberten, stampften und fluchten und endlich sich nach und nach verzogen. Als es wieder stille war im Kloster und die Frauen noch beteten, hörten sie auf einmal draußen klopfen. Die Oberin, welche sich und das ganze Haus in Gottes Schutz gestellt hatte, gieng unverzagt hinaus, um zu erfahren, woher das Klopfen käme. Wie sie draußen horchte, klopfte es abermals, und zwar an der Gartenthür. In der Meinung, dass es wieder Feinde seien, gieng sie hinab und öffnete beherzt. Aber siehe da, es waren keine Franzosen, sondern ein Wagen stand draußen, mit Getreide, Butter, Eiern und anderen Lebensmitteln vollgeladen, und ganz zu oberst lag ein hölzernes Christkind, das segnend die Hand ausstreckte. Neben dem Christkind lag ein Brieflein, und darin stand geschrieben: „Dieses schickt das Christkind den bedrängten Klosterfrauen."

Voll Freude luden sie die Vorräthe ab und schafften sie ins Kloster; der Wagen aber fuhr wieder davon, ohne dass jemand einen Fuhrmann gesehen hätte.

Zum Danke dafür behielten die Klosterfrauen das hölzerne Christkindl und halten es noch immer in hohen Ehren; es hat auch ferner in Feindesnoth geholfen, denn man weiß nachher von keinem feindlichen Überfall des Klosters mehr.

2. Die Muttergottes von Saalen.

Auf dem Rindlerbühel in Saalen im Pusterthal erschien die Muttergottes öfters in blauem Gewande den Kindern; besonders gerne verkehrte sie mit Hirtenkindern. Einmal pflügte der Tanglbauer, dem der Bühel gehörte, ein uraltes hölzernes Loretobild aus dem Boden und brachte dasselbe in seine Behausung. Aber am andern Tag war das Bild wieder auf dem Rindlerbühel. Als sich das wiederholte, erkannte man, dass die Muttergottes den Rindlerbühel zu ihrem Gnadensitz auserkoren, und der Pfarrer Benedict Achmüller von St. Lorenzen baute 1652 an der Stelle, wo das Bild aus dem Boden gepflügt worden war, die gegenwärtige Wallfahrtskirche.

3. Die St. Margaretenkirche in Kniepaſs.

Von der Entstehung der Margaretenkirche am Kniebos (Kniepaſs) bei St. Lorenzen im Pusterthal erzählt die Sage Folgendes: Von ungefähr begab es sich, daſs man in einer abgelegenen, tiefen Höhle jener Gegend auf schroffen Felsen, wohin kaum jemals ein menschlicher Fußtritt gedrungen, das Bildnis der hl. Margaret gefunden hat. So wundersam und unerklärlich das Dasein der Heiligen in dieser Felsengrotte schien, so schnell und klar schwebte den frommen Nachbarn die Idee vor, der heiligen Margaret eine Kirche zu bauen. Heinrich Stadler am Stadelhof zu Lothen baute dann im Jahre 1400 wirklich die Kirche am Kniebos. Er selbst ist mit seiner Ehefrau in ritterlicher Tracht im Kirchlein hinter der Thüre angemalt zu sehen.

4. St. Wolfgang auf Geiselsberg.

In alter Zeit muſsten die Geiselsberger nach Enneberg in die Kirche gehen. Der Weg über die Furkel ist aber weit und beschwerlich und war früher vor den wilden Thieren unsicher. Da gieng einmal ein alter Arnold über die „Furggel“ nach Enneberg zum Gottesdienst, wurde aber oben auf dem Sattel mitten im finsteren Walde von einem Bären angefallen. Der Bauer war wehrlos und hätte erliegen müssen, aber er that das Gelübde, auf dem Geiselsberg eine Kirche zu bauen, wenn ihn Gott aus der Gewalt des Unthiers erretten würde. In dem Augenblicke legte sich der Bär gleich einem zahmen Hündlein auf den Boden nieder und ließ den Bauer ungehindert seines Weges gehen. Dieser hielt sein Gelöbnis, und so erstand die Kirche des hl. Wolfgang auf Geiselsberg.

5. Das Gnadenbild in der Heiliggeistkirche in Prettau.

In der Heiliggeistkirche in Prettau im Ahrnthal ist auf dem Hochaltar ein uraltes geschnitztes Bild der allerheiligsten Dreifaltigkeit. Es ist auf einmal dagewesen, niemand wuſste, woher es gekommen, und schon seit unvordenklicher Zeit wurde es vom

Volke hoch verehrt. Die Leute wissen von vielerlei Wundern zu erzählen, die da geschehen sind; Kranke sind plötzlich gesund geworden, Blinde sehend, Taube hörend, und es gibt kein menschliches Gebrechen, das da nicht Heilung gefunden hätte. Selbst für die kranken Hausthiere war vertrauensvolles Gebet allda erfolgreich, und in allen möglichen sonstigen Anliegen wandten sich die Leute hieher. Aber es konnte nicht ausbleiben, dass das einfältige Völklein des Thales in dieser oder jener Sache des Bildes wegen einigen Aberglauben hegte, und um der schädlichen Verbreitung desselben vorzubeugen, nahm es vorzeiten einmal der Pfarrer von Ahrn aus der Kirche und trug es in seinen Widum. Doch siehe, am nächsten Tage war das Bild nicht mehr im Widum, sondern in seinem Kirchlein hinten in Prettau. Der Pfarrer nahm es ein zweitesmal fort und verschloss es in einen Kasten. Den Schlüssel steckte er zu sich. Doch tagsdarauf war das Bild aus dem Kasten weg und wieder im Heiliggeistkirchlein auf dem Altar. Der Pfarrer hat es nun auch dort belassen.

6. St. Helena zu Nussdorf bei Lienz.

Dieses Kirchlein schaut freundlich von einem Gebirgsvorsprunge rechts von dem Helenathal herab und kann von Lienz in $1^3/_4$ Stunden erreicht werden. Man genießt von dort eine herrliche Aussicht auf die Fläche von Lienz und auf den südlichen und westlichen Gebirgskranz; hinten schaut finster die Schleinitz herunter. Eine Sage erzählt, das Kirchlein sei zur Mahnung an die Strafruthe Gottes erbaut worden, der die Schleinitzgehänge auf das sündhafte Luenzina hatte abstürzen lassen, das sich im 11. Jahrhunderte schon von Patriasdorf bis Oberlienz erstreckt haben soll.

Eine zweite Sage erzählt: Ein Burggraf von Lienz versprach seinen Freunden, zum Abendessen von ihm selbst erlegtes Wildbret auf die Tafel zu bringen. Er begab sich also auf die Jagd, bemühte sich jedoch vergeblich etwas aufzutreiben. Da bemerkte er ungefähr auf dem Platze, auf welchem jetzt das Kirchlein steht, eine grasende Ziege, neben der ein munteres Zicklein sprang. Im Vertrauen auf die Kunst seiner Köche schoss er nun die Ziege und

war eben daran, dieselbe seinem Knechte zur Beförderung in die Schlosskäche zu übergeben, als ein altes Weib aus dem Gebüsche hervorkam und ihm die Grausamkeit, mit der er das Zicklein seiner Mutter, sie und ihr verwaistes Enkelkind aber des einzigen Besitzthums beraubt habe, vorwarf. Mit den zornigen Worten: „Pack' dich fort, du alte Hexe, oder ich schlag' dich nieder!“ versetzte der Ritter dem Weiblein wirklich einen so starken Schlag, dass es todt zu Boden fiel. Unbekümmert darum verließ er den Schauplatz seines Verbrechens und kehrte in sein Schloss zurück. Tagsdarauf machte er einen Spazierritt und traf ein bitterlich weinendes kleines Mädchen, das einem Zicklein sein Leid klagte. Auf die Frage des Grafen um die Ursache seiner Thränen erzählte ihm das Kind, dass seine Großmutter gestern mit einer Ziege und diesem Zicklein in den Wald gegangen sei. Da sie nicht mehr zurückgekommen, hätten die Leute sie gesucht und todt gefunden, die Ziege aber hätte man nirgends entdeckt. In der Absicht, seine Schuld zu sühnen, nahm der Graf das Mädchen mit auf sein Schloss, ließ es dort sorgfältig erziehen und machte es, nachdem es zur blühenden Jungfrau herangewachsen war, zu seiner Frau. Indes nagte der Wurm des bösen Gewissens noch immerfort an seinem Herzen und verursachte ihm viel trübe Stunden. In einer Nacht hörte ihn seine Gemahlin im Schlafe folgende Worte sprechen: „Pack' dich fort, du alte Hexe, oder ich schlag' dich nieder! Was verfolgst du mich noch immer? Habe ich nicht genug gethan, dass ich deine Enkelin mit Wohlthaten überhäufte und sogar zur hochgeehrten Schlossfrau machte?“ Unheimliche Ahnungen stiegen ob des Gehörten in der Seele der Burgfrau auf und nahmen ihr den ganzen Frohsinn; sie schwieg aber. Nicht lange darauf wurde sie von einem sterbenskranken Diener um einen Besuch gebeten, und dieser erzählte ihr als einziger Zeuge das Verbrechen des Burggrafen. Da verschwand die Gräfin vom Schlosse, und alle Nachforschungen, ihren Aufenthalt zu entdecken, blieben ohne Erfolg. Der Schlossherr suchte jetzt nur noch in Jagden und Gelagen seine nun verdoppelten Gewissensbisse zu ersticken. Einmal fiel er an der Stelle, wo er das Weib erschlagen hatte, vom Rosse, blieb liegen und kam nicht mehr weiter. Es war schon Abend und sehr kalt. Vergebens suchte sein Gefolge den verlornen Herrn, vergebens bemühte sich

dieser, durch Rufen seinen Aufenthalt kundzuthun. So musste er nun eine ganze lange Nacht auf der Stätte seines Verbrechens in eigener Todesgefahr daliegen und hatte Zeit genug, über seine Vergangenheit und Zukunft nachzudenken. Die Frucht davon war das Gelübde, an dieser Stelle ein Kirchlein zu erbauen und einen Kaplan zu stiften, der in demselben die heilige Messe lese, falls Gott ihn noch lebendig nachhause kommen lasse. Am nächsten Morgen gelang es wirklich den suchenden Knechten, ihren Herrn zu finden. Sie trugen ihn heim, und Gott schenkte ihm noch die Zeit zur Erfüllung seines Gelübdes.

7. St. Jakob auf Gannvall.

Über dem wilden Thal, wo die Gader sich aus der Wälschen Gemarkung windet, steht das letzte deutsche Dorf, das freundliche Onach, und hoch darüber weg ragen grimmige Steinwände, in zerfetzten Waldmantel gehüllt, himmelan. Hat der Wanderer auf schwindligem Pfade dieselben erklommen, darf er seine müden Glieder auf dem würzigen Rasen einer herrlichen Almweide ausruhen lassen, welche gemeinhin das Lüsener Joch genannt wird. Dort auf dem platten Grunde, der das liebliche Wässerlein umsäumt, das alsbald die steilen Wände gegen Onach niederbraust, auf Gannvall genannt, breitete seit uralter Zeit eine mächtige Wettertanne ihre dunklen Äste aus, und Reste von Kohlen und Asche darunter deuteten auf den Bestand einer ehemaligen Feuerstatt hin.

In den Ästen des Baumes hiengen versteckt da und dort kleine Wachsfiguren, menschliche Hände und Füße, Rosse, Kühe und Schafe, Krebse und Kröten, lauter Gelöbniszeichen in Noth und Gefahr, für geschehene Erhörung da oben am altgeweihten Baume zeugend.

In einer dem Dorfe Onach zugekehrten Nische des Baumes war das Bild des hl. Zwölfboten Jakob d. Ä. an den vor Alter rindelosen Stamm genagelt; es war in Holz geschnitzt, einen Schuh hoch und seltsame alterthümliche Arbeit.

Ein hoher, zugehauener, halbverwitterter Stein, beiläufig in Form eines Tisches, lag dem Baum zur Seite; darauf waren die Eindrücke eines Kopfes und zweier Hände sichtbar.

Es haftet ein gutes Stück Geschichte an dem verwitterten Bilde. Die Leute sagen, auf diesen Stein hätte der hl. Jakob betend Kopf und Hände gelegt, als er auf Gannvall im Tannenschatten ausruhte, und der Stein hätte davon die Eindrücke bewahrt. Der umgehende Schuster, der schon etlichemal auf Gannval gewesen war und den heiligen Apostel ja gekannt hatte, soll gesagt haben, das sei auf und eben der Kopf des heiligen Jacobus.

Nicht weit vom Stein entfernt sprang ein munteres Brünnlein aus dem würzigen Almboden und rieselte frisch und klar den Berg hinab. Es hatte aber das Brünnlein Wunderkraft: wer von Siechthum befallen war, der wurde vom Wasser dieser Quelle geheilt.

Andere sagen, die Eindrücke im steinernen Tisch rührten von einem anderen heiligen Manne her, der auch Jakob hieß und von Rodeneck war. Derselbe führte viele Jahre ein unstätes Leben im Rodenecker- und Gezenberg als wandernder Einsiedler und soll auf Gannvall unter dem Baume häufig gebetet haben. Um diesen curiosen Heiligen hat das Volk ein ganzes Geranke von Sagen geschlungen. Im Frühjahr hat man ihn einmal auf Gannvall erfroren aufgefunden. Kopf und Hände hatte er in die vorerwähnten Eindrücke gelegt. (Über diesen Jakob von Rodeneck siehe Brixner St. Cassianskalender vom Jahre 1892.) Die Bauern kamen nach seinem Tode von nah und fern auf Ganuvall, um da zu beten, denn sie hielten ihn für einen Heiligen. Er ist auch an derselben Stelle begraben worden.

Aber der Baum war mit der Zeit abgestorben und morsch geworden. Seine Krone hatte er abgeworfen, und der kahle Stamm starrte hilflos gegen den Himmel. Daher baute, um das vielverehrte Bild vor den Unbilden des Wetters zu schützen, Josef Elzenbaumer aus Oberonach im Jahre 1844 eine Kapelle und übertrug die hölzerne Statue auf den Altar derselben. Im Jahre 1846 wurden allda durch den Franciscanerpater Bonifaz Sweth von Innichen mit großer Feierlichkeit die Stationen eingesetzt.

8. Der Schuſs auf das Crucifix.

In der Heiliggeistkirche zu Prettau im Ahrnthal findest du ein durchschossenes Crucifix. Von diesem wird Folgendes erzählt: In der Krimml war einmal ein großes Schießen, und das Hauptbest bildete ein prächtiger Pfarrstier (d. i. Zuchtstier). Ein Prettauer Schütze gieng hinüber und erblickte auf dem Wege hinter Prettau das Crucifix. Daran probierte er sein Gewehr. Er sagte: „Treffe ich das Bild, dann bekomme ich sicher das Best.“ Er schoſs also und traf den Heiland durch und durch. Nun half ihm der Teufel, er gewann wirklich den Stier und führte ihn über den Tauern herüber. Wo aber das durchschossene Crucifix stand, wurde der Stier plötzlich wild und spießte den Schützen durch und durch mit seinen Hörnern auf, so daſs er augenblicklich todt war.

9. Legendenhaftes vom Kreuzkofel in Abtei.

Der Kreuzkofel in Abtei ist eine versteinerte Legende. Es hat vorzeiten ein überaus frommer Einsiedler da oben gehaust und nur von Waldbeeren und wildem Honig gelebt, denn er war der Weltlust abgestorben und beschäftigte sich mit nichts anderem, als mit der Betrachtung des Leidens Christi und der Geheimnisse des heiligen Meſsopfers. Der Waldbruder war aber vordem ein großer Sünder gewesen und that daher in dieser Einöde über die Maßen strenge Buße.

Das dauerte so eine Zeitlang, daſs er allein in der Wildnis war, da trug es sich zu, daſs Gott der Herr ihm zu seiner leiblichen Nothdurft eine Menge wilder Bienenschwärme sandte, die ließen sich in den Höhlungen des Kreuzkofels nieder und hatten da ihre Wohnung. Und des Honigs, den die wilden Bienen bereiteten, ward da eine solche Menge, daſs er allenthalben den Felsen hinabtroff und der fromme Mann täglich genug davon einsammeln konnte. Noch jetzt siehst du, wie die schwarzen Honigstreifen von den Felsspalten sich herabziehen bis an den Grund.

Über eine Zeit war es, daſs der Einsiedler den frommen Wunsch hatte, das Leiden des Erlösers und die Geheimnisse des

heiligen Opfers im Bilde zu schauen; siehe, da erhob er seine Augen und erblickte auf einmal, was er vorher nicht gesehen. Der Kreuzkofel war so gestaltet, dass sein zerklüftetes Gestein die Bildnisse des Leidens Christi und die heiligen Messgeräthe vorstellte. Da war der gekreuzigte Heiland zu schauen, dort das steinerne Messbuch, wieder anderswo der Kelch und so alles, was zur Messe gehört. Wie freute sich darüber der gottselige Mann! Nun konnte auch sein leibliches Auge sich an dem laben, was er sich so sehnlich gewünscht.

Der Eremit ist vorlängst da verstorben, aber die heiligen Formen und Gestalten sind die Felswände hinauf noch heute leicht zu ersehen, und die Stätte, wo der Gottesmann gewohnt, ist zur vielbesuchten Wallfahrt geworden.

10. Die Kirche in Colle di S. Lucia.

Die Buchensteiner wollten ursprünglich die Kirche in Colle di S. Lucia weiter „herinnen im Berge" bauen, aber als das Bauholz gezimmert wurde, kamen Vögel und trugen die Späne auf den Hügel hinauf. Daraus erkannten die Leute den höheren Rathschluss Gottes, den die unvernünftigen Thiere kundgaben, und erbauten die Kirche auf dem Bühel oben, wo sie noch jetzt steht.

11. St. Wolfgang im Reinthal.

Zu einemmal da begab sich der hl. Wolfgang auf die Reise ins Gebirge und wollte ins Reinthal. Der Weg hinein war aber hart und grob, also dass der Heilige nicht wusste, ob er weitergehen oder umkehren solle, denn er war von der langen Reise müde geworden.

In dem kam der Satan und sprach: „Willst du einen guten Weg haben, so setz' mir deine Seele daran!" Da war der Bischof gar froh und sagte: „Was setzest du daran?" Und der Teufel erwiderte: „Ich will dir den Weg die Gänze durchs Thal hinein pflastern, und du magst so schnell gehen, als dir möglich ist; kommst du mir voran, so habe ich das Pflaster

umsonst gelegt, und es soll dir und deinen Brüdern fürohin verbleiben und nützen; kannst du mich aber nicht überholen, dann gewinne ich, und du sollst fürbass mein Bruder in der Hölle sein." Des war der Bischof zufrieden und der Satan noch mehr, denn er dachte sich, der Bischof kann nicht so schnell gehen. Also zog er seine Kunst aus und warf mit solcher Unmuß' die Steinplatten auf den Weg, dass der Bischof hinterdrein genug zu laufen bekam. Da an einer Stelle gedachte er dem Satan vorzukommen, weil er schier bei ihm war; drum nahm er einen so starken Anlauf, dass sein Fuß in den Stein stieß, als träte er auf Wachs, aber der Teufel gewann ihm's ab und hatte im Augenblick wieder einen Vorsprung. Das betrübte den Bischof sehr, und keuchend lief er fürbass. Zum andernmal kam er dem Teufel nahe und wollte schnell beifür laufen; aber siehe da, die Platte, welche ihm zum Anlauf diente, stand schräg, der Fuß glitt ihm aus, und das Knie schlug also hart auf, dass es in den Stein drang, als wär' er von weichem Lehm.

Indem war der Teufel wieder etliche Klafter voran und lachte über den Bischof. Dieser gewann große Angst und verlor völlig seine Kraft und rief in seinem Herzen unsern Herrn an. Und als er eine Weile mit ganzem Fleiß gebetet hatte, machte er sich wieder auf, dem Teufel nach. Er lief so schnell, dass er bald hinter ihm war, und schrieb mit seinem Stecken ein Kreuz in das Pflaster. Davon erschrak der Teufel und bidmete am ganzen Leibe. Das nutzte der Heilige, that geschwind einen starken Sprung und kam dem andern vor. Da fuhr der böse Geist mit Rauch und Gestank davon, der Bischof aber ward seines Gewinnes gar froh an dem Pflaster der armen Bauern wegen, die nun ihren guten Weg ins Thal hatten. Die drei Eindrücke des hl. Bischofs Wolfgang aber, der Fuß, das Knie und das Kreuz, sind noch heute in den Pflastersteinen des Reiner Thalweges zu sehen.

Andere erzählen die Sage so: Durch das enge Reinthal in Taufers führt ein steiler, planlos angelegter Weg. Diesen Weg soll der Teufel gepflastert haben. Ein Fuhrmann, dem's höllisch schwer gieng, seinen Wagen ins Thal zu bringen, machte mit dem Teufel einen Pact und verschrieb ihm seine Seele, wenn er imstande sei, immer vor dem Wagen her

geschwind den Weg ein und ein zu pflastern. Der Teufel machte sich sogleich an die Arbeit und pflasterte, dass die Funken stoben; das gieng so verteufelt schnell, dass der Fuhrmann seine Peitsche in Fetzen schlug und das Rösslein keuchte und schwitzte. Dem Teufel ist's wohl höllisch heiß geworden bei der Arbeit, aber er war ein und ein im Vortheil. Als nun der Fuhrmann sah, dass seine Seele verloren sei, ließ er den Gaul rasten, kniete derweil auf einem Steine nieder und betete recht vom Herzen. Das hat ihn erlöst. Heute zeigt man noch die Eindrücke, welche die Knie des betenden Fuhrmanns im Stein hinterlassen haben.

12. Der Hartmannsbrunnen in Antholz.

Es waren einmal etliche Ritter, die nahmen viel gottloses Volk zu sich und ritten im Wald hin und her, und hätten sie den frommen Bischof Hartmann von Brixen gefunden, sie würden ihn ausgeraubt und erschlagen haben. Denn sie hatten wohl Kunde, dass er des Weges daher durch den Wald zöge. Sie konnten aber nicht an ihn kommen, denn zuhand verhängte unser Herr, dass seinem lieben Diener, dem seligen Bischof, davon Botschaft ward. Da erschrak er und floh seitwärts in das Thal Antholz, wo er sich zu Sanct Georg im Thurm verborgen hielt, bis es Gott fügte, dass das übelthätige Volk sich wieder von dannen hub. Als der fromme Bischof den Thurm verlassen hatte, fanden die Leute ein scharfes, eisernes Kettlein im selben, damit kestigte er täglich seinen bloßen Leib. Und das Kettlein that hernach viel Zeichen von des Bischofs Heiligkeit an allen Menschen, die sein begehrten.

Zu jener Zeit nun, da der Bischof aus dem Thurm gieng, da ward er und sein Diener von großem Durste geplagt. Und der selige Mann sprach alsbald sein Gebet zu Gott und erwarb um ihn, dass an einer dürren Statt ein fließender Brunnen entsprang, und war vorher nie einer da gewesen. Da wurden sie gar froh und tranken des Wassers und dankten Gott seiner Gnaden. Der Brunnen springt noch heute und heißt von dem seligen Bischof der Hartmannsbrunnen. Er ist nahe bei der St. Georgspfarrkirche.

Anderen schon vorhandenen Brunnen verlieh Bischof Hartmann durch seinen Segen besondere Heilkraft, oder er wandelte schale, ungesunde Wasser in köstliche Gesundbrunnen um: auch solche Brunnen führen den Namen Hartmannsbrunnen, z. B. der hinter der Kirche in Aufhofen und der Hartmannsbrunnen in Neustift, der jedoch vom Eisak übermuhrt worden ist. (Die Legende vom Hartmannsbrunnen auf der Wälschnovner Alm wurde vorne S. 330 mitgetheilt.)

13. Pferde verschmähen geraubtes Futter.

Die Ministerialen der Kirche Brixen waren zwieträchtig geworden unter einander, und der eine Theil ritt dem andern mit großem Zorn und vielem Gesinde nach und fand ihn in der Kapelle des hl. Georg in Taisten, wo er sich zur Wehre setzte. Also stritten sie und erschlugen einander viel Volkes. Da kam der selige Bischof Hartmann zu ihnen und mahnte sie durch Gottes Willen zum Frieden. Die Ritter thaten nach seinen Worten. Es lag aber ein großer Haufen Futters vor der Kapelle, das die Herren vorher in den Dörfern geraubt hatten. Des Bischofs und seiner Reisigen Pferde waren da müde von dem schnellen Reiten und bedurften des Futters. Die Herren legten das geraubte Futter den Thieren vor, diese aber scheuten den Raub und rührten durch Gottes Verhängnis nichts davon an. Und der Bischof gebot den Räubern, das Futter zurückzugeben.

14. Der selige Bruder Batho.

Der selige Bruder Batho war Benedictiner in Innichen. Damals war noch viel Heidenthum unter den Winden im Pusterthal und in Kärnten. Das erbarmte den frommen Bruder Batho gar sehr, und er predigte wider die Heiden mit solchem Fleiß, dass er weder Tag noch Nacht von seiner Andacht ließ und viel Volkes bekehrte. Eines Tages litten sie harten Mangel an Brot und Wein, denn sie hatten lange Gott gedient und waren an die Arbeit um des Leibes Nothdurft nicht gekommen. Da schickte er

ihrer etliche aus nach Nahrung; die brachten Brot herbei, das drei oder vier Menschen leicht gegessen hätten. Als das der selige Bruder Batho sah, sprach er fröhlich: „Es ist alles gut, was uns Gott schickt“, und hieß das Brot in Stücke schneiden. Darnach that er seinen Segen darüber und hatte ganze Hoffnung zu Gott und hieß die Stücke unter das Volk austheilen. Während sie nun ab und zu giengen, das Brot zu vertheilen, streckte der selige Batho seine Hände zu Gott und sprach zum Volke: „Liebe Brüder, esset fröhlich und danket Gott seiner Barmherzigkeit!“ Da gewannen sie alle vom Brote genug und trug man noch etliches von ihnen.

15. Wie der Postmeister von der Vintl den Schatz hebt und die Kirche baut.

Im alten Schloss zu Niedervintl ist sehr viel Gold vergraben. Man sieht genau die Schatzgrube, eine große Steinplatte deckt sie zu, darunter liegen sieben Eselssäume des kostbaren Metalls, in allen möglichen Formen, getrieben und ungetrieben. Die Bauern wissen den Ort, jeder kann ihn sehen, doch nicht jeglichem ist es gegönnt, den Schatz zu heben. Schon viele haben die Grube aufgethan, aber nichts gefunden. Wenn der Schatz blüht, und das offenbart sich in vielen blauen Flammen, dann muss der Rechte kommen, und er hat ihn. Aber wer ist der Rechte? Bin ich es oder du?

Der Postmeister Peintner von der Vintl war der Rechte; aber er hat nicht den ganzen Schatz bekommen, ein Theil ist noch für mich oder dich aufgehoben. Der Peintner also ist in der rechten Nacht hinauf und hat gegraben. Da erschien ihm eine Frau, die ihn so in Schrecken setzte, dass er davonlief. Aber er kam wieder zurück und probierte es noch ein zweitesmal. Die gespenstige Frau verjagte ihn auch diesmal. Der Peintner, wie er weg war, lachte sich selber aus, und das Gold musste er doch haben. Er kehrte abermals zurück und nahm sich fest vor, sich vor einem Weibe nimmer zu fürchten. Diesmal nahm er ein Krüglein Weihwasser mit, und als die Frau sich zeigte, sprengte er dreimal nach ihr, und sie verschwand. Jetzt konnte er ungehindert graben, und

schleppte sich am Golde, das er fand, halbtodt ins Dorf hinab. Es waren etliche Säume des goldenen Schatzes, die er forttrug.

Nun hatte der Peintner ein großes Stück Wald, der nach Rodeneck gehörte, unrechtmäßig in seinen Besitz gebracht. Das Gewissen machte ihm Vorwürfe und gönnte ihm keine ruhige Stunde mehr. Wie die Missionspater kamen, klagte er einem der frommen Ordensleute seine Noth, und der trug ihm auf, den Wald zurückzugeben und zur Sühne eine neue Kirche zu bauen, denn die alte war längst schon zu klein fürs Dorf. Aber er wusste nicht, wohin er die Kirche bauen sollte. Da sagte ihm der Pater, wo zur bestimmten Stunde ein Rabe herumfliegen werde, da sei die rechte Stelle für den Bau. Des anderen Tages flog ein Rabe daher und einigemale im Kreise herum und ließ sich sodann auf den Boden nieder. Da wurde nun die neue Kirche erbaut.

Während des Baues besichtigte Peintner eines Tages seine schönen Wälder, aber aus lauter Stolz und Übermuth gieng er nicht wie andere Leute, sondern „hintersche" (d. i. hinter sich, rücklings) dem Walde zu. Dabei schaute er immer wieder auf das Dorf und die neue Kirche und auf Wiesen und Felder, deutete dahin und dorthin und sagte in einemfort: „Dess g'hearscht älls in Peintnar, dess älls." Er sah aber die Mauer hinter sich nicht und stolperte darüber, brach sich beide Füße und das Rückgrat. Sterbend ließ er sich noch in die Kirche tragen, um von Gott Verzeihung seiner Sünden zu erflehen. In der Kirche verschied er nun auch. Er bat vor seinem Tode, man möchte ihn in seinem Elend dort abbilden, damit sich die Menschen ein warnendes Exempel nehmen könnten.

Da siehst du nun in der Vintler Kirche im Gewölbe des Schiffes oben den hl. Dominicus abgebildet, wie er den Rosenkranz einführt. Unter den Verehrern der Gottesmutter sind verschiedene Stände vertreten, und unter diesen Vertretern erblickst du einen an den Stufen des päpstlichen Thronsitzes liegenden halbentblößten Bettler, dessen bloße Füße ganz sichtbar sind. Dieser Bettler ist der sterbende Peintner.

16. Woa die älte Glogge va da Untavintl hearkimp.

(Pusterthaler Dialect.)

In da Nachnte van iatzign Burgställahöuf in dar Vintl sollat's älte Vindila G'schlöüß g'stonn sein. As isch äffar schu lang dafäll*), und wia die Vindila die alte Kirche gebaut hobm, hobm se die Staaner va den G'schlöüß oa githun und äftarn davnn die Kirche augibaut. Sebm, woa 's älte G'schlöüß giwedn isch, ligg a a Haufn Gold vagrobm.

A Hirschtnbüabl hät sebm öubm 's Vieche g'hüatit, und weil eon daweilänk giwedn isch, säugg ar un zi baschgl, thuit sei Messar van Säck außa und schnitzlt se an etlina Knoschpn. Wia's hät ban Schnitzl geat, sein ar a Haufn Schaatn afn Böudn umagilegn, und afn Baimtrum, wo a g'sessn isch, seina hät a ginui drau giwedn. Assa kammottars Sitzn hät, raumpa mit 'n Messar die Schaatn weck, und do g'schpiaschta eppas Hörschts. As isch'n fürkemm, aſs wenn's klingl thät. Dar Bui isch et faul und will schaugn, woa des hearkimp. Er raump iatz dummitum die Eare weck, und na sigga wo, aſs is etamo a Baimstumpf isch. Und wie a weita grobb, schu tschaba, do isch as a schiana, groaßa Glogge giwedn. Nön heuntigstägs hängg se in Untavindilathurn öubm und vajägg älla Wettar. Um älls in da Welt war ihnan de Glogge net faale.**)

17. Die große Glocke in St. Lorenzen.

Im Thurm zu St. Lorenzen ist eine große Glocke, deren ernstklingende Töne über die ganze Weite des breiten Thales schallen.

„O Maria, Gotteszelle,
Hab' in Huot,
Was ich überschölle.“

Diese Inschrift hat Meister Löffler daraufgesetzt. Sobald am Himmel die schwarzen Stiere (die Wolken) einherschnauben, hat die ganze Gemeinde die Gedanken auf die geweihte Glocke gerichtet, und keiner fürchtet, daſs der Schauer das Getreide zerschlage,

*) zerfallen. — **) feil.

wenn zu rechter Zeit die Glockenstränge gezogen werden. In alter Zeit hätte St. Lorenzen dieser Glocke beraubt werden sollen; man wollte sie nach Bruneck überführen. Sie spannten zwei Paar Pferde an den Wagen, dann noch zwei Paare, dann wieder zwei — „koa Mittel“! Nun fiel ein Zettel vom Himmel, darauf zu lesen war:

Maria Kunigunde hoaß i,
Alle Weiter woaß i,
Alle Wetter vertreib' i,
Im St. Lorenzner Thurn bleib' i.

18. Die antrische Glocke.

Zu Onach hausten am hohen Graben unter „Rasten“ im felsigen Geklüfte die antrischen Leute. Es waren unheimliche, wilde Menschen, die von Gott verstoßen wurden, weil Eva diese ihre Kinder dem Herrgott ableugnete. Sie erwiesen sich den Bauern freundlich und hilfreich, aber wenn man sie beleidigte, dann nahmen sie Rache. Da und dort diente eine solche wilde Dirn bei den Bauern und brachte das Hauswesen in besten Gang. Für empfangene Wohlthaten bezeigten sie sich dankbar; aber im ganzen scheuten sie die Leute und flohen beim Anblick derselben. Das Glockengeläute war ihnen besonders zuwider; sie nannten die anfänglich nur kleinen Glocken bloß Geiß- oder Kuhschellen, und wenn sie konnten, stahlen sie die Glocken und vergruben sie.

Die ersten Christen in Onach hatten sich auch ein Glöckel in den Thurm gehängt. Die antrischen Leute aber stahlen es, trugen es in den hohen Graben hinauf, wo sie ihr Hauswesen hatten, und vergruben es zwischen den Felsen. Aber die Glocken wachsen wie andere Schätze allmählich wieder nach oben, in siebenmal hundert Jahren sieben Spannen. Ein Onacher Hirt sah den Schatz blühen, zog das Glöckel zwischen den Felsen hervor, und die Onacher hängten es wieder in ihren Kirchthurm, wo es heute noch geläutet wird.

19. Die Heuschreckenglocke.

Im Jahre 1338 fieng eine lange Reihe von Trübsalen in unserm lieben Tirol an, wie es das Jahr zuvor ein Stern mit langem feurigen Schweif angesagt hatte, der einen ganzen Monat lang am Himmel stand. Von 1338 bis 1341 flogen die Heuschrecken und thaten unerhörten Schaden, darnach kamen die schrecklichen Erdbeben, welche Häuser und Kirchen zerstörten, und gleich darauf regnete es im Morgenlande giftige Würmer und Blut und Feuer, von welchem ganze Berge niederbrannten. Wer nun dieses Feuer oder dessen Rauch sah, den traf die Pest, so auch jenen, der mit ihm geredet hatte. Kaufleute aus Genua, die mit den pestkranken Heiden im Morgenland geredet hatten, verschleppten die Pest mit sich ins wälsche Land, und von da gieng der „Tiesl" in alle Gegenden der Welt aus. Auch die Natur wurde so verkehrt, dass es im Winter großen Schauer that mit Blitz und Donner. Und doch war wieder eine solche Kälte, dass in Tirol die Weinreben völlig ausstarben. In solcher Noth scharte sich das Volk zu gemeinsamem Gebet zusammen und gelobte Wallfahrten und Stiftungen.

Die St. Lorenzner im Pusterthal gelobten eine Wallfahrt zum hl. Jakob nach Onach, und die Onacher eine nach der Pfarre in Enneberg. Denn auch hier hatten die Heuschrecken allen Feldnutzen rein aufgefressen und würgte der schwarze Tod täglich seine Opfer. Daher steuerten die Onacher fleißig zusammen, ließen eine große Glocke gießen und hängten sie in den Thurm. Zum ewigen Andenken an die furchtbare Noth durch die Heuschrecken ließen sie auf der Glocke eine Heuschrecke abbilden, welche die ältesten Leute im Dorfe noch gesehen haben wollen. Seither ist diese Glocke umgegossen worden.

20. Die große Glocke in Enneberg.

Ein Ritter Rinkwein von Turnerötsch aus Wälschellen ließ für die Pfarrkirche in Enneberg die jetzt noch vorhandene große Glocke gießen. Aber er stellte die Bedingung, dass sie geläutet werde, wenn er zur Kirche komme. Der Weg von Wälschellen bis

zur Pfarre St. Maria ist wohl an die drei Stunden weit. Wenn nun der Ritter oben von seinem Haus in Wälschellen auf seinem Schimmel wegritt, machte sein Knecht ein großes Feuer an, dass man es in der Pfarre sehen konnte. Dann wurde gleich die Glocke geläutet und solange, bis man den Schimmel um die letzte Ecke vor der Pfarre biegen sah.

21. Die Candidusglocke.

In der Nähe des Marktes Innichen wurde vor alters eine Glocke aus der Erde gegraben und zu Innichen in den Thurm gehängt. Als der Mesner am nächsten Morgen die Glocke läuten wollte, war sie vom Thurm verschwunden. Man fand sie wieder dort, wo sie ausgegraben worden war. Die Glocke wurde nun wieder nach dem Markte geschafft und sollte im Thurm wieder aufgehängt werden. Allein in der Nähe der Kirche flog auf einmal ein großer Zettel durch die Luft auf den Boden herab, darauf stand geschrieben:

Candidus heiß' ich,
Alle Wetter weiß ich,
Alle Wetter vertreib' ich,
An meinem Orte bleib' ich.

Nun wagte man es nicht mehr, die Glocke in den Thurm zu bringen; sie wurde wieder an ihren Fundort zurückgeführt, aber niemand weiß mehr die Stelle, wo sie vergraben liegt.

22. Die drei „Seligen" von Meransen.

Die Sage berichtet von drei Personen, welche auf Meransen bei Mühlbach im Pusterthal ein heiligmäßiges Leben geführt haben, folgende Wunderzeichen:

Im Jahre 1748 starb die überaus fromme Bäurin Ursula Stampfl. Als sie in ihrer kindlichen Frömmigkeit einem Christusbilde auf dem Kreuze ihre Leiden klagte, öffnete das Bild den Mund und sprach zu ihr die Worte: Ich will dir helfen, wenn deine Leiden größer sind als jene, die ich ausgestanden habe.

Johann Schiestl, gestorben 1759, lebte in äußerster Armut, elend und verlassen in einer kümmerlichen Herberge und litt in seiner letzten Krankheit gewaltige Schmerzen. Würmer zerfraßen ihn bei lebendigem Leibe. Er aber ertrug alles mit einer bewundernswerten Geduld und betete ohne Unterlass. Als er starb, wurde sein Kämmerlein von einem wunderbaren Lichte erleuchtet.

Der dritte war der ausgezeichnete Curat des Ortes, Anton Reinisch. Er starb zu Weihnachten 1787. Seine überaus große Frömmigkeit lebt noch im Volksmunde fort. Er war der Sohn des Herrn Johann Jakob Reinisch, cancellarii cameralis in Innsbruck. Nach seinem Tode blühte mitten im Winter auf seinem Grabe eine schöne goldgelbe Blume.

23. Der selige Herr Jörg von Spinges.

Der selige Herr Jörg war der Gründer der Seelsorge in Spinges; er lebte so heiligmäßig, dass ihn das Volk scharenweise aufsuchte, um ihm zu beichten. Daher floh er in die Einöde und baute sich bei Kniepass unweit Sonnenburg eine Einsiedlerhütte, wo ihn der Teufel mehrmals besuchte, aber von dem heiligen Manne stets in die Flucht gejagt wurde. Deshalb wachte und betete dieser fast ununterbrochen und legte sich des Nachts nur zu ganz kurzem Schlafe auf den Boden, unter dem Kopf seine Milchschüssel. Durch Gebet heilte er viele Krankheiten, ja er hat sogar einen Irrsinnigen, der erhängt aufgefunden wurde, wieder zum Leben erweckt und von seinem Leiden befreit. Noch hängen die „Bojen“, womit der Mensch in seiner Tobsucht gefesselt zu werden pflegte, in der hl. Grabkapelle zu Spinges, die der Herr Jörg selber erbaut hat. In den neunziger Jahren des 17. Jahrhunderts war der Herr Jörg Feldpater im Türkenkriege und entflammte durch seine begeisterten Reden die Soldaten zum Siege. Darnach lebte er längere Zeit als Einsiedler im Wiener Walde, wo ihn Kaiser Leopold eines Tages auf der Jagd antraf und fragte, ob er keinen Mangel leide. „Ich vermisse nichts als eine Uhr,“ sagte der Einsiedler, „um meine Geschäfte pünktlicher einzutheilen.“ Darauf schenkte ihm der Kaiser seine Sackuhr. Später kehrte er

wieder nach Spinges zurück, wo er als Curat am 19. März 1700, an einem Freitag, starb, nachdem er seinen Tod zeitlich genau vorausgesagt hatte. Nach seinem Tode erhielten Gesicht und Hände eine so blühende Farbe, dass alles Volk, welches bei seinem Sterbelager kniete, rief, er sei wieder lebendig geworden. Als man ihn begraben wollte, schrien die Bauern: „Begrabt ihn doch nicht lebendig!“ Darnach hat er viele Wunder gewirkt. Anfangs April 1797, als die Tiroler mit den Franzosen im Kampfe lagen, kam drei Tage niemand in die Spingeser Kirche hinein, und doch blieb das ewige Licht erhalten: das hat der „heilige Herr Jörg“ gethan.

24. Die Lgerer Heiligen bei Palfrad.

Etwa eine halbe Stunde hinter Saalen unweit Palfrad biegt der alte Fahrweg, der nach Enneberg führt, in einen Bergspalt ein, in dem es unheimlich ist. Ungefähr 20 Meter oberhalb des Weges gewahrt man unter einem hervorragenden Felsen eine etwa 3 Meter tiefe Höhle und im Vordergrunde derselben einige ganz roh gearbeitete Holzstatuen, Christum und seine Jünger auf dem Ölberg darstellend. Früher standen diese Statuen wieder beiläufig 20 Meter höher, ebenfalls unter überhangendem Felsen an der ältesten Straße nach Enneberg, deren Rest am Krinnerbach von der Saalen-Palfrader Straße nach oben abzweigt. Woher rühren diese Heiligen?

Im Streit zwischen dem Cardinal Cusa und den Sonnenburger Nonnen verbot der Kirchenfürst den Enneberger Bauern, der Äbtissin von Sonnenburg, welche über Enneberg die Grundherrschaft besaß, zu zinsen und zu roboten. Aber die Enneberger trugen, was Gott wachsen ließ, trotz des Verbotes nach Sonnenburg, und weil sie es bei Tage nicht wagten, thaten sie es bei Nacht und führten zur größeren Sicherheit Waffen mit sich. Der brixnerische Hauptmann in Buchenstein, Ritter Gabriel Prack, der die hohe Gerichtsbarkeit auch über Enneberg übte, hörte davon, zog mit seinen Kriegsknechten aus und traf dort bei Palfrad hart mit den Enneberger Bauern zusammen. Fünfzig der letzteren wurden im Kampfe erschlagen und auf derselben Stelle eingescharrt. (Den

historischen Hergang siehe Alton in der Zeitschrift des deutschen u. österr. Alpenvereines, 1890, Bd. XXI; Separatabdruck, S. 46.)

Die Geister dieser erschlagenen Enneberger spuken nun nächtlicher Weile auf besagter Wahlstatt.

Um die Vorübergehenden an das Gebet für diese umirrenden Seelen zu mahnen, setzte man die früher genannten Heiligenfiguren dahin. Diese heißen im Volksmunde die Egerer Heiligen, wohl unzweifelhaft deswegen, weil die Familie von Egerer, die wir bald darauf im Besitze der nahen Edelhöfe Portenheim und Wildberg (daher Egerer v. Wildberg) urkundlich erwähnt finden, die Statuen anfertigen und aufstellen ließ. Die Herren v. Egerer waren Liebhaber ähnlicher Heiligenfiguren; in der nach ihnen benannten Kapelle an der Pfarrkirche zu St. Lorenzen ist ja noch eine beträchtliche Anzahl solcher in gleichem Geschmacke gehaltener Holzfiguren auf uns gekommen. Als die Croaten zu Eugens Zeiten die Kirche in St. Lorenzen plündern wollten, sollen sie durch die entsetzlichen Grimassen der „Egerer Juden“ derart in Schrecken gesetzt worden sein, dass sie das Plündern vergaßen und aus der Kirche liefen.

25. Die schöne Eglsbacherin.

Zwei Stunden von Taufers hoch auf dem Berge gegen Uttenheim steht ein großer Bauernhof, weithin sichtbar, mit Namen Eglsbach. Auf diesem Hofe war vorzeiten eine so wunderschöne Dirne, die schönste weitaus im ganzen Thal, dass sie ganz ohne Zuthun die jungen Mannsleute berückte. Die Dirne war aber sehr brav und führte ein gottgefälliges Leben. Den Nachstellungen der Burschen, welche besonders an Sonn- und Festtagen, wenn sie in Taufers zur Kirche gieng, recht zudringliche Werber waren, wich sie aus, wie sie nur konnte. Zuletzt, als die Werbungen immer ungestümer betrieben wurden, blieb sie ganz daheim und unterließ auch an gebotenen Feiertagen den Kirchenbesuch, um den Gefahren aus dem Weg zu kommen. Wohl ermahnte sie der Pfarrer, in die Kirche zu gehen, aber die Dirne hielt ihm entgegen, dass sie nicht gehen könne, weil sie nicht sicher sei.

Da trug es sich zu, dass die Dirne in Krankheit fiel und schleunig starb. Weil sie aber solange nicht mehr den Gottesdienst besucht hatte, wollte sie der Pfarrer nicht in geweihter Erde begraben und ihr keine Glocke läuten lassen. Was geschah nun? Als sie mit der Leiche nach St. Walburg herabkamen, huben die Glöcklein daselbst von selber zu läuten an, und auf dies Zeichen läuteten sogleich alle die Glocken in der ganzen „Pfarrmenige“ von selber zusammen. Jetzt erst erkannte man, dass die Dirne eine Heilige gewesen.

26. Vom frommen Reiner Weibele.

Vor 1693 hatten die Reiner keinen Seelsorger und mussten nach Taufers heraus in die Kirche gehen, gewiss kein kleiner Weg.

Da lebte in Rein auch ein steinaltes Weiblein, das die Füße nimmer recht tragen wollten. Weil aber das Weiblein überaus fromm war, wollte es vom Gottesdienst nicht zurückbleiben und humpelte halt auch sonn- und festtags durch den Reiner Wald auswärts. Einmal zu kalter Winterszeit war das Weibele auch wieder auf dem Wege nach Taufers. Es lag aber der Schnee so tief, dass es gar nicht vorwärts kommen konnte. Nun fürchtete es, den Gottesdienst in Taufers zu versäumen, und trug doch ein so großes Verlangen danach. „Ach,“ dachte es, „könnte ich nur noch ein Stück vom Amt erwischen!“

Wie es nun so beim Mitterstöckl, zehn Minuten von der Pfarrkirche entfernt, herabkeucht, hat es schon längst zur Wandlung geläutet; aber siehe da, der Geistliche am Altare konnte nicht aufwandeln, über alles nicht, bis endlich das Mütterle zur Kirchthür „hereingezaspet“ kam; dann gieng's. So belohnte Gott den Eifer des Reiner Mütterchens.

27. Versteigen.

Ein Jäger ist in Prägraten drin einmal auf die Gemsen gegangen. Eines dieser Thiere kletterte lange vor ihm her, der Jäger nach, aber er kam nie zu Schuss. Da hat das Thier auf einer schwindligen Felswand, wie es schien, einen ganz neuen Weg

aufgethan. Der Jäger steigt muthig nach, da auf einmal ist das Wild aus seinen Augen, und er — holla, er kann nimmer aus, er hat sich verstiegen. Da schrie er unten die Leute herbei, und als sie kamen, nahm er einen Zettel, schrieb etwas darauf und warf ihn hinab. Auf dem Zettel stand, dass er nirgends mehr auskomme, und dass ihm die Leute den Geistlichen mit dem höchsten Gute herbeiholen sollten.

Der Geistliche kam, hob die Monstranze hoch empor, um den Unglücklichen zu segnen; da sieh, die heilige Hostie flog die steile Wand hinan zum Jäger, der voll Inbrunst die letzte Wegzehrung empfieng. Dann sprang er von der Felswand in den Abgrund herab, wo er zerschmettert liegen blieb. Seine Büchse soll sich noch oben befinden.

28. Im Eise begraben.

Die Prettauer wollten einmal „mit'n Kreuze" nach Prägraten gehen. So kamen sie denn processionsweise auf das Kees des hinteren „Umbalthörlan" herübergestiegen. Das Kees abwärts schliffen die Leute auf dem Eis. Da geschah es aber, dass der erste, der das Kreuz trug, einbrach; die Nachfolgenden konnten sich auch nicht mehr halten, und so gieng die ganze Kreuzschar in der Eiskluft zugrunde.

29. Der Götze in Mühlen.

Zuhinterst im Dorfe Mühlen bricht der Mühlwalder Bach aus der Klamm hervor, wild schäumend und wuthbrüllend. Dieser Theil der Klamm heißt Pramstall. Da sollen die Heiden den Götzen geopfert haben. Noch heute ist hoch oben auf einer Felswand unter dem Innermooser Bauern ein solches Götzenbild zu sehen. Freilich ist jetzt das Bild nicht mehr ganz; man sieht nur mehr den Kopf, und auch davon ist das Kinn weggebrochen. So erzählen die Leute in Mühlen im Taufererthal. Es sind in der That am angeblichen Götzenbilde Nase und Augen noch ganz gut zu sehen, von Brust und Kinn haben sich vor ein paar Jahren Stücke losgelöst. Wenn das besagte Stein-

gebilde auch nicht von Menschenhand so geformt sein sollte, so wird man in diesem schauerlichen Getose des Wildbaches immerhin daran erinnert, dass die Römer in torrentibus ihren Göttern geopfert haben.

30. Der „dio silvano" in Ampezzo.

Auch in Ampezzo haben sich mancherlei Überlieferungen aus der Zeit des Heidenthums erhalten. Dem Waldreichthum des Thales entsprechend, hat vor allen der „dio silvano" als Schutzgott der Wälder die größte Verehrung bei den alten Ampezzanern genossen, so dass sich noch bis auf unsere Zeit davon deutliche Spuren erhalten haben. In Fraina (südwestlich von Cortina), wo gegenwärtig nur mehr wenige Sennhütten stehen, soll die erste menschliche Ansiedlung der ganzen Gegend gestanden haben. Ungefähr 500 Meter oberhalb Fraina befand sich auf einer schönen ebenen Wiese, Rampognè genannt, die Opferstätte des Waldgottes, welcher in dem hinter Fraina sich erhebenden hohen Felsen „monte casa dio" (dialectisch monte tschasa dio) seinen Hauptsitz hatte. Ungefähr 800 Meter ober der genannten Wiese ist eine Öffnung im Felsen, welche, einem Festungsthore gleichend, den Eingang zur Bergbehausung des Heidengottes gebildet hat; daher auch der Name „porta del dio silvano". Der Waldgott hauste da im Innern des Berges und war von unzähligen ziegenähnlichen Wesen umgeben, die, mit Menschenköpfen, aber auch mit eisernen Klauen und Zähnen versehen, unter anderem die Aufgabe hatten, gegebenen Falles den Zorn ihres mächtigen Gebieters gegen die Thalbewohner durch allerlei Verwüstungen und Schädigungen in Feld und Wald, sowie an Menschen und Hausthieren zum Vollzug zu bringen. Auch eine Anzahl kleiner Gottheiten beherbergte der Berg, während unweit der Residenz des Waldgottes, in östlicher Richtung von der „porta del dio silvano" eine weibliche Gottheit ihren Sitz hatte, worauf auch der Name der Örtlichkeit „colle di donna Diana" deutlich hinweist. Die Verehrung dieser Stätten aus der Heidenzeit war den Ampezzanern so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, dass, wie der Gewährsmann Max Fabrizi von

Cortina berichtete, die Leute des Thales noch bis vor wenig Jahrzehnten beim Vorübergehen an der „porta del dio silvano" in demüthiger Scheu durch Abnehmen der Hüte ihre Ehrfurcht bezeigten.

31. Wie die Ampezzaner zum Christenthum bekehrt wurden.

Thaleinwärts an der sogenannten Anconabrücke zwischen Ospitale und dem ehemaligen Schlosse Peitelstein zeigt sich dem Wanderer in der Mitte eines hohen Felsens, der „croda d'Ancona", ein mächtiges, kreisrundes Loch, durch welches man bei schönem Wetter den tiefblauen Himmel von jenseits erblicken kann. Darüber besteht in Ampezzo folgende Sage: Als die Ampezzaner noch im Heidenthum staken, führte der Teufel (der zum Teufel gewordene Waldgott) im ganzen Thale seine grausame Herrschaft, die sich die Bewohner gefallen lassen mussten, denn bloßes Murren dagegen hatte stets gewaltige Elementarschäden zur Folge. Lange seufzten die Ampezzaner unter dem höllischen Joch, bis endlich eines Tages ein unansehnlicher Mönch, der nicht einmal die Sprache des Thales verstand, in Begleitung eines wunderschönen Knaben im Thale erschien und in einem Hause beim Weiler Cadin sich einquartierte, woselbst den beiden Fremden bereitwillig Unterkunft gewährt ward. In wenig Tagen sprachen beide ganz geläufig die Sprache der Gegend. Das Regiment aber führte der kleine Begleiter, dem der Mönch in allen Dingen gehorchte. Über eine kleine Zeit bekehrten sich die Bewohner des Hauses, wo die Fremdlinge herbergten, zum Christenthum und wurden von dem Mönche auch alsbald getauft. Und nachdem sodann dieser auf den Wunsch des Knaben offen das Christenthum gepredigt hatte, bekannten sich schon nach etlichen Wochen alle Thalbewohner zur Lehre Christi und ließen sich taufen.

Darüber gerieth jedoch der Teufel, der sich in seiner Herrschaft bedroht sah, in fürchterlichen Zorn, und die guten Leute durften sich ohne Weihwasser und Kreuz nicht mehr aus ihren Häusern herausgetrauen, denn der Teufel zeigte sich, besonders gerne in der Nacht, bald in Gestalt eines feurigen Ochsen, bald als Wolf, als feurige Schlange oder in anderen furchtbaren

Gestalten und geberdete sich in Feld und Wald so grimmig, dass die Einwohner völlig verzweifelten. In dieser Bedrängnis versammelten sich die Häupter des Volkes und pflegten Rathschlag bei verschlossener Thüre, was in solcher Noth am besten zu thun wäre. Während sie nun hin und her redeten, gieng die Thüre plötzlich von selber auf, und ein schneeweiß gekleideter Knabe trat mitten in die Versammlung mit den Worten, die Männer sollten nicht weiter sich berathen, sondern beim neuen Glauben verbleiben, dann werde bis zum andern Tage Hilfe vom Himmel kommen. Dann verschwand der Knabe.

Gleich in der folgenden Nacht musste der Teufel sammt seinem Gefolge die Thalgegend verlassen, und als er bei der Anconabrücke anlangte, sah er sich von dem schneeweißen Knaben verfolgt, worauf er sich in eine Feuersäule verwandelte und durch den Anconafelsen fuhr, die großmächtige Öffnung hoch oben in der Felswand zurücklassend.

Am darauffolgenden Morgen waren aber der Mönch und der Knabe verschwunden, und die Leute behaupteten, der Knabe sei ein Engel des Himmels gewesen.

32. Das Kloster auf dem Tobel.

Eine Stunde von Taufers gegen Osten erhebt sich am Wege nach Rein ein Felskegel, ringsherum mit Fichten bewachsen, welche auf dem zerklüfteten Felsen ein kümmerliches Dasein fristen. Auf drei Seiten fällt der Kegel steil ab, auf der vierten, dem Reinthal zugekehrten, ist er zugänglich. Hier oben finden wir umfangreiche Ruinen, nahe dabei in der Richtung gegen Ahornach sind Spuren eines ehemaligen Teiches. Zwei Stunden ober der Ruine liegt eine Schafweide, namens „Frauenalbe“.

Da auf dem Tobel, an Stelle der gegenwärtigen Ruinen, hat nach der Volkssage ein Frauenkloster gestanden, und weit und breit herum hat alles den Klosterfrauen gehört. Alles Beste mussten die Tauferer ins Kloster tragen. Dessen wurden sie endlich überdrüssig und verweigerten das Zinsen. Um nicht zu verhungern, mussten die Klosterfrauen auswandern, und seitdem ist

das „Schloſs“ zerfallen. Bevor sie aber auswanderten, vergruben sie ihre Schätze auf dem Tobel, und wer ihn behebt, wird sehr reich werden. Alte Leute haben ihn oft schon blühen gesehen.

Andere erzählen, die Klosterfrauen hätten das Kloster verlassen müssen, weil sie von den Reinern, die gerade am Tobel vorbei müssen, und die in alter Zeit „rechta Zöche“ gewesen sein sollen, beständig geneckt und geplagt worden wären.

Noch jetzt erzählt das Volk, ein Geistlicher aus Rein habe vor Jahren einmal gesagt: „Nacht'n“ (in der verwichenen Nacht) haben sie wieder an der Burg geraubt, und ein Unsriger, ein Reiner Knochen, ist auch dabei gewesen.

33. Die Königswarte in Sexten.

In uralter Zeit zog von Wälschland ein Haufen Kriegsvolk über den Kreuzberg heran gegen die Deutschen. Aber sie kamen nicht weit, denn der deutsche König rückte ihnen mit seiner Schar entgegen. Die Wälschen giengen zurück und setzten sich auf dem Kreuzberg fest. Der König aber schlug sie dort und befreite das Land. Noch heute heißt davon eine Örtlichkeit die Königswarte.

34. Winnewart.

Auf Winnewart, einem Berghofe in Tesselberg (ober Dietenheim bei Bruneck), muſste vorzeiten ein Wächter die heranrückenden „Wennen“ (Wenden, Winden, Slovenen) beobachten. Dieser Wächter soll auch wirklich die Wenden zu Gesicht bekommen haben.

35. Der erste Bewohner des Iselthales.

Der erste Iselthaler soll von Taufers herübergekommen sein. Er war ein Jäger, der ganz nahe am heutigen Dislza (Bauernhof, auch Islitzerhof genannt) eine Jägerhütte baute und sich dort ansiedelte. Nach diesem Hofe wurde der Bach die „Isel“ und das Thal Iselthal genannt. Die Jägerhütte steht heute noch. (Prägraten.)

36. Die eingemauerte Burgfrau.

Ungefähr eine Viertelstunde westlich von der Pfarre Enneberg steht das ritterliche Stammhaus der Herren von Prack, namens Asch. Die Cadorini sollen es auf ihrem Kriegszuge im Jahre 1487 in Brand gelegt haben; so, wie es nachher wieder aufgebaut worden, steht es noch. Daneben befindet sich der Garten, von einer uralten Mauer umschlossen, die mit Holunder- und Johannisbeersträuchern bewachsen ist. Unweit des Edelsitzes fließt das Bächlein rü fortiang hinab, dem St. Vigilerbache zu. An diesen Ort knüpft sich folgende Sage:

Ein Ritter Prack zog in den Krieg und ließ seine Gemahlin in bester Hoffnung zurück. Da kam einmal ein Bettelweib auf die Burg Asch und bat um Almosen. Die Burgfrau aber war hartherzig und ließ der Alten die Thür weisen. Das Weib gieng zornig hinweg, verwünschte jedoch die Burgfrau und rief zu den Fenstern hinauf: „Du sollst zur Strafe zwölf Kinder auf einmal zur Welt bringen!“ So geschah es dann auch. Die Frau brachte zwölf Knäblein auf einmal zur Welt, behielt jedoch nur eines davon, das ihr am besten gefiel, und befahl einer Magd, die übrigen elf im nahen Bächlein zu ersäufen. Zur selben Stunde kehrte aber der Ritter vom Felde heim und begegnete der Magd mit den elf Kindern in der Schürze. Er fragte sie, was sie da forttrage, und die Magd erzählte ihm alles. Der Ritter ließ nun die elf Knäblein bei fremden Leuten aufziehen, that aber zuhause, als ob er von der Sache nichts wüsste, liebkoste den Knaben, den die Frau zurückbehalten hatte, und sorgte für dessen ritterliche Erziehung. Als die Söhne alle herangewachsen waren, veranstaltete er ein glänzendes Gastmahl und sagte seiner Frau, dass er dazu elf stattliche Degen geladen habe. Die Frau schätzte sich glücklich, so vornehme Gäste bewirten zu können, und bot alles auf, das Mahl vornehm genug zuzurichten.

Die elf Ritter traten endlich ein, und das Gastmahl begann. Während des Essens unterhielt der Ritter seine Gäste mit Erzählung seiner Kriegsthaten und leitete zuletzt das Gespräch so, dass sie auf verschiedene Verbrechen zu reden kamen. Nicht lange, da hub der Ritter zu erzählen an und sprach: „Einmal war eine

Rabenmutter, welche zwölf Knaben zur Welt brachte. Elf davon wollte sie tödten und nur einen behalten und aufziehen. Allein sie wurde, ohne dass sie darum wusste, in ihrem verbrecherischen Vorhaben gehindert, und die elf Knaben blieben am Leben und wurden in der Fremde auferzogen. Welche Strafe würde wohl einer solchen Mutter gebüren?" Die Frau, welche keine Ahnung davon hatte, dass außer der Magd irgend jemand von der Sache wusste, und ihre elf Knaben längst todt glaubte, erwiderte voll Entrüstung: „Eine solche Rabenmutter sollte man lebendig einmauern." Darauf wandte sich der Ritter zu ihr und sagte gelassen: „Diese Rabenmutter bist du selber, und meine elf ritterlichen Gäste hier sind unsere Söhne, welche du ersäufen wolltest. Gott hat es aber anders gefügt, und sie sind glücklich am Leben geblieben. Dein eigenes Urtheil soll nun an dir vollzogen werden." Die Frau bekannte ihr ruchloses Vorhaben, umarmte und küsste ihre zwölf Söhne und ließ sich ohne Widerstreben abführen. Ihr Gemahl gestattete ihr, den Ort, wo sie eingemauert werden sollte, selbst zu wählen. Also wählte sie die Gartenmauer ihrer Burg und bat, man möge ihr einen ausgehöhlten Holunderzweig, wie sie von der Gartenmauer hervorwachsen, in den Mund stecken, dass sie athmen könnte. Wüchse dann der Zweig fort und würde zu einem selbständigen Holunderbaum, dann wäre sie gerettet, würde er aber verdorren, so wäre sie zur Höllenqual verdammt. Darauf wurde sie eingemauert. „Gott sei Dank," setzte das schwerhörige Mütterchen Agreiter, von dem ich die Geschichte habe, hinzu, „der Holunderzweig ist, wie du siehst, zum stattlichen Strauch emporgewachsen, und so wird die arme Frau wohl doch gebüßt haben und jetzt im Himmel sein, denn das ist schon sehr lange her."

Es ist jedoch auf der Burg Aich nicht ganz geheuer, besonders in den unterirdischen Gewölben soll es dann und wann umgehen. Die Leute erzählen, da sei der reiche Schatz der Bracuns vergraben, eine Unmasse Goldes, und daneben der Sattel des hl. Georg, auf dem er saß, als er den Drachen erlegte. Wenn die Bracken in dem Sattel ritten, galten sie für unüberwindlich.

37. Der Ritter Prack sprengt über den Abgrund.

Der Ritter Franz Wilhelm Prack zu Asch in Enneberg war mit den „Cadorini“ (den Leuten in Cadore) in eine lange Fehde gerathen. Der Ritter pflegte öfters nach der Feste Peitelstein in Ampezzo zu reiten, um seine Braut Sidonie von Winkelhofen zu besuchen, deren Vater Schlosshauptmann auf Peitelstein war. Der Weg dahin führte durch rauhe Gebirge und über tiefe Schluchten. Dies benützten die Cadorini, und als einmal der Pracke nach gewohnter Weise auf den Peitelstein geritten war, giengen sie aus, ihn gefangen zu nehmen, trugen die Brücke über die Traveranzes, welche über einen schauerlichen Felsenabgrund führte, ab und lauerten im Hinterhalt. Der Ritter kehrte von seiner Braut wieder zurück und kam vor den Abgrund. Die furchtbare Schlucht gähnt vor ihm, hinter ihm schließen sich in drohender Bewegung die Feinde zusammen und sperren ihm den Weg. Aber der Pracke war kurz entschlossen; er zog seinen Schimmel mächtig zurück, drückt ihm die Sporen in die Weichen, und das starke Ross sprang tollkühn über den grausigen Schlund. Aber nur mit den Vorderfüßen hatte es den jenseitigen Felsen erreicht, doch hielt es sich, an den felsigen Rand festgeklammert, bis der Ritter abgesprungen war. An den Fels sich stemmend, fasst der Prack das treue Thier und hilft ihm mit seinen kräftigen Armen vollends herauf. Jetzt ist er gerettet. Gerührt beugt er sich zur Erde nieder, küsst des Rosses treue Hufe und reitet wieder fort mit wildem Lachen. Drüben legte die stolze Kriegsschar, knirschend vor Zorn, die Speere ein und stürmt vor, allein, es war zu spät, das edle Wild war ihnen entgangen, und sie ritten lautlos zurück.

38. Der Ritter Prack als Schütze.

Ein alter Ritter von Prack zu Asch, ein trefflicher Schütze, war mit den Herren v. Kolz verfeindet. Einst erblickte er von dem Fenster seiner Burg Asch aus den Kolzen, der von Piccolein her durch den Plaieswald ritt. Hastig legt der Pracke an und schießt nach dem gehassten Gegner, obwohl die Entfernung mindestens

eine Stunde betrug. Aber er traf nur den Sattelknopf seines Todfeindes.

Einmal ritt der Pracke durch den Plaieswald, und sein Feind, der Burgherr auf dem „Thurn" oder St. Martin, ersah ihn. Oft hatte er vor dem Pracken auf seinen festen Thurm fliehen müssen, jetzt war dieser in seine Hand gegeben, denn auch er war ein geübter Schütze. Er schoss einen scharfen Pfeil auf den Pracken hinab, aber das Geschoss schwirrt an demselben vorüber. Jetzt hebt sich der Pracke zornig im Sattel, wendet seinen Schimmel und schießt einen leichtbeschwingten Pfeil gegen seinen Feind auf das Schloss Thurn. Dieser hatte sich eben noch rechtzeitig von der Fensterbrüstung zurückgebogen, als schon des Pracken Geschoss durch das Fenster sauste und oben die Zimmerdecke durch und durch bohrte. Vom südlichen Ende des Plaieswaldes bis auf das Schloss Thurn hat man eine halbe Stunde Weges zu gehen.

Das Loch in der Decke, das der Pfeil aufgerissen hat, wird noch gegenwärtig dem Besucher des Schlosses Thurn gezeigt.

39. Andraz und Roccabrun.

Als die Gothen in Italien eindrangen, wurden zu ihrer Sicherheit zahlreiche Burgen in den Alpen oberhalb Belluno erbaut. Die Sage erzählt nun, dass sich zwei gegen einander feindlich gesinnte Frauen, die sich gegenseitig befehdeten, da feste Burgen bauten, die eine das Schloss Andraz in Buchenstein, die andere die Burg Roccabrun bei Laste im Bezirk Agordo.

40. Der Untergang des Schlosses bei St. Walburg.

Etwa dreiviertel Stunden von der Pfarre Taufers, südöstlich thalauswärts, steht auf einer steilen Anhöhe das St. Walburgkirchlein, von dem man eine wunderbare Fernsicht genießt.

Es ist ein alter Wallfahrtsort: weil es aber sonst keinen Zweck hatte, ward das Kirchlein unter Kaiser Josef II. gesperrt, die Kostbarkeiten wurden weggeführt und das Kirchenvermögen (über fl. 9000) eingezogen. Weil man aber dazumal keinen Sinn

für die Gothik besaß, ließ man den herrlichen Flügelaltar von Pacher stehen.

Früher thronte an Stelle dieses Kirchleins ein großes Ritterschloss, von dem die Sage Folgendes erzählt: In diesem Schlosse hauste ein reicher und überaus tapferer Ritter, ein Haudegen, der schon viele Schlachten rühmlich mitgefochten. Der Ritter hatte eine engelgleiche Tochter, welche er keinem zum Weibe gönnte. Selbst der mächtige und baumstarke Ritter von Uttenheim erhielt einen Korb. Darüber war dieser so entrüstet, dass er den Sanct Walburger Nachbar zum Zweikampfe forderte.

Am Rappenbühel, St Walburg gegenüber zwischen Mühlen und Uttenheim, sollte der Zweikampf stattfinden. Bevor nun der Ritter von St. Walburg auszog, sprach er zu seinem Weibe: „Wenn du mich fallen siehst, dann zünde schnell das ganze Schloss an, und niemand soll verschont bleiben, selbst unsere Tochter nicht." Als die Frau darnach sah, dass ihr Mann vom Rosse fiel und im Zweikampf unterlag, steckte sie eilends das Schloss in Brand. Und es sank in Schutt und Trümmer, und mit ihm giengen auch Frau und Tochter zugrunde. Nur der große Thurm blieb stehen Von da an musste die Frau des Ritters allnächtlich als Licht um die Ruine herumgeistern. Erst nachdem auf den Trümmern der Burg eine Kirche gebaut und darin die erste heilige Messe gelesen worden war, sah man das Licht nicht mehr, war also die Frau erlöst. Man hat auch später noch öfters ein anderes Licht dort gesehen, aber das kam vom Schatz, der in der Ruine liegt, und den niemand heben kann.

So erzählen die Leute von Mühlen, das St. Walburg gerade gegenüberliegt. Die Nachbarn von St. Walburg erzählen den Untergang des Schlosses, wie folgt:

Auf dem Schlosse St. Walburg lebte ein reicher und mächtiger Graf. Auf seine Macht aber war ein ebenso reicher Graf eifersüchtig, und als endlich alle Versuche des letzteren, den Walburger zu demüthigen, fehlschlugen, kündigte er ihm Krieg an. Auf den Michelmösern zwischen Uttenheim und Gais, die man von Sanct Walburg aus sehr gut sehen kann, kam es zur Schlacht. Vorher aber hatte der St. Walburger Graf seiner Hausfrau aufgetragen, wenn er fiele und seine Leute fliehen würden, das Schloss an-

zuzünden. Niemand dürfe dabei sich retten. Die Schlacht gieng verloren, der Graf von St. Walburg fiel, seine Leute flohen. Die Gräfin zündete sogleich, wie sie die Niederlage beobachtet hatte, das ganze Schloss an, und es sank in Asche bis auf einen Thurm, der noch steht.

Dass vorzeiten hier ein Schloss stand, ist außer Zweifel. Schon der Name des anstoßenden Burgerhofes deutet darauf hin. Um den ganzen Hügel herum trifft man ab und ab Mauerreste, und auf der Rückseite desselben ist noch der Burggraben kenntlich, durch den die Wasserleitung vom Kaserbach führt. Auch erblickt man von dem Hügel aus alle umliegenden Burgen: Taufers, Uttenheim, Neuhaus, Kelburg, St. Michälsburg u. a. Das Kirchlein wurde 1433 vom Bischof Ulrich Putsch geweiht. Die eine Glocke stammt aus dem Jahre 1436, die andere aus 1548. Der Thurm steht zum kleinen Kirchlein in auffallendem Missverhältnis; er ist weit und dick und macht sofort den Eindruck eines alten Schlossthurmes, zeigt auch von dem des Kirchleins ganz verschiedenes Mauerwerk. Er scheint in die Zeit vor den historischen Herren von Taufers und ihrer Ministerialen von Kematen hinaufzureichen. Man hat hier auch römische Münzen gefunden. (Nach Sinnacher und Niederweger.)

41. Der Falkenburger Schlossgeist.

In der Nähe Windischmatreis erhebt sich ein Berg, der sogenannte Glanzerberg, an dem eine steile, nackte Felsenwand emporragt. Auf der Spitze derselben soll vor uralter Zeit ein herrliches Schloss, benannt Falkenstein oder die Falkenburg, gestanden haben, wovon man kaum mehr einige Spuren sieht.

In diesem Schlosse sollen einst zwei Schwestern gelebt haben, die über große Reichthümer zu verfügen hatten. Das Bargeld sollten beide Schwestern friedlich miteinander theilen. Da aber eine blind war, so überließ sie die Vertheilung des Geldes der andern, auf deren Redlichkeit vertrauend.

Diese nahm, durch den Glanz des Goldes geblendet, ein Star und füllte es mit Goldmünzen. Hernach nahm sie ein anderes Star, kehrte es aber um und füllte die geringe Bodenhöhlung mit

dem Golde. Hierauf ließ die Habsüchtige ihre arme, blinde Schwester beide Geschirre anfühlen, um sich zu überzeugen, dass die Theilung redlich vor sich gegangen sei.

Die Blinde war mit der Theilung zufrieden, und die Betrügerin ließ es sich bei ihren unrechtmäßig erworbenen Schätzen wohl sein. Den Tod konnte diese aber nicht überlisten, wie ihre blinde Schwester. Der Sensenmann stellte sich bei ihr nur allzufrüh ein und holte sie mit sich. Ihr Geist aber wandelte ruhelos in der Schlossgegend umher. Noch lange, nachdem vom Falkenburger Schlosse die letzten Mauern zerbröckelt waren, soll man den „Falkenburger Geist“ in Gestalt einer schönen Frau gesehen haben.

Einstens, erzählt die Sage weiter, hütete ein Mann in jener Gegend seine Schafe. Da auf einmal stand die erwähnte Frau vor ihm. Der Mann fragte beherzt, wann der „Falkenburger Geist“ erlöst werden könne. Die Frau erwiderte: „Geh hinunter zur Iselbrücke, da, wo sich das Thal nach Virgen öffnet, und warte, bis ein Reiter kommt; von diesem kannst du es erfragen.“

Der Mann stieg sogleich zur bezeichneten Brücke hinab, und bald galoppierte ein Reiter auf schwarzem Rosse heran. Diesen fragte der Mann, wann der „Falkenburger Geist“ erlöst werden könne. „Nach mir kommt bald ein anderer Reiter“, sprach dieser; „der wird es dir sagen.“ Nach kurzer Zeit kam ein Reiter auf braunem Ross, der jedoch den Fragesteller auf einen dritten, bald nachkommenden Reiter verwies. Richtig, bald sprengte auf einem prächtigen Schimmel der dritte daher. Dieser antwortete auf die Frage des Mannes: „Wenn er die Gnade hat, wird der „Falkenburger Geist“ gleich erlöst, sonst aber erst am jüngsten Tage.“

Gleich überbrachte der Hirte diese Antwort der Frau, welche ihn dann hastig fragte: „Was verlangst du nun für deine Mühe?“ Der Mann wollte nicht unbescheiden sein und verlangte nur eine Kleinigkeit. Laut weinend warf sie ihm das Verlangte vor die Füße hin und sprach: „Ach, hättest du doch mein ganzes, widerrechtlich erworbenes Vermögen verlangt, dann wäre ich erlöst; so aber muss ich bis zum jüngsten Tage leiden.“ Hierauf verschwand sie und ward seitdem nicht mehr gesehen.

42. Das Gespenst bei Schabs.

Einst fuhr der alte Hammerschmied aus Mühlbach von Brixen herauf seiner Heimat zu. Der Weg führte ihn durch den Schabser Wald, wo es von jeher unheimlich ist. Und es war Nacht geworden, als er in den Wald gelangte. Da stand auf der Bergseite des Weges eine schwarze Gestalt ohne Kopf. Der Hammerschmied, der nicht auf Schreckbühel daheim war, rief das Gespenst an, aber es erfolgte keine Antwort. Zum zweitenmale angerufen, blieb der kopflose Mann ebenso stumm wie vorher. „Zum Teufel," rief der Hammerschmied, „gib Antwort! Wer bist du, was machst du da?" Da stand das schwarze Gespenst plötzlich vor den Rossen, hob drohend die Arme empor und wuchs riesengroß in die Höhe. Die Rosse bäumten sich in gewaltigem Schrecken, zerrten an den Strängen, und laut krachte die Deichsel. Da vermeinte der Hammerschmied, in solcher Lage wäre ein christlich Zeichen am besten, und er that mit der langen Peitsche einen Kreuzhieb über die Rosse. Da polterte und krachte es, die Gestalt entschwand, und die Pferde zogen an und rannten die Straße dahin, dass der Wagen mehr als einmal in der Luft flog. Der Hammerschmied sah von Stund' an keinen Streich mehr, saß eine lange Nacht im Wagen und musste den Weg seinen Rossen überlassen. Erst als es in Schabs betläutete, bekam er sein Gesicht wieder und hielten die Pferde ermattet inne; da hatte er aber auch keinen weiteren Weg zurückgelegt, als durch den Wald bis zum Dorf. Er schwur hoch und theuer, bei Nacht sein Lebtag nimmer durch den Schabser Wald zu fahren. Er war aber nicht der einzige und letzte, der diesem Spuk unterkam, denn vor und nach ihm sind bei Nacht im Schabser Wald noch viele andere irre gegangen und haben sich beim Aveläuten am Morgen wieder gerade an der Stelle befunden, wo sie der Spuk ereilt hatte.

43. Der Geist auf der Sonnenburg.

Die Sonnenburg bei St. Lorenzen im Pusterthal war schon mehrere hundert Jahre ein Nonnenkloster, als die Äbtissin in Streit mit dem Bischof von Brixen verwickelt wurde. Die stolzen Nonnen, lauter Töchter der reichsten und vornehmsten Edelherren des Landes,

wollten dem Bischof nicht mehr gehorchen, und dieser jagte sie daher aus der Burg. Da war aber eine unter ihnen, welche sagte: „Lieber, als dass ich mich aus den Klostermauern vertreiben lasse, will ich Hungers sterben.“ Sie floh daher in den Keller und versteckte sich dort, dass niemand sie entdecken konnte. Da blieb sie nun und verhungerte. Aber sie konnte nach ihrem Tode keine Ruhe finden und geht allnächtlich weinend und klagend im verfallenen Gemäuer um.

44. Das Sonnenburger Weibele.

Vor Jahren gieng im Schloss Sonnenburg bei St. Lorenzen ein gespenstiges Weiblein um. Da geschah es, dass einmal spät abends ein Wanderer bei Sturm und Unwetter zum Schlosse kam und da ein Obdach zu finden hoffte. Vor der Burg saß aber das Weiblein und redete den Wanderer an. „Schon lang,“ sprach es, „bin ich hier verzaubert. Ich bitte dich, dass du mich erlösest; ich will dich dafür reich und glücklich machen.“ Der Mann entgegnete: „Ich will dich gerne erlösen; sag' nur, was ich thun soll!“ Und das Weiblein sagte: „Du musst diese Nacht im großen Saale bleiben und darfst keinen Laut von dir geben, welcher Spuk auch immer kommen mag.“ Der Wanderer begab sich nun in den Saal hinauf und blieb dort, während es draußen fortwetterte. Als es Mitternacht war, schritten allerlei Gespenster durch den Saal, Nonnen mit goldenen Ketten um den Hals und geharnischte Ritter. Der Mann fürchtete sich nicht und gab keinen Laut von sich. Zuletzt kam aber ein höllischer Spuk. Zwei wüthende Gespenster trieben seine arme Mutter, die vor ein paar Jahren verstorben war, vor sich her und wollten sie erstechen. Da sprang er zornig auf und schrie: „Halt, ihr Kerle, keinen Schritt weiter, sonst drehe ich euch den Kragen um!“ In diesem Augenblick that es im Saale einen furchtbaren Krach, und der Spuk verschwand. Darauf kam das Weiblein gar traurig herein und sagte: „O weh, ich hätte durch dich erlöst werden können! Nun muss ich wieder hundert Jahre büßen.“ Noch immer geht das Weiblein klagend und stöhnend im Schlosse um und wartet auf Erlösung.

45. Das wachsende Gespenst.

Zwei Tauferer begaben sich eines Abends um Sonnewend mit Kälbern vom Hause fort und auf den Weg durchs Reinthal. Sie wollten mit dem Vieh da auf die Alm fahren, und bei Tag war's ihnen zu warm. Wie sie zu der „Wüste" (Steingeröll und Schutt) kommen, die bei der Burg auf dem Tobel anhebt, da steht auf einmal unter dem Zaun ein schneeweißer Mensch. Die Kälber wollen mit Gewalt umkehren, aber die Bauern treiben dieselben immer wieder vorwärts, und siehe da, der weiße Mensch geht neben ihnen, aber unterhalb des Zaunes, mit und wird immer größer und größer. Als sie zuhinterst waren, sahen sie ihn schon so groß wie die Fichten, aber auf ja und nein ist er verschwunden.

Auch zwei andere sahen einmal den weißen Menschen, aber auf der Burg oben; diesmal schlug er die Arme ins Kreuz, dass es einen rechten „Schnalzer" that. Der eine der beiden hatte entsetzliche Angst, während der andere sich ein Herz fassen und den Geist anreden wollte. Aber er that es doch wieder nicht.

46. Das „Todtengeschrei".

Ein Tauferer gieng einmal in der Nacht zur Spielhahnjagd durch das Reinthal auf den Berg. Beiläufig zehn Minuten, bevor er zur Burg auf dem Tobel kam, hörte er schreien, und zwar immer in gleichem Tone. Zuerst dachte er sich: „Jetzt muss ich mich vorwärts machen, da vorn gehen gewiss auch welche auf die Spielhähne." Aber bald blieb er wieder stehen und horchte, er hatte nie eine solche Stimme gehört. Er geht weiter, und jetzt schreit es abermals, aber weiter drinnen, hinter der Burg. Es schüttelte den Mann, und die Haare standen ihm „ga Berge"; aber er dachte, zurückgehen soll man nie, auch sei er auf keinem unrechten Wege. Daher gieng er wieder vorwärts, „geat's, wia's will". Er kommt der Stimme auf zwei bis drei Schritte nahe, und da ist ihm, als wär's eine Todtenstimme. Nach zwei weiteren

Schritten schreit's auf einmal drüben bei der Burgkirche, und immer gleich fort, und er hört noch das Schreien bei der Kirche, bis er ein Stück im Reiner Wald drinnen ist.

47. Das Pairkreuzl.

Auf dem Wege von Sand in Taufers nach Rein, eine Viertelstunde vom ersteren entfernt, ist ein freundliches Fichtenwäldchen mit etlichen recht alten Stämmen. Gegen Ausgang dieses Wäldchens, in der Nähe des Bauernhofes Unterhaslach, steht unterhalb eines großmächtigen Steines ein schlichtes, halbverwittertes Holzkreuzlein, bei dem es geistert.

Ein alter Mair in der Aue gieng einmal spät abends von Sand her auf seinen Hof zu. Wie er zum Pairkreuzl kommt, steht ein großer Hund vor dem Kreuze, so groß, wie ein mittleres Bauernross. Und der Hund geht „neben seiner" her, bis er zum obern Kreuz gelangt, und erst vor diesem bleibt das Thier stehen. Dem alten Mair versetzte es einen „Schüttler", und er gerieth in solche Furcht, dass er noch in seiner Stube lange kein Wort herausbrachte.

Ein anderesmal gieng einer beim Pairkreuzl vorüber, es war auch schon abends nach dem Betläuten, da sitzt eine menschliche Gestalt von seltsamem Aussehen ober dem Kreuz auf dem Stein, hebt beide Hände vor das Gesicht und weint. Diese Gestalt sollen schon mehrere gesehen haben.

Ein Bäuerlein hatte einen „Teggen" (Schaden) an der Hand, der ihn sehr schmerzte. Er machte sich daher auf den Weg zum Doctor und musste zwischen elf und zwölf in der Nacht beim Pairkreuzl vorbeigehen. Auf einmal sieht er den Wald brennen, es war ein großes Feuer, und die „Gahnen" (Funken) flogen durch die Baumkronen her zum Kreuz und drehen sich ober demselben rauschend und brausend im Kreise herum. Der Bauer bekam das Gruseln, dass er der Schmerzen an der Hand ganz vergaß und wieder heimlief. Der „Teggen" war auch wie fortgezaubert und die Hand gesund.

Zwei Geschwister giengen eines Abends spät da beim Kreuz vorbei und sahen auf dem großen Stein zwei Menschen ohne Kopf

sitzen. Sie schauten die Gestalten scharf an, sahen aber nirgends deren Köpfe. Keines von beiden hat es gewagt, die Geister anzureden. Oft, erzählt man auch, sei des Nachts, wenn da Leute fürgiengen, das Pairkreuz nicht an seiner gewöhnlichen Stelle, sondern mitten auf dem Wege gestanden.

48. Der nächtliche Leichenzug.

Sehr häufig findet sich in Tirol die Sage vom nächtlichen Leichenzug. Der Erzähler erinnert sich noch recht gut, wie es ihn gruselte, wenn er als Kind etwa einmal des Abends den Weg zwischen Sarns und Milland bei Brixen zurücklegte, denn auch da, näher bei Sarns, unter dem Razözerschloss, bewegt sich der gespenstige Zug.

Diese Sage ist nun auch in Enneberg verbreitet. Wo der Leichenzug hält und der Sarg niedergestellt wird, stirbt eins heraus.

Ein Enneberger gieng einmal um Mitternacht den Weg zwischen der Burg Asch und dem Dorfe Plaiken. Da begegnete ihm zu seinem größten Schrecken ein Leichenzug. Die Leute waren alle schwarz gekleidet, und vier schwarze Männer trugen den Sarg. Sie hatten alle Lichter in den Händen und giengen eigentlich nicht, sondern schwebten nur so vorwärts. Dabei murmelten sie ein Gebet, wovon er nichts verstehen konnte. Er wollte dem Zuge aus dem Wege gehen, weil er sich gewaltig fürchtete, aber im nächsten Augenblick waren schon die Träger mit dem Sarge vor ihm. Er kniete daher nieder und ließ den Trauerzug vorbei. Zuletzt, weil ihm nichts geschehen war, erfasste ihn die Neugierde, und er schloss sich betend den letzten im Zuge an, um zu sehen, wo der Todte begraben würde. In Plaiken aber hielt der Zug, die Träger setzten den Sarg vor einem Hause auf den Boden ab, und das Bäuerlein sah nun, dass der Sarg leer war. Nach einigen Augenblicken nahmen sie den Sarg wieder auf, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Einige Schritte außer dem Dorfe löste sich alles auf und verschwand. Am Tage darauf wurde die Nachricht verbreitet, dass der Bauer, vor dessen Haus der Sarg niedergestellt worden war, in der Nacht verstorben sei.

49. Arme Seelen als Irrlichter.

Auch in Enneberg hält man die Irrlichter für Seelen verstorbener Menschen, die auf dieser Welt herumirren müssen, bis sie irgend eine schwere, im Leben begangene Sünde verbüßt haben. Gewöhnlich sind es kleine blaue Lichter, die sich oft plötzlich in eine aufsprühende Flamme verwandeln und dann allmählich zu verlöschen scheinen. Die älteren Leute wissen viel von solchen gespenstigen Lichtern zu erzählen, die sie selber gesehen haben. Die bekanntesten sind folgende zwei:

1. La loem da Rara, vom Orte Rara am Wege von der Pfarre auf die Furkel so geheißen. — Es zieht von diesem Orte aus und geht bis zum Freithof des Dorfes hinab und gewöhnlich den gleichen Weg wieder zurück. Dann und wann, jedoch nur seltener, macht es einen kleinen Umweg. Das Licht ist die Seele eines verstorbenen Bauern aus der genannten Ortschaft, der, obschon wohlhabend, doch so sehr vom Geize geplagt wurde, dass er für sich und sein Weib nur ein Paar Schuhe hatte. So konnten auch die Eheleute mit dem einen Paar Schuhe nicht alle Sonntage zum Gottesdienst kommen, daher wechselten sie ab, heute gieng er, am nächsten Sonntag sie. Deshalb muss die Seele des Geizhalses zur Strafe beständig auf dem Kirchweg hin- und zurückwandern. Es hatte aber derselbe Bauer auch nur ein Bett für seine zwei Ehehalten, für den Knecht und die Magd; er ließ nun allerdings das Lager durch ein Brett in zwei Hälften abtheilen, aber am Brette sparte er wieder so sehr, dass es zu schmal ausfiel und, in der Bettstatt festgenagelt, nicht hoch genug abtheilte. Diese Sorglosigkeit trug ihm eine bedeutende Verlängerung der Irrfahrt nach dem Tode ein.

2. La loem da Corn, das seinen Namen vom Berge Corn, zu deutsch Horn, hat. Dieses Irrlicht ist die Seele eines verruchten Thierquälers, der eine lebendige Katze geschunden und sodann ihren Leib mit Salz und Pfeffer eingerieben hat. Die Katze heulte und heulte durch das Dorf, dass es die Leute ordentlich gruselte, und bevor sie die letzten Häuser erreicht hatte, fiel der Schinder, vom Schlage getroffen, zusammen und war eine Leiche. Die Katze heulte Tag und Nacht in der Gegend herum, als aber der verstorbene

Peiniger zu Grabe getragen wurde, lief auch die Katze ins Dorf und begleitete mit entsetzlichen Schmerzenstönen die Leiche zum Grabe. Und als sein Grab zugeworfen war, stellte sich die Katze auf den Erdhaufen über seinem Sarge und setzte ihr Geheul fort und war nicht wegzubringen, bis man sie nach ein paar Tagen auf derselben Stelle todt liegen sah. Infolge dieses Frevels und weil der Thierquäler auch sonst ein schlechter Mensch war, der seine Nachbarn betrog und Marksteine aushob und in fremdem Grund und Boden wieder einsetzte, muss er als Irrlicht umgehen.

50. Die Jungfrau auf dem Baume.

Ein Bauersmann in Enneberg sagte zu sich: „Jetzt müssen die Nüsse reif sein, da will ich heut', weil gerade Feierabend ist, hinaufgehen, wo das alte Schloss steht, und für meine Buben recht ordentlich Nüsse dreschen, dass sie einen guten Tag haben." Darauf gieng er fort und auf den Schlosshügel hinauf, und weil es sonst gerade nichts zu thun gab, drosch er bis zum Abend Nüsse herab. Als er fertig war und nachhause gehen wollte, schaute er noch einmal auf den Baum, ob noch viel Nüsse zu dreschen wären oder nur wenig. Und da saß eine schöne Jungfrau auf dem Baum, die hatte er vorher nicht oben gesehen und war doch erst herabgestiegen. Die Jungfrau hub an also schön zu singen, dass er meinte, solchen Gesang in seinem Leben nicht gehört zu haben, und dass es eine rechte Lust war. Wie sie einmal inne hielt, fragte er hinauf, was sie denn oben auf dem Baume so sitze und singe. Und die Jungfrau antwortete: „Jetzt darf ich froh sein, da ich bald aus dem Zauber erlöst werde. Ich saß auf dem Baum, als er noch klein und unansehnlich war, und muss solange da sitzen allem Wetter zutrotze, bis der Baum umgehauen wird. Das wird nicht mehr lange dauern, denn er ist alt und morsch. Aus dem Holze des Baumes wird eine Wiege gemacht, darein sie ein neugebornes Kind legen, das, herangewachsen, als Geistlicher bei der Primizmesse mich aus der Pein zu erlösen bestimmt ist."

51. Gespensterspuk im Rauthal.

Südöstlich vom Dorfe St. Vigil in Enneberg beginnt das wildromantische Rauthal und zieht sich fast unmerklich ansteigend etwa drei Stunden in die Welt der Dolomiten hinein, deren steile Felsgehänge mit allem Zauber des Wunderbaren das einsame Thal umschließen. Da steht weder Dorf noch Einzelhof, alles Wald und inmitten desselben da und dort, traumhaft still, wie verzaubert, ein wundersam umrissener See, in dessen Spiegel, soweit das Wasser nicht von Kreide durchsetzt ist, die uralten, weißbärtigen Tannen der Umrandung sich conterfeien. Ungefähr halben Weges hinein überrascht den in Märchentraum verlorenen Wanderer plötzlich eine grüne Almweide, Tamers genannt, auf welcher die Enneberger etliches Weidevieh stehen haben. Sonst ist alles still, kein Vogel singt auf den Bäumen, kein Hirte jauchzt durch den grünen Wald, kein Mäuslein raschelt im Busch, keine Grille zirpt. Ja, ein kundiger Waldbruder, der dort eine Zeitlang seine einsame Herberge gehabt, that den Ausspruch, daſs selbst nicht eine Fliege durch diese Wildnis fliegen möchte, wenn sie wüſste, was Unheimliches darin seinen Sitz aufgeschlagen. Eine gute Wegstunde hinter Pre Marting, einer lieblichen Weide am Ausgang des Rauthales, thront rechts an der schwindelnden Dolomitenwand ein riesiger Steinmönch mit Gürtel und Rosenkranz und einem langen Barte; er ist zu Stein verflucht worden, da er die wälsche Mordbande den Weg daher geführt und schreckliches Unheil über das Thal Enneberg und seine Bewohner gebracht hat. Vor einigen Jahren ist der Blitz mit solcher Gewalt auf ihn gefahren, daſs mit furchtbarem Gepolter sein Kopf bergab gerollt ist. In dieser Gegend treiben sich des Nachts zwei schwarze Hunde mit glühenden Augen und feurigem Rachen herum und hängen sich dem Wanderer an die Fersen. Die Hunde gehören aber einem verwunschenen Jäger, der oft um Mitternacht thalaus thalein die umhergestreuten Felsblöcke jagt, welche sich in lauter flinkes Wild verwandeln.

Die Furcht der Leute wird noch dadurch gesteigert, daſs der Thalbach nur streckenweise oberirdisch fließt. Plötzlich ist das Gewässer dem Auge entzogen und entsteht eine unheimliche Stille;

das Wasser hat sich im lockeren Grunde verloren, und erst in weiter Entfernung quillt es wieder aus tausend kleinen Erdlöchern hervor und braust der schäumende Bach wieder sichtbar die Thalsohle hinab. Und wo das Rauschen des Baches nicht hörbar ist, vernimmt der einsame Wanderer hie und da ein unheimliches Poltern an den Berghängen über sich, dem sodann ein Steinregen auf seinen Kopf nachfolgt, von den Berggeistern ringsum verursacht.

Entsetzlich ist der nächtliche Spuk auf der Wiese Tamers; er hat folgenden Grund: Schon seit alters stritten die Ampezzaner und Cadorini mit den Ennebergern um die Alpen Fodaravedla und Fosses. So rückten denn die Feinde eines Tages in hellen Haufen über die Alpe Pfannes (Fannes) in das Rauthal hernieder, es kam zu hartem Feldstreit drinnen auf Tamers im Thalgrund, und der Boden trank das Blut der erschlagenen Landwehr der ladinischen Berge.

Der feindliche Heerhaufen schlug nach dem siegreichen Treffen auf der Wahlstatt sein Lager, das sich an die Bergwand lehnte. Im Rücken des Lagers erhob sich ein Hügel, auf dem etliche wälsche Knechte den Wachedienst versahen. Noch heute heißt die Anhöhe davon coll dla verda, d. i. Wachtbühel. Die Schar verblieb die Nacht auf Tamers; sie schleppten das Heu von den Schupfen herzu, legten sich darauf und hielten Mahlzeit. Nach derselben feierten sie den Sieg mit Tanz und Spiel. Und sie machten sich eine Bahn zurecht, nahmen in ihrem Übermuthe die Köpfe der erschlagenen Enneberger und watschelten damit wie mit Kegelkugeln. Am andern Tage zogen sie nach St. Vigil hinaus und in die Pfarre und plünderten und mordeten und warfen den Brand in die Häuser. Mittlerweile hatte aber der Ritter Prack zahlreiche flüchtige Enneberger um sich gesammelt, legte seinem Rosse den Sattel des hl. Georg auf, den der Heilige geritten, als er den Drachen erlegt, und der sammt dem Prackenschatz noch heut' in den Kellern der Burg Asch vergraben liegen soll, und eilte den Cadorini kühn entgegen. Als ihre Heerführer vom Anrücken des Ritters Prack und seiner Getreuen Kunde bekamen, wählten sie die hinter St. Vigil schräg an den Berg sich lehnende Wiese Martin (Pre Marting) zum Kampfplatz und stellten sich dort auf. Der Prack mit seinem muthigen Häuflein stürmte nach, mit Wort

und That seine Leute aneifernd, und es ward ein hartes Treffen geliefert. Die Enneberger thaten Wunder und theilten so gewaltige Schläge aus, dass die Feinde Reißaus nahmen und durchs Rauthal zurückflohen.

Das Volk erzählt nun, dass die Geister der erschlagenen Frevler im Rauthal, besonders auf Tamers, noch immer umgehen und den Wanderer schrecken. Eine Magd, die abends nach dem Betläuten sich von den Heuschupfen entfernte, um aus dem Würzbache Wasser zu holen, und dabei von der Nacht überrascht wurde, gerieth in die Gewalt der vorerwähnten beiden schwarzen Hunde, welche die arme Dirne zerrissen und auffraßen, so dass man am andern Tage nur mehr ihre Haare neben der Quelle fand.

Ein anderesmal übernachtete im Spätherbst ein Jäger in einer Hütte auf der Weide Tamers. Um Mitternacht hörte er Schellengeklingel und Meckern von Ziegen. Er wusste, dass in dieser Jahreszeit sich kein einziges Stück dieser Thiere mehr da aufhalte, stand daher neugierig auf und lugte durch die Thürspalten hinaus. Da sah er ein kleines Männlein in Jägertracht mit grünem Hute und zu seinen Seiten die zwei schwarzen Hunde. Ringsherum war eine große Schar von Ziegen, darunter ein schwarzer Bock, dessen Zotteln bis an den Boden reichten. Der kleine Jäger lachte in einemfort hell auf. Der ganze Zug bewegte sich aber so schnell wieder von dannen, dass im nächsten Augenblicke, dem abnehmenden Lärm nach zu schließen, der Spuk schon eine gute halbe Stunde von der Hütte entfernt sein musste. Lange noch hörte der Jäger in der Schupfe das laute Lachen des Männleins von einem Felsen herab, auf den es mit seinen Geißen gestiegen war. Der Spuk verursachte dem Jäger solchen Schrecken, dass er zeitlebens nimmer im Rauthal zu jagen wagte.

52. Der büßende Geist bei Welsberg.

Auf dem Wege, welcher bei Welsberg von der Straße nach Taisten abzweigt, sah man früher des Nachts ein Licht den Zäunen nach auf- und abhuschen. Die Leute fürchteten sich, und nur hie und da wagte es einer bei Nacht, „über die Zäune“ zu

gehen; dann aber sah er bald kein Licht mehr, sondern statt desselben einen schwarzen Mann, der bei einer „Zaunsäule“ stand und that, als ob er im nächsten Augenblick auf einen losfahren wollte. Aber er that doch niemand etwas. Da sind einmal drei Weber vom „Land“ heraus heimzu gegangen, und wie sie zu den „Morchna Zäunen“ gekommen sind, haben sie berathschlagt, wie sie gehen sollten. Der eine sagte: „Gehen wir hin auf Welsberg!“ der andere entgegnete: „Nein, gehen wir über die Zäune!“ Der dritte war auch dafür und sagte: „Wenn der Schwarze bei der Säule steht, schlage ich ihn zu Boden.“ Sie giengen also über die Zäune, und richtig, bei der Säule steht der schwarze Mann. Der Weber schlägt ihn wirklich herunter, dass er sich überkugelt. Aber er steht sogleich wieder auf, wird auf einmal schneeweiß und sagt: „Gott vachgelt'as! do hän i gro a amäl aan oachgehaut.“ Darauf verschwand er, und keiner hat seitdem weder das Licht noch den schwarzen Mann mehr gesehen.

53. Das Geisterlicht zu Taisten.

In den Außerwiesen, $^{3}/_{4}$ Stunden von Taisten entfernt, hat man noch vor ungefähr fünfzig Jahren bei Nacht ein Licht hin- und herschweben gesehen, und die Leute haben sich so gefürchtet, dass eines allein sich in der Nacht nie vorbeigetraute. Auf ja und nein war das Licht da, auch wenn es augenblicks vorher noch am andern Ende der Wiesen gewesen wäre.

Da arbeiteten einmal beim Pratwieser die Schuster auf der Störe, und wie es der Brauch war, giengen sie abends noch zum Feichter, Lichtstunde zu halten. Um 8 Uhr begaben sie sich auf den Rückweg vom Feichter und kamen auf das gespenstige Licht zu reden und darüber zu spassen. Einer von den Schustern sagte: „Wenn's Lichtl heute sich sehen läßt, muss es mir die Pfeife anzünden.“ Als sie zum Plankenzaun herkamen, war richtig auch schon das Licht zuhinterst auf der Wiese. Der Schuster sagte noch einmal: „Jetzt werde ich dran meinen Tabak anzünden.“ Im selben Augenblick war auch das Licht schon bei ihnen, und sie erschraken so, dass sie am ganzen Leibe zitterten. Sie kehrten um

und liefen und liefen, bis sie sich irgendwo in eine Heuschupfe verkriechen konnten. Aber kaum waren sie im Heu, da fieng es auf dem Stadeldach an zu pumpern und zu klumpern, als würde bald die ganze Hütte zusammenbrechen. Die Schuster begannen in der Höllenangst zu beten und beteten fort bis Mitternacht. Als es in Taisten zwölfe schlug, wurde es wieder still, und seitdem hat man auch das Lichtl nimmer gesehen.

54. Die kohlschwarzen Kartenspieler.

In Gsies giengen einmal zwei Bäuerlein, die allzulange im Wirtshaus gewesen waren, heimwärts. Es war schon tiefe Nacht, und der Weg führte sie mitten im Walde über den Thalbach. An dieser Stelle war der bekannte Steg, allein sie fanden diesmal den Steg nicht und suchten hin und her. Da sahen sie unter den Bäumen einen steinernen Tisch, um welchen vier kohlschwarze Männer saßen und Karten spielten. Sie getrauten sich nicht, die Spieler anzureden, und machten sich davon. Allein, wie sie auch gehen mochten, so trafen sie doch den Steg nicht an. Als es am Morgen betläutete, waren sie wieder an der Stelle, wo sie die Spieler gesehen hatten, aber da war keine Spur mehr von dem steinernen Tisch, und den Steg konnten sie jetzt ganz gut sehen.

55. Die drei Arbeiten.

Der Part in Pfunders war gestorben, und seine drei Söhne stritten sich um die Erbschaft. Sie machten nun folgenden Vertrag miteinander. Der eine solle die Todten auf der Todtenbahre um die Kirche ziehen, der andere solle um Mitternacht den Kessel von Seefeld, einer Alm jenseits des Joches, holen, der dritte solle den weißen Wolf jagen. Wer zuerst nachhause komme, sollte die Erbschaft haben. Die Arbeiten wurden verlost. Es war in der heiligen Nacht, da giengen sie an ihre Arbeiten. Der erste gieng zur Kirche, stellte die Todtenbahre vor die Kirchthür, schlug den Thürring an und sagte den üblichen Spruch. Sogleich kam eine Menge schwarzer Gestalten herbei und setzte sich auf die Bahre.

Da ihrer zu viele waren, musste er einige von der Bahre herabstoßen. So mühte er sich eine Zeitlang mit ihnen herum. Als er sie zuletzt glücklich um die Kirche geschleppt hatte, wollte er sich entfernen. Da verfolgten ihn die Todten. Er hatte aber ein Säcklein voll Mohnkörner mitgenommen und streute ihnen diese Körnlein auf den Weg. Die Todten, welche stark auf den Mohn gehen, bückten sich darnach, und da sie Mühe hatten, dieselben zu sammeln, gelangte er derweil unversehrt nachhause. Er war der erste wieder daheim. Dem zweiten gieng es so: Er nahm einen Hund, eine Kerze und ein Gewehr mit. Auf dem Joche begegnete ihm ein Unheimliches mit den Worten: „Hättest du nicht Heiß und Beiß und Mannsgewehr, zerriss' ich dich zu lauter ‚Fetzilan'." Er machte unbehelligt seinen Weg und holte den Kessel. Der dritte kam nicht mehr zurück.

56. Die Todtentruhe weicht aus.

Ein Gsieser gieng einmal spät abends von Toblach heimwärts und schlug den Weg über Aufkirchen ein. Kaum war er über dieses Dörflein hinaus, als er an einen Baumstamm stieß, der mitten auf dem Wege lag. Der Bauer fluchte über den verwünschten Stock und rief zornig: „Weich aus!" Und richtig wich ihm das Holz aus. Als er es näher besichtigte, war es eine Todtentruhe. Der Bauer gieng nun weiter und gieng immer zu und gelangte doch nicht nachhause. Alles Fluchen half ihm nichts, und er gieng die ganze Nacht und kam nicht thaleinwärts. In der Frühe, als es betläutete und Tag wurde, war er wieder bei der Truhe in Aufkirchen. Diese verschwand plötzlich, und jetzt erst konnte der Bauer vom Fleck kommen.

57. Die verzauberte Sennerin.

Die Bergwiesen der Stalleralm hinter Antholz waren bereits braun geworden und die Herdenglocken verstummt, denn der Herbst war da, und die Senner hatten mit dem Vieh zuthal fahren müssen. Alles war still und einsam oben. Da kam eines Abends ein schmucker Gemsenjäger der Almhütte zugeschritten, der gerne darin über Nacht

geblieben wäre. Wie machte er verwunderte Augen, als er in der Hütte eine bildsaubere Sennerin emsig bei der Arbeit traf! Jetzt, in der Jahreszeit noch eine Sennerin da! dachte er erstaunt. Die Dirne nickte freundlich auf sein „Guitan Obad!" redete aber nicht mit ihm. Als er sie fragte, ob sie ihm nichts zu Nacht kochen könnte, gieng sie sogleich zum Herde, wo ehedem schon ein lustiges Feuer prasselte, und kochte ihm ein rahmiges Mus. Indes die Dirne aber rührte, schaute sie so wehmüthig zum Jäger auf, der am Herde stand und sich wärmte, dass dieser von Liebe und Mitleid über die Maßen ergriffen ward. Endlich war das Mus gar, und der Jäger bat die Dirne, ihm den Rührer zu reichen, dass er ihn, das Mus verkostend, ablecken könne. Nun ist aber das eine weitum übliche Probe für die Herzen des jungen Volkes. Wenn nämlich die Dirne dem Buben den Musrührer nicht versagt, so ist er ihres Jawortes seinerzeit sicher; verweigert eine den Rührer, dann mag sich der Bursche alsbald den Korb umhängen. Die Sennerin gewährte also die Bitte des Jägers und reichte ihm den Musrührer hin; die hellen Thränen perlten jedoch dabei dem Mädchen über die Wangen herab. Der Jäger leckte das herrliche Mus vom Holze rein weg, gab dann den Rührer wieder zurück und sagte: „Vachgelt' dach's Gott, du heachschziga Gitsche!" Die Sennerin machte jetzt auf einmal ein fröhliches Gesicht und sprach zum Jäger: „Schon lang bin ich hier, und nie habe ich noch ein Vergelt's Gott verdient; jetzt aber bin ich erlöst. Gott vergelt' es dir!" Darauf verschwand das Mädchen, das Feuer auf dem Herde erlosch augenblicklich, und in der Hütte war es stockfinster, denn unterdessen war draußen Nacht geworden.

58. Das Todtengerippe auf dem Kirchboden.

Als in Lüsen der schwarze Tod hereingebrochen war und die Leute wie die Fliegen dahinstarben, lief ein altes Männlein, das die Pest auch schon beim Kragen hatte, über den Berg und kam nach Onach, denn er vermeinte dem Tode noch zu entrinnen. Als aber die Onacher erkannten, dass er die Pest schon am Leibe trage, wollten sie ihn im Dorfe nicht dulden, sondern machten Jagd auf das Männlein, um es hinauszutreiben. Das Männlein

aber verkroch sich auf das Gewölbe der St. Jakobskirche daselbst und kam nimmer zum Vorschein. Denn in seinem Verstecke starb es an der Pest. Zweihundert Jahre darnach entdeckte man zufällig in einer Höhlung des Kirchengewölbes das Todtengerippe dieses Männleins und begrub es feierlich.

59. Die Knochen unter dem Feuerherd.

Es ist in Enneberg allbekannt, dass man beim Aufreißen des Küchenherdes in alten Häusern schon öfters auf ganze Lager von Knochen gestoßen ist. Die ältesten Leute geben darüber Auskunft. Sie behaupten, man hätte vor alters, wenn irgendwo ein Herd gesetzt wurde, Thiere geschlachtet, Hunde, Katzen oder auch Lämmer, und hätte dieselben unter dem neuen Herde beigesetzt. Das habe dem Hause Glück gebracht. In noch älterer Zeit habe der Hausvater sogar eines seiner Kinder getödtet, um es unter dem Herde zu vergraben.

Da geschah es einmal, dass in einem Bauernhofe Bauer und Bäuerin zugleich schwer erkrankten und nichts mehr helfen wollte. In dieser Noth wandten sie sich an den Pfarrer, und dieser rieth ihnen, den Küchenherd aufreißen zu lassen. Der Herd wurde abgetragen, und darunter fand man das Gerippe eines Kindes. Dieses wurde in allen Ehren auf dem Friedhofe des Ortes bestattet, und noch am selben Tage standen die beiden Eheleute vom Krankenbette auf und blieben fortan gesund.

60. Die Dreifingerspitze.

Wer in früheren Zeiten in Quatembernächten von Geiselsberg gegen die Furka zu gieng, sah drei feurige Finger, nämlich Daumen, Zeige- und Mittelfinger. Es waren jene, welche bei Tage versteint auf der Dreifingerspitze zu sehen sind.

61. Der Wintersenner.

Vor alters bestand auf der Stalleralm am Wege vom Antholzer- ins Defereggenthal eine merkwürdige Wirtschaft, die das ganze Jahr hindurch andauerte. Sobald nämlich der Sommersenner mit seinen Herden von der Alm abgezogen war, bezog der Wintersenner dieselbe mit seinem kohlschwarzen Hornvieh. Wenn dann der Mai seinen wärmeren Lufthauch auch da oben über die Alm ausgehen ließ und Gras und Kraut zu wachsen begann, dann zog wieder der Wintersenner mit seiner Herde fort. Dieser Wintersenner war aber niemand anderer, als der Senner des verstorbenen ehemaligen Besitzers der Alm. Seinen Winterdienst hatte er auf folgende Weise erhalten:

Er war noch Sommersenner und sollte nach Schluss der Almzeit mit dem Vieh zuthal fahren. Weil er aber nachlässig und unordentlich war und alles auf den letzten Augenblick hinausschob, vergaß er in der großen Eile der Zurüstung zur Heimfahrt die Thüre der Almhütte zu verschließen. Schon waren sie auf halbem Wege bergab, da fiel ihm erst ein, dass die Thüre oben offen stehe. Er überließ das Vieh den Hütbuben und kehrte auf die Alm zurück, die Thüre zu sperren. Aber es war schon zu spät, und die Alm wimmelte von kohlschwarzen Rindern. Der Senner kam nicht wieder zurück; er musste oben bleiben und als Wintersenner die Wirtschaft übernehmen. Er führte sie mehrere Jahre, und immer, sobald das letzte Stück Vieh des rechten Senners zuthal fuhr, brüllte auch schon die erste schwarze Kuh des Wintersenners oben herüber.

Einmal trug es sich zu, dass der Wintersenner dem Sommersenner beim Abzuge des letzteren noch auf der Alm begegnete. Nach üblichem Sennergruß sagte der Wintersenner zum andern, es würde alsbald sein schwarzer Stier mit dem rothen des Sommersenners aufeinandergerathen und ins Stoßen kommen; der rothe werde dabei so ermüden, dass er die Zunge bis auf den Boden herabhängen lasse, und wäre sicher verloren; da möge ihm der Sommersenner zuhilfe kommen und mit seinem Haselstocke auf den schwarzen Stier einhauen, sodann werde es der rothe dem schwarzen abgewinnen. Wie nun der Sommersenner abzog, geriethen wirklich

die beiden Stiere hart aneinander, und der rothe behauptete mit Hilfe seines Senners das Feld. Der schwarze Stier musste weichen und „billte", dass die Berge zitterten. Aber der Wintersenner war dadurch erlöst und konnte mit der Sommerherde heimfahren.

62. Die Wintersennerinnen.

1.

Im Winter geistert's auf der Alm in Defereggen und anderen benachbarten Thälern. Es hausen die Wintersennerinnen dort. Wenn eine Sennin recht geizig ist und auch sonst nicht recht kausche, du verstehst mich schon, so wird sie zur Strafe nach ihrem Tode auf die Alm verbannt und muss den Winter oben kasern und schaffen. Die Heuzieher, die im Winter auf die Berge und Almen gehen, haben solche Senninnen oft weinen und klagen gehört, auch gesehen hat man sie. Sie sind ohne Kopf, die Haare wudeln um und um nur so herab.

2.

Wenn die Knechte im Winter das Heu von der Alm führen, dann merken sie, dass in den Sennhütten gearbeitet wird; es wird Butter geschlagen und Käse bereitet. Sie wissen auch, dass Sennerinnen in den Hütten sind, solche, die in ihrem Leben Butter und Käse zurückbehalten haben, statt an die Bauern abzuliefern, welche ihnen gegen Bezahlung das Vieh anvertraut hatten. Dadurch waren diese Bauern im Herbste um einen Theil des Almnutzens betrogen worden. (Prägraten.)

63. Unheimliches Marken.

Die Enneberger stritten mit den Ampezzanern und Cadorini wegen der Alpen Fodaravedla und Fosses. Endlich machten die Ampezzaner den Vorschlag, dass vier Männer aus ihnen einen auf ihrem Grund und Boden liegenden ungeheuren Felsblock gegen das streitige Gebiet hintragen sollten, und dort, wo sie den Block niederlassen müssten, weil sie ihn nicht mehr weiterschleppen könnten, solle die

Almgrenze sein. Als die Enneberger den Enzstein in Augenschein nahmen, glaubten sie, um den Block nur zu lupfen, wären hundert Bauern zum wenigsten nothwendig, hielten daher ihre Sache für gewonnen und stimmten freudig dem Vorschlage bei. Die vier Männer von Ampezzo aber lupften den Stein und trugen ihn mit Leichtigkeit fort. Natürlich war da der Teufel im Spiele, dem sie vorher die Sache anheimgegeben hatten. Sie trugen den Stein immer weiter, und mit Grauen folgten die Enneberger. Endlich rief eine Sennerin aus Enneberg: „Jesus, Maria! sie nehmen uns die ganze Alm.“ In diesem Augenblick fiel der Felsblock, aber auch die vier Träger unter ihm, und so lagen sie, zerschmettert und zugedeckt, dass keine Spur von ihnen sichtbar war.

Auf dem höllischen Grenzblock wuchsen merkwürdigerweise vier Zirbeln nach der Zahl der zerschmetterten Träger, und oft schon haben die Enneberger diese Bäume umgehauen, aber sie wachsen immer wieder nach. An der Stelle ist's auch unheimlich.

64. Die Pest in Taufers.

Vor alten Zeiten hauste in Taufers die Pest so fürchterlich, dass fast alle Bewohner des Thales starben. Selbst die Geistlichen fielen sämmtlich der Seuche zum Opfer. Man wollte daher die Kapuziner von Bruneck hereinholen, allein auch das dortige Kloster war ausgestorben, und die Tauferer würden alle ohne Sacramente gestorben sein, wären nicht zuletzt die Franciscaner von Innichen gekommen und hätten den Leuten beigestanden. Seit dieser Zeit haben dieselben in Taufers und Ahrn das Recht der Almosensammlung. Die Leute starben ganz schnell; am Morgen waren sie noch gesund und am Abend begraben. Wo eines erkrankte, liefen die Gesunden vom Hause weg, und dem Kranken reichten sie die Nahrung beim Fenster hinein. Viele Leichen blieben daher in den Häusern liegen, weil niemand sich hineingetraute. Der Pestfreithof liegt zuhinterst in Taufers gegen Winkel und Rein hin, dort sind viel tausend begraben, denn viele Häuser starben ganz aus. Nur der Ort Winkel blieb von der Pest verschont; dort starb niemand. Es gab wohl ein Mittel gegen die Seuche; der Spruch lautet:

„Hattest du getrunken Bibernell,
Warst du gestorben nicht so schnell;
Hattest du gessen Baldriun,
Warst du kommen ganz darvun.“

Aber die Leute wandten statt dieser Mittel falsche an.

65. Die Pest in Virgen und Prägraten.

Auch nach Virgen und Prägraten ist der „große Sterb“ gekommen. In dieser schweren Zeit wurde viel gebetet und verlobt, damit Gott die Seuche fortnehme. Die Gemeinde verlobte eine jährliche Wallfahrt nach Maria Lavant bei Lienz und die Opferung eines Widders bei der gütigen Mutter. Bald nach diesem Gelöbnis hat man auf einer Wiese bei Niedermauern den Teufel mit einem Widder stoßen und raufen gesehen. Wie hat da alles aufgeathmet, als der Teufel in diesem Kampfe den Kürzern zog! Seitdem hat die Seuche nachgelassen.

Ein Bildstöckel, das sich bei jener Wiese befindet, enthält ein Bild, auf dem im Hintergrunde der Kampf des Widders mit dem Teufel und vorne ein Leichenzug dargestellt ist. Zum Danke für die wunderbare Erlösung von der schrecklichen Plage ziehen die Virgener und Prägrater alljährlich nach Maria Lavant und opfern dort einen schönen Widder, den schönsten, den sie haben, der aber durch zwei Jahre vorher nicht geschoren werden darf. Zehn Jahre lang bringen die Virgener, die anderen zehn Jahre immer die Prägrater den Widder mit, der zuerst daheim und noch mehr auf der Wallfahrt in Lienz unten prächtig aufgeputzt wird.

66. Sagen vom alten Schloss in der Untervintl.

Wo das alte Schloss in der Vintl gestanden hat, liegt ein Schatz vergraben. Er ist aber „verwunschen“, und wenn er blüht, sehen die Leute um Mitternacht oben blaue Flammen. Einem Hirtenbüblein, das auf dem alten Schloss hütete, erschien eine wunderschöne Frau. Sie sagte dem Büblein, dass sie verzaubert sei und ob es sie erlösen wolle; es gienge ganz leicht. Aber der

Bub erschrak so gewaltig, dass er umfiel. Jetzt verschwand die Frau wieder.

Ein Bauer hatte in der Nähe des alten Schlosses zu arbeiten. Auf einmal sieht er nicht weit weg hinter einem Felsen einen überaus prächtigen Garten, in welchem eine wunderschöne Frau mit einem Kinde lustwandelte. Darüber erstaunt, wollte er ebenfalls in den Garten hineingehen, aber derselbe war verschlossen, und überzusteigen war er gar nicht imstande. Daher lief er zum Burgstaller Bauern und erzählte ihm, was er gesehen hatte. Der Burgstaller wollte nun ebenfalls den Garten sehen, und sie giengen miteinander zurück. Als sie zur Stelle kamen, war kein Garten und keine Frau mehr zu sehen.

Ein anderesmal giengen drei Bauernburschen zur Nachtszeit zum alten Schloss hinauf, um den Schatz zu heben. Oben angelangt, waren sie um alles in der Welt nicht imstande, ein Licht anzuzünden, und ohne Licht kann man den Schatz nicht heben. Sie mussten ihr Vorhaben rein aufgeben.

Im Schlosse haben in grauer Vorzeit Riesen gehaust. Sie trieben allerlei Kurzweil, und hie und da kamen sie auf die Straße herab, Kegel zu schieben. Dabei bedienten sie sich jedoch keiner gewöhnlichen Kegelkugeln, sondern mächtiggroßer Steinkugeln, wie jene sind, die man noch heute auf der Post in der Untervintl sehen kann. Auch die Kegel waren von Stein und etliche Ellen hoch. Und wenn sie kegelten, hörte man es durch das ganze Thal und auf den Bergen, und die Leute vermeinten, es sei der Donner, und schauten ängstlich nach dem Wetter aus. Kugeln und Kegel sind noch gegenwärtig auf der Post in der Vintl; fünf dieser steinernen Kegel stehen im Garten des Posthauses und werden zum Zaune verwendet.

Von dem alten Vinteler Schloss geht dieselbe Sage, wie vom Mullerloch in Taufers. Es wohnten zwei Schwestern im Schlosse, wovon die eine blind war. Die Schwestern hatten aber einen ungeheuren Reichthum geerbt und theilten ihn unter sich. Die Sehende nützte nun das Gebrechen der andern aus, um sie zu betrügen. Für sich füllte sie den Starkübel voll an und hieß die Blinde zugreifen, um sich zu überzeugen, dass sie nicht abrinnendes Maß gemessen habe, sondern gestrichenes. Für die blinde

Schwester aber kehrte sie den Metzkübel um und füllte bloß den seichten Bodenraum. Die Blinde betastete zwar auch diesen ihren Theil, allein, „den Falsch“ ihrer Schwester nicht ahnend, war sie mit ihrem vollen Maße zufrieden.

Da brach des Himmels Strafe über die ruchlose Schwester herein. Auf einmal that sich die Erde auf und verschlang dieselbe mitsammt ihrem ganzen Reichthum.

67. Die Ahrnburger Riesen.

Auch auf der benachbarten Ahrnburg (später Ehrenburg geschrieben) wohnte ein Geschlecht von Riesen. Sie waren Heiden, und ihre am Gezenberg angesiedelten Unterthanen waren ebenfalls heidnisch und verehrten ihre Götzen. Erst zu Luthers Zeiten wurden sie zum Christenthum bekehrt.

Die Ahrnburger Riesen lagen aber in schwerer Fehde mit den Riesen des Vinteler Schlosses. Die letzteren unterlagen den Ahrnburgern und ihren zahlreichen Kampfgenossen vom Gezenberg und wurden in ihrer Feste eingeschlossen. Sie trotzten hier aber jahrelang der Belagerung und den Stürmen und konnten nicht bezwungen werden. Da bauten die Ahrnburger mit Hilfe wälscher Werkmeister, die sie für schweres Geld hiezu kommen ließen, gewaltiges Schießgezeug und beschossen nun die feindliche Burg mit ungeheuren Steinkugeln, welche von den Wurfmaschinen hinübergeschleudert wurden auf das Vinteler Schloss. Jetzt brachen die Burgmauern der Vinteler, eine nach der andern, in den Graben hinab, und die Ahrnburger drangen durch die Lucken, nahmen die Burg mit Sturm und warfen sie in Trümmer.

68. Der Kienberger Riese.

Vor alten Zeiten hauste auf dem Kienberg bei Ehrenburg in Pusterthal ein grimmiger Riese. Die Leute sagen, er habe die Menschen gar nicht leiden können und hätte ihnen überall Böses zugefügt. In seinem Zorn darüber, dass dieses Zwerggeschlecht der Menschen überhandnahm, schleuderte er soviel Steine ins

Marbachthal zwischen Ehrenburg und Montal, dass niemand mehr vorüberkonnte und die Gader aus Enneberg statt durch das Marbachthal über Runggen und Pflaurenz der Rienz zufließen musste. Er war über und über mit Moos bewachsen und so alt, dass er den Kreuzkofel hinten in Abtei so klein wie ein Kospenbloch (Holzstück, woraus die Bauernholzschuhe — Kospen — gemacht werden) gedachte. In Marbach wusste er neunmal Wiese und neunmal Wald. Nach seiner bösen That grub er sich auf dem Kienberg ein so großes Loch, dass es von einem Ende des Berges bis zum andern reichte, und legte sich hinein. Darauf kam ein seltsames fremdes Männlein durchs Gaderthal heraus und warf das Loch über und über mit Erde und Steinen zu. Seitdem kommt kein Wasser mehr aus dem Kienberg, und das köstliche Kressbrünnlein, so vorzeiten aus dem Berge oben hervorgesprudelt, quillt jetzt im Wald unten beim Rainer in Runggen aus dem Boden.

69. Die Riesengräber im Ahrnthal.

Im inneren Ahrnthal lebte in uralten Zeiten ein Riesengeschlecht. Den allgemeinen Begräbnisplatz hatten diese Riesenmenschen da, wo jetzt die Kirche St. Peter steht. Diese Kirche ist wohl die älteste weitum; ein Calendarium von 1003 ist in Abschrift noch vorhanden. Bei Aufstellung des Missionskreuzes 1845 fand man ungeheure Menschenknochen, wie sie für die größten Menschen unserer Zeit nicht passen (Bericht des damaligen Kaplans Kargruber). Im Jahre 1836 fand man unter dem Boden der Kirche, als er aufgerissen werden musste, eine Menge alter Urkunden, die aber sämmtlich ganz vermodert waren.

70. Der Bärenjäger in Putzach.

Im Seberstöckl zu Rein in Taufers ist ein Gemälde, welches eine Scene im wildromantischen Putzach darstellt. Auf einer Felskante steht ein Jäger einem aufgerichteten Bären gegenüber, und rechts klettert ein Bursche mit Gewehr herzu und will schon

zum Schuss ansetzen. Darüber ist ein Muttergottesbild. Unten steht: Jakob Plankensteiner, Jager und Unterseber in Rain 1699.

Hierüber erzählen die Leute Folgendes: Ein alter Seber, ein kühner Nimrud vor dem Herrn und als solcher weitum bekannt, zog einstmals auf die Jagd. Er klettert eine Felswand hinan und steht oben auf schmaler Felskante einem entsetzlichen Bären gegenüber, der sich bereits aufrichtet, den ungeladenen Besucher mit Umarmung zu begrüßen. Der Jäger sieht wohl, dass er zum Anlegen des Gewehres weder Raum noch Zeit hat, wirft daher den Stutzen fort und schickt sich an, mit dem Petzen zu raufen. Zugleich ruft er seinem Sohne, der ihm zuhilfe über die Felsen herüberklettert, zu, er solle ja das Schießen bleiben lassen, sonst könne er den falschen treffen. Nachdem sodann beide, der Jäger und der Bär, sich eine Zeitlang fest umklammert gehalten, scheint beiden der Gedanke gekommen zu sein, dass diese Umarmung zu gefährlich werden könnte, und sie ließen beide zugleich los. Der Bär schaute den Jäger noch eine Weile an und zog sich dann in seine hinten liegenden Felsgemächer zurück; der Jäger aber, der ebenfalls froh war, dem andern so leicht entronnen zu sein, ließ ihn ungestört gehen.

71. Gannaruna.

Unweit Ehrenburg im Pusterthal springt am Fuße des Gezenberges in tiefem Waldesdunkel an einsamer Stelle ein sagenhaftes Brünnlein mit dem uralten Namen Gannaruna (auch Bunaruna genannt). Hier hauste vorzeiten ein Waldweiblein, und der ewige Jude, der über den Gezenberg herkam und vom Brünnlein trank, sagte, dass das Wasser der Ganna so köstlich zu trinken sei, wie das des Jordanflusses.

72. Das wilde Weiblein in Oberpurstein.

Oberpurstein liegt zwei Stunden ober der Tauferer Pfarrkirche auf steilem Bergabhang mit wunderbarer Aussicht über den ganzen Tauferer Boden und die Gegend von Bruneck. Da hinauf kam vorzeiten ein steinaltes Mütterlein, das kein Wort redete,

sondern nur ja schüttelte, wenn man ihm etwas gab. Es blieb lange Zeit in Oberpurstein, lebte vom Almosen der Leute und redete nichts Da kamen die Leute auf einen merkwürdigen Einfall. Sie bewahrten das ganze Jahr hindurch alle Eierschalen auf, und am „Pfestertag“ (Silvestertag) abends stellten sie dieselben auf dem Herde gleich den Kochhäfen ums Feuer. Als das Weibele die Küche hereinkam, ward es über dies Angericht stutzig, öffnete zum erstenmal seinen Mund und sagte:

„Jetzt bin ich schon so alt,
Weiß den Tauferer Boden
Neunmal Feld und neunmal Wald;
Aber so viel Hafelen habe ich noch nie gesehen.“

Dann verschwand es und wurde nie mehr gesehen.

Nach andern soll es gesprochen haben:

„Jetzt bin ich schon so grau,
Weiß den Tauferer Boden
Neunmal See und neunmal Au“ u. s. w.

Dass der Tauferer Boden sehr oft überschwemmt wurde, ist bekannt. Die Feldausschanzungen nach der letzten Überschwemmung haben gezeigt, dass eine Menge Bodenschichten übereinander liegen, zu unterst oft die schönste Ackererde (Humus).

73. Die antrischen Leut'.

Durch das ganze Tauferer- und Ahrnthal geht die Sage von den antrischen Leuten und antrischen Löchern. Fast an jedem Bergabhang findet sich nämlich ein Loch in den Fels gehauen, ein sogenannter Schurf nach etwa vorhandenen Metallen. Diese Schurflöcher sind von sehr verschiedener Länge; manchenorts hat man das Schürfen schon nach erreichter Metertiefe wieder aufgegeben, andere Gänge sind, soweit sie gemessen werden konnten, an die 30 und 50 Meter lang.

Fragst du nun die Leute, was diese Löcher zu bedeuten haben, so antworten sie: „Das ist ein antrisches Loch, da sind vor alters antrische Leut' drin gewesen.“ Unter diesen antrischen

Leuten stellt sich das Volk kleine, in der Regel harmlose, meist freundlich gesinnte menschliche Wesen vor, welche in ganzen Familien einfach und karg von jeher in diesen Höhlen wohnen. Sie kommen nur selten heraus, nur, wenn sie von den Menschen etwas wollen, meist etwas zum Essen, und dann zeigen sie sich für die Wohlthat dadurch erkenntlich, dass sie dem freundlichen Geber einen Schatz zeigen oder etwas Wertvolles schenken. Über ihre Abstammung berichtet das Volk, wie folgt: Unser Herrgott kam eines Tages zu Adam und fragte ihn, wie viel er „Kinderler" hätte. Der Adam hat sich's aber nicht zu sagen getraut, weil er ein ganzes Schock davon gehabt hat, und also leugnet der talkete Mensch wirklich dem Herrgott „woltan viel" von seinen Kindern weg. Darnach, wie der Herrgott so eine Weile den verlogenen Menschen angeschaut hat, sagt er auf einmal: „Die Kinder, die du mir jetzt fortgeleugnet hast, sind verborgen und bleiben verborgen." So hat's den lieben Herrgott „verschmocht, dess Loign". Seitdem halten sich diese von Adam verleugneten Kinder in den Berghöhlen auf.

Am bekanntesten sind die antrischen Leut' noch in den abgelegenen Orten Lappach und Weißenbach. Eine besonders wichtige Rolle spielen sie beim Feichter, dem hintersten Bauernhof in Weißenbach. Bei diesem war einmal eine antrische Dirn; nachdem sie längere Zeit treu und redlich gedient und es gut gehabt hatte bei den Leuten auf dem Hofe, schenkte sie der Bäurin einen Zwirnknäuel und sagte, dieselbe solle immer um das Ende und nie um das Ort (= das andere Ende) fragen, dann werde der Knäuel nie gar werden. Die Bäurin hatte lange Zeit daran. Aber so nach geraumer Zeit „vergachte" sie sich mit Fragen und fragte um das Ort; jetzt auf einmal war das Ort da und der Knäuel gar.

Vor einem antrischen Loche hat man einmal Kinderhemden hangen gesehen. Zuvorderst in einem andern sahen die Leute eine Milchschüssel und einen Kreuzer darin. Sie füllten die Schüssel um den Kreuzer mit Milch und stellten sie wieder an den Eingang des Loches. Als sie das nächstemal vor der Höhle vorbeigiengen, war die Milch fort und die leere Schüssel wieder mit einem Kreuzer am gleichen Platze. Ein alter Fütterer, der noch lebt, erzählt allen Ernstes und mit der heiligsten Versicherung

der Wahrheit Folgendes: Als Bube von 14 bis 18 Jahren musste er in Schwarzenbach (St. Johann in Ahrn) das Vieh hüten. Einmal war er wieder mit mehreren anderen Hütbuben draußen beim Vieh, als sie auf einmal oben aus einer Felswand Rauch herauswirbeln sahen. Sie giengen, die Felswand zu untersuchen, und trafen richtig unten an derselben ein antrisches Loch an. Sie krochen hinein, und bald wurde der Gang so weit und hoch, dass sie aufrecht gehen konnten. Nachdem sie ungefähr 100 Schritte vorwärts gegangen waren, that sich der Gang auf einmal zu einer großen und sauberen Küche auseinander. Auf dem Herde glühte noch die Asche, aber Holzvorräthe sahen sie in der Küche keine, nur eine rostige Axt, ein Hammer und noch anderes Werkzeug lagen in einem Winkel, und oben hinauf zog sich der Rauch durch ein Loch. Ein menschliches Wesen kam ihnen nicht unter.

74. Antrische Löcher in Taufers.

Man findet fast an jedem Bergabhang die antrischen Löcher, welche von den antrischen Leuten bewohnt wurden, und, wie schon erwähnt, knüpft sich beinahe an jedes dieser Löcher eine Schatzsage. Schon die Römer scheinen, wie es die Art der Bohrung nahe legt, im Thale Taufers nach Metallen geschürft zu haben: auch im Mittelalter wurde da nachweislich der Bergbau betrieben, und noch sieht man am Eingang der Burg Taufers auf einer mächtigen Steinwand alte Bergmannszeichen, einen Hammer und eine Steinaxt, welche noch aus dem Mittelalter stammen. Besonders im 15. und 16. Jahrhundert, als der Bergbau wieder aufblühte, muss die Phantasie des Volkes infolge der abenteuerlichsten Erzählungen von Schatzsuchern und Schatzfindern ganz erhitzt gewesen sein. Überall wollte man Gold gesehen haben, und so begann man an allen Ecken und Enden zu bohren und zu graben. Als solche Bohrlöcher der verschiedensten Zeiten stellen sich die sogenannten antrischen Löcher heraus.

Unter den Ruinen des sagenhaften Frauenklosters am Tobel ist ein äußerst schwer zugängliches Schurfloch von 11 Meter Länge in den Felsen gehauen, von welchem die Leute sagen, dass es der

unterirdische Gang zum Kloster gewesen und ein Schatz darin verborgen sei. Ein zweites antrisches Loch ist auf der Schattenseite zwischen Sand und Luttach mitten im Wald unter einem Felsen, und unterhalb der Ausmündung sieht man noch einen kleinen Schuttkegel („Halde"). Der Felsen ist mit Schwefelblüte überzogen. Von diesem Loche geht die Sage, dass es durch den ganzen Berg bis nach Mühlwald führe. In Wirklichkeit endet es nach 16 Metern Länge. Hier sieht man den Zweck der Bohrung wieder deutlich; denn man hat vom Ende aus nach allen Seiten noch einmal angepocht und einige Löcher eingetrieben, aber vergeblich. Es ist wieder nur ein Versuchsstollen. Man erkennt in diesen Löchern deutlich die Spuren von Axt und Berghammer.

Eine weit größere Ausdehnung hat das antrische Loch am Schattenberg in Mühlen. Der Sage nach beginnt es am Griesmayr-Platz zwischen Mühlen und Uttenheim, zieht sich durch den ganzen Schattenberg bis zur Mühlwalder Klamm, mündet in der Klamm am rechten Bachufer, beginnt wieder am linken Ufer, zieht sich weiter nordwärts bis unter die Burfteinwand und mündet dort im Multerloch aus. Thatsächlich findet sich am Griesmayr-Platz ein Loch, welches aber halb zerfallen, daher ungangbar ist, und ebenso ist in der Mühlener Klamm auf dem rechten Ufer des Mühlwalder Baches ganz versteckt ein Loch mit einer kleinen Halde, welche der Bach benagt. Bei diesem Loch in der Klamm behaupten alte Leute noch ganz sicher antrische Leute gesehen zu haben. Das Gestein in diesem Loch ist sehr locker; man kann mit den Händen Stücke losbrechen. 30 Meter vom Eingange findet sich, wie im Tschetterloch am Schlern hinten im Tschaminthal, eine schöne, in den Felsen gehauene Steinbank, auf der leicht vier Personen sitzen können. 38 Meter vom Eingange theilt sich das Loch in zwei Arme; der eine zieht gerade südlich und endet mit 12 Metern Länge, der andere geht ostsüdöstlich und hat deutlich die Richtung nach dem Griesmayr-Platze, aber 42 Meter vom Eingange ist er eingestürzt und nur mehr eine Öffnung von der Weite eines Quadratfußes vorhanden. Hinter der Einsturzstelle setzt er sich in der frühern Weite wieder fort, soviel man durch die Öffnung sehen kann. Eine Fortsetzung dieses Stollens auf dem linken Bachufer in der Mühlener Klamm, die bis zum

Multerloch gehen soll, konnte mein Gewährsmann nirgends entdecken. Das Multerloch endlich findet sich gerade ober der Tauferer Pfarrkirche zu unterst in der Burgsteinwand; es ist ein bloß 1 Meter tiefer Schurf. Von altem Bergbau im Mühlwalder und Lappacher Thal geben noch Hofnamen Zeugnis, so z. B. der Knapp, Bergmeister u. a., ebenso eine Menge von Schurflöchern, oft in sehr geringer Entfernung von einander, besonders auf der Schattenseite in Mühlwald. Unweit des vorerwähnten Stollens in der Mühlener Klamm, ober dem Schweingras- und dem Grünerhof, ist ebenfalls ein tiefes Loch. Sinnacher (Mſ. Pfarrbez. Taufers, Anhang) hörte von dem damaligen Grüner (es ist noch heute Hof- und Familienname gleich) erzählen, dass dessen Großvater beim Streueziehen einmal etliche glänzende Steine gefunden habe, in welchen ziemlich viel gutes Gold gewesen sei.

Auch hoch oben, über der Waldgrenze, trifft man nicht selten solche Erzgänge; hat ja auch der oberste Stollen des Prettauer Bergwerkes, der zusammengefallen ist, oberhalb der Waldregion herausgeführt.

75. Die Unze.

Auf der Stalleralm, hinter dem Antholzer See, waren die Senner vorzeiten einmal überaus muthwillig und ausgelassen und erlaubten sich manchen bösen Streich. Da der Besitzer der Alm keine Sennerin mehr hinaufgab, weil er Schlimmes damit erlebt hatte, machten sich die Burschen selber eine Dirne, aber eine aus Holz, hängten ihr Lumpen herum und ergötzten sich damit. Dieses Holzbild nannten sie Unze. Sie gaben ihr zu essen, stellten sie in den Schuppenkasten und kamen zu ihr fensterlen. Auch andern Übermuth trieben sie mit dem leblosen Gegenstande, der sittlich wenig auferbaulich war. Auf einmal merkten sie, wenn sie das Vieh zusammengetrieben hatten und zurückkehrten, dass das Hausgeräthe nicht mehr am selben Platze stand, wo sie es verlassen hatten.

Dies wiederholte sich öfters, und die Burschen erschraken bis auf einen, der an keinen Spuk glauben wollte und sich erbot, in der Hütte Wache zu halten, während die andern draußen wären,

um zu sehen, wer ihre Milchstöße und Butterkübel durcheinanderzuwerfen sich getraue. Sie waren einverstanden, und der Verwegene blieb allein in der Hütte zurück. Wie nun die andern heimkehrten, wurden sie von Entsetzen erfasst, denn der Zurückgebliebene war geschunden, und seine Haut hieng vorne vom Dach der Hütte herunter.

Einer von ihnen schrie: „O weh, o weh, wer hat denn das gethan?“ „Die Unze hat es gethan“, rief die hölzerne Dirne aus der Hütte entgegen. Jetzt sahen sie durch die offene Thüre, dass das Holzbild lebendig geworden und so schnell gewachsen war, dass es schon die Größe einer erwachsenen Dirne hatte. Sie gaben sich alle Mühe, das Gespenst wegzubringen, allein es war vergebens, und die Dirne fügte ihnen allen möglichen Schaden zu. Endlich wurde ein alter Klosterbruder, der das Geisterbannen verstand, heraufgerufen. Nach längeren Vorbereitungen, insbesondere nach mehrwöchentlichem Beten, Fasten und Almosengeben, dem sich alle unterziehen mussten, gelang es dem Pater, die gespenstige Dirne auf unzugängliche Felsen hinaufzubannen.

76. ’s Dabageiggle.

Auf der Tabaalm, einer Schafalpe in Prägraten, war ein Hirte, der gottsjämmerlich fluchte. Da ist’s halt wohl gekommen, „’s Geiggle“, hat den Hirten zerrissen und seine Schafe davongetrieben. Es kamen die Leute und schauten schreckhaft drein, als sie das Blut, aber weder Hirten noch Herde mehr sahen. Das „Geiggle“ aber rief ihnen aus der Ferne zu:

„Die Haut auf’n Dachlan,
Der Leib auf’n Bachlan,
Der Kopf in der Kling’ (des Messers);
Wenn dös’n suacht, weacht (werdet) ös’n woll finn“ (finden).

Und so ist es auch gewesen.

77. 's Kasemannl.

Zwei Kinder giengen im Spätherbst in den Wald, Holz zu sammeln. Als es schon dunkel wurde, kamen sie zu einer Hütte, vor der ein altes Mannl stand. Dieses lud die Kinder in sein Stübchen ein, wo sie reichlich zu essen und zu trinken bekamen. Darnach fiengen die Kleinen zu schlafen an und schliefen den ganzen Winter hindurch. Die besorgten Eltern suchten ihre Lieblinge lange vergebens.

Als im „Langes" die Knechte in den Wald giengen, sahen sie zwei kleine Schläfer; es waren die Kinder, die im Herbste nicht mehr heimgekommen waren. Die Männer schlugen vor Freude die Hände zusammen; davon erwachten die Kleinen und thaten, als hätten sie nur so ein Stündlein im weichen Moose geschlummert. Freilich war es das Kasemannl, welches sie gelabt und gehütet hatte. (St. Lorenzen.)

78. Das Kühtreiberle.

In Pirställ, einer Alpe in St. Peter in Ahrn, wurde manchmal die Rinderherde zu unrechter Zeit von der Almhütte fortgetrieben. „Das hat halt das Kühtreiberle gethan", denn man hörte weithin jenes eigenthümliche „Läuten" der Kuhschellen und Glocken, das den Eindruck macht, die Herde laufe und springe über Stock und Stein dahin und es müsse jemand dahinter sein. Weit hinauf ins Gebirge wurden die Thiere gejagt, und gieng man nach, sie zu suchen, so wurden sie an Stellen gefunden, wohin sie zu führen der kühnste Hirte nicht gewagt hätte. Doch die Herde war stets vollzählig und unversehrt. Bisweilen aber hat man ihn gesehen, den Schelm, welcher der unbefugte Hirte war; hinter Steinen hat er hervorgeguckt, oder er hat dort, wo ein „Platz" (flache Stelle) gegen einen Abgrund aufhört, sein Köpfel emporgestreckt und verschmitzt gelacht.

79. 's Tannenattle.

Im Stall unterm Barren hockt oft „'s Tannenattle". In der Nacht macht es die Ketten los, womit die Rinder angehängt sind, oder verstrickt die Ketten zweier Thiere, so dass dieselben unruhig werden und die Leute aufwecken. Der Bauer und die Knechte kommen, Ordnung zu schaffen, fluchen wohl auch übers Mannl, das kichernd in einem Winkel hockt, können aber den bösen Wicht nicht erwischen. Manche Bauern sehen das Tannenattle gern in ihrem Stalle, andern aber ist's lieber, wenn 's Mannl zum Kuckuck fährt. (Prägraten.)

80. Die Salvangs in Enneberg.

Die heutigen Ladiner halten den Salvang für ein bäurisch grobes Wesen, uralt und über und über behaart, aber doch voll kindlicher Einfalt trotz der Zaubergewalt, die ihm zugebote steht. Das Weib des Salvangs heißt Ganna. Dieses unheimliche, derbe, übrigens menschenähnliche Wesen hält sich in abgelegenen Waldgründen, besonders gerne an abgelegenen Waldbrünnlein, wie auch in schwer zugänglichen, einsamen Felsenhöhlen auf, von denen einzelne auch heute noch gezeigt werden. Der Salvang gilt als Schützer der Bauern und ihrer Herden, ganz so wie der alte Waldgott Silvanus, als unschätzbarer Wohlthäter der geplagten bäuerlichen Bevölkerung. Er zeigt sich den Bauern überaus gutmüthig und zugethan, besonders geneigt ist er auch den Bauernkindern. Er kehrt dann und wann in einen Bauernhof ein, ausschließlich nur in Einzelhöfe, und wo man ihn gastlich aufnahm, segnete er das Haus, dass es noch heute im Wohlstande ist. Der Salvang konnte aber auch bös und rachgierig werden, wenn man ihn nämlich verspottete oder sonst in Harnisch brachte. Unweit des Dorfes Sanct Vigil in Enneberg liegt der Weiler Curt (Hof) und oberhalb dieses Weilers das Bauerngut Coll sora curt. Dieses Haus gilt von jeher als der Sitz des Segens und idyllischer Eintracht. Das kommt aber vom Salvang her. Vor vielen Jahren kam einmal

der Salvang in das Haus und wurde von der Bäurin wohlwollend aufgenommen. Das Männlein war darüber sehr erfreut und blieb einige Zeit da. Und es hatte es gut bei den Leuten, besonders weil es so freundlich mit den Kindern spielte. Den ganzen Tag tummelte es sich mit den kleinen Rangen auf der Wiese umher und hütete sie, so dass die Bäurin unbesorgt ihren Arbeiten nachgehen konnte. Wenn sie dann heimkehrte, zu kochen, setzte sich das Männlein mit den Kindern neben dem Feuer auf den Herd und machte der Bäurin und den Kleinen allerlei Spässe vor. Sagte die Bäurin: „Heute werde ich wohl etwa zu wenig gekocht haben", so sprach das Männlein: „Gerade genug", meinte aber das Weib, es hätte wohl zuviel in die Pfanne gethan, dann sprach der Salvang: „Ist gerade recht." Und sie kochte jedesmal, soviel nöthig war, hatte sie nun viel oder wenig eingerührt.

Die Dirne des Hauses hatte das Männlein lieb gewonnen, und sie schob ihm nicht selten ihren Theil am Kuchen zu und that sich selber mit der Suppe genüge. Der Salvang nahm den Kuchen dankbar in Empfang, und bevor er weggieng, schenkte er der Dirne einen Zwirnknäuel, von dem sie viele Jahre Strümpfe strickte, und der Knäuel nahm doch kein Ende. Dadurch wurde sie vermöglich und heiratete in einen ansehnlichen Bauernhof. Da wurde ihr das Stricken zu einfältig, und sie sagte eines Tages: „Nimmt denn der Knäuel gar kein Ende?" Da auf einmal war der Knäuel gar; die wohlhabende Bäurin aber hatte auch keinen Segen mehr, und mit dem Haushalt gieng es nach und nach dem Ende zu. Sie bereute wohl oft ihren Hochmuth, aber es war zu spät. Wo die Leute dem Salvang freundlich begegneten, ereignete es sich oft, dass er zur Zeit des Vollmondes, auch mitten im Winter, des Nachts, während alles schlief, die Schafe aus dem Stalle auf die Weide trieb und sie im Mondschein hütete. In der Früh führte er sie sodann wieder in den Stall zurück, und die Thiere wuchsen und wurden stark und fett und dichtwollig, ohne dass der Bauer sie zu füttern brauchte.

81. Wie die Salvangs Hochzeit halten.

Eines Abends gieng der Richter von St. Vigil in Enneberg von Abtei herab heimwärts, und weil er spät fortgegangen war, überfiel ihn die Nacht auf dem Wege. Und er schritt gerade durch den Pleieswald, wo es ohnehin nicht recht geheuer ist, als es ganz finster wurde. Da hörte er eine schöne Musik im Walde und wusste nicht, woher da die Musik käme, denn im ganzen Wald ist kein Haus. Endlich sah er einen herrlichen Palast vor sich am Wege, und weil er sich nicht stark fürchtete, gieng er darauf zu. Die Fenster waren hell erleuchtet, und die Musik kam aus dem Palaste. Er lugte ein wenig zum Fenster hinein und sah, wie die kleinen Waldmännlein da Hochzeit hielten. Auf der Fensterbrüstung saßen eine Menge schwarzer Katzen, bliesen zum fröhlichen Tanz ihre lustigen Weisen auf Flöten, Waldhörnern und Posaunen, und etliche strichen ihre Saiteninstrumente. Das gab ein Gewimmel! Unzählige Paare von Männlein und Weiblein tanzten in einem großen Saale herum, andere liefen geschäftig hin und her, und durch die offene Saalthüre sah er der Zwerglein genug die Treppe auf und ab laufen. Als aber der Tanz zu Ende war und der Richter noch immer verdutzt durch das Fenster schaute, wurde er von innen beobachtet, und im Augenblick war ein Schwarm von Männlein und Katzen über ihn her, so dass er nicht mehr entrinnen konnte. Er wurde zerkratzt und gebissen und gestoßen und geschupft, bis er auf den Boden zu liegen kam. Da auf einmal wurde alles wieder ruhig und war nichts mehr zu sehen, noch zu hören. Aber der Richter lag auch nimmer im Pleieswald, sondern auf der höchsten Spitze des Peitlerkofels, wohin ihn die Salvangs entrückt hatten. Es kostete ihn nicht geringe Mühe, bei Tagesanbruch die Felswände herabzuklettern.

82. Der Salvang mit dem rothen Röcklein.

Im Gaderthal sind die Schafställe wie anderswo oben in der Nähe der Wälder. Da haben nun die Waldmännlein, die Salvangs, die da und dort noch immer den Wald bewohnen, ihre Nachbarn, die gutmüthigen Schäflein, vor allen andern Haus-

thieren am liebsten und pflegen und hüten sie, als wären es ihre Kindlein. In Abtei oben hauste im Walde ein solch kleines Männlein, das vor lauter Liebe zu den Schafen nicht wusste, was es den lieben Thieren nur Gutes anthun sollte. Die Leute brauchten gar keinen Schafhirten anzustellen, denn das Männlein war immer um die Herde herum, führte sie auf die besten Weideplätze und streichelte und liebkoste die Thiere und ließ in seiner Sorgfalt keinen Augenblick nach. Selbst in der Nacht hatte es oft Langweile, weil die Schafe im Stall waren, und es ließ die Herde heraus und hütete sie im Mondschein. Die Schafe gediehen aber auch unter seiner Pflege, dass es eine Freude war, und wurden dick und rund. Da thaten sich endlich einmal die Bauern, denen die Schafe gehörten, zusammen und rathschlagten, wie sie dem Männlein aufs passendste lohnen könnten. Und weil sie gesehen hatten, dass es ein altes und fadenscheiniges Röcklein anhatte, welches für den Winter nimmer wohl zu brauchen war, ließen sie ihm ein neues machen von schöner rother Farbe, auf dass seine Freude umso größer wäre. Das Röcklein hiengen sie, als es fertig war, an die Thüre des obersten Schafstalles und legten sich in einen Hinterhalt, um zu sehen, wie es sich dazu anstelle. Wie das Männlein desselben Abends nun das Ding auf der Stallthür antraf, probierte es sich das Röcklein an, sprang wie außer sich herum und hatte eine große Freude. Aber auf einmal stand es still, zog das Röcklein wieder aus und hub an bitterlich zu weinen und zu klagen, dass das Röcklein roth sei und nicht schwarz wie seine Schäflein. Unter lautem Jammern gieng es in den Wald hinein und ließ sich nie wieder sehen.

83. Der Orco in Enneberg und Abtei.

Den eigentlich ennebergischen Localgeist, den Orco, stellen sich die meisten Leute als einen Teufel (le malang) in der Gestalt eines kleinen Vogels vor, der in die Nacht hinausjauchzt ungefähr wie ein Bäuerlein, wenn ihm der neue Heurige einen Schwibs angethan. Jui, jui, jui! tönt es oft durch den nächtlichen Wald. Wenn einer in seinem Übermuthe dieses Gejauchze nach-

ahmt, so kommt der Vogel heran und näher und immer näher und wächst zu einem Riesenungethüm, das zuletzt dem Frevler auf den Rücken springt, und das er dann keuchend fortschleppen muss, bis er zu einem Wegkreuz oder zu einer Kirche gelangt. Da erst springt der Unhold ab und entfernt sich. Seine Last ist so schwer, dass der von ihm Besessene fürchten muss, jeden Augenblick unter dem entsetzlichen Gewichte zu erliegen. Manchmal ist der Vogel ganz feurig anzusehen, und ein feuriger Schweif hinter ihm bezeichnet seinen Flug.

Am Fuße des Kreuzkofels steht die vielbesuchte Wallfahrtskirche zum heiligen Kreuz, von welcher das trotzige Dolomitenriff dahinter seinen Namen trägt. Unweit dieser Kirche breiten sich mehrere Bergwiesen aus, die ob ihrer herrlichen Lage und ihres vorzüglichen Heues viel gepriesen werden.

Wie überall, so versammeln sich zur Mahdzeit auch auf diesen Bergwiesen des Abends die Mahdleute in irgend einer Almhütte oder auch im Freien, wenn's nicht zu kalt ist, und vertreiben sich ein paar Stündlein mit allerlei Kurzweil, Sang, Spiel und Scherz. So kamen auch vor ungefähr siebzig Jahren an einem prächtigen Sommerabend dort die Knechte und Dirnen nach dem Nachtmaglen in einer der größeren Sennhütten zusammen und erzählten alle möglichen Abenteuer, Räuber- und endlich Gespenstergeschichten, bis einer wohl richtig auf den Orco verfiel und von diesem eine Geschichte zum Besten gab. Da war auch einer drunter, der gar an keine Gespenster glauben wollte und daher die Behauptung kecklich aussprach, also gäbe es auch keinen Orco. Mehrere andere stimmten ihm bei, die übrigen, namentlich die Dirnen aber meinten, er solle nicht allzu vorlaut sein mit seiner Rede, sonst könnt' er's noch erfahren, dass er gewiss daran glaube. Dies reizte den ungläubigen Thomas zu noch kräftigerem Widerspruch, und er wollte gern den Mädeln seine Curasche zeigen. Daher hub er an, den Geist ein wenig zu söppeln. Die Dirnen fürchteten sich und giengen schlafen. Wie nun auch die Burschen aus der Hütte traten, um im Heustadel drüben ihr Nachtlager aufzusuchen, hörten sie von ferne, als käm's vom Kreuzkofel herab, das bekannte grauenerregende Jauchzen, und alle riefen sie, zu Tode erschrocken, mit einer Stimme: „Der Orco!“

Nur der eine, der Fürchtmichnicht, sagte, das wolle er ihnen jetzt zeigen, dass es gar keinen Orco gebe, und jauchzte dem auf dem Kreuzkofel oben nach, dass den übrigen ganz anterisch zumuthe wurde; er wollte ihn übertrumpfen. Da fuhr mit Blitzesschnelle ein großmächtiger Feuerschweif wie von einer Riesenrakete vom Kreuzkofel oben durch die Luft herüber und über ihren Köpfen hinweg und ließ sich etwas Feuriges auf dem Dachfirst des Heustadels, dem sie zueilen wollten, nieder. Alles rannte vor Entsetzen durch die offene Stadelthür auf den Heustock und verkroch sich dort, der eine wollte tiefer hinein als der andere. Oben aber über ihren Köpfen saß ein häßlicher schwarzer Vogel, aus dessen Gefieder und Schnabel von Zeit zu Zeit ein sprühendes Feuer ausgieng wie von einem „Speibteufel", und der unter einem Gelächter, wie es nur der schadenfroheste Mensch, ein wahres Höllenbratel, herauszubringen vermag, auf die vor Entsetzen völlig ohnmächtigen Mahder unten im Stadel hinabglotzte mit seinen feurigen Augen, dass einem das Herz zu Stein werden musste. Denn, wie ein Unglück nie allein kommt, es hatte tags vorher ein Wirbelwind das Stadeldach arg zugerichtet und einen Theil gar mitgenommen, so dass der Himmel auf den Heustock herabsah, diesmal aber die Hölle. Denn auch jener kecke Knecht, der diesen Schrecken verursachte, war nun bekehrt und hielt den Orco für den Ausbund aller Satane der Hölle.

So hat der Orco seine Freude daran, wenn er die Menschen ein wenig zu erschrecken Gelegenheit hat; ein größeres Unglück indessen hat er wohl nur sehr selten über einen gebracht. Die Leute glauben noch heute an den Orco und behaupten auch steif und fest, dass sie sein Jauchzen und Gelächter hören.

84. Der Wald bewegt sich.

Von Rein heraus ins Taufererthal führt der Weg zwei Stunden lang durch einen überaus wildromantischen Wald. Überall liegen Steine und Felsblöcke umher, links und rechts steigen die Berghänge fast senkrecht empor, hart neben dem Wege tost der wüthige Reinerbach mit seinem schrecklichen „Tobeln".

Im Winter ist man da den Lawinen, im Sommer dem Bergrutsch ausgesetzt, wobei oft ganze Felsen mit herabkollern.

Aber in diesem Walde ist's auch sehr unheimlich. Man erzählt sich alles Schreckliche davon. Sehr oft ist es den Leuten begegnet, dass, wenn sie des Nachts von Tausers nach Rein auf dem Wege waren, auf einmal der Reiner Wald in Bewegung gekommen ist von oben nach unten. Aber nicht bloß die Bäume, sondern auch ganze Steinkolosse huben an, auf den Wanderer herabzurutschen, und zwar mit einem so entsetzlichen Gepolter, dass es schien, als brüllten lauter wilde Thiere durch den Wald. Aber davonlaufen darf keiner aus Furcht, sonst hat er kein Glück mehr in der Welt; derjenige hingegen, der schneidig vorwärts geht und die Gefahr nicht achtet, wird ein ausgesuchter Glücksvogel.

85. Der Schatz in der Haslacher Klause.

Unter den Trümmern der Haslacher Klause bei Mühlbach soll ein Schatz vergraben sein. Einmal machten sich des Nachts drei Bauernburschen auf den Weg dahin und trugen einen Sack mit sich, um das Gold hineinzuthun. Als sie an die rechte Stelle gekommen zu sein glaubten, fiengen sie an zu graben und sagten dabei den gelernten Zauberspruch. Aber es wollte kein Schatz zum Vorschein kommen. Auf einen Menschenschädel stießen sie, und einer der Burschen sagte übermüthig: „O du armseliger Schatzhüter, du rührst auch keinen Zahn mehr in diesem Bettelloch!“ und kegelte den Schädel mit dem Fuße verächtlich auf die Seite. Die Burschen giengen nun, ohne einen Schatz gefunden zu haben, nachhause und legten sich schlafen. Auf einmal klopfte es an die Thür der Schlafkammer, und als der Bursche, welcher den Schädel beiseite gestoßen hatte, aufthat, stand ein Geist vor ihm, der ebendenselben Schädel aufhatte, und grinste ihn entsetzlich an. Der Bursche schlug die Thüre augenblicklich wieder zu und kroch voll Entsetzen unter die Decke. Am Morgen, als man ihn wecken wollte, war er todt.

86. Vom Schatz im Teufenthal.

Durch das Teufenthal führt der Weg zu der Stelle, wo die ältesten Herren von der Vintl ihre Burg gehabt haben sollen.

Einst gieng ein Bauernweib durchs Teufenthal. Unterwegs sah sie ungemein viel Kohlen auf dem Boden liegen und wusste doch von keinem Kohlenbrenner im Thale. Verwundert hob sie etliche Stücke auf und steckte sie ein. Als sie zu ihrem Hause kam, wurde der Sack immer schwerer, und wie sie vorwitzig hineingreift, hat sie pures Gold statt der Kohlen in der Hand. Rasch eilte sie zur Stelle zurück, wo sie die Kohlen gesehen hatte, um sich die übrigen noch zu holen, allein sie waren spurlos verschwunden.

Ein anderesmal giengen mehrere Bauern durchs Teufenthal. Auf einmal sahen sie den ganzen Weg vor sich mit blanken Goldstücken gepflastert. Noch nie hatten sie solch theures Pflaster gesehen, aber als sie über und über verwundert stehen blieben und die funkelneuen „Tuggotn“ wohlgefällig betrachteten und sich endlich doch auch zum Einsammeln derselben bückten, kam ein kohlschwarzer Zottelhund herbeigelaufen, der aber, bevor er zur Stelle war, wieder unsichtbar wurde. Während die Bauern zum Hunde hinsahen, verschwanden auch die Goldstücke wieder, und auf dem Wege lagen statt des „tuggotenen“ Pflasters die wertlosen Steine umher wie früher.

87. Das goldene Kalb.

Zwischen Sonnenburg und Kniepass (Gemeinde Sanct Lorenzen) ist ein hoher, steiler Felsen, „Burgkofel“ genannt. Auf diesem Felsen stand ehemals eine Burg, in der Raubritter mit großen Schätzen hausten. Einmal kam ein Soldatenführer aus „wälschem Lande“, welcher die Burg eroberte und zerstörte. Die Tochter des Ritters wurde in den Abgrund gestürzt; der Schätze aber konnte man nicht habhaft werden, weil sie in den tiefen Ziehbrunnen versenkt worden waren. Unter den Schätzen soll sich auch ein goldenes Kalb befinden. (Als ein Bauer im Wirtshaus zu St. Lorenzen diese Sage erzählte, bemerkte ein anderer: „Wenn das goldene Kalb gefunden wird, möchte ich ganz gern ein hinteres Viertel kaufen.“)

Beim Stadlerbauern in Lothen soll eine Tafel gewesen sein, welche die Burg darstellt. Zwei Bauern in Lothen, welche vor einigen Jahren das goldene Kalb ausgraben wollten, giengen zum Stadler hin, um mit Hilfe dieses Bildes die Stelle zu ermitteln, wo der Ziehbrunnen — „der tiefe Ziggl" — sei; das Bild war aber nicht mehr vorhanden.

88. Die Freimannsgrube.

In der Brixener Gegend erzählt man von einer merkwürdigen Goldgrube, die Freimannsgrube genannt. Niemand weiß sicher, wo die Grube sich befindet; die meisten sagen, sie liege irgendwo am Wege nach Kärnten.

In die Freimannsgrube darf jeder eintreten, der sie nur findet; aber sie steht nur alle hundert Jahre einmal offen. Dann sieht man darin ein blaues Licht herumtanzen; das kommt daher, weil der Schatz blüht. Die Grube führt tief in den Berg hinein und besteht aus drei hinter einander folgenden Höhlen. Vor jeder derselben hält ein gespenstiger Bergmann Wache, und der vor der dritten Höhle, in welcher der Schatz liegt, schwingt drohend ein langes Schwert, um dem Schatzsucher Furcht einzujagen. Selten getraut sich jemand beim dritten Wächter vorbei, aber einer ist doch einmal hineingegangen und hat das Gold nur so haufenweis angetroffen. Er hat sich damit seinen Schurz voll angefüllt und ist wieder heraus. Wie er aber beim letzten Wächter vorbei musste, hatte dieser einen Todtenkopf auf, der so fürchterliche Grimassen schnitt, dass der Mann in seinem Schrecken alles Gold aus dem Schurze fallen ließ und leer davonrannte.

89. Sage vom Schatzberg.

In Enneberg wird viel vom Schatzberg erzählt. Wo der Berg ist, wissen die Leute nicht mehr; einige sagen, derselbe wäre in Kärnten drunten. Der Schatzberg ist hohl, hat aber eine ganz schmale und niedere Öffnung, die mit Alpenrosengebüsch verwachsen und nur einmal im Jahre, in der Johannisnacht, sichtbar und zugänglich ist. Wer dann sich hineinwagt, kann steinreich werden,

hat aber zuvor die mannigfachsten Abenteuer zu bestehen. Er muss anfangs einen engen und finstern Gang passieren und kommt hernach in einen großen Palast, in welchem sich überaus kostbares und herrliches Hausgeräthe befindet, Tische und Sessel, Spiegel und Sopha, Leuchter und Ampeln, alles von purem Golde. Wer diese Herrlichkeiten schaut, glaubt in eine andere Welt versetzt zu sein und vergisst ganz der wirklichen. Alles Leid und alle Widerwärtigkeit des Lebens ist aus seinem Gedächtnis wie weggewischt. Eine große goldene Thüre führt ihn aus dem Palaste rückwärts in ein Gewölbe von wunderbarem Bau, worin soviel gemünztes Gold aufgeschichtet ist, dass es bis an die Decke reicht. In diesem eigentlichen Schatzgewölbe mag er nun soviel Gold nehmen, als er zu tragen vermag. Kaum hat er sich jedoch mit dem Golde beladen, steht schon ein großer schwarzer Hund bei der Thür, der ihm den Ausgang verwehrt. Allein der Hund hat keinen Zahn im Maule, und wenn er die Furcht überwindet und das Thier beiseite schiebt, gelangt er zurück in den Palast. Dieser wimmelt aber jetzt von Soldaten, die ihm mit gezückten Schwertern drohen. Allein die Schwerter sind stumpf und verbreiten nur Schrecken. Wenn er die Soldatenhaufen muthig durchschreitet, trifft ihn kein Hieb. Vor dem Palaste aber breitet sich ein Flammenmeer aus, dessen Feuer jedoch nicht brennt, sondern bloß schreckt. Hat er es furchtlos durchschritten, hemmt allerdings ein mächtig angeschwollener Strom seine Schritte; dessen Wasser ist jedoch nicht tief und macht ihn, wenn er es zaglos durchwatet, nicht nass. Wenn er nun wieder festen Boden unter sich hat, dann steht er endlich vor dem letzten Hindernis; ein tiefer Abgrund öffnet sich vor ihm, aus welchem Drachen und andere grässliche Ungeheuer heraufdrohen. Er braucht nun bloß herzhaft vorwärts zu gehen, und der Abgrund schließt sich unter seinen Füßen. So gelangt der Furchtlose mit seinem Golde glücklich wieder durch die Öffnung ins Freie. Selten geschieht es aber, dass einer so standhaft allen Hindernissen trotzt; schon viele sind in den Berg gegangen, sind aber nicht so glücklich davongekommen. Niemand darf länger als einen Tag bei all den Herrlichkeiten im Berge verweilen. Das haben mehrere, die hineingegangen sind, nicht befolgt, sondern haben sich an den Kostbarkeiten nicht satt sehen können und sind

länger im Berg geblieben. Zu ihrem größten Schrecken ist dann auf einmal alles verschwunden, und sie haben den Ausgang nicht mehr finden können. Andere wurden beim Anblicke der schrecklichen Gestalten von Entsetzen erfaßt, warfen das mitgenommene Gold zu Boden und wollten sich nach dem Ausgange retten, der aber ebenfalls versperrt war. Sie alle mußten ein ganzes Jahr in einem halbdunkeln Gemache des Palastes verweilen, wo sie weder Freude noch Schmerz empfanden. Erst übers Jahr in der Johannisnacht that sich für sie ein Ausgang wieder auf, und sie konnten ins Freie gelangen, aber nicht durch jene Höhlung, durch die sie vor einem Jahre eingetreten waren, sondern durch einen Felsspalt, der sie in eine landfremde Gegend führte, wo sie nur mit Mühe den Heimweg finden konnten.

Einmal nahm ein Schlaumeier seinen Hund mit in den Berg, kam glücklich mit demselben in das Schatzgewölbe und, nachdem er den Hund mit Gold beladen hatte, auch ungehindert wieder heraus.

Nicht so glücklich ergieng es anfangs einer armen Frau, die in ihrer Noth sich in den Schatzberg wagte. Sie hatte ihr kleines, unschuldiges Kind auf dem Arm mitgenommen, indem sie glaubte, daß sie durch des Kindes Unschuld vor jeder Gefahr bewahrt bleiben würde. Sie gelangte richtig in das Schatzgewölbe und mit Gold beschwert auch wieder glücklich heraus. Aber, o Schrecken, sie hatte das Kind mit herauszunehmen vergessen, welches auf dem Fußboden der Schatzkammer vergnügt mit den glänzenden Ducaten spielte. Als sie nun ins Freie kam, dachte sie an ihr Kind und lief nach dem Eingange zurück, um es zu holen. Aber der war schon verschlossen, und die arme Frau gerieth völlig in Verzweiflung. Sie klagte ihre Noth dem Pfarrer des Ortes, und dieser rieth ihr, in der nächsten Johannisnacht das Kind abzuholen. Wirklich begab sich die Frau übers Jahr in den Schatzberg, um das Kind zu befreien, und fand es auch im Palast, auf einem grünen Sopha sitzend und vergnügt mit einem großen Goldstück spielend. Neben ihm stand ein Korb voll der köstlichsten Früchte. Das Kind sah auch blühend aus und empfieng die Mutter mit lieblichem Lächeln. Die Frau hob es auf ihren Arm und trug es ungehindert aus dem Berge.

90. Vom reichen Oberheidacher.

Auf dem Oberheidacherhof in Oberwielenbach lag in früheren Zeiten großer Reichthum.

Ein alter Oberheidacher soll den Hof durch einen glücklichen Zufall steuerfrei gemacht haben.

Unten auf der Landstraße war ein Tanzbär losgekommen, der sich nun im Tesselberger Gebiet herumtrieb und Furcht und Schrecken verbreitete. Der Heidacher machte sich mit seinem Stutzen auf, dem bösen Ausreißer „einen andern Tanz aufzuspielen“. In der Tesselberger „Lahne“ legte er sich in den Hinterhalt, nachdem er Hut und Rock an einen Baumstrunk gehängt hatte. Der Bär kam und wollte probieren, ob im Rock auch der Mensch stecke. Diesen günstigen Augenblick benützte der Heidacher zu einem sicheren Schusse. Als Preis erhielt er von der Regierung die Steuerfreiheit seines Hofes

Die Oberheidacher waren reich, steinreich geworden.

Von allen Oberheidachern ist aber nie so „groaßgithun und giplodert“ (geprahlt) worden, wie von zwei Brüdern, dem Nikl und dem Hannes.

Der eine war verheiratet, der andere ledig. Wenn einer von den Brüdern nach Bruneck kam, so blieb er gleich mehrere Tage dort und „lebte“, dass es beim Bezahlen der Schuldigkeit frisch der Mühe wert war, in den Sack zu greifen.

Einmal verlor der Bauer in Bruneck sein ganzes Geld im Spiele. Unlustig kehrte er heim. Sein Bruder errieth bald das Richtige und fragte ihn, wo er denn gespielt habe. Sogleich eilte er in die Stadt. Er hatte sich nicht getäuscht, die Spieler saßen noch beisammen. Gleichgiltig setzte er sich hin und ließ sich nach kurzer Rast in das Spiel ein. Es dauerte nicht lange, so war das verlorene Häuflein wieder da. Und wie er daheim war, warf er den Geldsack in die Truhe und rief: „Marsch inne damit! Bischt schun länge do giwessn.“

In Bruneck war der Kirchthurm „zäntluckat“ (zahnlückig) geworden; man hatte nämlich die große Glocke herunter gelassen. „Wäs kostet der Thurn?“ fragte der Heidacher Bauer, „i brauchat'n lei züm an Geldsöckl.“

Musste der Bauer einen Ehehalt dingen, so war er mit einem Knecht oder einer Dirn bald „händloans".

„Ischt (issest) du gearn lei (nur) woazene Knödl?"

„Jo, dös moan i schun."

„Ischt du gern lei tschottena Tirschtlan?" (Törtlen.)

„Dös moanat i, dass i dö vertrog."

„Nächer (nachher) taugnsch de (taugst du) gan üns."

Als die „Almer" im Herbste heimwärts fuhren, fiel vom Wagen ein Butterknollen herab. Er „kugelte" weit hinunter über eine Wiese und drückte an deren Rand den Zaun nieder. Weil man aber keine Zeit hatte, den Zaun auszubessern, so legte man einstweilen „Speckseiten" für, und anstatt der Holzringe, welche die Zaunspelten zusammenhalten, nahm man geselchte Würste.

„Im Winter ist bau üns wianig zi thian", erzählten oft die Heidacher. „Die Weiberleut', dö thian in gänz'n Winter Butter schlog'n, und die Manderleut' sein hält in Stodl, Geld ozwind'n (mit der Windmühle zu reinigen). Die Ächtzehner, dear Bettel, floigg lei hint außn. Hintern Stodlthoar, selm isch a Korb angiloant, wo dös mindere Geld innegiworfen weard. Wear darzui kimmp, derf van selm instecken, wäs Plätz hät.

Am Kirschta (Kirchtag) ober hobm mer gor an Unmuiß. Zwoa gian in die Städt, Fleisch zi kaf'n, zwoa gian um an Wein, und die ändern müaßen woll außern Hause Kräpfen audrischt'n" (vergl. Heudrischte = kegelförmiger Haufen Heu, der beim Hause aufgeführt wird, wenn im Futterhause zu wenig Raum ist).

Der Heidacher hatte einen sehr großen Viehstand und daher so viel Milch, dass außer dem Hause, im Freien, Butter geschlagen werden musste; sein Butterkübel schloff bei der Hausthür nicht durchein, so groß war er. Die geschlagene Butter wurde dann vor dem Hause wie ein Holzmeiler aufgekastelt. Ein solcher „Butterleisten" war einmal gar zu groß ausgefallen; man sah nimmer darüber weg. Da fiel er um, die Knollen giengen los und kugelten drunter und drüber den Berg hinab, rissen des Heidachers Zaun mit fort, und einer schlug unten einen Lärchbaum also ganzer zu Boden.

Eines Tags gieng der Heidacher nach Bruneck um die große Glocke; er brauche sie, sagte er, um sein Geld hineinzuthun.

Aber den Bruneckern war ihre Glocke nicht feil. Darauf sagte der Heidacher stolz: „A recht, enkra Glogge war für mei Geld decht lei zi klaane."

Dem Oberheidacher wurde eine Tochter getauft. Als der Priester bei der Taufe das Salz gebrauchte, meinte der Bauer: „Viel zi rass (scharf) für a son a Kind!"

Auf dem Heimwege begegnete ihm ein Nachbar. Als dieser erfuhr, dass man dem Heidacherhofe eine Tochter zutrage, sagte er: „O, lei a Gitsche!" Der Bauer aber sagte darauf: „A deiniger Bui wearscht amol froa sein drum."

Und wirklich heiratete ein Sohn des Nachbars die junge Heidacherin. Dieses „G'schlacht" (Geschlecht) soll noch gegenwärtig auf dem Hofe sein.

Bevor er starb, der reiche Heidacher, vermachte er seinem Hofhund tausend Gulden.

91. Ruinz'n foch'n.

Der Kitzermätz gieng auf die vielen Erzählungen hin, die er über die Ruinze gehört hatte, aus, um sein Glück mit der Ruinze zu versuchen. Er hatte einen Korb auf dem Rücken, da hinein sollte das unbekannte wertvolle Ding kommen. Bei einer Mühle musste er sich aufstellen und seinen Korb dort unterhalten, wo das Wasser auf die Mühlräder fließt. Von da oben kommt die Ruinze herab. Auf einmal rauscht es, das Wasser, das vorher abgekehrt war, schießt von der Höhe hernieder; endlich bringt es die Ruinze Über und über nass trägt er glückselig den schweren Korb mit dem Schatze davon. Er darf aber noch nicht anschauen, was er darin hat; das würde ihm zum Unheil sein, wenigstens gienge der Schatz verloren. Ein Wirt, bei dem er vorbeirennt, bietet ihm 100 Kronen für die Ruinze; er gibt sie nicht her. Des andern Tages ist die Ruinze leider nicht mehr da, sie ist gestohlen worden. Die Leute sagen, die Ruinze hätte aus zusammengenähten Schaffellen bestanden. (St. Lorenzen.)

92. 's G'schichtl van Burgstöckl in Reischa.

(Dialect von Bruneck.)

A Weibile va Reischa isch amål zwischn Liachtn in Wåld augn gång gegn 's Burgstöckl, Schabe (Reisigbündel) zi mächn odar Strebe zi rechn. Die Leut sogn, sebm onbm war amo a G'schlouß g'stonn und dinne war a a Schåtz vagrobm. Wia se wi' ålm mit ihrn Körbl rästit, siecht se gallign gor a schians grüans, rundis Platzl und a blowis Foier dran. As hät souvl schiane gigliant, afs is a Freude isch giwedn unzischaugn. Sie hät obar wiedar ihrn Korb afn Buggl ginumm und isch lei wiedar hoamwärts ågn gång. Darhoame hät se nar darzöhlt, wås se g'sechn hät. Dänna hobm sie se lei krode ausg'schmocht und hobm g'sågg, des war jå da Schåtz giwedn. „Schn Närre, hasche die giweichte Pättar zuigilegg, når war dar Schåtz dein giwedn." Do hät sie 'ra gidenkt: „'s negstimå wear i schun schaugn, afs id'n kriag." Aber so oft se augn gång isch, hät se nia nicht ma g'sechn.

---

93. Wie die Schweinszähne zu Gold werden.

Vor vielen Jahren begab sich ein Herr von Vintler des Nachts von Bruneck aus über Lamprechtsburg und den Reischacherberg hinan auf die Jagd. Wie er nun das Schloss Lamprechtsburg hinter sich hat und bei-Reischach vorbei hinaufsteigt in der Richtung gegen die nralten Burgtrümmer, die wahrscheinlich von dem in alten Urkunden genannten Gesäß Rischon herrühren, gewahrt er neben dem Wege einen Waschtrog voll blanker Schweinszähne. Was das zu bedeuten habe, wusste er nun allerdings nicht; er wollte immerhin, da sie so überaus sauber waren wie Elfenbein und geradezu funkelten, einige Stücke seiner Frau mitbringen und steckte daher drei davon in die Tasche. Darauf setzt er seinen Weg fort und vergisst gänzlich der Zähne im Sack.

Erst als er am andern Tag heimkam, erinnerte er sich derselben wieder, griff in die Tasche, zog aber keine Schweinszähne mehr, sondern drei blanke Goldstücke heraus. Noch am

selben Tage gedachte er sich mehrere zu holen und eilte daher gegen Abend wieder den bewussten Weg zur alten Ruine hinauf, fand jedoch weder Trog noch Zähne mehr vor.

94. Welch seltene Ziweben der Lochmüller von Bruneck bekommt.

Ein alter Lochmüller von Bruneck gieng in der Nacht durch die Rienzschlucht und das Schloss Lamprechtsburg vorbei den Berg hinauf. Da traben auf dem Wege von der alten Reischacher Schlossruine herab drei mit Säcken beladene Maulesel, und hinter ihnen her geht der Treiber. Der Lochmüller, der gerne gewusst hätte, ob etwa Mehl in den Säcken sei, fühlte im Vorbeigehen die Säcke an, denn er wunderte sich, da oben einem Mehltransport zu begegnen. Woher sollte wohl da das Mehl kommen? Und wirklich waren die Säcke ziemlich weich anzufühlen. Da gewahrte er in einem Sacke des hintersten Esels ein kleines Loch. Des Handgriffes kundig, bohrte er rasch seinen Finger durch die Öffnung und zog ein paar Ziweben heraus. Also Ziweben sind in den Säcken! Aber woher und wohin? Darüber nachgrübelnd, steckt er vorläufig die paar Ziweben ein und geht weiter. Wie er nun später hungrig wird und nach den Ziweben in die Tasche greift, sind diese zu lauter Goldstücken geworden.

95. Die verzauberte Jungfrau auf der Hochalpe.

Von St. Vigil in Enneberg gelangt man über einen kleinen Pass, die Furkel, zum Bade Bergfall, das zur Gemeinde Geiselsberg gehört. Links von der Furkel erhebt sich der gepriesene Kronplatz (plang de corones), der die herrlichste Aussicht über das Pusterthal und die Dolomiten bietet; rechts beginnen die trotzigen Dolomiten. Der Wanderer, der über die Furkel nach Geiselsberg steigt, hat zuerst zu seiner Rechten den Steinkofel, der die Hochalpe und die Außeralpe trägt. Ungefähr eine halbe Stunde von der Furkel weg auf dem Nordabhang der Hochalpenspitzen, dort, wo der Wald aufhört und den grauen Felsen Platz macht, zeigen

die ladinischen Senner und Hirten eine Stelle, wo ein Schatz verborgen liegt.

Vor vielen vielen Jahren hütete ein kleines Mädchen dort die Schafe. Es sah mehrere Tage nacheinander eine wunderschöne, in weiße Seide gekleidete Jungfrau, die mit verweinten Augen unbeweglich auf einer großen Glocke saß. Endlich fasste die kleine Hirtin Muth und näherte sich der Jungfrau. Diese sprach mit trauriger Stimme: „Braves Kind, ich bin überaus lange Zeit hier und leide sehr, aber niemand gedenkt meiner: du kannst mich vom Zauber befreien, willst du?" Die Kleine erschrak anfangs, dann aber nahm sie sich zusammen und sagte schüchtern: „O gewiss will ich, wenn ich Euch nur helfen könnte!" Die Jungfrau lächelte erfreut und sprach: „Deine Aufgabe ist nicht klein, aber größer noch soll dein Lohn dafür sein. Fasse also Muth, denn nur, wenn du keine Furcht hast, kannst du mich erlösen. Höre, was ich dir sage! Es werden die abscheulichsten Thiere kommen und deinen Muth erproben, aber es ist alles nur Schein, und wenn du keinen Fuß breit zurückweichst, darf dir doch nichts geschehen. Als Lohn für dein muthiges Ausharren bekommst du sodann diese Glocke, mit Gold gefüllt, und viele andere kostbare Sachen." Das Mädchen versprach, sich der Probe zu unterziehen, und sogleich krochen greuliche Ungeheuer aus dem Felsenloch und an ihrem Leibe empor, verschwanden aber bald wieder, als das Mädchen an keinem Gliede zuckte. Schon winkte ihr die schöne Jungfrau freudig zu, dass sie die Prüfung bald überstanden haben werde, als zuletzt noch eine hässliche Viper zischend hervorschoss und dem Mädchen in den Mund zu kriechen sich anschickte. Vor dem gräslichen Anblick erschrak das Kind und wehrte die Schlange mit der Hand ängstlich ab. In diesem Augenblick verschwand die Jungfrau sammt der Glocke, aber auch die Viper war weg, und noch lange hörte das Mädchen Jammertöne aus dem Berg und den Klang der Glocke. Das Kind fieng an bitterlich zu weinen, nicht so fast, weil es des Schatzes verlustig gieng, als vielmehr, weil es heftiges Mitleid mit der armen Jungfrau empfand.

Noch jetzt vernimmt man dann und wann das Weinen und Wehklagen der verzauberten Jungfrau, und die Leute pflegen bei Nacht dieser Stelle auszuweichen.

96. Der Dreifingerschatz.

Unter den mächtigen Zacken und Zinnen der Hochalpe und des Piz da peres, welche das Ranthal vom Pusterthal scheiden, ist an einer völlig unzugänglichen Stelle mitten in den Felsen ein Schatz verborgen, der von den benachbarten hochthronenden Bergspitzen seinen Namen Dreifingerschatz erhalten hat. Er blüht entweder am Abend vor Sommersonnenwende oder vor dem hohen Frauentage, da die Mutter Gottes gen Himmel fuhr, und macht sich dann weithin durch ein hellaufloderndes Feuer oder ein ungewöhnlich helles Licht bemerkbar. Bewacht wird der Schatz von einem winzigen, aber überaus streitbaren Bergmännlein und von einem schwarzen Gemsbock mit großmächtigen Hörnern, der unaufhörlich von einem Ende des Reviers zum andern springt und scharf in die Gegend äugt. Schon viele haben es versucht, den Schatz zu gewinnen, aber immer vergeblich. Einer aus Enneberg, der auch kein heuriger Hase mehr war und das Fürchten nicht zu kennen glaubte, stieg keck und muthig hinauf bis zur Schatzhöhle, aber aus dem Felsenloch qualmte ein solcher Pestdampf hervor, dass der Mann den Schatz in Ruhe ließ. Dieser Schatz, sagen die Leute in Enneberg, wächst noch immerfort an, indem ihm die jährlichen Zinsen zufallen.

Da lebte einmal in Geiselsberg ein Schuster, namens Jörgl. Er war in seinem Hauswesen ein ewiger Nöther, denn der Arbeit gab es im kleinen Dorfe wenig und der hungrigen Mäuler bei ihm daheim viele, auch hätte er gern ein wenig gegolten in der Gemeinde. Und er sagte zu seinem Weibe: „Wenn wir den Schatz gewinnen, bin ich der reiche Schuster, und du des reichen Schusters Weib, also wagen wir's!“ Das Weib hatte gegen den Reichthum ihres Mannes nichts einzuwenden und gieng mit. So stiegen sie zum Felsgrat hinauf, wo der Schatz war. Und sie hatten sich einander das Wort gegeben, sich vor nichts zu fürchten. Als sie nun oben waren und vor der Schatzhöhle halt machten und hineinlugten in das finstere Loch, da gieng ein Sandregen aus dem Loche über die beiden und hörten sie ein so entsetzliches Poltern und Stampfen darin, dass sie über und über erschrocken den Berg hinabliefen.

Ein gewisser Johann Frontull, weiland Chorsänger in Enneberg, ein gemüthlicher und wahrheitsliebender Mann, erzählte meinem Gewährsmanne vor etlichen Jahren folgendes Erlebnis: „Am Vorabend vor Mariä Himmelfahrt (wir lassen den Mann selber sprechen) holte ich noch spät abends gegen 9 Uhr vom Brunnen Wasser. Ich lehnte mich an den Brunnenstock und wartete, bis der Krug voll würde. Da sah ich plötzlich an der Stelle, wo der Dreifingerschatz liegen soll, eine Flamme auflodern, die sogleich wieder verlosch. Ich legte kein Gewicht auf die immerhin merkwürdige Erscheinung und gieng mit dem Gedanken ins Haus zurück, es werde etwa ein dürrer Strauch aufgebrannt haben. Die Hirten machen des Nachts ja nicht ungern Feuer an, sich zu wärmen, und in solcher Höhe können auch Sommernächte empfindlich kalt sein. Am Abend des darauffolgenden Festtages lag ich auf der Ofenbank und rauchte gemüthlich mein Pfeiflein. Ich konnte durchs Fenster gerade nach der Stelle hinsehen, wo tagsvorher die Flamme emporgelodert hatte. So gegen 9 Uhr erblickte ich zu meiner größten Überraschung plötzlich genau dort wieder dieselbe Flamme! Sie schoss ganz plötzlich hell auf und verschwand nach einigen Augenblicken wieder. Jetzt fiel mir auf einmal der Schatz ein, der ja dort oben beiläufig auf der Stelle verborgen sein sollte, wo das Feuer zu sehen gewesen war. Ich merkte mir die Stelle und schaute am folgenden Tage genau nach derselben. Da gewahrte ich mit Staunen, dass das Feuer ganz oben in der Felsenregion gebrannt hatte, wo weit und breit weder Baum noch Strauch wuchs. Am Abend dieses Tages wartete ich absichtlich bis 9 Uhr und schaute unverwandt auf den Berg, allein es ließ sich keine Flamme mehr sehen. Wahr ist's, aber ich kann mir die Sache nicht erklären und überlasse die Erklärung gescheiteren Leuten." So der biedere Frontull.

97. Das Goldbrünnlein auf der Hochalpe.

Ungefähr eine Stunde von der Furkel, über welche man von Enneberg nach Geiselsberg im Pusterthal gelangt, auf dem Nordabhange der Hochalpenspitzen, dort, wo der Wald den wildesten Felspartien den Platz räumt, sprudelt ein tagklares Brünnlein aus

dem Boden. Es ist ein Goldbrünnlein, bei dem in früheren Zeiten die Venediger gerne zukehrten und Wasser in ihre Schläuche schöpften.

Von diesem Brünnlein erzählen die alten Leute in Enneberg folgende Geschichte: Es war einmal unter dem Vieh, das dort oben auf die Weide gieng, ein Ochs, der, wenn er durstig war, nirgends lieber als aus dem erwähnten Brünnlein soff. Und mochte er auch weit weg sein Futter suchen, immer kam er zum Brünnlein zu trinken, während die anderen Thiere sich mit dem Wasser aus näher gelegenen Tümpeln begnügten. Als man später den Ochsen schlug und ausschriet und seinen ungewöhnlich dicken Magen öffnete, sah man eine faustgroße Goldkugel darin. Das Gold rührte aber von nichts anderem her als von der Goldquelle.

98. Die schatzhütende Schlange in Bergfall.

Im Elzenthal, anderthalb Stunden hinter Olang, liegt am Wege, der über die Furkel nach Enneberg führt, das Bauernbad Bergfall. Dort hat ein alter Bauernknecht meinem Gewährsmann folgende Sage erzählt: Vor vielen Jahren lebte hier schlecht und recht eine Bäurin, die einen kleinen Stall und darin eine einzige Kuh besaß. Als sie eines Tages in den Stall gieng, ihre Kuh zu melken, ringelte sich eine Schlange zu ihr heran, welche ein goldenes Krönlein auf dem Kopfe trug. Auf einmal, während die Bäurin das seltsame Thier verwundert betrachtete, hub dieses zu reden an und sprach: „Gute Frau, du kannst mich leicht erlösen, denn ich bin verzaubert; wenn du es wagen willst, verspreche ich dir einen großen Lohn.“ Das Weib sagte: „Das will ich herzlich gerne thun; sag' nur, wie ich es anstellen muss!“ „Wenn du morgen in den Stall gehst,“ antwortete die Schlange, „musst du dich bücken, dass ich mich dreimal um deinen Hals winden kann. Doch darfst du mich nicht abschütteln, sonst würde ich nicht erlöst, und du kämest um deine Belohnung.“ Die Bäurin versprach, so zu thun. Als sie am andern Tage in den Stall kam, bückte sie sich so tief, dass die Schlange zu ihrem Hals heraufreichte. Schon hatte sich das Thier zweimal um ihren Hals geringelt, ohne dass das Weib eine Bewegung des Schreckens machte. Da, als sich

die Schlange das drittemal herumwinden wollte und die Bäurin dem Thiere in die feurigen Augen und in den weit geöffneten Rachen schaute, aus dem die Zunge gleich einem doppelspitzigen Dolche hervorschoss, da kam sie das Gruseln an, und sie schüttelte, einen Schrei des Entsetzens ausstoßend, das Thier von sich ab. Die Schlange aber sagte mit wehmüthiger Stimme: „Sei verflucht, da du mich und dich unglücklich gemacht hast!“ Hierauf that sich die Mauer auseinander, und eine große Truhe voll blinkenden Goldes wurde darin sichtbar. „Diesen Schatz“, hub die Schlange wieder an, „hüte ich schon sehr lange, und nie werde ich abgelöst. Er wäre dir zugefallen, so du mich hättest erlösen wollen.“ Und unter Jammern und Wehklagen ringelte sich die Schlange wieder durch den Mauerspalt zur Goldtruhe hinein, und hinter ihr gieng die Mauer wieder zusammen.

Die Bäurin aber hatte kein Glück fortan; es kamen Missjahre, und ihre Kuh gab keine Milch mehr. Sie musste zum Bettelstab greifen und bereute zu spät, dass sie der Schlange das gegebene Wort nicht gehalten.

99. Wie der Schatz in der Burgruine auf dem Tobel blüht.

Am Eingange ins Reinthal, eine Stunde von Taufers im Pusterthal, steht die Schlossruine auf dem Tobel, in welcher ein großer Schatz verborgen ist. Die Leute beim Mair in der Au, welcher der Burgruine gegenüber liegt und ein Augenzeuge der Schicksale dieser Burg gewesen ist (dieser Hof kommt schon im 13. Jahrhundert urkundlich vor), wissen viel von dem Schloss und dem Schatz darin zu erzählen: ja der Glaube an den Schatz war bei den Nachbarn so stark, dass sie öfters ausgiengen, den Schatz zu heben. Auch der gegenwärtige Mair in der Au ist vom Vorhandensein des Schatzes überzeugt. Vor wenigen Jahren wollte ein Bräuer aus Innsbruck dem Mair die Ruine um hohen Preis abkaufen, aber der Besitzer gab sie nicht her, weil er noch immer den Schatz zu heben hoffte, der ja schon unzähligemal geblüht hat.

Schon vor vielen Jahren stand einmal in der Nacht die Burg auf dem Tobel in hellen Flammen. Die Nachbarn rennen zum Mair in der Aue, um es den Leuten daselbst zu melden und

gemeinsam mit ihnen zu löschen. Da liefen die Maiersleute mit „Söchtan“ und Schäffern, und wie sie auf den Tobel kommen, ist vom Brande keine Spur zu entdecken.

Ein Hirte trieb einmal seine Schafe auf dem Burgweg (so heißt der Reinerweg beim Tobel) einher, aber plötzlich laufen sie alle in ein Feld hinab und der Hirte gleich hinterher, sie wieder zurecht zu bringen. Da sieht er unterm Weg einen Kessel voll Gold. Er sagte: „Erst treib' ich die Schafe aus dem Feld, dann komme ich ums Geld“, aber er sah nachher keines mehr. Deshalb fieng er an zu weinen: „O, hätt i decht die Schofe gilät und war ban Gelde blieb'n!“

Ein anderesmal gieng ein Weib nach Rein. Da sieht sie am Wege, wo der Kesselreif angezeichnet ist, an der Platte eine große „Ziste“ (cista = Handkorb) voll Haselnüsse. Sie denkt: „Jetzt habe ich leider so schon so viel zu tragen, sonst würde ich solche Nüsse für die Kinder daheim mitnehmen, gerad' genug. Aber etliche stecke ich doch in den Sack.“ Wie sie nun heimkam und den Kindern die Nüsse geben will, sind's lauter Goldbröcklein. Sie geht wohl schnell wieder heraus, aber da ist keine Ziste und keine Nuss mehr zu sehen.

Ein alter Bauer, 88 Jahre alt (er lebte noch 1859), hatte sein Haus dort stehen, von wo aus man recht gut zur Burgruine sehen kann. Der erzählte oft seinen Dienstboten: „Nachten“, d. h. verwichene Nacht, aber noch vor Mitternacht, hat auf der „Moarburg“ schon wieder einmal der Schatz geblüht. In Sonnewendnächten sah er ihn jedes Jahr blühen. In solchen Nächten blieben auch in andern Bauernhäusern oft die Leute auf, um nach dem Tobel zu schauen; viele haben auch wirklich den Schatz blühen gesehen, ein Licht, wie sie ein ähnliches noch nie gesehen haben, aber hinzugehen wagten sie es doch nicht.

Zwei Hirtenbüblein giengen einmal spät abends vom Schafhüten nachhause. Da sahen sie unter dem Burgwege eine Menge Gold. Der eine sagt: „Was thun wir damit?“ Der andere aber meint: „Laufen wir heim und sagen's dort; jetzt geht da doch einmal niemand vorbei, weil's schon so spät ist.“ Sie liefen nun heim, aber als die Leute auf den Burgweg kamen, um das Gold zu holen, sahen sie allesammt keine Spur mehr davon.

Eine Dirn rechte einmal im Wald nahe bei der Burg Streu zusammen. Auf einmal stieß sie auf einen Haufen Fackenzähne, die überaus weiß und glänzend waren. Sie rechte die Streu zu beiden Seiten des Haufens für und schaute dann wieder nach den Zähnen. Aber es war im Augenblicke nichts mehr zu sehen davon.

Eine Bäurin erzählt: Weil ich noch in die Schule gegangen bin, haben wir Kinder von der Burg herab durch den Wald oft goldene Kugeln glänzen gesehen. Dann haben wir daheim erzählt, dass wir heut' wieder die goldenen Kugeln gesehen hätten. „Das, Kinder," sagten sie dann daheim, „ist ein Schatz gewesen, verstecktes Geld, lauter Gold und Silber."

Um 12 Uhr nachts sahen die Nachbarbauern einmal einen ganzen Haufen Lichter auf der Burg, alle schön zu einem Kranze gereiht. Die Leute sagten wohl untereinander, wer sich getraue zu gehen und den Schatz zu heben, der werde der reichste von ihnen allen. Aber es hatte keiner die „Schneid'", die Sache anzupacken und auf die Burg zu gehen.

100. Der Wurm beim Schatze.

Vor vielen Jahren kam ein Tauferer von Lanebach (einer Bergweide gegen Rein) zwischen zehn und elf in der Nacht heraus auf den Tobel. Er kannte ganz genau die große Steinplatte, unter welcher der Tobelschatz vergraben sein soll, und jene ringförmige Vertiefung in der Platte, die man den Kesselreif nennt. Wie er nun zur Platte kommt, sieht er im Kesselreif einen groß mächtigen Beißwurm liegen, schön zu einem Kreise gerundet. Einen Kopf hatte das Kunter, so breit, wie zwei große Hände, und lang war es, wie wenigstens zweimal ein großer Mensch. Er schaut den Wurm eine Zeitlang an und will dann ganz still auf der Oberseite vorbei und über die „Mauern" (großes Steingerölle am Tobel) herunter. Er weiß wohl, dass bei der Tobelburg schon öfters einer was Unrechtes gesehen hat und dieser Wurm auch kein rechter Beißwurm sein kann. Deshalb schaut er in einemfort beim Gehen auf den Wurm herab und fürchtet sich, derselbe könne ihn lebendig und also ganz, wie er war, schlinden; einen so weiten

Rachen hatte das Thier. Und wie er oben ist und das Kunter g'rad' „unter sein" hat, läßt dieses sich auseinander und richtet sich hoch auf. Da überfällt ihn eine solche Furcht, dass er oben über die „Mauern" hin und durch den „Birchwald" (ein Birkenwäldchen, das an die „Mauern" grenzt) rennt. Aber der Wurm setzte ihm mit unglaublicher Schnelle nach. Zu unterst springt der Mensch endlich auf den Weg hinab und schielt hinter sich nach dem Wurm. Er sagte, wenn er sich niedergeworfen hätte, würde ihn das Kunter erreicht haben, so nahe sei es hinter ihm gewesen. Voll Entsetzen lief er noch ärger bis heim in die Stube. Da war er nun windelweiß und struppig, legte sich zu Bette und erholte sich lange nicht mehr.

101. Das Schatzkastl auf dem Tobel in Taufers.

Ein Bauer gieng einmal auf dem Burgweg bei der Ruine auf dem Tobel vorüber, da sah er ein enzgroßes Loch voll „Kölder" (Kohlen). Trotz aller Furcht kommt ihm vor, er komme da nicht vorbei und müsse ein wenig graben. Und wie er ein wenig wühlt, stößt er auf lauter Glut. In dem steht ein wildfremder Mann vor ihm, der den Bauer ganz freundlich anredet und ihn fragt, was er da mache. „Ich muss graben," sagte der Bauer, „hilf mir auch!" Der Fremde dagegen forderte ihn auf, mit ihm zu gehen. „Ich fürcht' mich," meint der Bauer, „ich gehe nicht." „Es geschieht dir gewiss nichts, geh' nur!" munterte ihn der Fremde auf. Und sie giengen, der Fremde voraus, auf einer hohen hohen Stiege (solcher „Stiegen" gibt es auf dem Wege ins Reinthal genug) bergan, bis sie auf einmal zu einem „Kastl" gelangen, das aber versperrt war. Der Fremde zog den Schlüssel dazu aus seiner Tasche und sperrte auf. Was sieht der Bauer im Kastl? Lauter Pfeifenspitzen und Hosenknöpfe; es kam ihm aber dabei so vor, als wenn's dem Fremden recht wäre, dass er davon nehme. Aber er wurde von solcher Furcht ergriffen, dass er nichts anzurühren wagte. Darauf versperrte der Fremde wieder das Kastl, und sie stiegen, der Bauer hinterdrein, die Stiege wieder hinab. Als sie drunten waren, sah der Bauer auf einmal keinen Fremden und kein Loch mit Kohlen mehr.

102. Die weinenden Schatzhüter.

Einmal gehen drei in aller Früh von Rein heraus auf den „Stöga Märscht“ (Stegener Markt). Zwei sind beieinander, der dritte ist ein Stück dahinter. Am Burgweg heraußen, in der Nähe der Ruine auf dem Tobel, sehen sie einen Kessel voll Geld, und rings um den Kessel sitzen Menschen, die alle ihre Schneuztüchlein in Händen haben und bitterlich weinen. Die beiden vorderen der Bauern bleiben ein wenig stehen, bis auch der dritte bei ihnen ist, und sie schauen einander nur so groß an. Endlich sagte einer: „Geh'n wir zurück!“ „Nein,“ erwiderte ein anderer, „geh'n wir untenbei für!“ Der dritte sagt: „Es soll sie einer anreden; ich getrau' mich nicht.“ Auch die andern getrauten sich nicht, und so giengen sie vorbei, ohne sie anzureden. Als sie vorüber waren, hörten sie die Leute um den Kessel laut auflurlen, wie im bittersten Schmerze.

103. Die Fahrt um den Schatz.

Ein alter Mair in der Aue wurde einst gegen Mitternacht aufgeweckt und von unbekannter Stimme aufgefordert, aufzustehen und sogleich mit Ross und Wagen zur Burg auf den Tobel um den Schatz zu fahren. Der Mair steht richtig gehorsam auf und fährt voll Schneid' auf den Tobel. Während er über den Tobelplatz hineinrösselt, sieht er auf einmal, so licht war die Nacht doch, lauter Mühlsteine und Eisenstecken an Zwirnfäden herunterhangen. Kaum hat er das gewahrt, da hebt etwas an ganz „schieche“ zu schreien, so dass ihn gewaltige Furcht überlief. Der Mair bleibt aber doch stehen und denkt: „Zurück soll man nicht gehen.“ Daher fährt er wieder einen Ruck vorwärts und sieht jetzt vor sich einen Haufen Gold „glitz'n“; zugleich aber kommt ihm vor, als geriethen die Mühlsteine und Eisenstecken in Bewegung und müssten im nächsten Augenblick auf ihn und sein Ross herabstürzen. Und da jetzt auch ein „Unkatl“ um das Gold herumläuft und „schrecklich schiech“ (grausig) thut, geht den Mair ein solches Grauen an, dass er ganz schlattert und der „Schwitz“ ihm nur so herabbächelt. Er vermag nicht mehr auszuhalten, kehrt um und kutschiert eiligst

heim. Hinter ihm aber „plärrt" (laut weinen) und jammert es durch die Nacht, und endlich, wie er schon ein wenig weg ist, schreit es ihm nach:

„Dar dritte Moar,
Dear Jörgl haaßt,
Mog mit Roſs und Wogn
Af die Moarburg
Um in Schätz fohrn!"

So hörte man in der Nacht oft schreien. Die Sage erzählt auch, daſs derjenige, der um den Schatz auf den Tobel fährt, jede Nacht im Monat Juni oder December (in einem anderen Monat ist der Schatz überhaupt nicht zu haben) bis Mitternacht auf dem Tobel warten müsse. Allemal wird etwas „Schieches" kommen, und jede folgende Nacht etwas Ärgeres als in der verwichenen. Einen Laut von sich geben darf einer aber nicht. Erst wenn einer dreißig Nächte standhaft ausgeharrt hat, wird der Geist erlöst sein und ihm zum Danke den Schatz übergeben.

Nun war auch einmal ein Mair, der wirklich Jörgl hieß. Er glaubte, er sei der dritte dieses Namens, auf ihn passe wirklich die Prophezeiung. Und er fuhr auf den Tobel und hielt 29 Nächte muthig aus trotz haarsträubenden Geisterspukes. Aber in der dreißigsten Nacht gieng's nimmer. Er fuhr wohl hinauf, aber da gab es ein schreckliches Poltern, die Berge wackelten und stürzten ein, Felsblöcke kugelten herab hausgroß, Schlangen und feurige Drachen fuhren auf ihn los, und der Jörgl rannte, von Entsetzen ergriffen, spornstreichs über Stock und Block wieder heim. Lange Zeit soll er darauf krank gelegen sein.

Der gegenwärtige Erbe beim Mair in der Aue heißt wieder Jörgl und soll wirklich der dritte dieses Namens auf dem Hofe sein. Ob er aber auch den Muth hat, 30 Nächte um den Schatz zu fahren?

104. Der Schatz von St. Walburg.

Unter der Schloſsruine von St. Walburg, dreiviertel Stunden südöstlich von der Pfarre Taufers, ist ein Schatz verborgen. Die Leute haben ihn schon oft blühen gesehen: wenn er blüht, zeigt sich an seiner Stätte ein gespenstiges Licht; aber es ist keinem

gegönnt, den Schatz zu heben, man mag thun, was man will. Der Glaube an diesen Schatz hat im Volke umso tiefere Wurzel geschlagen, als an der Stelle wirklich mehrere Silbermünzen gefunden wurden, darunter auch römische. Im Jahre 1693 wurde der arbergische Beneficiat Giovanelli in Brixen verklagt, dass er in St. Walburg habe nach dem Schatze graben wollen. Johann Mayrhofer, Pfarrer in Gais, wurde demnach beauftragt, die Sache zu untersuchen. Herausgekommen ist dabei freilich nichts von Belang. (Sinnacher, Pfarrbezirk Taufers, Mscr.)

105. Der Schatz im antrischen Loch.

Fast an jedem antrischen Loch im Tauferer- und Ahrnthal klebt eine Schatzsage. Es muss in früheren Jahrhunderten eine wahre Leidenschaft der Thalbewohner gewesen sein, nach Schätzen zu suchen und zu graben; daher wohl die große Anzahl solcher Sagen. Ein alter Fütterer, ein grundehrlicher Mensch, erzählt Folgendes:

Es kam einmal, als er noch in Schwarzenbach drin hütete, ein arges Wetter, und es blitzte, donnerte und schauerte, dass sich die Hütbuben ordentlich fürchteten. Unter einen Baum getrauten sie sich nicht, weil es da leicht einschlagen könnte, und so liefen sie nun ein Stück weit hinauf zu einer Felswand, an der unten eine große Höhle war, und suchten in der Höhle Schirm. Da sehen sie auf einmal, wie sie das Loch so auf und auf musterten, ober ihren Köpfen großmächtige Krystalle herunterhangen, die wunderbar funkelten und glänzten. Sie waren so groß wie ein Mensch, in der Länge und Dicke. Die Buben wären zutod gern hinaufgeklettert und hätten diese glitzernden Brocken herabgeschlagen, aber die Seitenwände des Felsenloches waren zu steil und zu hoch; „do git as kaa Mittl“, denn Leiter hatten sie keine; auch gieng es schon dem Abend zu, und da hieß es bald die Kühe heimtreiben zum Melken. Sie sagten aber: „Morgen nehmen wir eine Leiter mit und schlagen sie herab. Dann werden wir recht reich!“ Aber tagsdarauf und auch später fanden sie diese Höhle nicht mehr.

106. Dou höbb die G'schichte van Multarloche*) un.

(Dialect von Taufers.)

„Lex, wia kannt aanar af dar Stroße va Brunöggn bis Taufars inni älm in Schotn reitn und brennt dechtarsch die Sunne oar? Weasch's darrothn that, kriagat a Pfänne voll Habramuise." „Des hatt dar Künig Salamun sei Löbtig ni außagibrocht." „Waasche, woa kaa Schotn öt isch, sebm muiß a hät ofteign und zi Fuiße gian." „Gea mar weck, du häsch's hät älm mit deina Faxn. Darzöhl üns liaba va den Loche in Taufrathole, woa a Schätz vagrobn ligg, waasche va den Bergloche, wia thuit's en la g'schwind haaßn?" „Afo, Lex, du maanich öppa's Multarloch?" „Jä, jä, van sebm!" „Guit, nar löos lar an!"

„In Taufrathole dinne isch in dar Burstaanwänd öobn a woltan tiafis Loch; 's Multarloch haaßn's die Leut. Sebm isch voar ältn Zeitn a G'schlööß g'stonn, in den a Rittar g'haust hät. Dase' hät zwaa bildschiana Gitschilan g'hobb und an enzgroaßa Geldtruche däzui. Jatz isch, waasche, dar Alte dakränkt und söovl waadla darlötzut, afs ar öt amo hät giköunt Testiment mächn. Gleime dran isch ar naa aweck'g'storbn. Zrugge gilät hät a söovl Geld, afs seina baadn Gitschilan mit anondar ogimächt hobm, ba da Thaaling 's Geld öt zi zöhl, sie wöllatn's öppa liaba mit an Stare omessn, weil's schleiniga gangat. Guit, sie messen's naa mitn Stare o. Dafs i dar obar sogn thui, die aane va de baadn Gitschilan isch blinde giwedn, va dearapeg'n hät die G'sechate githaalt. Des isch obar gor an ogidrahnta giwedn. Bäll sie 's trifft, schüttit se 's Moß übarundübar voll un mitn Golde, und bäll se für die Blinte mefst, kearscht se 's Star um und fäst lei des Frezzile va den hööln Böodn un, waasche, wia's Star af dar umegikearschtn Seite hobn thuit. Mit den isch se freila ällimä g'schwind ferschtig giwedn, ba ihrn Thaal isch's obar viel länga heargäng. Des dagiwornt obar die Blinte bäll, afs is do öt recht kausche zuigeat. Sie greift mit dar Händ

*) Das Mullerloch ist ober der Tauferer Pfarrkirche zu unterst in der Bursteinwand; es ist gegenwärtig nur etwa 1 Meter tief und der Rest eines Knappenloches. Das sagenhafte Schloss wäre etwa auf dem Burstein (= Burgstein) zu suchen.

af ihrn Thaal ägn und kimp a richtig g'schwind schun afn Böodn. Gotschanda, don höjchise g'jott sechn, wia ihr da Krian ang'stign isch. As isch obar a van an G'schwischtarat a vamolebaita Lumparei giwedn. In ihrn Zöorn hät se gor äls ba Lab und Stab vawunschn und baade söolatn se franga nicht ma hobm. In den thuit's an Krächar, und 's G'schlööß isch zämpu Golde und zämp die Gitschilan inwendig in Berg ägugirutscht. Af den Plätz, woa 's G'schlööß g'stänn isch, sigg'che iatz holt lei mear 's Multarloch. Äabitamo thuit äbar dar Schätz in die Heache anaruckn, und wenn kro a Sunntakind ziwegn kammat, wurat's'n giwinn.

Va den hearscht hät a amäl a Baurnbui, i kannt da kro et sägn, ob ar a Sunntakind giwedn isch odar öt, der mächt se afn Weg zin Multarloche. Mit an Lichte in da Händ geat ar inne, und weil dar Böodn wotta lettig giwedn isch, wotit ar kro heaschzhäft durcho. Zi hintärscht in Loche siggar an ettlinä groaßa Truchn. Af dar öbrigstn ligg äbar a kööhlschwärzar Hund mit fuiriga Augn. Der röckt in Köpf in die Heache und höbb un rabellisch zi wearn. Af des augn gitraut 'n dar Knecht nimma weita und kearscht um. An abichar Lust blost'n a nöo 's Licht o, und iatz isch's mit'n Schatzdarhöbn erscht recht gor nicht mear. As hät älls gibraucht, ajs ar nöo älso guitar außag'fun ät."

107. Die Schätze in Weißenbach.

Weißenbach im Ahrnthal ist voller Schätze; wenn man sie nur zu heben verstünde! Wenn die Weißenbacher Hütbuben den Kühen Steine nachwerfen, ist der Stein oft weit mehr wert als die Kuh. Nach einer alten Sage zieht sich eine Goldader von der Mitterbacher Alm bis zur Alm Trattenbach. Auf einer Wiese in der Weißenbacher Alm ist ein Schatzloch. Da war es, dass die Hütbuben einmal den Schatz herausgraben wollten. Als sie schon auf eine Platte stießen, unter welcher der Schatz liegen musste, schrie es von weitem: „Die Kühe walgen ab! Die Kühe walgen ab!"

Die Hirten, die das glaubten, liefen entsetzt auf die Weide hinüber zu den Kühen, sahen aber zu ihrem Staunen, dass diese

alle unversehrt weideten. Keine einzige war abgekugelt. Wie sie nun wieder zum Schatz zurückkehrten, fanden sie keine Platte und kein Loch mehr vor.

108. Das Goldbrünnl in Kartitsch.

Im Walde bei Kartitsch war ein Goldbrünnl. Alljährlich kam ein Venediger Männlein mit einem Sack und füllte den Sand von diesem Brünnlein ein. Wohin es den Sack trug, haben die Leute nicht gesehen; wahrscheinlich hat es sich unsichtbar gemacht.

109. Der Glauretsee.

Zuhinterst in der Hopfgartner Alm in Defereggen ist der Glauretsee. Dieser See war einst voll Gold. Einmal sah ein Hirte, welcher oben auf dem Glauretspitz war, zwei grüne Jäger unten am See stehen. Sie schöpften fortwährend aus dem Wasser in ihren Sack. Da fiengen sie an zu streiten, und der eine warf den andern in den See, worauf der Mörder mit dem Sacke davoneilte. Den Hirten wunderte es, was etwa die beiden Mannlen da bekommen haben. Wie er herabkam, sah er einige Körnlein Gold am Ufer liegen, welche neben den Sack gefallen waren. Er wollte nun auch Gold aus dem See schöpfen, aber bekam nichts mehr. Das Mannl, das darin ertrank, hatte den See verwünscht, und nur hie und da sieht man das Gold am Grunde des Wassers glänzen, aber keiner bekäme mehr ein Flinsel davon.

110. Der Schatz auf der Kienburg.

Ein Ritter dieser bei Windischmatrei gelegenen Burg hatte in seinem Leben großen Reichthum erworben und viel Gold vergraben und muss nun als Geist den Schatz bewachen, bis er erlöst wird. Die Erlösung kann aber nur auf folgende Weise vor sich gehen:

Auf der Burgmauer wird ein Baum emporwachsen. Sobald nun dieser Baum alt geworden ist, muss man aus seinem Holze eine Wiege zimmern, in welche der Erstgeborne des benachbarten

Bauern gelegt werden wird. Ist derselbe dann herangewachsen, so muss er Priester werden und kann bei seiner Primizmesse, wenn er des Ritters in frommem Gebete gedenkt, diesen erlösen. Zur Belohnung dafür erhält er die Gewalt, den Schatz zu heben und darüber nach seinem Gutdünken zu verfügen.

111. Das Knappenloch bei St. Lorenzen.

In der Gegend von St. Lorenzen im Pusterthal befindet sich ein Knappenloch. Die Hirtenbüblein weideten in der Nähe desselben ihr Vieh, und weil sie sagen gehört, dass im Loche bunte Steinchen wären, schlichen sie eines Tages hinein und suchten nach solchen. Sie fanden auch wirklich eine Menge und steckten sich die Säcke voll an. Da kam auf einmal zuhinterst aus dem Loche ein winziges Männlein, redete die Kinder gar freundlich an und sagte: „Werft eure Steine weg und nehmt diese mit; es wird euch sicher nicht reuen.“ Dabei schüttelte es ihnen aus einem ledernen Säcklein viel graue Steine heraus, nicht schöner, als die Steine im Bachbett draußen. Die Büblein warfen ihre schönen grünen und rothen Steine ungerne weg, aber sie getrauten sich nicht, dem Männlein zuwider zu handeln, und so füllten sie ihre Taschen willig mit den grauen Steinen voll. Darnach, als sie zuhause der Steine gedachten und dieselben herausnahmen, waren es lauter Goldstücke.

112. Vom Ahrner Bergwerk.

Die Ahrner erzählen von der Entstehung ihres Bergwerkes Folgendes:

Ein Bauer führte einen Stier von Krimml herüber, den er dort auf dem Markte erhandelt hatte. Dieser Stier entdeckte das Ahrner Bergwerk. Der Bauer hatte nämlich seine liebe Noth mit dem bösartigen Thier, und wenn er es hätte thun können, wäre er lieber stracks wieder über den Tauern gegangen und hätte das Vieh drüben gelassen. So aber verfluchte er es zu allen Teufeln. Auf einmal, wie er voll Zorn mit dem Stecken aufs

Thier loshaut, wird der Stier wüthend und scharrt mit den Hörnern und den Vorderfüßen ein großes Loch auf. Unter den herausgeworfenen Steinen waren auch solche, welche einen goldigen Schimmer hatten. Der Bauer meinte, das sei lauter Gold, und trug sie zum Goldschmied heraus. Es waren aber Kupfererze. Da fieng man an zu graben und stieß auf so mächtige Erzlager, dass die Knappen über den Krimmler Tauern herüber berufen wurden und das Bergwerk seinen Anfang nahm.

113. Das Venediger Männlein in Ras.

Eine kleine halbe Stunde ober St. Vigil in Enneberg steht der Edelsitz Ras oder Rost, den die Herren gleichen Namens sich im 14. Jahrhundert erbaut haben. Unweit dieses Herrenhauses siehst du einen stattlichen Bauernhof. Dahin kam alle Jahre am Sonnwendabend im Sommer ein kleines spassiges Bettelmännlein und blieb da über Nacht. Da wurden nach altem Brauch die ortsüblichen Rusper gebacken, das sind mit Luft gefüllte längliche Krapfen, die auch im Pusterthal gerne gegessen werden. Sie sind wohl rauh und spröde, der Verfasser hat aber im Sommer 1888 auf eben diesem Hofe in Ras die nämlichen Rusper verkostet, und sie haben ihm gut geschmeckt, also dass er sich auch ein paar für später in die Rocktasche geschoben. Und die Bäurin stellte dem Bettelmännlein immer auch eine Schüssel voll Rusper auf den Tisch und gute Milch dazu, und das Männlein knusperte so an den Krapfen und steckte die übrigen für später in sein Ränzlein, denn es hatte noch einen weiten Weg. Des andern Tages füllte es dann immer noch sein Ränzlein mit Sand aus dem Hofbrunnen, bedankte sich höflich und gieng über die Alpe Sennes seiner Heimat zu.

Da auf einmal war es wieder Sonnewend und kam das Bettelmännlein doch am Abend immer nicht. Und es kam auch die folgenden Jahre nicht und blieb ganz aus. Später trug es sich einmal zu, dass der Bauer von Rost, bei dem das Männlein übernachtet hatte, in Geschäften nach Venedig musste. Da gab es viel Herrlichkeiten zu sehen, und das Bäuerlein riss den Mund auf und blieb vor jedem Laden stehen. Endlich kam es bei einem

Laden vorbei, in dem es von lauter Gold und Silber funkelte und glitzerte. Wie nun der Enneberger so davor steht und betrachtet und rathschlagt, was er von all den Kostbarkeiten so am besten seinem Weiblein verehren würde, wenn er ein reicher Mann wäre, da rief eine bekannte Stimme von oben her seinen Namen. Er schaute hinauf und merkte erst, was für ein schöner Palast es war, vor dem er stand. Oben aber sah einer beim Fenster heraus und zu ihm herab und winkte ihm, dass er hinaufgehe. Das Bäuerlein schritt durchs Hausthor und that ganz verblüfft, als ihn zwei Bediente in silberstrahlenden Röcken unter vielen Bücklingen in Empfang nahmen und durch goldene Gemächer in einen hohen Saal führten, in dem lauter goldene Ampeln von der Decke hiengen. Im Saale kam ihm ein vornehmer Herr entgegen, der ihm treuherzig die Hände schüttelte und ihn mit so ausgesuchter Freundlichkeit begrüßte, dass sich der Bauer aus Verlegenheit nicht zu helfen wusste.

„Kennst du mich nicht mehr?“ sagte der Vornehme. „Ich bin doch so oft im Sommer bei dir über Nacht gelegen. Sieh, hier diesen Reichthum verdanke ich dir und deinem Brunnen, aus dem ich so viel Goldsand eingefüllt habe, und der Goldader auf der Alpe Sennes. Ich bin jetzt so reich, dass ich nicht mehr zu euch zu kommen brauche; aber wenn ihr euer Gold zu verwerten wüsstet, könntet ihr noch viel reicher werden.“ Jetzt erkannte der Bauer wohl sein Bettelmännlein von ehemals, nur war es nicht mehr gebeugt und hatte kein schäbig Röcklein mehr um, sondern war in lauter Seide und Gold gekleidet. Der Bauer musste bei ihm übernachten, gieng es, wie es wollte, und bewirtet wurde er wie ein König; dazu durfte er sich das Kostbarste aus dem Laden auswählen für sein Weiblein und obendrein noch die goldenen Löffel, Gabeln und Messer einstecken, mit denen er gegessen hatte.

114. Die Tesselberger Männlein.

Auf dem Tesselberg bei Bruneck bestand vor alters ein Bergwerk, das sich noch urkundlich nachweisen lässt. Wie fast überall dort, wo sich ein Bergwerk befand, so geht auch hier die Sage von den Bergmännlein. Der Tesselberg, so erzählen die Leute,

stehe mit dem Untersberge bei Salzburg durch einen unterirdischen Gang in Verbindung. Da sahen nun die Tesselberger dann und wann die Untersberger Männlein durch die Felsenlöcher aus- und einschlüpfen. Auch der alte Kaiser Rothbart wird, wenn er sich einmal erhebt, mit seinem Heere durch das Tauferer Thal heraus-rücken gegen die Wälschen. Auf diesem Zuge wird er nicht oben über den Pusterer Tauern herüberziehen, sondern die Untersberger Männlein werden ihm einen kürzeren Weg durch den unterirdischen Gang zeigen, der unten hindurchleitet.

115. Die wunderliche Katze.

Ein Bauer in Zwischenwasser (Lungiöga) hatte eine Katze, die war kohlschwarz, und kein einziges weißes Haar war an ihr. Daher hieß er sie Malang, d. i. Teufel. Des Abends schlich die Katze immer vom Hause fort und kam immer erst am anderen Morgen wieder zurück. Weil sie aber gut Mäuse fangen konnte, behielt sie der Bauer doch: sie fieng halt die Mäuse bei Tag. Einmal musste der Bauer einen nächtlichen Gang nach Pikolein thun, und wie er so durch den Plaieswald geht, in dem es nicht geheuer zu sein pflegt, und stockfinster ist es auch, da schlägt's gerade Mitternacht, und der Bauer zählt die Schläge, und wie's den letzten thut, hört er von weitem Lärm. Auf einmal sieht er unter dem Wege, wo es schwindelnd abwärts geht zum Thalbach, ein wunderschönes Schloss, schöner, als er sein Lebtag eines gesehen. Das ist ein wunderliches Gebäude, dachte er sich, das da stehen kann und nicht abrutscht, habe ich doch noch nie da unten eins gesehen! Ich muss versuchen, ob's ein rechtes ist. Und er krabbelte den Wald hinunter und sah die Fenster voll Lichter, und im Schlosse drin gab's herrliche Musik, als wäre Hochzeit. Er nimmt den Hut vom Kopf und guckt verstohlen durchs nächste Fenster hinein. Da war ein großer Saal drinnen, und tausend Kerzen brannten auf goldenen Leuchtern, aber die Leute, die im Saale tanzten, waren ihm unbekannt. Bedient wurden sie von lauter schwarzen Kätzchen, das eine schöner als das andere, die liefen im Saale hin und her und Treppen auf und Treppen ab und waren guter Dinge. Nun wollte er sehen, wer die

schöne Musik mache. Das waren wieder lauter schwarze Katzen, die auf einer hohen Bühne saßen und wacker darauf los strichen und bliesen, eine den Bass, andere Trompeten und Hörner, wieder andere geigten, und dort, jetzt erfasste ihn das Grufeln, dort in der Ecke saß seine eigene Hauskatze und blies auf einer kunstreichen Flöte und blies die Backen voll, so sehr sie nur konnte. „Du verwünschtes Vieh,“ brummte der Bauer in seinem Zorn, „jetzt weiß ich, wo du nachts immer steckst!“ Das hatten sie im Schlosse gehört, und im Augenblicke waren die Lichter ausgeblasen und alles stockfinster, und die Treppe herab kam's gepoltert, dass der Bauer sich auf die Beine machte und nimmer umschaute, sonst wär's ihm schlimm ergangen. Aber seine Katze kam auch nicht wieder in sein Haus, und er hat sie seither nie mehr gesehen.

116. Der Drache auf dem Kreuzkofel.

Auf dem Kreuzkofel südlich von St. Vigil in Enneberg hauste vorzeiten in einer finsteren Felsenkluft ein ungeheurer Drache. Der Leib war der einer riesigen Schlange, daran hatte das Ungeheuer aber vier ellenlange Füße mit scharfkralligen Bratzen und ein großmächtiges Flügelpaar. Der Rachen war so groß und weit, dass ein Mensch darin Platz hatte, und ein und ein mit spitzen Zähnen besetzt. Kam ein Hirte in die Nähe, so bäumte sich das Thier zornig auf, zischte und brüllte, riss den Rachen auf und zermalmte den Armen mit Fleisch und Knochen. Bald war die ganze Gemeinde weitum verheert, und das Volk verließ die anmuthigen Fluren am Fuße des Gebirges und wanderte ins Elend. Allein das Ungethüm dehnte sein Jagdrevier bald weiter aus, brach bald da, bald dort aus der Wildnis hervor und zehrte Menschen und Thiere auf. Des Nachts fiel es in die Schafställe ein und würgte ganze Haufen dieser friedlichen Thiere, denn am meisten war es des Schaffleisches begierig.

Dazumal lebte ein kühner Ritter in Enneberg, namens Prack. Er hatte schon manches Abenteuer bestanden mit seinem guten Schwert und war zugleich ein nie fehlender Schütze. Er hatte ein so scharfes Auge und eine so sichere Hand, dass, wenn er von seiner Burg Asch aus im gegenüberliegenden Plaieswald einen feisten Rehbock ersah,

derselbe alsbald seinem sicheren Geschoss erlag. Es war aber seit undenklichen Zeiten der Sattel des heiligen Ritters Georg im Besitze der edlen Herren von Prack, und wer von ihnen immer in diesem Sattel ritt, konnte von niemandem bezwungen werden, selbst dann nicht, wenn der Gegner des stärksten Zaubermittels mächtig gewesen wäre.

So wollte denn der Ritter Prack auch dem Drachen zuleibe gehen. Er sattelte sein edles Ross mit dem Sattel des hl. Georg und ritt nach dem wilden Gebirge, wo schon so viele weidliche Degen ihren Untergang gefunden hatten. Denn auch dem schärfsten Schwerte widerstanden die stählernen Drachenschuppen. Bald kam er auf den bekannten Weg zum Loch des Wurmes. Alsbald schoss auch das scheußliche Unthier, das sich vor seiner Kluft gesonnt hatte, heran, seine Schuppenhaut rasselte, seine Augen glühten wie Feuer, und mit weit geöffnetem Rachen gieng es zischend auf den Ritter los. Dieser sandte augenblicklich aus sicherem Rohre eine gewaltige Kugel durch den Rachen des Ungeheuers, und die Kugel drang durch das Herz desselben und bohrte sich tief in die Eingeweide ein, dass es sich vor Schmerz auf dem Boden wand, in heftige Zuckungen verfiel und alsbald todt den Felsen hinabstürzte. Darauf kehrte der Ritter auf seine Burg zurück. Lange wagte es niemand, nach dem todten Drachen zu sehen: erst einige Jahre später fand ein Hirte durch Zufall das Gerippe desselben. An der Stelle, wo der Ritter durch seine kühne That die Gegend von der fürchterlichen Plage befreit hatte, errichteten die dankbaren Bewohner eine Gedenktafel, die vor noch nicht langer Zeit dort noch zu sehen gewesen sein soll.

117. Die Drachenrippe.

In Mitterbach, einer Alpe in Weißenbach im Ahrnthal, war vor uralten Zeiten ein ungeheurer Drache. Wer ihn erlegt hat, das weiß das Volk nicht mehr zu erzählen, aber daran erinnern sich die Leute, dass vor Jahren noch eine Rippe dieses Drachen in Mitterbach gelegen ist. Dieselbe war so groß, dass hundert Schafe dahinter Schatten bekommen haben.

118. Die weiße Schlange in Enneberg.

Die Sage von der weißen Schlange ist auch in Enneberg heimisch, wird aber dort etwas abweichend erzählt.

Vorzeiten lebte in Enneberg ein berühmter Schlangenbeschwörer, der die Gewalt besaß, alle Schlangen in weitem Umkreise auf einen bestimmten Platz hin zu bannen.

Da gab es nun auf der Alm so viele Schlangen, dass die Hirten keinen Rath mehr wussten. Wenn das Vieh nach dem Fressen sich lagerte, krochen diese Thiere heran und unter die Kühe hinein, sich zu wärmen. Rührte sich eines der wiederkäuenden Rinder, dann wurde es von den giftigen Würmern gebissen, dass es draufgieng. Auch gaben die Kühe immer weniger Milch, weil sie die Schlangen aus den Eutern soffen. In dieser Noth riefen die Bauern den Schlangenmann zuhilfe und versprachen ihm reichlichen Lohn, wenn er das Ungeziefer vertilge. Der Zauberer kam auf die Alm, machte ein großes Feuer und bannte durch seine geheimnisvollen Sprüche die Würmer auf den Platz her und ins Feuer hinein. Von allen Seiten kam es gekrochen, und unter unheimlichem Gezische schossen die Schlangen ins Feuer und verbrannten allesammt. Zuletzt, als keine mehr kam, that der Zauberer einen lauten Pfiff, der oben vom höchsten Theile der Alm her in schauerlich gellendem Tone erwidert wurde. Der Mann wurde todtenbleich vor Schrecken und rief: „Das ist die weiße Schlange, jetzt bin ich verloren!“ Und eine weiße Schlange ringelte sich alsbald heran, mit einem goldenen Krönlein auf dem Kopfe. Sie stürzte auf den Schlangenmann los, der aber sprang vor Entsetzen auf den Scheiterhaufen, wo er elendiglich gebraten wurde. Aber auch der Silberwurm musste ins Feuer, zuvor warf er jedoch sein zierliches Krönlein ab. Ein Bäuerlein, das da dem Schlangenzauber zugesehen hatte, nahm die Krone auf und gieng damit heim. Seitdem ist die Alm von dem lästigen Gewürm befreit. Das Bäuerlein, das die Krone zu sich gesteckt hatte, that das zierliche Ding daheim in seine Geldkatze und trug es beständig fort mit sich herum. Und es hatte immer Geld in der Katze, dass der Beutel gleich schwer blieb, es mochte herausnehmen, soviel es wollte, denn das Kleinod besaß die Kraft, das Geld zu mehren.

Die Enneberger wollen behaupten, dass es auch jetzt noch da oder dort eine solche silberweiße Schlange gebe, aber man begegne nur äußerst selten einer. Auch schreiben sie der Schlangenhaut, wie man solche von gewöhnlichen Schlangen dann und wann findet, eine übernatürliche Kraft zu. Man soll sie mit sich nehmen und im Hause aufbewahren.

119. Die drei Würmer.

Auf der Kleinitzelthalalm, die am Fuße des Großvenedigers liegt, muss in früheren Zeiten ein reicher Zirbelwald gestanden sein: noch immer findet man dort viele Stöcke aus Zirbelholz.

Einst hausten hier drei mächtige Würmer, ein weißer, ein schwarzer und ein grüner. Die Leute dachten alles mögliche aus, die gefährlichen „Kottern" aus der Welt zu schaffen. Da ist endlich ein frommer Kapuzinerpater zurathe gezogen worden. Der aber wusste, dass zur Vernichtung der Würmer von drei Stücken eins geopfert werden müsse: das Wasser oder die Weide oder der Wald. Das Wasser brauchte man, das Vieh zu tränken, die Weide wollte man eben besonders gerne behalten, und so entschlossen sie sich, den Wald abzutreten.

Auf Gumbach, einer Anhöhe, von wo aus die Alpe am besten zu übersehen ist, wurde ein großes Feuer angemacht. Viele Leute kamen; die Hauptpersonen aber waren der Pater und der umgehende Schuster (der ewige Jude). Letzterer hatte seinen dreibeinigen Stuhl auf dem höchsten Punkte der Anhöhe niedergestellt und wartete, was nun kommen werde.

Der Pater rief nun die Ungethüme herbei. Es kam der grüne Wurm, und der Pater zwang ihn durch Gebete, ins Feuer zu gehen. Es kam der schwarze und musste das gleiche thun. Der weiße Wurm aber brachte Gefahr. Hätte er das Vaterunser bis zum Ende nachbeten können, so wäre es dem Kapuziner schlecht ergangen; es hätte dieser ins Feuer müssen. Der Wurm konnte wohl das Vaterunser bis zum Amen nachbeten, aber das „Amen" brachte er nicht heraus. So ist auch dieser in Feuer aufgegangen.

Der Zirmwald aber ist abgestorben. An jener Stelle, wo der umgehende Schuster auf seinem Stuhle gesessen ist, sieht man

noch heutigen Tages drei Löcher, die immer wieder entstehen, wenn man sie auch dutzendmal zerstört hat. Um diese Löcher zieht sich ein Kreis mit grünem Rasen, und zwischen den Löchern und dem Rasen ist der Boden ausgetödtet. (Prägraten.)

120. Die Ameisen fliehen vor den Glocken.

Im Hintergrunde des Ranthales vor dem Übergang über Fodaravedla nach Ampezzo findet man eine auffallend große Menge von Ameisenhaufen. Man erzählt davon, dass die Ameisen aus dem ganzen Thal hiehergewandert wären, wo sie keine Kirchenglocken mehr läuten hörten und darum in ihrer Arbeit nicht gestört würden, denn soweit sie die Glocken hörten, brächten diese Thiere keinen guten Weihrauch zustande. In der That enthalten diese entlegenen Ameisenhaufen vielen und guten Weihrauch, der früher so geschätzt wurde, dass die Enneberger ihn da sogar für den Gottesdienst zu holen pflegten.

121. Der blaue Stein auf der Alpe Sennes.

Vor vielen vielen Jahren kam ein Bettelweib nach Enneberg mit einem halbgewachsenen Buben, den sie beim Färbermeister in St. Vigil zurückließ, dass er etwas Rechtes lerne. Denn der Meister brauchte gerade einen Handbuben. Der Knabe blieb auch da bei den Färbersleuten, zeigte sich anstellig bei der Arbeit und wuchs so nach und nach in des Meisters Familie hinein, als wäre er nie fremder Leute Kind gewesen. Und aus dem Lotterbüblein ward mit den Jahren ein ehrsamer Junggeselle, der zeitlebens im Hause verblieb und als ein Eigenes betrachtet wurde. Als er noch Walkbube war, kam er eines Tages auf die Alpe Sennes und sah dort einen Felsen, der ihm wegen seiner schönen blauen Farbe sehr gefiel. Er brach ein Stück davon los und steckte es ein. Daheim zeigte er es seinem Meister, und der war nicht wenig erstaunt darüber, dass es auf der Sennesalm droben Indigosteine gebe. Denn er hatte früher davon nie etwas gesehen oder gehört. Er gedachte den Stein für sein Gewerbe nutzbar zu machen und fragte den Jungen, ob er sich die Stelle gemerkt habe. „Ja," sagte dieser,

„die Stelle weiß ich ganz gut.“ Also stiegen sie beide auf die Alm hinauf, fanden aber keinen blauen Stein mehr an der Stelle, sondern lauter weiße Kalksteine. Man hat eben sonst nie einen andern Stein oben gesehen.

122. Sage vom Ursprung der Schwefelquelle in Ramwald.

Im Bade Ramwald oder Montal bei Bruneck lebte vorzeiten ein Badwirt, der niemandem gut war, als seinen Gästen. Er wusste sonst von jedermann etwas Böses zu erzählen und lebte auch mit seinen Nachbarn in beständigem Unfrieden. Er hatte seine Freude daran, seinen Gästen des Abends in der Gaststube recht viel Erlogenes aufzutischen, und es vergieng kein Tag, ohne dass er irgendjemanden verunglimpfte. Wenn es den Gästen dann zu arg wurde und sie sagten: „Das ist offenbar erlogen“, dann wurde der Wirt zornig und rief: „Wenn das nicht wahr ist, soll mich der Teufel holen“, oder „dann soll mich der Boden verschlingen“. Nun lebte aber dazumal im benachbarten Onach ein gar würdiger Seelsorger, der allen Menschen Gutes that. Aber der Wirt konnte ihn nicht wohl leiden, weil der geistliche Herr einmal gepredigt hatte, dass das lange Sitzen im Wirtshaus nichts tauge. Eines Abends gieng in der Gaststube des Badhauses das Gespräch von dem würdigen Manne, den jeder gerne hatte; nur der Badwirt schaute finster drein, und als ihn einer der Gäste anredete: „Was schaut Ihr so finster, Herr Wirt? Ihr seid doch auch recht zufrieden mit dem Herrn Curaten, gibt es doch landaus landein keinen würdigeren Geistlichen“ — da zog der Wirt vom Leder und gab ein böses Stücklein vom Curaten zum besten, das rein erlogen war. Die Gäste riefen: „Das ist nicht wahr, dem guten Herrn geschieht unrecht!“ Darauf sagte der Wirt: „Wenn es nicht wahr ist, soll mich sogleich der Boden verschlingen.“ Aber kaum war es gesprochen, da that sich der Boden auf und verschlang ihn. An derselben Stelle, wo der Verleumder in die Erde gefahren war, kam ein Wasser zum Vorschein, das lauter Schwefel führt und nach faulen Eiern schmeckt. Das Brünnlein fließt in Ramwald noch heute.

123. Der verschüttete Stollen.

In Hopfgarten (Defereggen) sind vor alter Zeit viele Bergwerke gewesen, und Gold und Silber ist centnerweis aus den Bergen gegraben worden. Die Knappen sind bald reich, aber dabei auch ganz lutherisch und übermüthig geworden. Einmal fiengen sie einen Stier und zogen diesem bei lebendigem Leibe die Haut ab; dann salzten sie ihn ein, banden die Haut drauf und ließen das arme Thier wieder laufen. Aber die Strafe dafür erreichte die Frevler bald. Am nächsten Morgen giengen sie in „Strnem" oder der „Fruetschen" wieder in das Knappenloch, aber herausgekommen sind sie nimmer. Während sie drinnen pochten und hämmerten, fiel das Loch am Eingang zu, und sie waren im Berge begraben. Sie wollten sich einen anderen Ausgang graben; man hörte noch zwei Tage lang hämmern und pochen, dann waren sie still und todt. Aus dem verschütteten Stollen fließt noch gegenwärtig Blut.

124. Die bestraften Sonntagsspieler.

In St. Lorenzen im Pusterthale lebten vorzeiten ein paar lustige Brüder, die rauchten und schnapsten und spielten und verthaten ihr Geld im Wirtshause. In die Messe giengen sie nicht; die Kirchenluft, sagten sie, thut uns nicht gut. Dafür hatten sie desto größere Kurzweil im Wirtsstüblein, wo die Luft gesünder war. Der Pfarrer hörte aber davon und sagte es dem Richter, und der verbot es ihnen und hielt ihnen eine christliche Mahnung. Als nun der nächste Sonntag kam, sagten die Brüder: „Wir haben die ganze Woche gearbeitet, der Sonntag gehört zur Erholung; zu was wären denn die Kapuziner auf der Welt, wenn nicht statt unser eines zu beten?" Und weil unter dem Amte das Wirtshaus verboten war, nahmen sie eine Stallaterne und begaben sich in das Knappenloch in der Nähe des Ortes. Da wälzten sie einen großen Stein in die Mitte und huben an auf dem Stein zu spielen. Sie hatten jedoch kein Glück und verloren, so oft sie auf ein neues thaten. Das gieng ihnen nicht mit rechten Dingen zu, denn es war keiner, dem das Geld in die Tasche fiel. Daher fiengen sie an

entsetzlich zu fluchen. Auf einmal that es einen furchtbaren Krach. und die Höhle stürzte ein und begrub die saubere Brüderschaft in den Trümmern. Seitdem ist nur mehr ein kleiner Theil des Knappenloches zugänglich.

125. Woher die Stadt Bruneck ihren Namen hat.

An der Stelle der heutigen Stadt Bruneck stand in alter Zeit eine wunderschöne Stadt, namens Schöneck.

Eine gewaltige Überschwemmung zerstörte sie aber von Grund aus, und von der ganzen Bevölkerung entrann bloß ein altes Mütterlein mit ihrer Geiß auf den nahen Berg. Als das Wasser abgelaufen war, kam das Mütterchen mit der Geiß wieder ins Thal herab und sah von der ganzen ehemals so schönen Stadt nichts mehr als einen Brunnen und ein Eck. Gar bald erhob sich an derselben Stelle wieder eine Stadt, die aber nicht mehr Schöneck, sondern Bruneck genannt wurde.

Andere sagen, die Stadt Schöneck wäre niedergebrannt, und als sie wieder aufgebaut worden war, hätte man sie, weil viele Mauern vom Brande her noch ganz braun gewesen seien, Brauneck genannt.

Eine ähnliche Sage geht von dem nahen Pfarrdorfe Gais. Dasselbe sei vom Wasser weggeschwemmt worden, und nach der Überschwemmung habe man in der Mitte des ehemaligen Dorfes eine Geiß angetroffen. Daher habe das neu erbaute Dorf seinen Namen.

126. Die Stadt Messa.

An dem Orte, wo jetzt das Dörfchen Messensee bei Straßen in Pusterthal liegt, soll einst eine Stadt, namens Messa, gestanden haben. Die Stadt gehörte den Herren der Hinterburg oben auf einem Bühel, und diese Herren führten ein lasterhaftes Leben. Ihrem Beispiel folgten die Bürger der Stadt, und bald war alle gute Sitte aus deren Mauern verschwunden. Als das Maß des Bösen voll war, brach oben der Messensee aus und verschüttete die ganze Gegend sammt Burg und Stadt. Beim Umgraben des Bodens stießen die Bauern hie und da auf Mauertrümmer.

127. Die Stadt Amortia.

An den Mortbühel in der Mitte zwischen Mittewald und Lienz, etwas westlich von der Lienzer Klause, versetzt die Volkssage die römische Stadt Amortia, welche mit vielen kleinen Thürmen versehen und wegen ihres Pferdehandels berühmt gewesen sein soll. Die Sage erzählt weiter, dass Amortia durch einen Bergsturz von der Gemsalpe herab zerstört und dadurch der ehemals flache Boden zur Schlucht verengt worden sei.

128. Von der zerstörten Stadt bei Lienz.

In der Gegend von Lienz breitete sich im grauen Alterthum eine Stadt aus, durch welche man zwei gute Stunden zu gehen hatte, denn sie reichte von Oberlienz bis nach Dölsach. Sie soll von den Römern erbaut worden sein. Im Sommer, wenn es herunten zu warm war, giengen sie nach Heiligenblut hinauf in die Sommerfrische, daher hatten sie von Lienz über Debant bis Heiligenblut einen Weg hergestellt. Im Debantthal sollen sie einen Tempel gehabt haben, von dem man später noch Reste fand, so z. B. Marmorstücke von Altären. Diese Stadt gieng aber infolge eines Bergsturzes der Schleinitz zugrunde. Durch die herabgebrochenen Schuttmassen wurde nämlich die Isel gestaut, und das Wasser überschwemmte die Stadt und zerstörte sie.

129. Die verschneite Alm.

Dort, wo jetzt die „Althäuser" sind, die Ferner hinten in Pfunders, war in alter Zeit eine wunderschöne Alm. Die Senner hatten Überfluss an allen guten Dingen. Dabei wurden sie aber übermüthig. Die Butterknollen benützten sie als Kegelkugeln. Da kam einst ein armer Mann daher und bat um ein Almosen. Sie hatten nur Scheltworte für ihn. Da sprach der Bettler: „Was wollt ihr lieber, Regen oder Schnee?" Hohnlachend wählten sie den Schnee. Da fieng es an zu schneien und schneite immer fort. Da wurden die Gottlosen begraben in Schnee und Eis. (Pfunders.)

130. Die wilde Fuhr.

Auf dem Wege nach Prägraten, besonders auf dem „Katzen brücklan" haben alte Leute entweder vor oder hinter sich Geschrei, Weinen, Heulen, Beten, Lärm von Ross und Wagen u. a. gehört. Sind sie inmitten auf dem Wege weitergegangen, so haben sie nichts weiteres gesehen; haben sie sich aber an der Seite des Weges aufgestellt, so ist die „wilde Fuhr" wohl gekommen. Leute ohne Kopf, Beter, Geistliche, Weinende, oft ein ganzer Zug „Kurfahrter" (Kirch-, Wallfahrer), schrecklich große Gestalten, dann wieder kleinere. Manchmal ist der ganze Zug thurmhoch angewachsen, hernach aber ist er wieder allmählich kleiner geworden. — Es soll wirklich „die wilde Fuhr" gewesen sein. (Prägraten.)

131. Die drei Frauen am Brünnlein.

Auf der Nordseite der Burgruine auf dem Tobel in Taufers ist auf Ahornacher Boden ein uralter Teich, jetzt zu einem moosigen Wiesenfleck eingeschrumpft. In seiner Mitte entspringt dem Boden ein gutes kaltes Brünnlein. Da gieng einmal ein Tauferer vorbei und wollte Wasser trinken. Und siehe, am Brünnlein saßen drei ganz altfränkische, seltsame Frauen, wie er solche noch nie gesehen. Der Tauferer, den der Durst plagte, fasst sich ein Herz und geht dennoch zum Wasser. Wie er aber daselbst aus seiner hohlen Hand zu trinken anhebt, steht eine der Frauen auf, reicht ihm ein „Schiffl" (Trinkgefäß) und sagt, er solle es nur zum Trinken gebrauchen. Er aber getraute sich nicht, das Schiffel zu nehmen. Daraufhin fiengen die drei Frauen an bitterlich zu weinen und verschwanden alsbald vor ihm.

132. Die saligen Leute in Geiselsberg und im Reinthal.

Die seligen Leute wohnen auch in den vielfach verwitterten, spaltenreichen Felsen hinter dem Dorfe Geiselsberg bei Olang im Pusterthal. Von da kommen sie manchmal hervor und wagen sich bis zu den ersten Bauernhöfen heran. Mehr als eine Selige hat

schon bei Bauersleuten in Geiselsberg Dienst genommen. Sie sind im allgemeinen dem Menschen freundlich gesinnt, nur die Kinder muss man vor ihnen hüten. Man erzählt in Geiselsberg folgende Geschichte: „Ein Büblein, das nach dem abendlichen Ave Maria-Läuten noch außer dem Hause war, verschwand und wurde von den Eltern bereits verloren gegeben. Nach mehreren Tagen endlich glückte es den eifrigsten Suchern, das Kind hinten in den Felsen zu finden. Es saß auf einem Steine gesund und guter Dinge und erzählte, eine schöne Frau sei öfters zu ihm gekommen und habe ihm zu essen und zu trinken gebracht.

Auch in den felsigen Klüften des Reinthales in Taufers, weit abseits vom Thalwege, jenseits des Baches, gewahren die Leute hie und da die seligen Frauen, wie sie aus den Felslöchern schlüpfen und Wäsche aufhängen.

133. Die hohle Dirn.

Im Iselthale gab es früher „hohle Leut'". „Hohle Dirnen" dienten den Bauern und waren ihnen überall behilflich, auch den Bäurinnen erwiesen sie allerlei Wohlthaten. Ihren Namen aber sagten sie nie; sobald man ihren Namen kannte, verschwanden sie.

Beim Pötscher zu Göriach in Virgen war jahrelang eine „hohle" Dirn im Dienste, und der Bauer war recht zufrieden mit derselben. Abends gieng sie immer vom Hause fort; sie schlief anderswo. Da schlich ihr einmal der Knecht nach, um sie zu suchen, und er hörte sie in einer Schupfe schnarchen: da schlief sie. Ihre Zöpfe hiengen aber zwischen den Balken hinaus. Der Knecht nahm sein Messer und schnitt ihr dieselben ab. Da fieng sie jämmerlich an zu weinen, erhob sich und gieng auf und davon. Niemand hat sie mehr gesehen.

134. Die hollen Dirnen.

Wenn die Mähder auf das Sojet („Sajat") hinaufzogen, ließen sie die Dirnen stets zuhause, denn für den Rechen gab's auf dieser Bergmahd nichts zu thun. Was tagsüber unter den scharfen Sensen niederfiel, ward des Nachts von unbekannten Händen „zu-

sammengerochen“, so sauber und nett, dass die Mägde des Dorfes nur mit Neid an die geheimnisvollen, flinken Arbeiterinnen dachten. Dass die starken und geschickten Arme Dirnen angehören müssen, daran war kein Zweifel; denn für die Männer ziemt sich solche Arbeit bekanntlich nicht.

Da hat sich einmal ein Mähder das Herz genommen, in einer mondhellen Nacht zu schauen, was da käme und den Rechen führe. Ei, was sah er! Aus dem Thale, das unweit der Wiesen in den Berg hineinführt — ebenfalls zur Sojetalpe gehörig und Sojet geheißen — kamen Jungfrauen hervor, weiß und flimmernd ihre Gewänder — was wäre der Firn dagegen, der oben auf den Bergen im Mondschein glitzert! — blond ihre Haare und in ihrer ganzen Größe herabwallend, sie selbst schön im Antlitz, so schön — dass ihn sein Schätzlein dauerte. Und die holden Gestalten rührten ihre Hände und schafften, und als die Arbeit fertig, waren sie zufrieden, dass sie den armen Bauern hatten helfen können. Darauf erhob sich die hilfreiche Schar, und still, wie sie gekommen, zog sie in ihr dunkles Heim zurück.

Einmal geschah es, man weiß nicht warum, da blieb eine der Jungfrauen auf der Alpe zurück. In einer unbewohnten Hütte, in der viel Heu lag, verbrachte sie die Nacht. Dass sie die Morgenröthe vor Sonnenankunft wecke, hatte sie sich zum Fenster hingelegt, oder war es, weil's ihr nicht wohl anstünde, den Schmuck ihres Hauptes mit welken Blumen zu bestreuen — sie ließ ihre Seidensträhne außen die Blockwand hinabhängen, den frischen Lüften ein Spiel.

Des Morgens kamen die Mähder zur Hütte, um ihre Sensen zu dengeln. Als sie hinter der Fensterlucke einen bildschönen Mädchenkopf erblickten, der so reiches Haar trug, dass es fast bis zur Erde reichte, flüsterten sie einander zu: „Eine holle Dirne!“ und freuten sich des Anblicks. Einer der Burschen war jedoch übermüthig genug, die schönen Haare auf seine Sense zu legen, um sie durch einen raschen Schnitt kürzer zu machen. Die Jungfrau erwachte und stieß einen Schreckensruf aus, so dass sich die Männer betroffen ansahen; dann aber richtete sie sich auf, schritt zur Thür hinaus, das Gesicht mit den Händen verhüllend. Und sie wandte sich dem Thale zu, woher sie mit ihren Schwestern allnächtlich ge-

kommen war: die grauen Nebel zertheilten sich und umschlossen ein weinendes Götterkind.

Die „hollen Dirnen“ sind nicht wiedergekommen, seitdem die Undankbarkeit eine der lieblichen Helferinnen so gekränkt hat, dass sie „das Sajat hintargerearscht“. (Prägraten.)

135. Die Berachte in Virgen und Prägraten.

Die Tochter des Herodes hat ihren Vater aufgestiftet, die unschuldigen Kinder zu tödten; zur Strafe für diesen Frevel muss sie alljährlich in der Dreikönigennacht von elf bis zwölf die Welt durchwandern. Wenn nun die „Berachte“ — so heißt diese Tochter des Herodes — bei den Häusern vorüberkommt, achtet sie darauf, ob sich an den Fensterbalken drei mit geweihter Kreide gemachte Kreuze befinden. Hat man diesen Brauch unterlassen — er besteht heutzutage noch — so ist man in Gefahr, dass Frau Berachte im Hause etwas „zurücklasse“. Das Unglück ist nicht wieder gutgemacht, bis Frau Berachte wiederkommt, und auch dann noch nicht, wenn an den Fenstern die weißen Kreuze abermals fehlen.

Beim „Schmieder auf'n Büchl“ hat man einmal in dieser gefahrvollen Stunde über die Berge „ganstern“ gesehen. Im nächsten Augenblicke war der Feuerfunke, der in weiter weiter Ferne geblitzt hatte, ganz nahe beim Hause. Ein Knecht wollte eilig die Fenster zumachen, doch war's zu spät, Frau Berachte stand schon da und erfasste den Burschen am Rocke. Der flinke Bursche schlüpfte aber schnell aus dem Rocke, der nun Frau Berachte in den Händen blieb. Des andern Tages fand man draußen am Wege eine zerfetzte Joppe.

Beim Bacher im Dorf wurde einmal von Frau Berachte eine Kuh fortgenommen. In der nächsten Dreikönigennacht rief es vor dem Stalle: „Therese!“ Niemand gab Antwort. Es rief zum zweitenmale: „Therese, thu die Kollerose ein!“ (Die Kuh wurde nämlich mit dem Namen „Kollerose“ gerufen.) Die Stalldirn öffnete die Thür und sah die alte Kuh, die Frau Berachte wieder zurückgebracht hatte. Die Kollerose hatte an den Hörnern einen

Kranz von frischen Kirschblüten, die wohl aus weiter Ferne her sein musste.

In Göriach bei Virgen nahm Frau Berachte einer Mutter das Kind aus den Armen. Nächstes Jahr jedoch stellte sie das Kind wieder zurück; es war mit einem Kranze fremder Blüten geschmückt.

In Virgen haben sie in einem Bauernhofe ebenfalls an Frau Berachte nicht geglaubt und deshalb keine Kreuze an das Fenster gemacht. Frau Berachte kam und warf in der Küche einen eisernen Handschuh nieder, den niemand vom Flecke bringen konnte. Das Jahr darauf nahm sie das unheimliche Ding wieder fort. (Prägraten.)

136. Die Stampe in Taufers.

Vor alters muss die Berchte oder Stampe in Taufers eine große Rolle gespielt haben: seitdem aber Pfarrer Zephyris (1728—56) die Pfarre sittlich und geistig regeneriert hat, ist auch der Glaube an die Stampe fast nur mehr in Namenresten nachweisbar. So finden sich in einem Revers aus dem Jahre 1760 die Namen Perchtwiese und Stampacker, und die Leute wissen noch, dass die Stampe Leute „ruckt". In jedem Hause, das einen Kreuzgang hat, d. h. drei Hausthüren, Vorder-, Hinter- und Seitenthür (oder wenigstens zwei, nämlich eine vordere und eine Hinterthür), musste in der heiligen Nacht „geratscht" werden, damit die Berchte oder Stampe keinen Schaden verursache. In einem Hause der Gemeinde Kematen ist noch in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts geratscht worden. Besonders gefährlich soll die Stampe in der Uttenheimer Aue (eine öde, waldige, des Nachts unheimliche Wegstrecke) gewesen sein.

In einer Eingabe des Pfarrers Romed Grafen Sarnthein an das f. b. Consistorium in Brixen vom 27. November 1756 findet sich die Bitte um Reduction der Vespern und Ämter zu Uttenheim festis St. Andreae, octavae Sti Stephani et octavae trium regum. Diese letztere Vesper werde insgemein die Stampervesper und das Amt Stamperamt geheißen, und beide seien von der Nachbarschaft (d. i. der Gemeinde) gestiftet worden, um einem großen

Übel abzuhelfen. Es seien nämlich nach althergebrachter Tradition vor dieser Stiftung die Leute in der Uttenheimer Aue, durch die der Fahrweg nach Taufers geht, von Poltergeistern, „so die Leut des Wegs versüerten", molestiert worden. (Sinnacher, Pfarrbezirk Taufers, Mscr., f. b. Consistorialarchiv Brixen.) Noch heute erzählen die Tauferer alles Schreckliche von der Uttenheimer Aue, und viele getrauen sich nicht, dieselbe in der Nacht zu passieren. Zur alten „Stamperfurcht" gesellte sich noch die Furcht vor Räubern und Mördern, seit in unserem Jahrhundert mehrere nächtliche Raubanfälle stattgefunden haben.

137. Der Teufel auf der Birl.

Beim Moarkircher in Reischach ist einmal der Teufel gewesen. Der hat die Drescher oft hart geplagt; er hat ihnen nicht etwa bloß einmal von der Birl (Raum zum Unterbringen des Getreides) aus Garben auf die Köpfe geworfen. Die Drescher aber haben Bänterknüttel (Knüttel zum Antreiben des Wiesbaumes auf Heu- und Garbenfuhdern) genommen und auf die Birl hinaufgeschleudert, so dass es recht geklappert hat, wenn der Schwarze an den „Hörnlen" getroffen worden ist. Der Teufel aber hat ihnen recht „ägugizähnt" (die Zähne gezeigt). Ein Brunecker Kapuziner hat ihn endlich hinausgebannt und einen Kreis um Haus und Hof gezogen, innert dessen er sich nicht mehr blicken lassen durfte. Dieser Kreis wird aber immer enger und enger, und wenn das Gut nicht mehr innerhalb des Kreises steht, dann kommt der Teufel wieder hinein.

138. Der Schnalljuzer.

Die Söhne des Bauern sollten die Terzen (Ochsen) von der Weide heimholen. Als sie vom Bauernhofe fort waren, hörten sie von der andern Thalseite herüber den „Schnolljuza" (Teufel). Sie fürchteten sich so, dass sie unverrichteter Sache wieder zurückgiengen. Der Bauer und die älteren Knechte aber, welche nun auszogen, hörten und sahen nichts vom „schwarzen Louter". (Aus dem „Thole" — Ahrnthal —.)

139. Der feurige Wagen.

Als ich eines Abends den Weg über die Furkel von Enneberg nach Geiselsberg machte, und es fieng oben an schon ein wenig dunkel zu werden, da kam mir unwillkürlich der tgiarr da furtgia in den Sinn und wollte mich nicht leicht mehr losgeben, obwohl ich sonst nicht die üble Gewohnheit habe, mich zu fürchten. Welche Bewandtnis hat es also damit?

Um Mitternacht sieht der Wanderer einen feurigen Wagen da oben, der das einemal von der Enneberger Seite gegen Geiselsberg, das anderemal wieder von Geiselsberg herwärts nach Enneberg rollt, immer über die Furkel. Dann und wann macht der Wagen den Hin- und Rückweg in einer und derselben Nacht. Der Wagen pflegt wohl auch vor dem oder jenem Stadel zu halten, dann springt der Kutscher vom Bock, öffnet das Thor und führt Ross und Wagen hinein. Nach einiger Zeit donnert der Wagen sodann wieder durchs Stadelthor heraus und die Rampe herab und rasselt davon durch die finstere Nacht.

Bei einem Bauernhofe in Geiselsberg entstand einst um Mitternacht plötzlich ein Höllenlärm im Stadel. Es musste eine ganze Schar von Dreschern darinnen sein, denn in Bewegung gesetzt wurden alle vorhandenen Dreschflegel, und losgeschlagen wurde auf die Tenne, dass der Bauer nichts anderes meinte, als der Boden wäre sauber durch. Ärgerlicher ward die Sache noch dadurch, dass die nächtlichen Drescher unberufene Knechte und nicht bei der Arbeit aufgewachsen waren, denn sie verstanden es nicht, Takt zu halten. Es gieng unter- und durcheinander, das Gepolter auf die leere Tenne, dass einem Hören und Sehen schwinden musste, vorausgesetzt, man könnte in finsterer Nacht überhaupt etwas sehen. Das Spektakel dauerte ungefähr eine Viertelstunde, dann wurde es wieder still im Stadel. Aber horch, was ist das? Das Stadelthor geht mit Ach und Krach auf, und ein Wagen donnert heraus mit sechs Rappen, ei, die waren spiegelblank und schön gestrichen, aber aus Maul und Nüstern bliesen sie Feuer, und im Wagen der schwarze Hund, der gleich einem vornehmen Herrn breit und behäbig dasaß, blies ebenfalls Feuer von sich, dass man vor dem Wagen auf den Weg sehen

konnte wie am hellen Tage. Vorn auf dem Bock saß ein schwarzgekleideter Kutscher. Der Wagen rollte mit Windeseile dahin und verschwand, als er auf die Furkel kam und gegen die Enneberger Seite einbog, da, wo ein Crucifix steht. Manche Leute behaupten, auf der Enneberger Seite dürfe er überhaupt nicht weiter fahren als bis zu diesem Wegkreuz.

Einer hat den Wagen einmal gerade um Mitternacht oben über die Furkel daher fahren gesehen. Der Mensch war furchtsam und versteckte sich noch rechtzeitig. Da sah er auf der Passhöhe der Furkel den Wagen anhalten und einen überaus feinen und noblen Herrn aussteigen. Der fragte den Kutscher, wo der Horcher wäre. Dem Bauern im Versteck kroch es schon ganz gruselig über den Rücken; er meinte, im nächsten Augenblick würden sie über ihn kommen, und fieng an zu beten. Der Kutscher aber antwortete: „Den können wir nicht in den Wagen nehmen, er ist außer dem Gemärk." Damit meinte er das Wegkreuz, denn der Bauer hockte außer demselben, und soweit durfte der Wagen nicht fahren. Dann setzte sich der vornehme Herr auf einen Stein, und der Kutscher packte eine wunderschöne Geige heraus und reichte sie dem Herrn auf dem Steine.

Dieser strich nun das Instrument und spielte einige Stücke darauf, so wunderlieblich, dass der Bauer meinte, solch reizende Musik könne es sonst für gewöhnlich nur im Himmel geben, wenn die Engel geigen. Hierauf packte der Kutscher die Geige wieder ein, der Herr stieg wieder in den Wagen, und fort rasselte in entgegengesetzter Richtung das Sechsgespann. Wenn einem der Spuk in den Weg käme, sagen die Leute, wäre er sicher verloren; der Herr würde ihn zwingen, in den Wagen zu steigen, und der Mensch käme nie mehr zurück, außer er trüge geweihte Sachen bei sich; dann könnte ihm der Spuk nichts anhaben.

140. Der Satan als Geißbock.

Seit der Teufel mitten durch die „croda d'Ancona" und aus dem Ampezzanerthal hinausgefahren war, machte er den Ampezzanern so im Stillen dann und wann nicht ungern wieder einen Besuch, das letztemal in einer Winternacht des Jahres 1797.

Als nämlich in dieser Nacht vier lustige Burschen in dem damals noch einzigen Wirtshaus im ganzen Thal, das dem Simon Fabrizi gehörte, unbändig zechten, sah einer derselben plötzlich einen schwarzen Geißbock um das Haus herumspringen. Die vier Zecher liefen hinaus, fiengen den herrenlosen Bock ein und schlachteten ihn, um sich ein Bratel davon richten zu lassen.

Aber in dem Schlachten verwandelte sich der Geißbock auf einmal in Feuer und Flammen und flog davon, wobei er einen hellen Feuerstrahl zurückließ. Die Burschen soll der Schrecken im Augenblick nüchtern gemacht haben.

141. Der Wettermacher Pitzner in Meransen.

Der Pitzner hat wirklich einmal gelebt, er hieß Peter und war durch längere Zeit an der Kirche zu Meransen Messner. Er hatte aber auch, wohl etwa als Messner, Haus und Feldung. Dieser Pitzner muss ein überaus abergläubiger und sonderbarer Mensch gewesen sein, und die Leute hielten ihn für einen Hexer, der besonders das Wettermachen verstünde. So gar leer war das Gerede nicht, denn der Pitzner hatte wirklich in seinem Hause allerlei Hexen- und Zaubergeräth, und wenn er auch kein Hexer war, so hat er sich doch selber für einen gehalten und vermeint, er könne das Zaubern auch wohl zustande bringen. Er legte dem Priester etwas unter das Messbuch, stahl von dem Taufwasser und trieb allerhand solch abergläubiges Zeug in Kirche und Sacristei. Am besten, wie gesagt, konnte er jedoch Wetter machen, wenigstens glaubte er selber, diese Kunst aus dem ff zu verstehen. Weil er aber, während es am ärgsten wetterte und hagelte, immer selbst im Thurme sein musste, das Wetter, das er doch selber gemacht, wegzuläuten, musste derweil seine Magd zuhause mit einem Zauberrüthlein auf die Korntruhe schlagen. Diese füllte sich sodann mit dem Korn, das der Schauer den Bauern auf den Äckern zerschlagen hatte. Als im Jahre 1727 der Hagel schon das siebentemal alles erbärmlich in den Grund geschlagen und diese sieben Missjahre die Gemeinde in bittere Noth versetzt hatten, wurde es den Leuten doch zu arg. Es schien nach dem, was man sah und

hörte, nicht mehr zweifelhaft, daſs der Urheber dieses furchtbaren Unglücks, das sich jährlich wiederholte, der Meſsner sei. Die Obrigkeit ließ eine Untersuchung anstellen und förderte dadurch in des Meſsners Behausung allerlei Hexenwerk zutage. Da der Mann auch sonst mancher Gebrechen überführt worden und in seinem Kirchendienst nachlässig und zum Ärgernis war, enthob man ihn zur Strafe des Meſsneramtes.

142. Der Flatscher in Pfunders.

In Pfunders lebte einmal ein Bursche, den nannte man den Flatscher. Der wollte gern stark sein und es im Raufen mit allen gewinnen. Da nahm er nun einmal die geweihte Hostie, die er empfangen hatte, aus dem Munde und gieng damit nachhause. Dort schnitt er sich die Hand auf, legte die Hostie in die Wunde und ließ sie einwachsen. So glaubte er stark genug zu sein, um alle niederzuraufen. Eines Tages gieng er über das Joch; auf einmal wich der Boden unter seinen Füßen. Augenblicklich bereute er seine schändliche That, und der Boden „hebte" wieder. Dann beichtete er einem Priester seine Sünde, ließ sich die Wunde wieder öffnen und die geweihte Hostie herausnehmen.

143. Vom Schwarzkünstler Oberleitner.

Der Oberleitner in Terenten hatte mit dem Teufel einen Bund geschlossen. Der Bettel brachte ihm eine Menge Bücher, aus welchen er vielerlei Zauber lernen konnte. Dafür aber muſste er dem Bösen seine Seele verschreiben. Der Oberleitner nahm die Sache nicht krumm, denn der Satan hatte ihm versprochen, daſs er ihn erst holen werde, wenn seine Kuh ein weißes Kalb geworfen hätte. Da mag er lange warten, dachte der Mensch, denn unsere Pusterer Kühe werfen ihr Lebtag kein weißes Kalb. Und er that die Hexenbücher in einen Kasten und lernte daraus wacker die schwarze Kunst. Der Bücher aber waren so viel da, daſs nicht einmal der Curat so viele hatte.

Zunächst freute ihn das Schießen. Ei, wie konnte der Oberleitner aber auch gut schießen! Kam ein Wild auf seinen Boden, so machte er es gefroren, und es musste wie angenagelt stehen bleiben, bis er seine Büchse herabgenommen hatte. Dann schoss er es über den Haufen. Wenn er mit seinem Knecht nach Zillerthal auf die Jagd gieng, sagte er so gegen 10 Uhr vormittags: „Die Bäurin siedet daheim schon die Krapfen, jetzt müssen wir geschwind heimgehen. Da, thu bloß deine Füße auf die meinigen!" Und im Augenblick waren sie vom Zillerthal herüben bei ihrem Haus.

Einmal hatte er einen Knecht, der ihm drei Star Roggen stahl, um sie zu verkaufen. Vorläufig, bis er zum Verkauf Gelegenheit bekäme, vergrub er das Korn. Aber der Oberleitner wusste es ganz gut und machte den Knecht gefroren. Dieser musste also gerade dort festgebannt stehen bleiben, wo er den Roggen unter hatte, bis der Zauberer herbeikam und ihn erlöste.

Eines Tages war der Oberleitner mit seinem Knecht wieder ins Zillerthal hinüber auf die Steinböcke gegangen. Da wurde er überfallen. Der Leitner wollte seine Kunst nicht gebrauchen, weil er fürchtete, es geschehe dem Knecht ein Leid, wenn er ihn verlasse. Den Angreifern aber war es nicht um den Knecht zu thun; den ließen sie gerne laufen. Der Leitner war nun froh; sich selber hat er bald freigemacht, er verschwand einfach.

Einmal sagte er, in dem und dem Bauernhof, wo sie bald ein weißes Kalb bekommen werden, solle man dafür sorgen, dass das Kalb ja schnell in den großen Bach (die Rienz) geworfen werde. Der Bauer, in dessen Stall wirklich ein weißes Kälblein zur Welt gebracht worden war, befolgte den Auftrag des Zauberers nicht, doch stellte er sich so, als ob das Kalb in den großen Bach gewandert wäre. „Wie ist der Bach geronnen?" fragte der Oberleitner. „Triebe" (trüb), antwortete der Bauer. „Du hast's nicht hineingeworfen", rief der Zauberer zornig. Jetzt wagte es der Bauer nicht mehr, das Kalb zu behalten; als er es nun wirklich in den Bach warf, rann das Wasser blutigroth daher, und an den beiden Seiten des Flusses schwamm auf einmal lauter Wild herum.

Eines Tages hatte aber die Kuh in seinem eigenen Stalle ein weißes Kalb geworfen. Der Oberleitner, als er sich davon

überzeugt hatte, ward leichenblass und befahl seinem Knechte, alle seine Bücher in die Rienz zu werfen. Der Knecht legte aber etliche davon heimlich auf die Seite, weil er daraus nun selber die Zauberei lernen wollte, und warf die übrigen in die Rienz. Dem Oberleitner war dieses Schelmstück genau bekannt, und er gebot dem Knecht neuerdings, die Bücher ins Wasser zu schaffen. Der Knecht kam diesem Auftrage wieder nur theilweise nach und behielt das eine und andere Buch zurück. Erst als der Oberleitner ihm zum drittenmal befahl, die Bücher ins Wasser zu werfen, wanderten auch die letzten in die Rienz. Wie er die ersten Bücher ins Wasser schmiss, schäumte dasselbe bloß auf, als die zweite Ladung folgte, schäumte und zischte das Wasser, dass es dem Knecht graute, und als die letzten hineinflogen, warf der Fluss zornig die Wellen über die Ufer herein.

Darnach bekehrte sich der Zauberer schnell, bevor der Teufel ihn zu holen kam, und that aufrichtig Buße. Seitdem aber richtete er seine Augen nie mehr zum Himmel empor, sondern schaute immer nur auf den Boden, aus lauter Reue.

144. Der Zauberer auf dem Eidechsberg.

Vor der Sintflut führte die Heerstraße durch das Pusterthal über den „Hegedex", d. i. Eidechs, ein Berg nördlich von Terenten. Als nun die Sintflut gekommen war, wurden alle Thäler voll Wasser, nur Rodeneck blieb vom Wasser verschont. Damals hauste auf dem Hegedexspitz ein meeralter Zauberer, und als die große Flut sich wieder verlaufen hatte und die Thäler vom Wasser leer standen, war es ihm zu beschwerlich, da hinabzusteigen. Daher wollte er die Berge abtragen und die Thäler damit ausfüllen. Es sollte alles eben werden. Um die Berge zu schütteln, dass sie in die Thäler hinabfielen, machte er ein furchtbares Gewitter, und schon war viel Steingetrümmer von den Bergen herabgepoltert, da schellte in Weitenthal die Geiß und brüllte in der Vintl der Stier, beides wunderkräftige Wetterglocken. Diese benahmen dem Zauberer alle Gewalt, das Gewitter gieng vorüber, und die Berge blieben stehen.

Daher, weil die alte Glocke schon so oft Blitz und Hagel abgehalten hat, steht sie bei den Leuten in der Vintl auch in hohem Ansehen. Ein Fremder bot einst für diese alte Glocke soviel Geld, dass sie die Glocke bis an den Rand damit anfüllen könnten, und darüberhin noch eine gleich große neue Glocke. Allein die Vinteler gaben ihre Glocke um alles in der Welt nicht her.

Von dem Zauberer auf dem Hegedexspitz stammen die sogenannten Pfaffenringe her, deren sich die Burschen bei ihren Raufereien bedienen, und die Zauberkraft verleihen. Wer einen Pfaffenring hat, kann auch den stärksten Mann damit zu Boden schlagen, und niemand kann ihm mehr an den Leib. Aber es sind nicht mehr viel solche Ringe übrig; es ist schon zu lange her, dass sie der Alte vom Hegedex geschmiedet, und allzuviele wird er auch nicht gemacht haben. Er beschenkte damit nur einige wenige, die er gut leiden konnte.

Ein alter Bauer in Sergs bei Meransen hatte einen Pfaffenring. Ein junger Bursche, der sehr rauflustig war, wollte um jeden Preis den Ring in seinen Besitz bringen, aber alle Mühe war vergeblich, der Ring war dem Bauern nicht feil. Da versuchte er ihn zu stehlen, allein auch dieser Versuch schlug fehl, der Bauer hatte den Ring zu gut aufbewahrt. Wohin der Ring aber seither gekommen ist, weiß niemand zu sagen.

145. Das Hexenjörgele.

Das Hexenjörgele in Taufers ist, wie es schon älter war, zum Kreuz gekrochen. Drei Tage lang hat es zu beichten gehabt. Die Zettel, auf denen seine Zaubersprüche standen, musste es in den Ofen werfen; aber sie wollten nicht recht brennen. Der Kapuziner, der hinter dem Hexenmeister stand, sah es und erkannte wohl, dass der alte Sünder manchen Zettel ungern herlasse, dass also seine Reue noch nicht groß genug sei. Darum hat die Beichte drei volle Tage gedauert.

146. Der Zauberer Christl da Ras.

Südöstlich von St. Vigil in Enneberg zieht sich zwischen den trotzigen Dolomitriesen gute drei Wegstunden lang das Rauthal bis zur Alpe Fodaravedla, über welche man nach Peutelstein und Ampezzo gelangt. Durch das Rauthal gehen die Leute selbst bei Tag nicht gerne allein, denn das ganze Thal ist voll Ungeheuer und Gespensterspuk. In der Nacht laufen zwei gewaltige schwarze Hunde mit feurigen Augen durch das Thal, heraus bis zur altehrwürdigen Dorflinde in St. Vigil, unter welcher noch vor hundert Jahren die Enneberger Gerichtsschöffen auf Steinbänken saßen, Taiding zu halten und das Dorfrecht zu weisen, und von da wieder zurück hinein bis zum steinernen Mönch. Wenn einer den Weg durchs Rauthal in unlauterer Absicht unternimmt, gleich sind die Hunde da und laufen mit ihm, einer rechts, der andere links, und sind nicht wegzubringen.

Ungefähr anderthalb Stunden hinter St. Vigil rauscht über Felsen ein Bächlein herab, das den Namen rü de würz oder deutsch Wurzbach führt. Von diesem Bache holte ein berüchtigter Zauberer und Hexenmeister, namens Christl da Ras, seine Wurzeln und Zauberkräuter. Christl war im Jahre 1809 noch am Leben, er wohnte zu Ras oder Rost, eine halbe Stunde von St. Vigil entfernt, in dem uralten Ansitz der Herren v. Rost. Einmal trug es sich zu, dass der Christl alle Kräuter und Wurzeln, so er für seine Zauberei benöthigte, aufgebraucht hatte und neue graben musste. Damit aber das Kräuterwerk seine Zauberkraft nicht einbüße und der Zauberer selbst nicht den bösen Mächten verfalle, war es nöthig, den Weg zum Wurzbach und zurück sammt dem Geschäfte des Ausgrabens zwischen elf und zwölf in der Nacht abzuthun. Das war nun allerdings eine schwierige Sache, denn der Christl war nicht mehr jung, die siebzig Jahre hatten sein Haar gebleicht, und mit den Füßen gieng es ebenfalls nicht mehr allzu flink vorwärts. Aber einmal wollte er den Gang noch wagen. So machte er sich nun, als es auf dem Kirchthurm elf schlug, auf den Weg, ganz splitternackt, wie es im Zauberbuche stand. Unten im Rauthal warteten schon die zwei schwarzen Hunde auf ihn, die ihn stets auf diesem Gange begleiteten, einer rechts, der

andere links. Alle drei liefen sie, was sie vermochten. Am Wurzbach angekommen, musste er die Wurzeln und Kräuter mit den Zähnen aus dem Boden reißen, und hatte ihrer doch nicht mehr viel, aber so musste es sein und stand im Capitel des Zauberbuches vom nächtlichen Wurzelgraben. Wie er eine Handvoll beisammen hat, macht er sich eilends auf den Rückweg, beständig von den Hunden bewacht. Etwa hundert Schritte sind es noch bis zu seiner Herberge, da hebt die Thurmuhr in St. Vigil an mit mächtigen Schlägen zwölfe zu schlagen. Der Christl rennt dem Hause zu, als hätte er Füße von einem Rehlein, und wirft eben seine Hausthür hinter sich ins Schloss, da der letzte Glockenschlag heraufdonnert. Da poltert und rasselt es von außen an die Thüre, als würde sie mit eisernen Ketten bestrichen, aber die Hunde waren draußen geblieben und er für diesmal noch gerettet. Würden ihn seine schwarzen Begleiter beim zwölften Glockenschlag noch außerhalb der Dachtraufe getroffen haben, so wäre er von ihnen in Stücke zerrissen worden.

Nicht lange darauf, als er noch mit den letztgeholten Kräutern seine Zauberkünste trieb, begab es sich, dass der Christl an einem Sonntag in der Kirche bei der Wandlung die emporgehobene hl. Hostie kohlschwarz sah. Dadurch wurde er so erschreckt, dass er sich zur Bekehrung entschloss. Er beichtete seine Sünden und gelobte, sich alles Hexenwerkes zu entschlagen. Zur Buße wurde ihm aufgetragen, die Zeit, als er noch lebe, nie mehr gen Himmel zu schauen. Er trug das Bußwerk willig und senkte hinfür seinen Kopf zur Erde, so dass er nach ein paar Jahren einen Buckel bekam, dass man darauf hätte reiten können. Aber mehr als ein paar Jahre lebte der Christl nimmer, dann starb er eines auferbaulichen Todes.

147. Der Wunderdoctor in Enneberg.

Vor 30 und mehr Jahren lebte in Enneberg ein Wunderdoctor, ein überaus curioses Männlein, das seine Arzneikunst in geheimnisvolles Dunkel zu hüllen pflegte. Worte gebrauchte das Männlein nicht viel, es half sich dafür umso besser mit allerlei gespenstigen Zeichen. Die Leute hatten großes Vertrauen auf den

sonderbaren Alten und riefen ihn gerne zuhilfe, denn er übte seine Kunst nicht bloß an den kranken Bauersleuten, sondern docterte auch im Stalle.

Einst war der Bauer Trebo in Enneberg schwer erkrankt. Alles Medicinieren half nichts, und da gleichzeitig auch im Stalle Unglück über Unglück erfolgte, musste die Sache nicht mit rechten Dingen zugehen, und die Bäurin wandte sich gegen den Willen des Bauers an den Wundermann. Dieser erklärte, es müsse ihn ein Kind des Kranken um 10 Uhr nachts abholen, denn er dürfe vor allem andern nie allein den Weg zum Kranken machen; um 12 Uhr müsse dann die Arbeit beginnen. Also kam um 10 Uhr in der Nacht der älteste Sohn des Bauern in die Wohnung des Männleins und holte es ab. Sie hatten einen Weg von zwei Stunden zu machen und trafen richtig punkt zwölfe ein. Das Männlein fragte die Bäurin, wie spät es sei. Auf ihre Antwort, dass es nun augenblicklich zwölfe schlagen werde, sagte er erschrocken: „Höchste Zeit!“ Darauf befahl er der Bäurin, alles genau zu befolgen, was er ihr auftrage; sie werde es nicht zu bereuen haben. Nun musste sie auf dem Herde ein großes Feuer anmachen und zwei Sicheln hereinbringen. Das Männlein machte die Sicheln im Feuer glühend und hielt sie sodann übereinander gekreuzt solange in die Höhe, bis das Eisen wieder kalt war. Dabei murmelte es geheimnisvoll. Hierauf zog er eine Schweinsblase aus seinem Sack, hieß die Bäurin frische, rahmige Milch herbeischaffen und füllte die Blase mit Milch, gab auch etliches Wurzelwerk dazu, das er mitgebracht hatte, und band die Blase fest zu. So gefüllt, hängte er sie in den Kamin und gebot der Bäurin, sie nicht eher wieder herabzunehmen, als bis sie ganz zusammengeschrumpft wäre. Damit, sagte das Männlein, würde der böse Geist der Krankheit aus dem Hause gebannt.

Jetzt handelte es sich noch darum, auch den Stall zu entzaubern. Die Bäurin fieng sich an zu fürchten und bereute es schon, den unheimlichen Menschen gerufen zu haben. Sie zögerte daher. Er aber machte große Augen und sagte unwirsch: „Willst du mich und dich ins Verderben bringen? Die Arbeit ist nur halb; sie muss ganz getan werden, sonst sind wir beide verloren.“ Damit zog er die Bäurin zum Stalle nach. Dort nahm er einen

Bohrer aus der Tasche und bohrte, immerfort sein Abrakadabra und Hokuspokus murmelnd, drei Löcher in die Schwelle der Stallthüre, schüttete in jedes der Löcher ein stark riechendes Pulver und verstöpselte sie mit Holz vom Weißhaselstrauch. Darauf gieng er wieder von dannen, die Bäurin des unausbleiblichen Erfolges versichernd. Geholfen hat der Zauber allerdings nicht, denn ein paar Tage darauf starb der Bauer, und etliche Wochen später fanden sie im Stalle die schönste Milchkuh verendet auf dem Boden liegen.

Dieser Wunderdoctor hatte seine Kunst von seinem Vater ererbt, der allgemein für einen Zauberer gehalten wurde. Der erstere ist vor ungefähr 25 Jahren verstorben, aber nicht in Enneberg, sondern bei Montal auf dem Berge.

148. Der Thurnthaler Urban.

Ungefähr in der Mitte zwischen den beiden Marktflecken Innichen und Sillian drückt sich Winnebach an die nördliche Berglehne. Unfern dieses Dörfchens stand noch in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts der Galgen des alten Landgerichtes Sillian, wenn er auch in dieser Zeit schon längst beschäftigungslos in die Lüfte ragte. Sehr viel zu thun scheint er aber in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts gehabt zu haben, denn aus dieser Zeit datieren ziemlich einige Hinrichtungen, die an Zauberern und anderem Gelichter vorgenommen wurden, von denen das Volk noch so manche grauenvolle Geschichte zu erzählen weiß. Eine der interessantesten Schauergeschichten, die man bis in die neueste Zeit für nichts weiteres als für eine Volkssage hielt, lautet vom Thurnthaler Urban.

War da ein gar böser Mensch, der seine Seele dem Teufel verschrieben hatte und dafür in die Geheimnisse der Zauberei eingeweiht wurde, die er denn auch mit teuflischer Schadenfreude sich zunutze machte. Er hauste an den felsigen Ufern des Thurnthaler Sees, eines dunklen, unheimlichen Gewässers auf den Höhen der Winnebacher Alpe. Schlug er mit seinem Stocke in den See, so zogen alsogleich schwarze Wolken ringsum auf, Blitze zuckten durch

die Luft, und furchtbar rollte der Donner durch Berg und Thal. Der Thurnthaler Urban aber setzte sich bei solchem Wetterbrausen mit seiner „Urschl“ auf eine große hölzerne Schüssel; voran saß der „Bease“; auf diesem Fahrzeug gieng's durch die Lüfte. — Eines Tages begab er sich in das Thal herab, um zu betteln. Da ihn aber die Leute überaus fürchteten, klopfte er überall vergebens an die Thüre und musste ohne Gabe abziehen. Darüber war er fürchterlich erzürnt. Unter gräslichen Flüchen holte er einen Bickel, stieg zu den Ufern des Thurnthaler Sees empor und fieng an, die Wände desselben zu durchbrechen. Ein Hirtenknabe, der ihn bei diesem unheilvollen Unternehmen beobachtete, lief schnell in das Thal hinunter nach Sillian und schlug Lärm. Da eilte nun jung und alt in die Kirche zu inbrünstigem Gebete. Das höchste Gut wurde zur Anbetung ausgesetzt, und alles zog in feierlicher Procession durch den Markt, wie sonst am Frohnleichnamsfeste, wobei der Geistliche die Wettersegen hielt. — Schon war der Thurnthaler Urban mit seiner Arbeit fast zu Ende — noch ein einziger Hieb, und die gewaltigen Wassermassen wären aus ihren Ufern getreten und hätten weiß Gott welch furchtbare Verheerungen angerichtet. Doch da hob der Priester die Monstranze zum letzten Segen, und der Zauberer droben stürzte in demselben Augenblicke unter einem weithin schallenden Fluch in die schwarze Flut. Seither sah man ihn nirgends mehr; wenn aber ein Gewitter heranzieht, fangen die Wasser an zu brodeln und zu tosen, dass man es auf der gegenüberliegenden Gebirgskette, dem Helm, ganz deutlich vernehmen kann.

Andere erzählen so: Oben hatte der Bösewicht mittlerweile den See abgelassen, und das Wasser schoss mit unheimlicher Gewalt thalab und hinaus und führte eine ungeheure Masse von Bergschutt mit sich. Das ganze ehemals blühende und wohlbewachsene Seitenthal wurde verschüttet, so dass kein Hälmchen mehr wuchs und kein Vogel mehr sang. Deshalb heißt es seit dieser Zeit nur mehr das Todtenthal. Die gräsliche Bergmuhre würde das Hauptthal abgesperrt, die Drau angestaut und dadurch den Markt Sillian vernichtet haben, aber weil die Sillianer so ernstlich beteten, hatte der Herrgott Erbarmen mit ihnen und gebot den andringenden Schuttmassen halt. Die Drau war wohl ordentlich eingeklemmt, aber nicht gestaut, und Sillian war gerettet.

Der Thurnthaler Urban trieb noch viele Zaubereien zum Schaden der Leute, aber endlich wurde er ins Loch gesteckt und bei Winnebach draußen, wo der Galgen stand, gehenkt und seine Leiche verbrannt.

149. Abwärts statt aufwärts.

Beim Pairkreuzl in der Nähe von Sand, Richtung gegen das Reinthal, kommen die Leute des Nachts gerne vom Weg ab und müssen statt aufwärts abwärts in die Winkler Felder, obgleich sie sonst den Weg genau kennen.

Der Herr Kaplan von Ahornach, nachher Beneficiat in Mühlen, gieng einmal im Herbst bei finsterer Nacht von Sand fort nach Ahornach. Ein Stück gegangen, that er unweit des Pairkreuzes einen Fehltritt, verlor dabei seinen Hut und setzte seinen Weg ohne Hut fort, da er diesen nirgends mehr finden konnte, bergauf und immer bergauf. Doch Ahornach kam nicht, obwohl er noch immer auf dem richtigen Weg zu sein glaubte, den er ja blind nicht hätte fehlen können, so gut kannte er ihn. Endlich kommt er zu unübersteigbarem Steingerölle, von dem er auf diesem Wege sonst nie etwas gesehen hatte, und beschloss, da zu rasten und den Tag abzuwarten. Als er einige Zeit da gesessen war, hörte er 11 Uhr schlagen, und wie noch kurz darauf der Mond aufgeht, merkt er zu seinem nicht geringen Erstaunen, dass er statt auf dem Ahornacher Berg auf dem gerade gegenüberstehenden Kemater Berg war und noch dazu an einer so schwierigen Stelle, dass die Leute selbst bei Tage fast nicht daher zu gelangen vermögen.

Mit Mühe konnte er den Abhang hinabkraxeln. Am andern Tage fand er seinen Hut ein Stück oben am Ahornacher Berg. Er musste sohin von da steil abwärts gegangen sein anstatt aufwärts, musste den Reinerbach unten überschritten haben, und von alldem hat er nichts gemerkt und war doch seiner Lebtag ein strohnüchterner Mann.

150. Die drei Hexen in Abtei.

Einmal trug es sich zu, dass ein Bauer von Abtei aus dem benachbarten Walde heimwärts gieng und von der Nacht überfallen wurde. Da kam ihm eine schwarze Katze entgegen, und weil er dem Thiere nicht aus dem Wege gieng, machte es feurige Augen, zog den Buckel in die Höhe und pfauchte ihn grimmig an. Der Bauer trug aber einen tüchtigen Knotenstock in der Hand und walkte das schwarze Vieh weidlich durch, dass es erbärmlich heulte. Alsbald sprangen nun zwei andere schwarze Katzen von ungewöhnlicher Größe herzu, machten ebenfalls glühende Augen und griffen den Bauer mit Krallen und Zähnen wüthend an. Allein der Mann war nicht von Forchtheim, ließ seinen Prügel tüchtig arbeiten und erwehrte sich des Angriffs. Die übel zerschlagenen Katzen suchten alsbald das Weite. Nicht lange darauf wurde der Bauer vor Gericht gerufen. Der Richter sagte: „Mein lieber Mann, Ihr seid bös verklagt worden; Ihr habt neulich im Walde drei Frauenzimmer ohne Ursache blutig geschlagen und müsst Euch verantworten. Redet die Wahrheit, wie die Sache sich zugetragen hat!" Der Bauer entgegnete: „Was sagt Ihr da, Herr Richter? Es ist mir gar nicht erinnerlich, dass ich im Walde jemals drei Frauenzimmer begegnet, noch weniger, dass ich solche blutig geschlagen hätte. Da muss wohl eine Verwechslung vorgekommen sein." „Nein, nein," erwiderte der Richter, „Ihr seid schon der rechte; sagt's nur frisch g'radheraus, dass Ihr's gethan habt!" „Nein," sagte der Bauer drauf, „wer mich dessen verklagt hat, ist ein Lügner. Es ist allerdings nicht lange her, dass ich drei schwarze Katzen abgeprügelt habe draußen im Walde, weil sie mir den Weg vertreten und mich überfallen haben; aber Katzen sind keine Frauenzimmer." „Ah," versetzte der Richter drauf, „wenn das ist, dann habt Ihr mir einen guten Dienst erwiesen. Denn wisst, die Frauenzimmer, die Euch verklagt haben, sind lang schon im Verdacht der Hexerei. Jetzt habe ich einen klaren Beweis dafür, dass es wirklich Hexen sind. Ich danke Euch." Damit entließ der Richter den Bauern, und in den Kotter, den die Hexen demselben aufsperren wollten, wurden sie selber gesperrt.

151. Die Hexe mit der hölzernen Rippe.

Es lebte einmal eine Bäurin in Enneberg, die eine Hexe war und in der Pfinztagnacht mit den Hexen ausfuhr. Hinter dem Kreuzkofel auf dem Hexenstein kamen sie zusammen und hielten ihr festlich Gelage mit Sang und Tanz. Und weil sie gern Braten schmausten, wurde abwechselnd die Reihe herum eine von ihnen geschlachtet, gebraten und wohl zugerichtet. Die andern setzten sich um den Stein und aßen den Braten auf. Darnach sammelten sie die Knochen der gebratenen Hexe, und der Satan, der immer fleißig dabei war, rief sie mit Fleisch und Bein wieder ins Leben zurück, so daſs sie war wie vorher. Da traf auch unsere Bäurin einmal die Reihe, geschlachtet zu werden; weil sie aber noch nicht lange bei der Hexengilde war, wollte es sie ein wenig gruseln, und sie nahm am folgenden Pfinztag ihren Knecht mit auf den Hexenstein, um ihn an ihrer statt schlachten und braten zu lassen. Sie sagte ihm aber nichts davon. Um Mitternacht kamen sie beide auf den Berg, wo schon etliche Hexlein versammelt waren und plauderten. Der Knecht ahnte nichts Gutes, und während seine Bäurin sich mit den andern unterhielt, machte er sich heimlich davon und kletterte auf den nächsten Baum. Als nun alle beisammen waren, erschien auch Seine höllische Hoheit, der Herr Satan, in noblem Zweigespann, und nun sollte der Schmaus hergerichtet werden. Die Bäurin sah sich erschrocken nach ihrem Knechte um, aber der war verduftet und alles Suchen vergeblich. Daher muſste sie selber herhalten und sich schlachten und zubereiten lassen. Nun wurde der Braten aufgetragen, und die Hexen setzten sich in einen Kreis und schmausten, die abgenagten Knochen aber warfen sie auf die Erde. Der Knecht, der vom Baume herab zugesehen hatte, rutschte verstohlen auf der andern Seite herunter, hob eine Rippe der gebratenen Bäurin vom Boden auf und steckte sie ein. Darauf kletterte er wieder auf den Baum, und die lärmenden und schmausenden Hexen hatten davon nichts gemerkt. Wie aber der Schmaus zu Ende ist und die Knochen der Bäurin gesammelt und dem Satan zugetragen werden, fehlt eine Rippe. Sie suchten und suchten, fanden sie aber nicht. Daher machten sie eine Rippe aus Holz, und der Satan machte die Bäurin wieder lebendig.

Am andern Tage waren die Bäurin und der Knecht wieder auf dem Hofe, keines sagte aber ein Wort zum andern über das Geschehene. Der Knecht trug jedoch die Rippe immerfort in seiner Tasche.

Später begab es sich einmal, dass die Bäurin den Knecht schalt und in Harnisch brachte. Da zog dieser die Rippe aus der Tasche und sprach: „Du willst maulen mit mir und hast doch nur eine hölzerne Rippe statt der da.“ Nach diesen Worten fiel die Bäurin zu Boden und war augenblicklich eine Leiche.

152. Die Hexe im Wirbelwinde.

Mein Gewährsmann saß eines Tages auf der Wiese seines Vaters in Enneberg und schaute den Ehehalten des Nachbars zu, wie sie mit ihren Rechen im frischen, duftenden Heu hantierten. Denn es war ein heißer Tag, und das Heu musste herein, bevor das Gewitter losbrach. Da fuhr auf einmal eine Windhose daher, fegte über die Wiese, und das Heu wirbelte haushoch in die Luft. Da war auch eine einfältige Dirne auf der Wiese, die fasste ihren Rechen und schlug wüthend in den Wirbelsturm, und dabei schrie sie so entsetzlich, dass man glauben mochte, sie wäre nimmer recht bei Trost. Als mein Gewährsmann unbändig auflachen musste über die Züchtigung, die dem Wirbelsturm da zutheil ward, schaute die Magd verwundert zu ihm herüber; es war ihr, als ob es beim Nachbar heute nicht ganz richtig sei. Auf die Frage, warum sie also wüthig in die Luft haue, gab sie zur Antwort: „Du thust heute, als ob du es nicht schon längst wüsstest, dass in einem solchen Wirbel immer eine Hexe ist.“

153. Die Gsieser Hexe.

Eine Bäurin gieng spät abends von Bühel in Gsies nach St. Martin und hatte, da es schon ganz finster war, einen brennenden Kentel mit. Auf einmal kam ihr ein altes Weibele, die Gsieser Hexe, in den Weg und schlug ihr die Kienfackel aus der Hand. Die Bäurin sagte: „Du Teufelsweibele, was hast du mir

mein Licht aus der Hand zu schlagen?" Aber sie sah niemanden mehr und gieng eiligst ihres Weges weiter. Als sie heimkam, war ihr ganzes Gesicht mit Blattern bedeckt.

154. Die Hexe im Schloss Bruck bei Lienz.

Vor langer Zeit lebte in diesem Schlosse eine Hexe. Sie war aber Mutter von zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, welche die Schule der Frauen Dominicanerinnen in Lienz besuchten. Die beiden Kleinen wurden mit ihren Mitschülern zur ersten heiligen Communion vorbereitet und freuten sich wie alle guten Kinder auf diesen schönsten Tag des Lebens. Allein die Mutter, die garstige Hexe, verlangte von den arglosen Kleinen unter den fürchterlichsten Drohungen, dass sie beide ihr die heiligen Hostien bringen sollten. Die Kinder folgten der Mutter, und sie nagelte die heiligen Hostien an einen Baum des Schlossberges. Es kam noch ein wilder, den Kindern ganz unbekannter Mann, und nun begann ein entsetzlich verbrecherisches Misshandeln der heiligen Hostien. Mit Messern und Nadeln wurde an dem Heiligsten aller Frevel getrieben, bis Blut von den heiligen Hostien herausfloss. Die Kleinen, welche voll Entsetzen das frevelhafte Treiben mitansehen mussten, erzählten es in der Schule. Die Sache kam zur Obrigkeit, und die Hexe wurde im Schlosse eingesperrt, wo sie Gift und Galle zum Fenster hinaus und die Schlossmauer hinab spie. Der gelbe Streifen blieb und lässt sich durch kein Mittel wegbringen.

155. Die Hexen bei den drei Seen.

Auf dem Berge Schleinitz bei Lienz sind drei Seen; aber auch die zahlreichen Spalten und Risse des Berges sind mit Wasser gefüllt. Da oben hausen nun seit alters die Hexen und bedrohen die Stadt Lienz mit dem Untergang. Man sagt, dass die Hexen, wenn sie einmal über die Stadt recht erbittert werden, die Spalten und Klüfte des Berges aufthun und oben die drei Seen auslassen; darauf werde Lienz verschüttet.

156. Die Pfaffin.

In St. Veit in Defereggen war beim Vicar einmal eine Köchin, welche heimlich seine Bücher las und daraus das Hexen lernte. Man nannte sie die Pfaffin. Sie war sehr lebenslustig. Gewöhnlich war in der Fasnacht in St. Veit beim Wirte großer Tanz. Auch die Hopfgarter waren hineingekommen und hatten eigene Spielleute und ihr eigenes Zimmer. Da kam die Pfaffenköchin herein und wollte auch mit den Hopfgartern tanzen, aber keiner tanzte mit ihr. Voll Zorn darüber gieng sie hinaus und rief an der Thüre noch zurück: „Wartet nur, ihr werdet auch nicht mehr lange tanzen!“ Dann stieg sie hinauf auf den Berg, um die Lawine „auszuschrecken“, sobald die Hopfgarter nachhause giengen, und richtig, wie sie auf dem Wege nachhause sind, dröhnt's auf einmal, die Lawine kommt, und 18 Personen liegen todt im Schneegrab.

Später wurde die Pfaffin eingefangen, in einen Korb gebunden und aufs Gericht geführt. Da sagte sie zu sich selbst auf dem Wege dahin: „Wenn nur eine Plisse (Fichtennadel) herabfallen thät', so wär' ich gerettet.“ Im Dölacher Walde fieng es plötzlich an stark zu winden, und Nadeln und Blätter wurden von den Bäumen geschüttelt; auch in den Korb fielen einige. Da war die Pfaffin verschwunden. Man sah nichts mehr im Korbe außer einigen Plissen. Die Hexe hatte sich verwandelt. Später wurde sie doch wieder gefangen, und damit nichts mehr in den Korb hineinfiele, that man das Luck darauf. Die Pfaffin wurde dann in Lienz in einem Kessel voll siedenden Wassers verbrannt.

157. Die Zoppathexen.

Die bösen Wetter in Prägraten kommen häufig vom Zoppat, einer Schafalpe, herab; dort halten sich die Hexen gern auf. Die Leute haben es schon oft gesehen, wie sie die Wolken schoben und den Hagel zubereiteten, um den Bauern zu schaden. Sieht man im Dorfe das schwarze Gewölk aufsteigen, so geht der Mesner eilig in den Thurm der St. Andreaskirche, um die Wetterglocken zu läuten. Wenn nun die Töne der geweihten Glocken zu den Hexen hinauf gelangen, dann hört man sie rufen: „Hintar, hintar!

die Andreashündlan bellen schun", und sie ziehen die Wetterwolken mit aller Gewalt zurück, so dass ihnen oft das Blut hinter den Fingernägeln hervordringt.

158. Der umgehende Schuster.

Der umgehende Schuster kam auch einmal nach Windischmatrei; dort bat er um Nachtherberge, allein von Haus zu Haus wurde sie ihm verweigert. Ergrimmt darüber, zog er aus dem Markte und sprach einen schrecklichen Fluch über denselben. Darauf gelangte er in den Weiler Feld, der beinahe jedes Jahr von der „Güsse" aus dem Melitzgraben überschüttet wurde. Zu Feld brauchte der Jude nicht lang um Herberge zu bitten, er fand bald die beste Aufnahme. In der Nacht gieng er wie überall, statt zu schlafen, um den Tisch herum, ja sogar beim Essen musste er gehen. Des andern Tages nahm er einen Rock und schleifte ihn durch den Melitzgraben herab; seitdem hat die „Güsse" den Feldnern keinen Schaden mehr gethan; hingegen kommt sie jetzt durch den Burgergraben und hat von da den Markt Windischmatrei schon oft „eingegüsst". Zweimal ist der umgehende Schuster schon um „die Welt" herumgewandert; jetzt ist er das drittemal auf dem Wege. Wenn er zum drittenmal herum ist, dann geht die Welt unter. (Hopfgarten.)

159. Der Gletscher wandert.

Unweit der „Birlücke" (Birnlücke) gegen Prettau hin stand in alter Zeit ein großer Birnwald. Als die Prettauer diesen Wald niederschlugen, prophezeite die Sennerin der „Kehrahütte", dass es nun viel zu kalt werde, weil kein Wald mehr die frischen Tauernwinde aufhalte. So war es dann auch. Die Gletscher wuchsen so sehr an, dass jetzt die Sonne bei der „Kehrahütte" kaum noch zu sehen ist, wo sie ehedem doch durch den ganzen Hausgang der Kaser und noch durch die Hinterthüre hinaus geschienen hat.

VIII.

Salzburg.

1. Sagen vom heiligen Bischof Wolfgang.

Der heilige Bischof Wolfgang machte sich mit noch einem frommen Bruder aus der Stadt Regensburg auf den Weg ins Gebirge, um der Welt zu entfliehen und ein Einsiedlerleben zu führen. Also giengen beide ein ganzes Jahr durch das Gebirge und kamen darnach an den Falkenstein. Daselbst litt der arme Bruder so großen Durst, dass er völlig verschmachten muſste. Der Heilige erbarmte sich seiner, nahm seinen Stecken und stieß ihn in den Felsen. Alsbald sprudelte ein süßes Wässerlein aus dem Loch, das trank der Bruder mit großer Begier, dankte dem Heiligen und gieng wegen des harten Lebens von ihm weg. Darnach stieg St. Wolfgang den Berg hinan und wollte über den Falkenstein gehen; indem erschien ihm der Satan und schüttelte den Falkenstein so hart, dass der Berg zusammenbrechen und den Heiligen verderben wollte. Dieser aber lehnte sich kreuzweis mit dem Rücken an den Falkenstein und vertrieb den Teufel mit Gebet. Als er dann oben auf dem Berge stand, wuſste er nicht, welche Richtung er einschlagen sollte, um in einer wüsten Stätte Gott dienen zu können. Daher nahm er sein Handbeil und warf es, soweit er vermochte. Wo er das Beil fände, wollte er bleiben. Also gieng

er in derselben Richtung weiter und kam über einen Berg, namens Saurüssel. Hinter diesem Berge lag ein langer und breiter See, und daneben lag auf einem Felsblock das Beil. Da hub er an und machte sich ein Häuslein auf dem Fels und ein Kirchlein dabei und diente Gott mit Fleiß Tag und Nacht. Einmal an einem Sonntag hatte er die Zeit verschlafen, und da er zur Hütte herausgieng, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Da ward er zornig über den bösen Feind, der das verursachte, und stieß mit seinem Fuße also hart an den Felsen, dass dieser weich wie Lehm ward und die Fußspur noch heute an diesem Tag zu sehen ist. Nach fünf Jahren kam der böse Feind zu dem heiligen Bischof und sprach: „Es werden dich viel Menschen heimsuchen und ehren an dieser Statt; darum gib mir den ersten Pilgrim, der zu deinem Kirchlein kommt!" Der Heilige sagte: „Beit bis morgen früh, dann hab' dir den ersten!" Bevor nun der Tag hergieng, wartete schon der Satan vor dem Kirchlein. Der Bischof aber betete zu Gott, dass er keinem Menschen ein Leid widerfahren ließe. Da geschah es, dass desselben Tages zum ersten ein Wolf aus dem nahen Walde zum Kirchlein kam, und da diesen der Satan sah, schalt er den Bischof des Betruges und fuhr mit großem Geschrei und Gestank von dannen.

Ein Jäger aber, der an dem See jagte und St. Wolfgang sah, welchen er schon von früher her kannte, verrieth ihn zu Regensburg, und sie schickten viele von den Geistlichen und auch etliche Rathsherren ab, den Bischof zurückzuholen. Der Jäger führte sie hin, wo sie ihn trafen. Mit Gewalt brachte man den Heiligen aus der Wildnis. Sieh da, als er seinem Kirchlein den Rücken kehrte, da wandte sich das Kirchlein um und wollte ebenfalls mitgehen. Aber St. Wolfgang hob die Hand auf und sprach: „Ich gebiete dir bei Gott, dass du still stehest, denn es ist der Wille Gottes, dass mich die Menschen hier suchen, damit ihnen Gott Gnade thue. Wo ich begraben werde, sollen wenig Zeichen geschehen." Das Kirchlein stand still, und der heilige Bischof kehrte nach Regensburg zurück.

2. Die Geister im Glemmerthal.

Im Glemmerthal im Salzburgischen ist die Sage verbreitet, dass alljährlich in einer bestimmten Nacht von 11 bis 12 Uhr Geister das Thal durchziehen. Einmal war es einem Bauersmann beschieden, diesen Zug zu sehen. Er gieng nämlich in der Nacht zwischen elf und zwölf langsam seiner Heimat zu. Da erblickte er in einem weitgedehnten Felde, das frisch mit Korn besät war, eine Menge Vieh und konnte es sich gar nicht erklären, wieso es hineingekommen wäre. Und weil er der Meinung war, dass er das Vieh nicht darin lassen dürfe, nahm er einen Stecken, gieng auf das Feld und fieng an, die Thiere hinauszutreiben. Aber wie er auch schlagen mochte, er traf keines und sah doch die Rinder ganz deutlich vor sich. Weil nun alle Mühe vergeblich war, so gieng er wieder fort und seines Weges weiter durchs Thal. Nicht lange, da begegnet ihm auf einer Brücke ein kleinwinziges Männlein, das fragte ihn: „Mit Verlaub, hast du nirgends ein Vieh gesehen?" „Ja," antwortete der Bauer, „im großen Acker da draußen; ich wollte es hinaustreiben, aber das Sakravieh konnte ich nicht treffen, und doch sah ich es ganz deutlich." Darauf sagte das Männlein: „Gut, dass du es nicht getroffen hast; es sind lauter Geister, zu denen auch ich gehöre. Wir müssen heut bis 12 Uhr noch auf den Reiherspitz hinauf (der von ihnen sehr weit entfernt war). Ich werde dir von diesen Geistern noch mehr sagen: Es werden dir in kurzem auch Rosse, Hennen und Schweine begegnen; weich ihnen beileibe nicht aus, so groß dich die Gefahr däucht, sonst wärest du des Todes." Nach diesen Worten verschwand das Männlein, und der Bauer setzte seinen Weg fort. Auf einmal jagte ein Trupp Rosse daher und drohte ihn niederzuwerfen. Der Bauer hat ein bisschen Furcht bekommen und biegt ein wenig zur Seite aus, im Nu hat er ein Glied seines kleinen Fingers verloren, und die Pferde verschwinden. Wie er weiter geht, hört er ein ohrenbetäubendes Gackern, und es kommt ein Schwarm Hennen durch die Luft auf ihn geflogen, die schlagen mit den Flügeln und erheben ein Geschrei, dass ihm hätte bang werden können; allein der Bauer war diesmal klüger und wich nicht von der Stelle; daher gieng es ohne Schaden ab. So war es auch mit

den Schweinen, die ihn fürchterlich angrunzten und stießen und drängten. Auch diesen wich er nicht aus, und so gelangte das Bäuerlein, als es zwölfe schlug, glücklich auf seinen Hof.

3. Geistersagen aus dem Lungau.

Allgemein verbreitet ist in den drei salzburgischen Gebirgsgauen die Sage vom wilden Gejaid. Dieses besteht aus bösen Geistern, die nicht in den Himmel kommen können. Des Nachts ziehen sie mit gräslichem Lärm durch die Luft; wer ihnen begegnet, den reißen sie nieder, wenn er sich nicht selber auf den Boden wirft. Im letzteren Falle jagen sie über ihn hinweg.

Auch auf den Bergen und in den Wäldern neben den alten Heerstraßen wohnen böse Geister. Wenn jemand nachts einen solchen Weg geht, rollen sie oft Steine auf ihn herab, oder sie „hölzen" Bäume auf die Straße, dass er nicht weiter kann. Da hilft aber das Beten, und erst gar, wenn einmal zum englischen Gruß geläutet wird, dann können einem solche Geister nichts mehr anhaben.

Gefährlich ist es auch, des Nachts über gewisse Brücken und Stege zu gehen, denn darunter lauert gerne der Wassermann, und der zieht die Leute zu sich ins Wasser hinunter. Sie kommen dann nie wieder zum Vorschein.

Ein junger Mensch gieng einmal des Nachts bei Mauterndorf über eine Wiese. Da sah er auf einer Anhöhe mehrere kohlschwarze Gestalten um ein riesiges Feuer herumsitzen. Er musste nahe bei denselben vorüber. Weil er sich fürchtete, zog er die Stiefel aus und schlich so leise und behutsam, als er nur konnte, vorbei und schaute fortwährend auf die schwarzen Männer. Es schien ihm, als wären sie sehr traurig, und doch waren es wieder verwegene und boshafte Gesichter. In dem erblickte ihn einer. Gleich schoss er in die Höhe und stürzte auf den zutode Erschrockenen los. Der arme Mensch begann zu fliehen, allein der schwarze Verfolger jagte ihm nach über Stock und Block und kam immer näher, immer näher. Jetzt musste er ihn haben, da that der Schwarze plötzlich einen markdurchdringenden Schrei und

stob kläglich winselnd davon, dem Feuer zu. Der Verfolgte fiel vor Angst und Mattigkeit ganz erschöpft zu Boden; als er sich wieder aufrichtete und umherschaute, war er neben einem Baume, an dem ein heiliges Bild befestigt hieng.

Seltener sind die guten Geister. Wenn jemand im Winter über einen Berg muss und, von Müdigkeit und Erschöpfung überwältigt, auf dem Schneeboden einschläft, und ein wohlgesinntes Bergmännlein bemerkt es, so weckt es ihn auf und stärkt und wärmt seine erstarrten Glieder, so dass er wieder weiter kann. Ist einer unglücklicherweise daran, hoch oben im Gebirge in einen Abgrund abzuschießen, so hält ihn auch wohl ein guter Berggeist auf.

Ein Bauer stürzte auf einem „Bürgmahd" über eine steile Felswand auf hartes Gestein und schlug sich ein tiefes Loch in den Kopf. Er konnte sich nicht mehr selber helfen, blieb liegen und sank endlich in tiefen Schlaf. Im Traume sah er ein winziges Männlein mit langem Barte, das legte Heilkräuter auf seine Wunde. Als er nun aufwachte, war nirgends kein Blut mehr an der Wunde zu verspüren, und er fühlte sich völlig gesund und kräftig und konnte allein heimgehen.

Die Berggeister sind aber nur solchen Leuten wohlgesinnt und behilflich, die ihnen nichts zuleide thun, auch auf kein Wild Jagd machen und keinen Almfrevel treiben.

4. Der Putz in Mauterndorf.

Wie das „Kasmanul", das auf den Almen haust, spuken unten in einigen Häusern des Thales ähnliche Wesen, z. B. der Putz. Dieser ist nach der Volksmeinung der drei salzburgischen Gebirgsgaue ein Geist, der in verschiedenen Gestalten die Leute neckt und ängstigt, besonders im Pinzgau. Ein solcher Putz hält sich auch zu Mauterndorf in einem Gehöfte auf, das davon den Namen „Putzhaus" trägt. Es ist ein eisgraues Männlein, auf und auf ganz roth gekleidet, und hüpft auf einem Fuße herum. Wer es sieht wird meist von solchem Schrecken befallen, dass er in Ohnmacht sinkt. Gewöhnlich stapft dieser Kobold über eine kleine Stiege herab, tanzt sodann durch einige Gemächer und verschwindet wieder.

Einmal schlief ein Fremder in diesem Hause. Da zupfte es bald nach dem Einschlafen an seiner Bettdecke, so daſs er erschrocken auffuhr, und ein meeraltes Weiblein humpelte keuchend und hustend, auf einen Stab gestützt, durch die Stube; dann schien es ihm, als würde jemand vor der Thüre draußen Erdäpfel klauben, und so gieng es lange fort, so daſs der arme Mensch ganz vom Schlaf gebracht wurde. Das alles that der Putz, und er treibt es so arg, daſs kein Fremder mehr in diesem Hause übernachten will.

5. Der Kronenbeißwurm.

Im Lungau soll es wie auch anderswo eine ganz eigene Gattung von Nattern geben, die auf dem Kopfe ein rothes Krönlein tragen. Wer einen solchen „Kronenbeißwurm" erblickt, soll nur eilends seinen Rosenkranz der Schlange zuwerfen, alsdann mag er einstweilen getrost hingehen, wohin er will. Denn über Nacht macht sich der Wurm über den Rosenkranz her, beißt die Schnur durch, legt die „Grallen" in Kegelform übereinander, oben auf des Kegels Spitze das Kreuz des Rosenkranzes und auf dieses endlich sein goldrothes Krönlein. Dieses Krönlein geben die einen zum Gelde, andere zum Getreide, die dritten zum Schmalz und so jeder zu etwas anderem, das heißt, wenn's ein jeder hätte, und man mag dann von dem Dinge hernehmen, wie viel man immer will, es wird nie weniger.

---

6. Vom „Schatzblühen" im Lungau.

Auf allen alten Schlossruinen, bei vielen alten Kirchen, in zahlreichen Feldern und Hainen will das Volk in der Johannisnacht zu den beiden Sonnewenden blaue Schatzfeuer hoch auflodern gesehen haben.

Im Schlosse bei Mauterndorf soll diese blaue Flamme oft über den alten „Faulthurm" emporflackern, eine ebenso hohe Flamme zeigt sich auf einem benachbarten Felde. Ein Bauer erblickte einmal nicht weit entfernt ein solches Feuer und eilte spornstreichs darauf zu, um nicht zu spät zu kommen; aber in seinem blinden Rennen

stolperte und fiel er, und als er seine Gehknochen wieder beisammen und in Gang gesetzt hatte, war das Feuer schon wieder weg und verschwunden.

In Lessach gieng ein Bauernbüblein eben über die Brücke, als er jenseits einen mächtig hohen Thurm mit rothem Thor mitten in einem blauen Feuermeer erblickte. Dem Buben gefiel das prächtige Farbenspiel, und er sprang rasch vorwärts, um es sich aus der Nähe anzusehen, allein er strauchelte, und plumps! lag er auf dem Boden. Er stand wohl eiligst wieder auf und schaute nach dem Thurm, aber mittlerweile war alles verschwunden.

Bergleute erblicken oft in einer Wand eine so reiche Goldader, dass sie vom Glanze geblendet werden. Wenn sie dann den Blick abwenden und es unterlassen, eines ihrer Werkzeuge dorthin zu werfen, wo das Gold sich zeigte, so verschwindet alles wieder und bleibt für immer verloren.

Im Lungau gibt es wenig eigentliche Bergmannssagen, sowie es dort niemals viele und auch nicht ertragreiche Bergwerke gegeben hat; ihre Stelle vertreten jedoch umsomehr Sagen von vergrabenen Schätzen. Es standen nämlich sehr viele Ritterburgen in diesem Gau, und deren Trümmer geben noch heut von der Macht und den Reichthümern der einstigen Besitzer Zeugnis. Was Wunder, wenn das Volk von großen Schätzen träumt, die unter den Ruinen vergraben wären? Daher schreibt sich auch der Reichthum an Sagen von Rittern und Edelfrauen, von Burggeistern, die in der uralten Rittertracht umgehen, und ähnlichem.

7. Schatzsage vom Preber bei Tamsweg.

Der an Schatzsagen reichste Berg in Lungau ist der Preberberg. In seinem Innern liegen unermessliche Schätze, die von mächtigen Berggeistern gehütet werden. Nur wenn diese bei guter Laune sind, und das trifft sich selten, kann der Mensch die Schätze zu Gesicht bekommen. Es sind aber die herrlichsten Paläste aus lauter Marmelstein und Gold und Silber im Berge drin und wunderbare Höhlen, unter denen eine, die Bischofsluke, durch ihre ausgesuchten Kostbarkeiten hervorragt. Sie ist ganz aus Edelstein,

und die Wände entlang schimmert das feinste Gold in mächtigen Stufen, wie es sonst in keinem Stollen wächst. Ein langer, finsterer Gang führt in diese Grotte, aber der Eingang ist mit einer unsichtbaren Platte verdeckt, welche nur die Venediger und andere Zauberer zu unterscheiden vermögen.

Einmal aber begab es sich, dass auch drei arme Bäuerlein den Eingang antrafen. Sie krochen hinein und im Finstern lange so vorwärts; eine Laterne gab ihnen spärlichen Schimmer. Plötzlich verlosch sie, und sie waren doch schon tief im Berge. Heraus wollten sie unverrichteter Sache nicht, und so krochen sie durch das schwarze Dunkel weiter und immer weiter, bis sie endlich in die Bischofslucke gelangten. Aber alles Gold und edle Ge[illegible] war für die Katz', denn sie hatten keine Hoffnung, wiede[illegible] Tageslicht zu kommen, obwohl die Karfunkel [illegible] ausstrahlten als die Sonne. So saßen sie de[illegible] traurig in der Grotte, und keiner getraute [illegible] Schätzen anzurühren. Zuletzt, als sie [illegible] und die Mattigkeit gewichen war, f[illegible]ten sie w[illegible] Muth und wollten die Rückkehr denn doch wenigstens versuchen. Einer unter ihnen, der der letzte war, machte sich vor der Reise dran, ein Goldstück an der Wand zu lockern, so groß wie eine Kindsfaust, und brach es heraus. Dann kroch er den andern nach. Nach stundenlangem Umherirren gelangten sie glücklich wieder ins Freie. Der eine verkaufte sein Goldstück einem Juden, zahlte mit dem Erlös seine Schulden und hauste so, dass er in kurzem ein steinreicher Mann ward. Die beiden andern aber blieben arme Schlucker, wie vorher.

8. Eine Schatzsage aus Ramingstein im Lungau.

Einer Dirne träumte einmal, dass sie am folgenden Tage um 7 Uhr abends auf das Feld gehen und dort auf einem Platze, der hiefür mit einem aufgesteckten Stabe kenntlich gemacht würde, den Boden aufgraben solle, denn es sei ein Schatz verborgen, und der Schatz gehöre sodann ihr. Des anderen Tages um 7 Uhr abends wurde gerade das Nachtessen aufgetragen; dabei wollte die Dirne auch sein, und so ließ sie das Schatzgraben. „Ach was,“

dachte sie, „Träume sind Schäume, ich glaub's nicht vom Schatz." In der nächsten Nacht hatte sie den gleichen Traum, so auch in der dritten, aber sie gieng nicht. In der vierten Nacht also kam so gegen 12 Uhr ein Geist zu ihr in die Kammer und jammerte ihr entsetzlich vor, dass sie nicht nach dem Schatz gegraben habe. „Jetzt," sagte der Geist, „muss ich wieder so lang beim Schatz büßen, bis an der bezeichneten Stelle eine Tanne gewachsen, umgehauen und eine Wiege daraus gemacht und das Kind, so darein gelegt wird, zum Priester geweiht ist. Liest dann dieser Priester seine Primizmesse, dann erst wird jemand wieder den gleichen Traum vom Schatze träumen und kann mich im Falle, dass der Traum [illegible]e Wirkung übt, erlösen." Nach diesen Worten verschwand der [illegible]t wehklagend wieder.

Das schätzehütende Bettelmännlein.

[illegible] einst ein spassiges Bettelmännlein, das bergauf und bergab [illegible]te und [illegible] den Bauern einkehrte zur Nachtsuppe und Herberge. Das Männlein wusste um alle Schätze weit und breit auf den Bergen und in den Gründen, denn Erde und Felsen, ja die Berge, so groß sie sein mochten, waren für ihn durchsichtig, als wären es lauter Glasscheiben. Aber er selbst nahm nichts von den Schätzen für sich und zeigte dieselben auch für gewöhnlich niemandem, und wenn er mutterseelenallein auf den Bergen umherstrich, so besuchte er das Innere derselben, sah und forschte nach den Schätzen, und wo etwa solche offen und bloß lagen, da deckte er sie fleißig mit Erde zu und legte sorgfältig Ste[illegible] darauf, dass niemand den Platz merken solle.

Nur einmal hat das Männlein einen Irdischen den Schatz sehen lassen. Es war dies ein armes Bäuerlein, bei dem der Bettler oft Sauerbohnen gegessen und Nachtherberge gefunden hatte. Dieses Bäuerlein nahm er aus Dankbarkeit mit in die Bischofslucke im Preber, aber es hatte ihm voraus versprechen müssen, nichts anzurühren oder gar zu nehmen. Über eine geraume Zeit, während welcher sie halsbrecherische Wände und Felsen überklettern mussten, kamen sie an den Eingang und bald darauf in die Bischofslucke. Der Bauer nahm nichts, gedachte

sie damit spielten und der Mahlzeit vergäßen. So kam er dann glücklich in seine Hütte und wollte den Kleinen die Kohlen schenken, aber, o Jubel! da waren es lauter blanke Doppelbatzen. Der Mann kehrte nun eilends nach der Kohlstatt zurück, um noch mehr zu holen, allein er fand dieselbe nicht mehr.

12. Der Moosheimer Schatz.

Anderthalb Stunden von Mauterndorf steht auf steilem Bühel das Schloss Moosheim und daneben der Hof des Schlossbauern. An einem Feierabend setzten sich die Ehehalten des Bauern an den Tisch und begannen ein Spiel, der Bruder des Bauern aber, den sie ebenfalls dazu aufgefordert hatten, that nicht mit, sondern gieng, weil es ihm gerade so gefiel und ein hübscher Abend war, in das Schloss und stieg die verfallene Treppe hinan. Oben stieß er auf eine seltsame alterthümliche Thür, von der er früher niemals etwas wahrgenommen hatte. Er trat durch dieselbe in ein Zimmer und erblickte dort eine Truhe, auf der ein schwarzer Hund saß mit einem Schlüssel im Maule. Neben der Truhe aber saß eine schöne Frau mit flehender Geberde, die winkte ihm, dem Thier den Schlüssel aus der Schnauze zu nehmen. Der Knecht streckte auch wirklich seine Hand aus nach dem Schlüssel, aber der Hund knurrte grimmig und spie Feuer aus. Noch zweimal wagte der Knecht den Versuch, aber jedesmal fuhr er wieder erschreckt zurück. Da hörte er klägliches Weinen und von einer andern Seite höhnisches Gelächter, die Truhe versank rumpelnd und rasselnd in den Boden, und die Gestalten verschwanden. Der Bauer aber fand sich auf der Treppe draußen. Hätte er die Furcht überwunden, so wäre er zu einem großen Schatze gekommen.

13. Die Schatzjungfrau in Weißpriach.

In Weißpriach, zwei Stunden von Mauterndorf, ragen neben der Kirche altersgraue Mauern empor, die spärlichen Reste einer alten Burg. Hier spielten oft die kleinen Mädchen, und dann gesellte sich eine rothgekleidete Frau, überaus liebreich und

sanft, zu den Kindern und spielte mit. Einmal sagte die Frau: „Morgen komme ich in einer andern Gestalt; ihr dürft aber nicht erschrecken, denn es geschieht euch gar nichts. Wenn ihr mir versprechet, dass ihr das, was ihr in meinem Munde sehet, nehmen wollt, dann werde ich euch gar schöne Sachen bringen." Die Mädchen versprachen es und fanden sich richtig tagsdarauf wieder ein. Plötzlich wälzte sich eine ungeheure Schlange auf sie zu, die hatte einen Schlüssel im Maule. Die Kinder liefen voll Angst davon. Von Ferne hörten sie noch weinen und schluchzen, aber sie getrauten sich nicht umzuschauen. Die Frau kam aber nie mehr zu ihnen.

14. Das Freimannsloch im Thomathal.

Eine der bekanntesten Lungauer Sagen ist die vom Freimannsloch im Thomathal. In diesem Loch ist einer alten Überlieferung nach ein ungeheurer Schatz verborgen, der alle hundert Jahre einmal blüht. Viele versuchten es schon, den Schatz zu heben, Lungauer, Pongauer und Pinzgauer, Innviertler, Kärntner, ja sogar Leute aus Tirol und Italien, die reich werden wollten, aber alle vergebens. Der Rechte ist noch nie gekommen.

15. Bestrafter Knappenfrevel.

Ehemals war im Mitterberg im Rauriserthal ein reiches Bergwerk, das nebst unermesslichem Golde auch einen großen Reichthum an Silber, Kupfer und Eisen abwarf. Die Leute nannten den Berg wegen seiner wunderbaren Schätze den Wunderberg, und die Knappen, die darin schürften, wurden weit reicher als die Grafen. Aber „Reichthum und Stolz wachsen auf einem Holz" heißt es im Spruch, und der gieng hier auch in Erfüllung. Die Knappen wurden über die Maßen üppig und prassend, verachteten die armen Leute und versanken in Lüderlichkeit und Schande. Eines Tages saßen sie in der Knappenstube müßig, schmauchten vom besten Tabak, den je Kaufleute geliefert, und redeten von eitlen Dingen, am liebsten von ihrem Wunderberge.

Endlich kamen sie, der Teufel muſs es ihnen eingegeben haben, darauf zu reden, wie es wohl wäre, wenn sie einmal einen Ochſen verbrennen würden. Aber ein großer und fetter müſste es ſein, daſs das Schmalz nur ſo davonränne, und durch ſein Gebrüll, das man im ganzen Thal hören würde, könnten ſie ſich gewaltig berühmt machen. Geſagt, gethan. Die ſchürten ein Feuer an, ſo lang und breit, daſs die Flammen bis zum Gipfel des Wunderberges emporſchlugen, andere holten den Ochſen und ſtießen ihn mitten in den Brand, alſo daſs das arme Thier im Feuer umherrannte und nicht mehr wuſste, wo aus und wo ein, und jämmerlich ſchrie. Das rührte aber die Knappen nicht, ſie ſtanden im Kreis um das Feuer, und wo der Ochſe herausrennen wollte, da ſtießen ſie ihn unter lautem Lachen wieder zurück hinein und ſpotteten: „Spar' dir dein Plärren, es hilft dir alles nichts!“

Aber endlich fieng das Jammerthier an entſetzlich zu heulen, ſo gruſelig, daſs die meiſten der Knappen erſchreckt davonliefen; nur wenige blieben und ſchürten nach, daſs die Flammen wieder emporſchlugen. „Wir müſſen ihm recht einheizen,“ ſagten ſie, „es friert ihn ja.“ Endlich muſste der Ochſe mit Haut und Haar elendiglich verbrennen. Als die fürchterliche Frevelthat geſchehen war, kehrten auch die letzten Knappen in die Knappenſtube zurück und lachten auf dem Weg ob des gelungenen Spaſſes.

Aber, o Schrecken! wie ſie neuerdings im Wunderberge zu graben anhuben, da fanden ſie weder Gold noch Silber, noch Eiſen oder anderes Erz; in allen Ecken und Enden war nur mehr taubes Geſtein und magere Erde. Alles Suchen war vergebens; die Schätze waren und blieben verloren.

16. Der Preberſee bei Tamsweg.

Einer uralten Sage zufolge wird der Preberſee eines Tages ausbrechen und ganz Tamsweg überſchwemmen und verſchütten. In ſeinem Grunde aber liegt eine goldene Egge, die man dann finden und herausziehen wird. Vom Erlös aus der goldenen Egge wird der ganze Markt neu und viel ſchöner, als er jetzt iſt, wieder aufgebaut werden.

17. Die Teufelsbraut.

Es gibt Kräuter, welche zur Abwehr des Teufels dienen, z. B. der Feldthymian (thymus serpillum), vom Volksmunde Kurdelkraut genannt, und der Widertod (Widerton, Widridat, polytrichum commune). In Strub im Salzburgischen lebte eine auf ihre Schönheit überaus eitle Näherin, die mit ihren Heiratsansprüchen hoch hinausgieng. Einmal erhielt sie vornehmen Besuch; es war ein bildschöner junger Herr in nobler Kleidung, der in der galantesten Weise um ihre Hand anhielt. Das närrische Ding verschaute sich alsbald und hieng ihr Herz blindlings an den stolzen Galan. Der war aber der Teufel und wollte nach kurzem Techtelmechtel seine Braut in die Hölle führen. Jedoch die Bäurin, bei der die Näherin gerade auf der Stör war, kam dahinter, dass es der Teufel sei, und wollte die Dirne retten. Sie legte vor das Fenster der Teufelsbraut die oben genannten Kräuter, und als der höllische Fürst zum Fensterl'n kam und seine Braut holen wollte, stob er mit Wuthgeheul durch die Luft davon. Jetzt erkannte die eitle Dirne, mit wem sie es zu thun gehabt.

18. Der Zauberer Jakob.

Es lebte vor alters im Lungau der Zauberer Jakob, der in seinem Handwerk von keinem übertroffen und daher landaus landein überaus gefürchtet ward. Und weil er alt wurde und etwas baufällig, so nahm er zwei Leibknechte in Dienst und lehrte sie ebenfalls die schwarze Kunst. Oft geschah es, dass sie nahe daran waren, gehängt zu werden, aber allemal verwandelten sie sich alle drei in Wölfe, nahmen längere Zeit nimmer Menschengestalt an und verübten großen Schaden weit und breit. Einmal hatte sich der Meister Jakob allein in einen Wolf verwandelt, aber die Jäger mit den Rüden machten herzhaft Jagd auf ihn und brachten ihn ins Gedränge. Wie er nun nimmer auskam, nahm er Erde ins Maul und verwandelte sich in einen Hackstock. Einer unter den Jägern gieng, da sie den Wolf doch schon einmal aus den Augen verloren hatten, auf den Stock zu und schnitt sich darauf seinen

Knaster. Als er wieder weg war, verwandelte sich der Hackstock schnell in einen Geier und schrie dem Jäger nach: „Hättest du in den Hackstock gestochen, so wär' ich todt.“ Hierauf schwang er sich hoch in die Luft und flog davon.

19. Die Steindorfer Hexe.

Eine Bauerntochter in Steindorf war eine böse und noch heute viel verrufene Hexe. Sie machte oft ein Feuer an, kochte darauf Knödel, und wenn diese zu sieden anfiengen, murmelte sie einen Zauber her, und eine Wolke kam herangesegelt. Die Hexe schwang sich darauf und fuhr pfeilschnell durch die Luft, oft bis nach Salzburg hinaus. Da oder dort, wo sie eben wollte, machte sie mit der Wolke schnell ein Hagelwetter und kehrte auf dem gleichen Fahrzeug wieder zu ihren Knödeln zurück. Nach langer Zeit kam ihr schändliches Treiben endlich an den Tag, und sie wurde eingefangen. Auf einem Holzstoß, den man mit Schießpulver überschüttet hatte, wurde sie elendiglich verbrannt.

20. Verstiegen.

Im Kötschachthal im Salzburgischen verstieg sich einmal ein verwegener und weit berühmter Wildschütze beim Verfolgen einer Gemse an der Himmelwand so, dass er unrettbar verloren sein musste. Unten sammelten sich Leute, es wurde ein Priester gerufen und dem Verstiegenen die heilige Hostie entgegengehalten. Bei ihrem Anblicke ergriff den Jäger eine solche Sehnsucht, dass er hinabsprang und seinen Tod fand.

Nachtrag.

Colligite fragmenta, ne pereant!

II. Unterinnthal.

80. Der „Mesſmantelſtein".

(Variante zu II. 14.)

Auf der Alpe Harlaßanger bei Kirchberg iſt ein großer Stein, der ſogenannte „Meſsmantelſtein". Die Seite, die er dem Wanderer zukehrt, ſchaut aus wie der Rücktheil eines Meſskleides, welches mit einem Kreuze geziert iſt. Dieſer Stein iſt nichts anderes als ein verwunſchener Prieſter. Man erzählt ſich von ihm Folgendes: Schon ſeit vielen hundert Jahren rückt der Stein immer vorwärts, und noch heute ſieht man den muldenförmigen Weg, den er gemacht hat. Alte Leute von Kirchberg behaupten, daſs dieſer große Stein, der feſt in der Erde ſteckt, in ihren Jugendjahren ungefähr einen halben Meter tiefer unten geſtanden iſt. Bis zum Alpenwege ſind es vom Steine noch etwa 15 Meter. Wenn der „Meſsmantelſtein" bei dieſem Weg angelangt iſt, dann geht die Welt unter.

81. Ragging und Steinharing.

Zwiſchen Brixen im Thal und Kirchberg ſtanden halbwegs zwei Bauernhäuſer, mit Namen „Ragging" und „Steinharing". Zwiſchen beiden Häuſern floſs ein Feldbach. Nun waren aber der Ragginger und der Steinharinger einander ſpinnefeind, und einer

ließ an dem andern seinen Zorn aus, wo er nur konnte. Da fiel dem Ragginger eine neue Tücke ein: am hellen Tage leitete er den Bach über die Felder des andern. Als das der Steinharinger sah, dachte er sich: Den Handel kann ich auch — und leitete das Wasser ebenfalls über des Nachbars Ackergrund, aber in der Nacht, während der Ragginger schlief. Und der Bach fraß noch tiefer in den Boden als bei Tage. Weil nun kein Mensch imstande war, die beiden Bauern miteinander auszusöhnen, brach auf einmal ein schreckbares Unwetter aus, beide Bauernhöfe sanken in den Boden ein und wurden im Schutte begraben. Die streitsüchtigen Bauern aber mussten seitdem in der Gegend als böse Geister umgehen und erschienen bald da bald dort den Leuten, immer voll Tücke und Hader. Endlich gelang es einem Geistlichen im Verein mit einem Freibauern von Brixen, diese bösen Geister ins Kaisergebirge bei Kufstein zu verbannen. Bevor sie aber fortzogen, sprachen die Geister zum Priester: „Der Boden, worauf unsere Bauernhöfe gestanden sind, wird neunmal Au und neunmal Bau, und wenn wir dann noch nicht erlöst sind, kommen wir wieder, und niemand bringt uns mehr weg." Nach andern sollen sie gesagt haben: „Wenn eines von unseren Geschlechtern ausgestorben sein wird, kommen wir wieder." Im Jahre 1894 starb wirklich das Geschlecht der „Steinharinger" aus.

An der Stelle, wo die verschütteten Höfe standen, hat einmal einer nachgegraben, aber in einer Tiefe von mehreren Klaftern stieß er erst auf den Glockenthurm von Ragging.*) Da hat er denn das weitere Graben gelassen. Thatsächlich ist ein Bauer in Ragging beim Kellerausheben auf eine Stube gestoßen, worauf er das Loch schnell zuwarf.

82. Der goldene Wagen.

Im Spertenthale bei Kirchberg war vorzeiten ein tiefer, tiefer See, und auf seinem Grunde stand ein goldener Wagen. Oft versuchten die Leute, den Wagen heraufzuziehen, aber immer

*) Es handelt sich in Wirklichkeit um die Verschüttung zweier Weiler im Brixenthal im 17. Jahrhundert durch Muhrbruch. Vgl. J. Pichler, „Raking und Steinhäring" rc. im Boten f. T. u. V. 1836, Nr. 260 fg.

vergebens. Einmal kam viel Volk von nahe und ferne bei diesem See zusammen, und etliche ließen lange Stricke hinab, weil sie glaubten, ihrer so viele müssten den Schatz heraufbringen. Die Stricke reichten endlich bis auf den Grund, und man merkte deutlich, dass sie sich um den Wagen schlangen. Jetzt zogen sie oben mit vereinten Kräften — kein Mittel! der Wagen gieng nicht in die Höhe; er war zu schwer. Noch mehrere packten an und hoben aus Leibeskräften — vergeblich. Einer sagte: „Wenn's Gott will, bekommen wir ihn doch." Jetzt gieng der Wagen schon ein wenig herauf. Ein anderer aber sagte: „Heut' bringen wir ihn gewiss herauf, wenn es Gott auch nicht will." Kaum hatte der gottlose Mensch ausgeredet, da rissen die Stricke, und der Wagen fuhr wieder auf den Grund hinab. Heute weiß man nicht mehr, wo dieser goldene Wagen liegt.

83. Der Tagweiderstier.

Im Hintergrunde des Windauthales bei Hopfgarten liegt in großartiger Bergeinsamkeit der Reinkarsee. An seinen Ufern hauste einst ein schrecklicher Stier mit Feueraugen, ein verzauberter Senner der Tagweideralpe, der im Leben aus Bosheit die Milch der Alpenkühe verschüttet hat. Dieses Ungethüm war eine beständige Gefahr für Menschen und Vieh, bis ein Kapuziner kam und den Leuten rieth, einen schwarzen Stier zu züchten und an den See zu treiben. Der stieß auch richtig den bösen Tagweiderstier ins Wasser und erlöste dadurch den Geist, der sonst bis zum jüngsten Tag hätte spuken müssen.

84. Der Engelsberger Schatz.

Im Schloss Engelsberg bei Hopfgarten war ein Schatz vergraben. Da kam vor hundert Jahren ein armer böhmischer Glaser ins Thal und hörte davon. Mit Hilfe eines Venediger Männleins gelang es ihm, den Hort auszunehmen: zwei Kisten voll Gold und Silber führte er bei Nacht in das nahe Hörbrunn, wo er mit der einen Hälfte des Schatzes die Glasfabrik anlegte; die

andere Hälfte, die er eigentlich dem Venediger versprochen hatte, stellte er in den Keller. Dafür musste er nach seinem Tode als schwarzer Hund im Keller auf dem Geldsack liegen, bis ihn endlich der Franciscanerpater Abraham ins Kaisergebirge verbannte.

85. Der Hexenliendl.

Der Hexenliendl (Leonhard Schipflinger) aus dem Brixenthal war ein Bauerndoctor und Hexenmeister. Wenn in einem Stalle „vermeintes" Vieh herzustellen war, zog er ein altes Büchlein aus dem Sack, las und machte seine Zauberei, oder er grub ein verstecktes Hexenkräutlein aus dem Boden und entfernte es; allemal hat's geholfen.

Wenn er beim Bechlwirt in Westendorf mit weit offenen Augen auf der Ofenbank lag und fest schlief, redete er oft Dinge, die sich bald darauf erfüllten. Er prophezeite die Eisenbahn: „Sobald durchs Brixenthal der große schwarze Wurm kriecht, kommt eine andere Zeit."

Einem Bauern war das Hortgeld (Schatzgeld) gestohlen worden; der Hexenliendl wollte es ihm wieder verschaffen und machte um 11 Uhr in der Nacht seine Beschwörung. Alsbald hörte man ein Ross wiehern und ein Geklapper auf dem Holzstoße vor dem Haus. „Kannst dir dein Geld holen," sagte der Liendl, „es liegt auf der Holzzoan außen."

Ein reicher Mann in Baiern hatte seine Frau durch den Tod verloren und hätte sie gerne wieder einmal gesehen. Man wies ihn zu dem Hexenliendl nach Tirol. Dieser sagte: „Sehen kannst du sie, aber reden darfst du kein Wort, sonst sind wir beide verloren." Er machte die Stube finster und beschwor die Frau. Wirklich schwebte die Gestalt, hell erleuchtet, aus dem Dunkel, verschwand aber bald wieder.

Der Liendl soll jeden Donnerstag auf einem kohlschwarzen Rösslein nach Salzburg in den Untersberg geritten und da ein- und ausgegangen sein, wie zuhause; die Zwerglein hätten ihn immer recht gut bedient. Der Pfarrer stellte ihn einmal deswegen zur Rede, aber der Liendl lud auch ihn ein mitzureiten, freilich

müsse er als Geistlicher umgekehrt aufsitzen und die Platte (Tonsur) mit einer Mütze zudecken.

Gegen Krankheit und Verwundung soll er „gefroren“ (gefeit) gewesen sein, der Liendl.

86. Der überlistete Schwarzkünstler.

Beim Kasen in Westendorf erschien einmal ein Schwarzkünstler, der ganz merkwürdige Stücke ausführte. Zuletzt ersuchte er die anwesenden Leute, sie möchten ein Geldstück in die Hand nehmen und recht fest halten, er werde es ihnen doch herauszaubern. Eine pfiffige Bauernmagd thut zu der kleinen Münze, die sie wählte, eine geweihte Palmmaudl (am Palmsonntag geweihtes Kätzchen der Salix alba). Der Zauberer machte nun seine Beschwörung, bekam auch alle Geldstücke, die er zu sich steckte, bis auf das eine der Magd. Obwohl er sich abmühte, dass ihm der Schweiß über die Stirne rann, war doch alles vergebens; er sagte: „Das eine kann ich nicht kriegen, da muss etwas dabei sein“, und machte sich ärgerlich davon.

87. Das Schregerhaus*) in Kufstein.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte auf dem Schreyergute in Kufstein eine alte reiche Frau, die unter allerlei kostbarem Geschmeide einen Edelstein von hohem Werte besaß, der ihren höchsten Stolz ausmachte. Häufig kamen Neugierige, um diesen Schatz zu bewundern, bei dessen hellem Scheine an den Winterabenden statt eines gewöhnlichen Lichtes die Räder der Spinnerinnen schnurrten. Glück und Zufriedenheit herrschten damals unter Kufsteins geschäftigen und lebensfrohen Bürgern. Da erfolgte im Jahre 1703 der Einfall des bairischen Kurfürsten Max Emanuel in Tirol, der von Nussdorf gegen Sparchen heranrückte. Während ihm die tapferen Bürger und Schützen am Thierberge und bei Sparchen entgegentraten, ließ der Commandant von Kufstein, Peter Graf Wolkenstein, die Vorstadt anzünden, um

*) Heute Nr. 123 (1897 renoviert).

dem Feinde keinen Stützpunkt zu geben. Dabei gieng auch das schöne Schreyerhaus in Flammen auf, in denen die Besitzerin den Tod fand, nachdem sie vorher den Edelstein im Garten vergraben hatte.

Nach dem Abzug des Feindes wurde das Haus wieder aufgebaut und hatte nun Ruhe bis 1809. In diesem Jahre wurde die Festung von den Tirolern und Österreichern unter Speckbacher, dem Oberstlieutenant von Reißenfels und dem Hauptmann d'Esquille neuerdings belagert. Weil sie aber nicht einzunehmen war, gab Speckbacher Befehl, Feuer zu legen. In der That brannte ein Theil der Stadt ab, darunter der Gwercherbräu und abermals das Schreyerhaus. Der unglückliche Besitzer desselben, der Zimmermann Matthias Schreyer, dachte an den baldigen Wiederaufbau seines Hauses und begab sich mit der Axt auf der Schulter in den Wald um Holz. Aber in der Nähe der Sparchen wurde er von den tirolischen Vorposten als vermeintlicher bairischer Spion angehalten und vor Speckbacher geführt. Dieser war auf die Kufsteiner, die er bairischer Gesinnung zieh, überhaupt schlecht zu sprechen und befahl, dem Manne einen „Merks" zu geben und ihn dann laufen zu lassen. Mit blau geschlagenem Rücken kehrte der arme Zimmermann zur Stadt zurück. Von der Festung aus hatte ihn aber der bairische Commandant Major Michl d'Aicher beobachtet, ließ ihn fangen und vorführen. Da er ihn für einen tirolischen Spion hielt, ließ er ihn ebenfalls züchtigen und dann dem bairischen Landrichter Wisend ausliefern, der ihn sofort ins Gefängnis warf. Der Zimmermann sann auf Rache.

Als endlich Friede geworden, baute er sein Haus in einfachen Verhältnissen wieder auf und verewigte seine Widersacher in komischen Figuren aus Holz, die noch heute am Laubengange des Hauses und am Dache zu sehen sind. Am Hauptfirste brachte er den bairischen Festungscommandanten Aicher mit einem riesigen Elefantenrüssel und Spreizbeinen an, ihm zur Seite den Speckbacher mit menschlichem Antlitze, aber stark cariciert mit Bocksbeinen und Drachenflügeln, an der andern Seite den bairischen Landrichter Wisend in ähnlicher Missgestalt. Das rechte Dach- und Laubenende ziert die Caricatur des österreichischen Belagerungscommandanten von Reißenfels, das linke Ende nimmt der

österreichische Hauptmann d'Esquille ein, beide als Thiere unkenntlich gemacht. Als Träger des in neuerer Zeit umgestalteten hölzernen Laubenganges sind noch vier andere Thierfiguren zu sehen, die ebenso viele Privatfeinde des ehrsamen Zimmermanns vorstellen sollen. So rächte er den Schimpf seines Hauses durch herben Spott, der so lange bleiben muss, als das Haus nicht in seinem alten Glanze ersteht, und dies dürfte erst dann der Fall sein, wenn der vergrabene Edelstein der alten Frau wieder zutage gefördert wird.

VI. Etschland.

119. Wie das Kloster zu Münster und das Dorf Santa Maria entstanden sind.

Kaiser Karl der Große wollte einst von Wälschland herauf nach Deutschland reisen und nahm zur Abwechslung einmal seinen Weg durch Veltlin. Es war aber zur Winterszeit, und noch in Worms (Bormio) warnte man den Kaiser vor Schnee und Eis, jedoch vergebens. Je weiter er aber mit seinen wenigen Gefährten zur Wormser Höhe hinaufkam, desto schlimmer ward das Wetter. Sturm und Schneewehen wütheten, die Pferde keuchten und spreizten sich, und endlich donnerten vor und hinter den Reisenden die Lawinen über die steilen Halden hinunter. Die höchste Gefahr erkennend, machte der edle Kaiser das Gelübde, wenn er noch lebend ein Thal und Menschen träfe, zu Ehren der Muttergottes eine Kirche und ein Frauenkloster zu gründen. Nach unsäglichen Beschwerden, doch glücklich gelangte der Kaiser auf die Höhe und nach weiteren zwei Stunden voll der Schrecknisse hinunter ins Thal. Sofort traf der dankerfüllte Herrscher daselbst Vorsorge zum Bau einer Marienkirche und ordnete auch die Gründung des Klosters an. Um die Kirche entstand später das Dorf Santa Maria hinter Taufers und eine halbe Stunde davon entfernt das Kloster der Benedictinerinnen in Münster.

120. Die ält'n Mannlan.

(Dialect von Taufers in Vinstgau.)

Af an Hof ob Münster, Vallbaschunn hoaßt'r, isch oft in frühern Zeitn oans oder zwoa älti Mannlan kemmen; grod galling sein sie do g'wesn und hobn die Leut tückt, wo sie kennt hobn.

In Baur hät a sölla Mannl amol die Säckuhr in Wässer-kruag innig'stöllt, er hät lang drum g'suacht, endla sicht er sie in Wässer drin, und gängen isch sie döcht wie afn Bes'n. An änders-mol hob'j'in (haben sie ihm) 's Vich in Ställ älls va die Kettnan g'lätt und wenn der Baur z' morgaz isch in Ställ kemmen, hät'r tohl (tüchtig) g'fluacht, narr hät'r hint'r ihn a rechts G'lachter g'heart, narr hät'r si umkeart und hät acrat g'sechn a sölla Mannl durn Ställ auslafn. Wenn die Mandrleut tohl g'fluacht hobn, hobn ihna die Mannlan extra tohl tratzt. Die Bäurin isch g'scheider g'wesn. Die hät amol in Keller Milch as a Schüsl trunken, narr hät'r a Mannl in Kopf ochig'stoaßn, dass sie in gänzen Rahm hät in G'sicht g'häbb. Narr hät sie umg'schaug, un bäll sie's Mannl g'sechn hät, hät sie g'sägg: „Se, iatz kännsch sie du trinkn, in Rahm han freila i"; va selm ohn hät sie ob'r ban Kübltreibn g'wiss dreimäl sövl Schmälz g'mächt.

Die Kinder heian (hätten) die Mannlan oft g'wiag, und bäll die Bäurin oder an änders isch in d'Stub innikemmen, hobn sie woadl die Wiag' umg'worfn un sein g'rennt, ober thon hät si 's Kind nie nicht.

Groaßn Schodn hobn sie nie koan thon, ob'r herentgegen, wenn die Leut g'fluecht hobn, sein sie ällaweil kemmen.

121. Der wild' Männ.

(Dialect von Taufers in Vinstgau.)

Hinter Puntweil*) hoaßt der Wäld Will'rmänn; dös kimmb van an wildn Männ, der früher selm ummer g'wesn isch. Er sei recht a grob'r Zoch g'wesn, wenn man 'n nit hät gean g'lätt; obr süst hät'r oan nicht thon odr gor oft no ebbes g'holf'n, wenn'r guet aufg'legg g'wesn isch.

*) Puntweil ist ohne Zweifel pons und vial = Weg an der Brücke.

Amol hobn sie in die Schulser Almen an Streit wegn an März g'häbb. Narr heien sie a in wilden Männ zuuan (zu einem) Zeug g'riaft, und der hei hält a so g'redt, dass die in Process verlorn hobn, die an hattn g'wingen g'sollt. Der wild' Männ hei obr va selm on in Kopf achig'häugg und sei bäll drauf afn März toadter g'fundn worn. Seider selm sicht ma 'n oft af an fuirign Ross ban März af- a niederreiten (auf und niederreiten), voraus (besonders) wenn bäll a gachs Wetter kimbb; die Albbotten*) fürchtn si no alm vor'n (vor ihm).

122. Das „Knappaloch".

Nicht weit vom Dorfe Taufers in Vinstgau heißt ein Stück Berg „das Knappaloch". Dort rastete eines Tages, arm, müde und durstig, ein Bäuerlein, welches noch einige Fichtenstämme umhauen wollte. Während er so dasaß, sah er plötzlich vor sich eine schöne Frau, die ihm sagte, in dieser Gegend liege viel Gold und Silber, sie wolle ihm den Weg dazu zeigen, wenn er sich eine halbe Stunde ganz ruhig verhalte — es würde ihm und seinen Kindern dadurch großer Reichthum zutheil. Freudig sagte das arme Bäuerlein zu, und dass es still sein wolle, wie ein Mäuslein, und sich gar nicht rühren werde. Die Frau verschwand. Plötzlich kam eine Menge kleiner, schwarz gekleideter Männlein, jedes einen „Grätten" (Karren) vor sich herschiebend und gerade auf den Baumstrunk zusteuernd, auf dem das Bäuerlein saß. Dieses dachte nicht mehr an sein gegebenes Versprechen und wollte gefällig ausweichen, indem es sich erhob, weiter gieng und noch sagte: „So, jetzt fahrt wegen meiner!" Kaum hatte er es gesagt, da verschwanden die kleinen Männlein sammt den Karren, und das Bäuerlein stand wieder arm, müde und durstig neben seinen Fichten.

123. Der „Tuiflstoan".

Hinter dem Dorfe Taufers öffnet sich das Avingathal, in dessen Hintergrund über das Scarler Jöchl alljährlich viele Touristen und Handwerker nach Unterengadin wandern.

*) Dienstboten auf der Alm: Hirten und Senner.

Fast in der Mitte dieses Thales sieht man in einer Almwiese einen auffallend großen Stein von halber Mannshöhe; auf dem Steine findet man fünf ziemlich tiefe Löcher, über deren Entstehung folgende Sage geht: Das wildromantische und grasreiche Avingathal ward einst, durch herabgestürzte Muhren und Lawinen gänzlich verwüstet, ein Stein- und Erdhaufen, so dass die Tauferer Bauern keine Weide für ihre Kühe mehr hatten. Da wanderte eines Tages eine fromme Frau durch diese Einöde, bedauerte die armen Bauern und betete um Hilfe zu Gott. — Plötzlich stand vor ihr ein riesig großer Mann von fürchterlichem Aussehen und erbot sich, das Thal von Schutt und Steinen zu reinigen, während sie ein Vaterunser bete. Gelinge ihm die Arbeit in dieser Zeit, so gehöre als Lohn ihre Seele dem Teufel, wenn nicht, so möge sie frei ihres Weges gehen. Die Frau sagte ja und fieng an zu beten, während sich der wilde Lother an die Arbeit machte. Die Hälfte des dritthalb Stunden langen Thales war bereits bloßgelegt, und der Riese schlug eben die eine seiner gewaltigen „Tatzen" in jenen Enzkofel mit den Löchern, als die Frau schon „sondern erlöse uns von dem Übel. Amen" betete. Der Riese verschwand, die Frau hatte die Wette gewonnen, und jener Stein trägt außer den Teufelsspuren seither auch den Namen „Tuiflstoan".

Anmerkungen zu den Volkssagen.

Vetus fons novi, novum lux veteris.

(Citiert wird bei Zingerle, Sagen aus Tirol, 2. Aufl. — „Zing. S." —, A. Menghin, Aus dem deutschen Südtirol — „Menghin" —, Chr. Hauser, Sagen aus dem Paznaun und dessen Nachbarschaft — „Hauser" —, A. F. Dörler, Sagen aus Innsbrucks Umgebung — „Dörler" — nach den Stücknummern, bei den übrigen Autoren nach den Seitenzahlen; nach letzteren auch bei Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes, 2. Aufl. — „Zing. S. B." —.)

I.

2. Vgl. Simr. Myth. (Bonn 1874) 324, 404 f., 417; über den ganzen Mythus von Drachen und Drachentödtern ebend. 230; vgl. die Drachensagen bei Zing. S. 306 ff. u. Anm.

5. Über Kranewit und Bibernell s. Zing. S. B. 102, 108.

6. Vgl. Zingerle S. 853 (Variante).

8. Schatzsagen von Fragenstein theilt Hormayr in seinem Taschenbuch v. J. 1842, S. 203—206, mit. Vgl. auch Zing. S. 543.

12. Vgl. Zing. S. 483, 484.

17. Der einäugige Lorg, von dem man auch in Vinstgau erzählt, und der in hl. Nächten umgeht, oder der Lorg (Orco) als gespenstiger Reiter mit flatterndem weißen Mantel, wie ihn der Enneberger kennt, erinnert an Wuotan. Vgl. Zing. Sagen 2 ff.

23. Geister begegnen oft als Schweine, vgl. Zing. S. 276, 338 bis 343.

25. Vgl. Zing. S. 107, 118, 120, 123 f.

26. Vgl. Zing. S. 92, 97 f., 411, Hauser 4, 44. Beschenkte hütende Zwerge scheiden plötzlich vom Dienste, Grimm Myth. (3. Ausg.) 427, 453.

28. Vgl. Dörler 12—14, 25 (1—3).

26—28. Die Narggensagen sind unzählbar. Die Norggen, Orggen, Orkelen, Nörggelen, Pechmannlen, Bergmannlen, Erdmannlen, Kasermannlen, Eismannlen, Schräteln, Wichtelen, Heinzelen, Ung'schichtl, und wie sie noch heißen, sind großentheils identisch; auch der Putz (Butz, ahd. pôzan, mhd. bôzen = pochen, lärmen) spielt vielfach da herein. Die Sagen davon gehören in das Gebiet der Zwergsagen; typisch ist für diese kleinen Gestalten ebenso wie für die Elben der schwermüthige Grundzug, etwas Düsteres, Dämonisches, ein unheimliches Unbefriedigtsein, ein nur schlecht verhüllter Gegensatz zum Christenthum und seinen Bekennern trotz der ausgelassenen Freude, welche diese Geschöpfe momentan an den Tag legen, sobald sie dem Menschen eine Tücke spielen konnten. Auch die bergwerkskundigen und schätzesuchenden Venediger Männlein sind altgermanische Zwerge. Alle diese Geschöpfe sind langlebig und zählen ihr Lebensalter nach Hunderten von Jahren, und wenn auch klein und unansehnlich, besitzen sie doch eine große Leibes- und weitreichende Zauberkraft; man muss sich inacht nehmen vor ihnen, weil sie leicht erzürnt werden und dann großen Schaden anrichten können. Leisten sie nun den Menschen Dienste, was auch nicht selten vorkommt, so hüte man sich, ihnen Kleider zu geben als Lohn aber überhaupt mehr als die nothwendige Nahrung, weil sie dann vertrieben werden. Es ist, als ob sie zeigen wollten, dass sie aus einer besseren Zeit wären, als die Menschen, und das Gute thäten aus reiner Freude daran und nicht um eines Lohnes willen. Auch das Wort Putz kommt in der mannigfachsten Zusammensetzung vor, als: Haus-, Wald-, Tobel-, Wasser-, Almputz u. s. w. Jedoch nicht alle Pütze und Kasermannlen gehören der Zwergensage an, viele sind zu den büßenden Geistern zu zählen; die Stubaier Ung'schichteln hält das Volk für die Seelen ungetaufter Kinder. Die aus den Fesseln des Leibes gelöste Seele gleicht denn auch den luftigen, geisterhaften Wesen des Wichten- und Elbenreiches. Sie schwebt mit derselben Leichtigkeit, erscheint und verschwindet und nimmt oft bestimmte Gestalt an, in der sie eine Zeitlang zu verharren genöthigt ist. Das Wort Putz sagt dasselbe aus, was wir von den armen Seelen, welche sich melden oder „anklopfen", zu sagen pflegen. Über den Ursprung der Norggen s. Zingerle S. Nr. 83. Ganz dasselbe erzählen die Vorarlberger von den Pützen. Eigenthümlich ist, dass auch die altgerm. Mythologie die Schöpfung der Zwerge mit der verlorenen Unschuld der Götter in Verbindung bringt. Vgl. auch Grimm Myth. S. 484, 527, Simrock Myth. S. 35, Edda, S. 4. Über die Nörggelen s. auch Dr. L. v. Hörmann, „Die Saligfräul. und Nörgelen" (Bozen 1874), S. 17 ff.

29. Vgl. Zing. S. 232, 636. — **30.** Vgl. Simr. Myth. 433, Zing. S. 149.

32, 33. Vgl. Zing. S. 300 Anm., 562 f., Hauser 85. Nicht bloß bei den Orientalen, auch bei den Germanen wurden Schlangen hie und da abgöttisch verehrt. Sie galten nicht wie bei den Juden und Christen für verfluchte Geschöpfe, weil Satan in Schlangengestalt die ersten Menschen verführte. Lange suchte das Heidenthum gegen das aufblühende Christenthum sich zu behaupten, wie dies zahlreiche Volkssagen beweisen, in welchen noch heidnisches

Element an christliches sich anlehnt. In einer Menge von Sagen erscheinen die Schlangen als wohlthätige Geschöpfe, besonders die sagenhafte Krönlnatter, welche ein goldenes Krönlein auf dem Kopfe trägt. Wenn diese einem Menschen zutraulich naht, so bringt sie ihm Glück, und sollte sie ihm gar das Krönl schenken, und er legt es zu seinem Gelde, so nimmt dies nie ab. In Vorarlberg heißt es:

No i der alta guata Zit
Hat's allerwärtig Schlanga ge,
A goldis Krönle ufem Kopf
Sos wia am ganza Lib wia Schnee.
Uf Wies und Feld, in Hus und Stall
Isch so a Schlanga selga gsi,
Ma hat drum eba sicher g'ment,
Sie bringe Glück und Sega dri.

In einigen Sagen ist die Krönlnatter eine arme Seele, und wenn man ihr das Krönl vom Kopfe nimmt, so erlöst man sie. Häufig kommt der Haselwurm in den Tiroler Sagen vor, oft mit erleuchtender Kraft ausgerüstet, so dass der Mensch, der ihn hat, jedes Kraut des Feldes kennt und weiß, wozu es dienlich ist, auch die Schätze im tiefsten Grunde sieht. Wer vom Fleische des Haselwurmes isst, der bekommt übermenschliche Weisheit. Schlangenkönigin ist die weiße Schlange, die auch oft eine Krone aufhat. Sie scheint mit dem Haselwurm identisch und wird in der Sage auch Wurbl, Murbl, Paradeiswurm, Paradeisschlange, Wurm der Erkenntnis genannt. Nachdem die Schlange das ganze Menschengeschlecht elend gemacht, müsse sie gegen ihren Willen dem Menschengeschlechte dienen, Gesundheit und Glück bringen, unter der kostbaren, der hl. Jungfrau geweihten Haselstaude wohnen und von den Blättern derselben sich nähren. Damit hat das Christenthum den alten Heidenglauben modificiert. Die Schlangen kommen in den Sagen auch oft als schädliche Thiere vor; hier werden aber häufig Schlangen- und Drachensagen unter einander vermengt. (Über den Schlangenkönig mit der Krone s. Simr. 356, Zing. S. B. 95. — Vgl. auch unten III. 57, IV. 64, V. 55 f., VII. 118 und Renk, Im obersten Innthal Tirols, Innsbruck 1897, S. 6.)

Was die Drachensagen anbelangt, so ist es sehr auffällig, dass man in allen Ländern und in einem und demselben Lande an verschiedenen Orten, meist bei Seen und Flüssen, Drachensagen vernimmt. Ich nehme keinen Anstand zu behaupten, dass es in uralten Zeiten Thiere gegeben hat, auf die jene Kennzeichen wenigstens theilweise treffen mögen, mit welchen die Phantasie des heutigen Volkes sich die Drachen vorstellt. Es ist ja längst erwiesen, dass nicht wenige Species der Thier- und Pflanzenwelt uralter Zeit gänzlich ausgestorben sind; ob nicht auch die Drachen dazu gehören, von welchen alle Völker ohne Unterschied zu erzählen wissen?

34. Vgl. Zing. S. 328 und Renk Innth. 14.

36. Die weiße Hand heißt auch Liebfrauenhand, Simr. 533 f.

37. Vgl. Zing. S. 885.

38. Die Schatzsagen sind zahllos, s. Zing. S. 504, 512—624.

41. Vgl. Alpenburg, Mythen und Sagen Tir., Zürich 1857 (M. S.) 284, Zing. S. 711, Zing. S. B. 76, Fr. Panzer, Beitrag z. deutsch. Mythol. (München 1848, 1855), II. 76.

42. Vgl. Zing. S. 10, 14. Anm. — Die wilde Jagd wird von Geistern und riesenhaften Wesen veranstaltet und ist eine der lebendigsten Reminiscenzen an Wuotan und das alte germanische Heidenthum. Über alle germanischen Länder ist die mythische Sage von der wilden Jagd, dem wilden Heere, dem Nachtgejaide u. s. w. verbreitet. Ganz identisch damit sind die Sagen von dem Nachtvolk, welche im Vorarlberger Oberlande, besonders im Walserthal, cursieren. Dieses Nachtvolk hält häufig nach vollendeter Jagd nächtliche Schmausereien und Tänze. Beim ersten Anschlagen der Betglocke verschwindet der Spuk. Von solchen nächtlichen Gelagen und Orgien erzählt das Volk auch in den verschiedensten Theilen Tirols, nur dass hier nicht von einem bestimmten Nachtvolk die Rede geht, sondern dass man meint, Hexen in Gesellschaft von Zauberern und bösen Geistern hielten ihre Zusammenkünfte und Gelage. — Über die wilde Fahrt s. Grimm Myth. 141, Simr. Myth. 193, vgl. auch Hauser 2. Anm.

43. Vgl. Zing. S. 17.

45. Vgl. Zing. S. 45, 46, 48 und Anm. — Diese wilden Frauen erinnern an die Nornen. Die Nornen drehen die Schicksalsfäden und spannen das goldene Seil mitten am Himmel aus. Darüber Grimm Myth. 380, 385 und Simr. Myth. 341. Sagen von seilspannenden und wäschetrocknenden Jungfrauen sind sehr häufig. An den Wurzeln der Weltesche neben dem heil'gen Brunnen halten die Nornen Rath und Gericht, weben der Welten Geschick und spinnen den Lebensfaden der Menschen. Der Brunnen ist das Wasser des Lebens in deutschen Märchen, und die Esche wird dort zum Apfelbaum mit heilkräftigen Äpfeln. Wir treffen diese geheimnisvollen Jungfrauen in unzähligen Sagen auch in Tirol, so z. B. im sagenhaften „Loch" in Wälschnoven als drei Königskinder, die ihr Erbe theilen. Eine unter ihnen ist blind und wird von der älteren Schwester beim Abmessen des Goldes betrogen. Von ihnen singen die Kinder:

Hotta, hotta, Rössel,
Oben steht a Schlössel,
Oben steht a goldenes Haus,
Schauen drei Jungfrau'n heraus.
Die eine spinnt Seide,
Die andere schneit Kreide,
Die dritte geht ins Glockenhaus
Und läst die goldene Sonnen aus

(Vgl. Panzer I. S. I, 106. II. 546. Simr. 343)

Da sind sie die Wetterherrinnen. Unter der Seide verstehen wir Wolken und Nebel, unter der Kreide den Schnee. Die Glocken stehen in innigem mythischen Verbande mit den drei Schwestern. Weil sie menschliches Geschick kundthun, werden sie da und dort Willeweis genannt, vielleicht nach

der im Alterthum vielberühmten Prophetin Sibylla von Cumä, die vom Erlöser geweissagt hat, oder nach den altgermanischen weisen Frauen, den Wilen oder Wölen (auch Walen). Eine solche Prophetin hatte ihren Sitz auf dem Reuteihof auf Kar in Wälschnoven, eine andere, auch Wile genannt, unter einer Lärche auf dem Birchboden in Lengstein. Auf Galdrun in Wälschnoven sitzt eine langhaarige Jungfrau von übermenschlicher Größe und hütet Schatz und Brunnen, aus dem sie Wasser schöpft. Früher sah man sie an einem Todtenhemd nähen. Auf dem Jocherhof ebendort hausen drei Willeweis, hüten das Wasser und künden die Zukunft.

46. Über Hexen und Hexenwerk s. Zing. S. 713 ff. Hexen als Pferde Zing. S. 698 Anm., Hauser 19; vgl. auch Schneller, Märchen u. Sagen aus Wälschtirol, Innsbr. 1867, S. 22, Dörler 96 ff., 101, 108 ff. Über Hexensattel vgl. Zing. S. 798. — Die Hexen erinnern an die prophetischen, hilfreichen und heilenden Idisen (Disen) der alten Germanen, die ihre eigenen Opferstätten hatten, wo sie das Blut der geschlachteten Opfer in den Kessel rinnen ließen, kochten und rührten, dann um das lodernde Heidfeuer den Reigen tanzten. Schon in frühester Zeit nannte man diese zauberkundigen Frauen Hagedisen (d. i. Haindisen), Hagezusen, woraus sich unser „Hexe" gebildet hat. Nach der Einführung des Christenthums zogen sich diese Seherinnen oder weisen Frauen in waldige Einöden zurück und blieben da noch lang in Ansehen. Man suchte sie im Waldesdunkel auf, um sich bei ihnen Rathes zu erholen; sie feierten die altgewohnten Feste mit Opfer und Reigen. Später, als das Christenthum den heidnischen Glauben vollends verdrängt hatte, sanken die Götter zu Teufeln und die waltenden Idisen zu teuflischen Wesen herab, und die altgeheiligten Opferstätten wurden Versammlungsplätze der Hexen und bösen Geister. Schon in älteren Glossen findet sich daher Eumenide mit dem Worte hâzosa verdeutscht, zusammengezogen aus hagezusa, womit in der heidnischen Zeit wohl die Priesterin bezeichnet wurde. Noch jetzt nennt man ein unordentliches Frauenzimmer schimpfweise „Zusl". So wurden aus den altgermanischen Opfertänzen die Hexentänze abgeleitet, wenngleich auch der lustige Elbentanz, der Glaube an die wilde Fahrt Wuotans mit seinem Gefolge und die geheimen Zusammenkünfte der Ketzer (besonders im 13 Jahrhundert) mit dabei angeschlagen werden können. Vgl. J. Kehrein, Auszug aus J. Grimms deutscher Mythologie, Göttingen 1848, S. 84 ff.)

48. Vgl. Hauser 18 u. Renk Innth. S. 29.

51. Über Hexentänze s. Grimm Myth. 1009, Hexensalbe ebenda 1023, 1032. Spielleute werden von den Hexen zum Aufspielen gezwungen, Grimm 998; über Hexengeschenke und Hexenkost s. Simr. Myth. 474. Vgl. auch Zing. S. 735 ff. und Anm.

54. Vgl. Renk Innth. S. 9.

55. Über den Wiesjaggl s. Zing. S. 774 u. Renk S. 77 ff.

56. Vgl. Zing S. B. 73, Zing. S. 765 Anm.

Fürweilungen s. auch bei Renk S. 32.

II.

1. Diese Legende scheint auf historischem Boden gewachsen zu sein. Die Leute erzählen, dass das Kaiserhaus sich für die Rettung des hinabgestürzten Knäbleins der Kirche in Amras sehr dankbar bezeigt habe. Es habe die große Glocke gießen, die Kirche erweitern und ausschmücken lassen und derselben eine kostbare Monstranze geschenkt.

Dies führt auf die Zeit Kaiser Friedrichs III. und seines Sohnes Maximilian I. zurück, welch letzterer als großer Wohlthäter tirolischer Kirchen ja bekannt ist. Die Kirche in Amras wurde im Jahre 1489 umgebaut und erweitert, und die erwähnte Glocke, eine Löffler'sche, trägt die Jahreszahl 1491. Die alte Monstranz ist nicht mehr vorhanden, wohl aber ist der Fuß der gegenwärtigen alt und vielleicht ein Überbleibsel jener älteren, die angeblich vom Kaiserhaus geschenkt wurde.

Das oben berührte Gemälde stellt die Muttergottes mit dem aufrechten Christkind dar, wie sie vom Altar zu dem Sünder herniederschwebt, der, in schwarzen Büßermantel gehüllt, vor ihr kniet. Auch das kostbare Gewand der Muttergottes läßt die Tradition ein Geschenk des Hauses Habsburg sein. In einer Weglapelle bei Amras findet sich das Bild der Gottesmutter mit dem Christkind so, wie es nach der Meinung des Volkes ursprünglich ausgesehen hätte.

5. Vgl. oben I. 6. — **6.** Vgl. Bechstein, Märchen 67, Zing. S. 193.

9. Über unterirdische Gänge s. Zing. S. 926. Ein unterirdischer Gang führt auch vom St. Nikolauskirch'ein, an dessen Stelle vor alters eine Burg gestanden haben soll, nach dem Schlosse Wagrain in Ebbs.

10. Vgl. Zing. S. 447. — **12.** Vgl. Zing. S. 210 und Anm.

13. Vgl. Zing. S. 429. — **17.** Vgl. Zing. S. 612 Anm., Dörler 41 und vorne Nachtrag II. 84.

18. Über Marchegger vgl. Zing. S. 358 ff., 364, 373, 377, 380 bis 385, Hauser 70, Dörler 33. S. Grimm Myth. 868, 870, Simr. Myth. 465.

In die Sagen von den Marcheggern und ähnlichen Feuergestalten spielen vielleicht ursprüngliche Schutzgötter der Äcker und Fluren, der Feld- und Hausgrenzen herein. So geht der Teufel auch als Wächter der Gerichtsgrenzen um. Vgl. Simr. Myth. 467. Dass ein alter Mythus in dieser Sage verborgen liegt, beweist der Hund mit dem Goldklumpen im Maule.

19. Vgl. Dörler 112, wo der rechte Stier mit dem schwarzen kämpft. Über den Alberer s. Zing. S. 410 Anm.

20. Vgl. Zing. S. 396, 399, Hauser 37 f., 42 ff.

21. Die erlöste Seele fliegt als weiße Taube empor, Grimm Myth. 788.

22. Vgl. Zing. S. B. 74.

23. Vgl. Zing. S. 242 und Anm. — Es gibt wohl kaum einen See, an den sich nicht Sagen knüpfen. Die Entstehung der Seen wird sehr häufig auf eine Unthat zurückgeführt, an Ort und Stelle begangen, auf sündhaftes Gebaren mit der Gottesgabe u. a. Manche Seen sind unergründlich und

hängen mit entlegenen Gewässern zusammen; bisweilen knüpfen sich Drachensagen daran. Von andern wird geweissagt, dass sie einst ausbrechen und Ortschaften vernichten werden. Manche erzeugen, beunruhigt, schädliche Gewitter, andere ziehen Menschen in ihre Tiefen, sie verlangen nach Menschenopfern. Wer die Tiefe der Seen misst, verfällt ihrer finstern Gewalt. Die Germanen dachten sich ebenso wie andere Völker die Gewässer von Wassergeistern bewohnt, von den Nixen, die in feindlichem Gegensatze zu den Menschen stehen. Ihr König Nix (Nichus) erscheint am häufigsten in Rossgestalt, wie Poseidon. In vielen Sagen lässt das Volk die Seen von einem oder mehreren Fischungeheuern bewohnt sein. Auf dem Grunde des Tegernsees tummeln sich großmächtige Fische. Der Walensee in der Schweiz beherbergt Fischungeheuer, die alle Ertrunkenen auffressen und groß wie Trämmel sind. Auf dem Egelsee schwimmt ein Riesenfisch mit einer rothen Schnur am Halse; im Schwindelsee bei Wurzach haust ein menschenähnliches Ungethüm, im Melaunesee ein Hecht mit goldener Krone und goldenem Bande, im Arbersee im Böhmerwalde sind Fische mit goldenen Schuppen und mit Augen von Edelstein, jeder ein Königreich wert; wer diesen Fischen aber nachstellt, wird vom Wasser verschlungen. Vgl. die Seensagen bei Zing. 223—252. Über den Nix in Ross- oder Stiergestalt s. Grimm Myth. 458 und Simr. Myth. 417, 448, 478. — **24.** Vgl. Zing. S. 239, Alpenb., Deutsche Alpensagen Nr. 27.

25. Vgl. oben I. 42, II. 26, VI. 8 und Zing. S. 25. Wanderer, die der wilden Fahrt oder dem Nachtgejaid begegnen, müssen sich aufs Gesicht legen oder derselben ausweichen; dann bleiben sie unversehrt. Sollte das erstere die Verehrung ausdrücken, die man den umziehenden Gottheiten zu bezeigen hatte? S. Grimm Myth. 230, Simr. Myth. 193.

27. Vgl. oben II. 16, III. 93 und Zing. S. B. 72, 177, 189.

28. Was sonst den wilden Leuten, der Willeweis oder den Zwerglein in den Mund gelegt wird, spricht hier der Almgeist.

29. Vgl. Alpenburg M. S. 204, Hauser 66. — **33.** Vgl. Alpenburg M. S. 206.

36. Die Kasertörggelen sind die Seelen ungetaufter Kinder, die da einzeln als Irrwische am Erdboden schweifen, dort aber in ganzen Haufen, mitunter mit schrecklichem Getöse einherfahren. Dann treten sie an die Stelle der alten Gottheiten und bilden, meist wohl unter Führung der Frau Berchta oder Holda, das wüthende Heer, dessen Sage in hohes Alterthum zurückreicht. Neugierige Späher werden sonst von Berchta gestraft, an deren Stelle hier eines der wandernden Kinder tritt. S. Grimm-Kehrein S. 76. Vgl. Zing. S. 16, wo ebenfalls winzige Wesen an der wilden „Fuhr" theilnehmen, u. 142.

37. Vgl. unten VII. 77, Hormayr, Taschenbuch 1840.

38, 39. Vgl. unten VII. 75, Hormayr, Taschenbuch 1840, Zing. S. 407 und Anm., wo eine ganz ähnliche Sage von der Saubacher Alm erzählt wird, und 409, Hauser 48, Dörler 114, Renk Innth. S. 67.

41. Staffler erwähnt (I. 2. S. 924) einen „Hof der Starken oder Unholden" in der Gemeinde Kreith, von dem ähnliche Sagen gehen sollen; wir konnten einen solchen Hof nicht erfragen.

41 und **42.** Vgl. Grimm Myth. 510, Grimm, R. A. 58 ff. Zing. S. 207, 220, S. B. 206. — Die Riesensagen sind in Tirol häufig; die Phantasie eines unverdorbenen Naturvolkes gefällt sich darin, Geschöpfe zu denken, die, mit einer Riesenstatur begabt, riesige Werke vollbringen. Ohne Zweifel verdanken wir manche dieser Sagen, wie auch solcher von wilden Menschen, einer dunklen Tradition von einem untergegangenen Geschlecht stärkerer Ureinwohner des Landes. Diese riesigen Geschöpfe heißen meist wilde Männer, mitunter auch Lorggen, glatthin Riesen werden sie seltener genannt; häufiger kehren sie als wilde Jäger wieder. Selten erscheinen sie in Gesellschaft eines Weibes, auch sind sie in Tiroler Sagen selten Menschenfresser. Dafür erzählt man sich häufig, dass sie den saligen Fräulein nachstellen, um sie zu zerreißen und etwa auch aufzufressen. Als wilde Jäger erinnern sie uns lebhaft an Wuotan. Da oder dort steht ihrem Hauswesen eine Hexe vor, die geraubte Menschenkinder im Dienste hat. Sehr oft treten Riesen als Erbauer von Kirchen auf, und da geschieht es, dass zuweilen zwei Riesen zugleich bauen, die beide nur einen Hammer haben. Sie bauen auf zwei weit auseinander gelegenen Höhen und werfen sich über Berg und Thal wechselseitig den Hammer zu. Diese Riesensagen ziehen sich durch die ganze Welt; alle Völker kennen sie; selbst die christliche Legende hat ihre Riesen Christophorus und Onuphrius. Sehr groteske Sagen liefert die Volksphantasie von den Heldenthaten des starken Hans, ein Gegenstück dazu ist der riesige Knecht in Oberösterreich, der Eisenhans im siebenbürgischen Märchen. In den keltischen Sagen werden dem Riesen Bodo ähnliche Thaten zugeschrieben, wie uns die heilige Schrift von Samson erzählt. Der abenteuerlichste unter den Riesen ist wohl der Schwarzwälder Riese Romeias zu St. Vilgen.

43. Über Hulda und die wilden Frauen s. Simr. Myth. 387 f., Zing. S. 26 ff.

44. Hier ist die Wichtelsage mit dem bekannten Märchen vom Däumling (Daumerling) verknüpft.

45–47. Vgl. oben I. 26–28 u. Anm. Zing. S. 122.

48. S. oben I. 32, 33. u. Anm. Diese Sage ist eine verblasste Erinnerung an die altgerm. Lehre vom Weltuntergang. Die Flammen aus Muspellheim verzehren am jüngsten Tage die Erde. Die bis dahin in Bann gehaltenen bösen Wesen, darunter die Mittgartschlange, brechen los und streiten wider die Götter. (In unserer Sage erhebt sich der Drache gegen den Himmel.) Die Sterne fallen vom Himmel, und der Weltbrand beginnt.

49. Dieselbe Sage wird in Strengen im Stanzerthal erzählt (mitgetheilt v. Herrn J. A. Auer). Vgl. Zing. S. 656.

50. Vgl. Schneller 227, Zing. S. 649.

51. Vgl. Zing. S. 225, 244, 246, 252.

52. Vgl. Grimm Myth. 934, Simr. Myth. 416; über versunkene Städte Zing. S. 626 ff., 644; über Seen mit Drachen ebend. 225, 229, 234–237, 240, 309. Vgl. Dörler 128, wo die Pest von außen ins Land kommt und alles entvölkert.

53. Der Hintersteiner See soll alljährlich in der Woche vor Weihnachten zufrieren. Er hat keinen sichtbaren Zufluss, aber einen großen Abfluss, der

zum Holztransport benützt wird, und doch ist der Wasserstand immer gleich. Genau die gleiche Sage ist vom Hechtsee bei Kufstein verbreitet, jedoch mit der Zugabe, dass die Bauern der beiden untergegangenen Höfe für ihren entsetzlichen Hass gegen einander sammt ihrem ebenfalls mithadernden Gesinde mit Ausnahme der frommen Dirne auf dem Grunde des Sees büßen müssen. So oft man versuchte, die Tiefe des Sees zu messen, immer rief eine grausige Stimme herauf: Ergründ'st du mich, so schlind' ich dich. (Prof. Rud. Sinwel, Kufstein.)

53, 54. Vgl. Zing. S. 223—231, 233—235, Schneller S. 223, 2.

55. Vgl. Zing. S. 641. Die Leute glauben, der versunkene Wald sei noch vorhanden; oft geschehe es, dass die Fischernetze zerrissen herausgezogen werden, weil sie an den im Wasser stehenden Bäumen hängen blieben. Wenn der sonst ziemlich bewegte See zufriert und mit spiegelklarem Eise bedeckt ist, könne man den Wald in der Tiefe erblicken.

56. Vgl unten V. 66, 81, Zing. S. 223, 640, 648, 649, 653, Renk Innth. S. 39. Über Seen, welche Menschen und Thiere hineinziehen, Zing. 230, 245; über Seen, welche ihre Tiefe nicht messen lassen, s. Grimm Myth. 564, Simr. Myth. 495.

57. Vgl. VI. 64, VII. 123, VIII. 15, Zing. S. 160, 228. Das Bergwerk in Obernberg war noch im 16. Jahrh. im Betriebe; in einem Stiftbrief des J. 1559 wird Hans Hamer, Erzknappe am Obernberg, erwähnt. Mittheilungen der 3. (Archiv-) Section der k. k. Centr.-Comm. z. Erf. u. Erh. d. Kunst- u. histor. Denkmale, III. Bd, II. Th., S. 326. Sagen vom geschundenen Stier s. auch Zing. S. 628—630.

58. Vgl Dörler 62—66, Simr. Myth. 433. Mit schwarzer Kunst in den Spiegel sehen (Bergspiegel) s. Panzer II. 263 (aus dem „Buch der zehen gebot" v. J. 1458).

59. Vgl. Zing. S. 149, 151—155, 156; Hauser 10.

60. Vgl. Zing. S 622. Schon in der alten heidnischen Zeit hat man eine weiße und eine schwarze Kunst unterschieden; die weiße übten die Priester, die schwarze die Zauberer. Simr. Myth. 526.

61. Die Gans war ein altgerm Opferthier und (als an Stelle des älteren Schwanes getreten) Wuotan und Berchta heilig. S. auch Zing. S. 14. Anm

62. Die Brunnen- und Quellensagen sind in gebirgigen Ländern nicht so zahlreich wie in flachen, denn von solcher Wassernoth, wie in diesen, weiß man in jenen nichts, daher wird in den Gebirgen der Quellensegen nicht so geschätzt. Wo Quellensagen in den Alpenländern existieren, da ist es das Gold, das die Brünnlein wertvoll macht, oder weil sie heilkräftig sind. Von einigen Quellen gehen Sagen, weil in ihrer Nähe Wallfahrten entstanden sind, z. B. zu Heiligwasser bei Innsbruck. Von den Goldbrünnlein sind wohl jene in Navis, Gschnitz und Schmirn die bemerkenswertesten; die Venediger Männlein, diese bergkundigen Tausendsassa, hatten auch richtig von diesen Brünnlein Kenntnis und kamen von Zeit zu Zeit, ihren Antheil zu holen. Dass die Venediger Männlein nichts anderes sind, als verkappte Zwerge der germa-

nischen Mythe, ist ja längst bekannt. Sagen von Goldbrünnlein kehren in ganz Deutschland wieder. Bekannt ist das Goldbrünnl am Untersberg; auch der Brunnen am Kirchstein führte einmal lauter goldene Kügelchen mit sich. Auch am Heimgarten sprudelte ehemals eine Goldquelle, ebenso am Röthelstein. Der Ochsenkopf im Fichtelgebirge ist ein Schatzberg, der gleich dem Berge bei Schlehdorf Goldadern in Menge hat, und wenn das Wasser vorbeifließt, so nimmt es davon Goldkörner mit. Der goldene Brunnen bei Werchan ist dem deutschen Volke wohlbekannt. Der Geiselstein in Oberhessen soll voll Reichthümer sein; davor fließt auf der Goldwiese der Goldborn. Der Goldbrunnen bei Wiesenthal im Fichtelgebirge leuchtet im Grunde wie von Goldflammen, und vom Goldbrunnen am Schneeberge steigen Goldflämmchen auf. Auch die Schweiz hat ihre Goldbrunnensagen. Von den Tiroler Goldquellen dürfte jene in Ried (Gemeinde Algund) gerade hinter den Häusern am Fuße des Berges befindliche weniger bekannt sein; man nennt sie noch heute das Goldbrünnlein. Ebenso gibt es bei Aschbach ein wenig bekanntes Goldbrünnl. Von Gold führen sie leider nichts mehr als den Namen.

Verwandt mit diesen Sagen sind jene von altem Bergsegen, von vergrabenen Schätzen, von Bergschätzen (Goldadern u. a.), von unterirdischen Goldpalästen und den Bergmännlein, die im Innern der Berge die unermesslichen Schätze hüten. Der Traum vom uranfänglichen goldenen Weltalter, da neben dem Bergsegen auch die Almen noch üppig waren und jede Handbreite Bodens die herrlichsten Früchte trug, geht durch die ganze Welt. S. auch Zing. S. 146 ff. und unten VII. 88 u. 89.

65. Vgl. Dörler 78, wo die Dirne jedoch gerettet wird.

66. Vgl. Dörler 91.

68. Vgl. Alpenb. „Tir. Monatbl." 1858, S. 403 u. „Salzburger K.-Bl." Nr. 38 v. J. 1868. Diese Sage ist auch in Alpach und im Ötzthal einheimisch. (Mitgeth. v. Prof. Dr. Prem.)

69. Vgl. Zing. S. 679. — **70.** Vgl. Dörler 80, 2.

72. Der dreizehnte, der erscheint, ist der Teufel. Vonbun 81, Zing. S. 37.

73. Das „Blenden" mittels der Kinderhand war auch in Südtirol im Brauch der Diebe, nur mit dem Unterschied, dass sie dort meist die Leichen kleiner Kinder im Friedhof ausgruben und ihnen die Händchen abschnitten. Vgl. H. Vintler, pluemen der tugend, V. 7911 f.: etleiche dieb die leut plenden mit ainer hant von dem galgen.

Die Hexen gruben auf den Friedhöfen die Leichen kleiner Kinder aus und schnitten ihnen die Finger ab; von dem Fette derselben sollen sie ihre Salbe bereitet haben. Grimm-Kehrein S. 92.

74. Vgl. Hartm. Amman, Die Innsbrucker Hexenprocesse von 1485 Ztschr. d. Ferd. 3. F. 34. H. S. 1 ff.

78. Vgl. Zing. S. 38, Alpenb. A. Nr. 38.

79. Vgl. Zing. S. 756, Renk Innth. 16.

III.

2, 3. Vögel tragen Späne zum Kirchenbau, Zing. 272, 291—294, 876, 883. Der Mythus findet sich schon im Alterthum und erinnert in unseren Sagen an den bauenden Wuotan, sein Ross und seine Raben. Vergleich Panzer I. 49, 223 f., II. 172, 413 f.

6. Vgl. Zing S. B. 178. Über ähnliche St. Leonhardskirchen siehe Simr. Myth. 515. Über die mit Wuotan und Donar verwandten Heiligen s. Wolf, Beitr. z. d. Myth. 33—58, 81. Vgl. Simr. Myth. 231, 270. Den Hof des Göttertempels zu Upsala umschloss eine goldene Kette. Wägner, Uns. Vorz. I. 353. Das Wachsen der Kette ist entschieden mythisch; wer erinnert sich dabei nicht an das Abtropfen neuer Ringe von Freyrs Goldring? (Wägner I. 211.)

7. Vgl. Zing. S. 256. Aus dieser Sage schließen wir auf ein hohes Alter der Wallfahrt. Bei der 6. Station am Wege von St. Andrä hinauf findet sich ein Stein mit der Jahreszahl 1672 und einem Wetterkreuz. Die ehemalige Kapelle wurde abgebrochen und an deren Stelle im ersten Viertel unseres Jahrhunderts die gegenwärtige Kirche erbaut.

14. Vgl. Zing. S. 840.

15. Über die drei heiligen Jungfrauen s. Zing. S. Anm. zu Nr. 47. Wir setzen hier Folgendes hinzu: Gleich den alten Walkyrien treten diese Jungfrauen in Kriegsnoth auf und richten mehr aus als das Volk in Waffen. S. III. Nr. 16. Darum werden sie auch in Kriegsnöthen angerufen. Sollte der Name „zur Linde" nicht auf den Drachen Neidhögger zurückweisen (ahd. lint = Drache, Schlange), der am Weltbaume nagt und zehrt? Sollte aber wirklich vor alters eine Linde auf der Jungfernrast gestanden haben, so käme man auf die Vermuthung, unter dieser Linde könnte in alter Zeit das Gericht gehegt und gespannt und Urtel geschöpft worden sein. Das heilige Brünnlein versiegt nach und nach völlig, so wie auch die Wallfahrt zu den heiligen Jungfrauen abgenommen hat, und alte Leute wollen wissen, dass, wenn der letzte Wallfahrer auf dem Platze „zur Linde" Rast hält, auch der letzte Tropfen der Quelle entperlt. Dann kommt der jüngste Tag. (Vgl. Simr. 344—350.) Diese drei heiligen Jungfrauen, wie sie in Meransen verehrt werden, finden sich auch anderwärts in vielen Kirchen, besonders in Baiern. S. Panzer, Beitr. I. 1, 5 ff., 23 ff, 31 f., 34, 69, 206 ff., 356. Mone, Anz. 1835, S. 258, 499 und Jahrg. 1836, S 392. Außer den von Zingerle aufgeführten tirolischen Bildern der drei heiligen Jungfrauen wäre noch das in der Nikolauskirche zu Elerau bei Brixen zu erwähnen. Näheres darüber s. St. Cassianskalender 1891. Zu Brixen gab es ein viel gerühmtes Jungfrauenbrünnl mit köstlichem Wasser, das im Überschwemmungsjahr 1882 verschüttet wurde und nicht wieder zum Vorschein gekommen ist. Vgl. Panzer I. S. 105, 159.

23. Die Sage erinnert an die Legende von der hl. Kummernus, deren Bild nun wirklich im Kirchlein St. Cyrill zu sehen ist. Über Kummernus-

bilder s. Zing. S. 906 Anm. Außer den dort angeführten literarischen Belegen s. auch Wolfg. Menzel, Literaturblatt, Jg. 1852, Nr. 11. Eine größere Zahl gelehrter Theologen neigt sich der Ansicht zu, daſs die hl. Kummernus nichts anderes sei als das ältere Bild des gekreuzigten Heilandes, das mit dem langen Rocke die spätere Zeit nicht mehr verstanden habe. Dagegen spricht jedoch vor allem anderen das hohe Alter der Kummernuslegende, sowie auch der alte, jetzt mehr und mehr vergessene Name der gekreuzigten Jungfrau „Wilgefort“. Die Forschung über diese interessante Legende darf als noch lange nicht abgeschlossen betrachtet werden. Es liegt auf der Hand, daſs die vorliegende Sage das Bild der am Kreuze hangenden Jungfrau nicht erklärt, jedoch ich gebe sie wieder, wie das Volk sie erzählt.

Martin Zeiller, Histor. Anzeiger vieler Heiliger, Frankfurt 1658, S. 349, bringt den Namen „Liberata, sonsten auch Wilgefortis genannt, eines heidnischen Königs in Portugal Tochter“. Ein ähnliches Bild stand schon im Alterthum auf der Insel Cypern; ebenso soll Astarte in Cilicien abgebildet worden sein. Auch auf einem in Pompeji aufgedeckten Wandgemälde findet sich die bärtige Jungfrau. Eingehender handelt darüber Panzer II. 420 ff.

25. Die große Glocke in St. Andrä trägt die Umschrift: sandt anna hays ich, michel guess mich von brixen anno 1517. Es war aber bis vor einem halben Jahrhundert noch eine ältere Glocke dort, angeblich mit der Jahreszahl 1059 (Tinkhauser).

25, 26. Vgl. Zing. S. 910 ff.; Glocken vertreiben Hexenzauber, Grimm Myth. 1039, Simr. Myth. 474. Die Glocken erhalten durch die Taufe eine Seele und reden verständig. Simr. Myth. 449.

27 und **28.** In poetischer Form bereits in den „Heimatglocken“ (Innsbruck 1893) erschienen.

31. Vgl. Zing. S. 921 Anm.

32. Tief in den alten Mythen wurzelte der Brauch, den Leichen auf die weite und beschwerliche Wanderung ein Paar Schuhe mitzugeben. Grimm-Kehrein, D. Myth. S. 69. Vgl. auch Simr. Myth. 127.

33. Vgl. Zing. S. 489. — **34.** Vgl. Zing. S. 370.

36. Vgl. oben II. 18. Zing. S. 360, 363, 384, Panzer II. 109, Simr. Myth. 465. — **37.** Vgl. Zing. S. 497. — **40.** Vgl. Dörler 28.

41. Auf die wilden Männer sind Riesen- und Zwergsagen übertragen, Simr. Myth. 440; sie halten die Mitte zwischen Elben und Riesen, oft sind es wilde Jäger (Wuotan), s. Zing. S. 169 ff. und Anm., Renk Znuth. 23.

42. Vgl. Zing. S. 99 Anm. u. Renk a. a. O. — **43.** Vgl. Zing. S. 203.

44. Vgl. ebend. 513—515 (Anm.), wo sie als Geister aufgefaſst werden. Vgl. Grimm Myth. 905, Simr. Myth. 195, Dörler 9.

45. Das Schatzermannl ist ein elbisches Wesen, den Leuten wohlgesinnt und behilflich.

46. Vgl. Zing. S. 220, Grimm Myth. 653, Simr. 229. Thor (Donar) zeigt schon in der Wiege seine Asenstärke, indem er zehn Lasten Bärenfelle aufhebt. Vgl. Wägner u. B. I. 134. — **49.** Vgl. Panzer II. 64.

51. Vgl. oben I. 42, II. 25, Zing. S. B. 221, Panzer II. 71.

53. Vgl. Zing. S. 506—508, Hauser 9, Grimm Myth. 904 ff.

56. Vgl. I. 32, 33. Schatzhütende Drachen Zing. S. 516, 538, 557 f.

57. Vgl. Zing. S. 302—304.

58. Die zahlreichen Überlieferungen von den Hausschlangen und Unken, die vor andern Thieren Scheu und Ehrfurcht zu gebieten scheinen, sind untrügliche Zeichen von altem Cultus. Sie zu verfolgen oder gar zu tödten, bringt Unglück. Die Hausschlangen nähern sich dem Begriff guter, hilfreicher Hausgeister. Grimm-Kehrein S. 56 f.

61. Vgl. Zing. S. 244. Schwarze Hausthiere widerstehen dem Zauber und werden geopfert, ebend. 168 Anm. Auch der schwarze Bock deutet auf Thieropfer zurück.

62. Vgl. VIII. 3. In den Gewässern hausen die Wasserjungfern oder Nixen, im südlichen Tirol Meerjüngferlen genannt, mit ihrem König Nichus. Als Aufenthalt solcher Wassergeister standen Flüsse, Seen, Teiche in Verehrung; sie unnöthig aufzuregen oder zu trüben, galt als Frevel, der gesühnt werden muſste. So entsteigt das Mannl, der erzürnte Wassergeist, der bewegten Wasserlacke. Seine Natur als Wassergeist bezeichnet die Volkssage treffend am Schlusse. Auf trockenem Boden entwischen ihm die Buben, aber wo die Lacken kommen und man ins Nasse geräth, da ist er in seinem Elemente; gleich hat er den Frevler, der seine That schwer büßen muſs.

63. S. oben I. 26—28.

65. Über Schatzblühen s. Zing. S. 578 Anm., Simr. Myth. 355, 587, Grimm Myth. 915, 922.

66. Vgl. Zing. S. 300 Anm., 562 f., Hauser 85, Dörler 57, 60.

67. Vgl. Dörler 61; über Goldbrünnlein s. Zing. S. 157 f. Anm.

68. Vgl. Zing. S. 528, 547 ll., 560. Über verwünschte Jungfrauen Simr. Myth. 322, 356, 396 f.; über schatzhütende Drachen ebend. 355. Die Gänge in den Burgen, in welchen Jungfrauen auf Erlösung harren, sollen alte Begräbnisstätten sein. Simr. Myth. 328. — **69.** Vgl. Zing. S. 606.

70. Sagen von schatzhütenden Hunden s. Zing. S. 612 Anm.

71. Über Schatzblumen s. Zing. S. 536, 544, 578, 604, Grimm Myth. 915.

74. Berchtasagen bei Zing. S. 28—40. Die allgermanische Göttin Hulda, Holda, Berchta, Berchtl und Brechtl, auch Stampa genannt, tritt in unseren Volkssagen häufig auf, aber selten als wohlthätige Frau, wie sie die Mythologie kennt, meist als unheimliches, häſsliches Weib, das allerlei Schaden verübt, Kinder und Dirnen raubt, aber große Furcht vor dem Taufwasser und vor geweihten Sachen hat.

Auf dem Villanderer Berge wird von der wilden Fahrt, die an Wuotan erinnert, und der „Frau Berchta" vieles erzählt. Strenges Regiment hält sie über die Spinnerinnen, wie sie überhaupt strenge Zucht und Ordnung unter der Frauenwelt haben will. Wenn sie Unordnung straft, so geschieht es hart und strenge. In den Klöckel- und Rauchnächten dürfen sich Dirnen und Kinder nicht aus dem Hause wagen, sonst nimmt sie der wilde Zug der Frau Berchta

mit. Auch in Wälschtirol gibt es Berchtasagen, so in Folgareit, Trambilleno, im Ronchithal; da ist jedoch die Einheit verloren gegangen und sind aus einer Frau Berchta viele geworden. Auch in den deutschen Gemeinden der Veroneser Berge lebt Frau Berta als grausiges Schreckbild fort. (Schneller 199 ff., Zing. Sagen Nr. 26 ff.) Bei Luserna ist eine Höhle, wo die Frau Berchta mit lauter kleinen Kindern wohnt. Wer eins haben will, holt es sich aus der Höhle. (Mitgeth. v. Hrn. Nicolussi.)

75. Stampa als Beiname zu Berchta, Grimm Myth. 255, Simr. Myth. 379. Stampasagen bei Zing. S. 41—44.

76—78. Über salige Fräulein vgl. v. Hörmann a. a. O. S. 1—17, Zing. S 50 ff. 822, Dörler 1—7, Panzer II. 197. — Die Saligen sind Elbinnen. Elben und Elbinnen werden durch Todesnachrichten abgerufen. Simr. Myth. 460; endlose Knäuel oder nicht gar werdende Brote sind Geschenke der Elbinnen.

78. Vgl. Zing. S. 55², 61.

80. Über den Pact mit dem Teufel s. Zing. S. 687, Hauser 25. Hexen und Zauberer in Katzengestalt oder als Wölfe, Grimm Myth. 997, 1051; vgl. Simr. Myth. 476.

81. Vgl. VIII. 18, Zing. S. 795, Alpenb. M. S. 316, Renk Innth. 77 ff.

81,2. Vgl. Zing. S. 796.

81,14. Über Mäusemachen s. Grimm Myth. 1044, Simr. Myth. 462, 472. Vgl. Zing. S. B. 64.

81,20. Die Berührung mit der Erde gibt den Hexen Kraft, Grimm Myth. 1028, 1030.

81,21. Vgl. Zing. S. 790, 795, Zing., Barbara Pachlerin und Matth. Perger, der Lauterfresser, Innsbr. 1858 und Heyl, Der Erzzauberer Hiesl, genannt Lauterfresser, im St. Cassianskalender 1897. — **83.** Vgl. Schneller 8.

89. Der Stein ist ohne Zweifel ein alter Opferstein.

91. Der Teufel lehrt die Schwarzkunst, Simr. Myth. 481. Vgl. oben II. 58, 60.

92. Der Teufel als grüner Jäger, Simr. Myth. 479 f. (Odhin als Grönjette.) Der Teufel bringt Geld, Grimm Myth. 971. Vgl. auch Zing. S. 666—684.

94. Vgl. VI. 25. — **98, 99.** Über Geister ohne Kopf s. Zing. S. 357 Anm.

IV.

1. Vgl. oben III. 2, 3 und Zing. S. 996. — Das Pestkirchlein Sanct Sebastian auf der Weit in Eschenbach (Unterinn) wurde im Jahre 1636 von der Pfarrgemeinde Unterinn behufs Abwendung der „leidigen Sucht“ zu erbauen gelobt und aus Gemeindemitteln auch wirklich aufgeführt. Am 13. Juli 1637 wurde der Bauplatz vom Pfarrer Andreas Kastner von Bozen benediciert und am gleichen Tage der Grundstein gelegt. Die Pfandinhaber des Gerichtes zum Stein auf dem Ritten, Engelhard Dietrich und Leopold, Grafen von Wolkenstein, gaben ihre Zustimmung zur Abtretung des nöthigen

Gemeindegrundes. Am 7. Mai 1646 wurde das Kirchlein sodann zu Ehren der Pestheiligen Sebastian, Pirmin und Rochus geweiht. (Archiv Unterinn.)

2. Vgl. Zing. S. 849.

9. Über Wuotan als gespenstigen Reiter Simr. Myth. 196.

11. Vgl. Grimm Märch. 4, Zing. Märch. II. S. 181, 450, Schneller 146.

12. Eine ganz ähnliche Sage knüpft sich bekanntlich an das Schloß Maretsch bei Bozen, s. Alpenb. M. S. 197.

13. Erinnert an Wuotan, s. Grimm Myth. 133, Simr. Myth. 196

19. Vgl. oben III. 98, 99, Zing. S. 357 Anm., Hauser 59.

20. Vgl. II. 18, III. 36.

21. In Seen gebannt, s. Zing. S. 239, 246, 248.

22. Dieser Zug erinnert an die Seelenwanderung; Menschen werden zur Strafe in Thiere herabgesetzt. Vgl. Simr. Myth. 462. Aber auch Götter und Riesen verwandeln sich in Vögel. Grimm-Kehrein, D. Myth. S. 56.

24. Vgl. Zing. S. 399—402, Hauser 36. Durch ein Vergeltsgott werden arme Seelen erlöst, Dörler 24, 27. — **26.** Vgl. oben III. 94.

33. Die Göttin der Unterwelt heißt auch die Held (Höld), und es wird erzählt, dass sie ein grimmiges Gesicht und feurige Augen gehabt habe. S. Panzer I. 53 ff. Der Held- oder Höldboden auf dem Ritten, eine zur Nachtszeit überaus gefürchtete Gegend voll Hexen und Gespenster, könnte möglicherweise davon den Namen haben.

Rigger (in Riggermoos) = rokr (colus), daher Rigsmal, dän. rok. angels. u. flämisch rock, ital. rocca, span. roca, finn. rocki. Die Nornen, die hier zu Unholden herabgesunken sind und die Dreizahl eingebüßt haben, spinnen und weben das Schicksal. Vgl. Panzer I. 376. Der Name Kunkelwald soll von einem Steine herrühren, der die Gestalt einer Spindel mit aufgewickeltem Gespinste besaß. Auch auf dem Riggermoos tanzten die Hexen um einen großen Stein, der in der Mitte eine Höhlung hatte, und Kunkelwald und Riggermoos stoßen aneinander und sind beide wegen der Unholden gleicherweise verrufen. Auch anderswo führen alte Opfer- und Grenzsteine hie und da den Namen Kunkel; ein solcher Kunkelstein trennte Elsaß von Lothringen (in der ehemaligen Grafschaft Daxburg), und auch bei diesem Steine war ein alter Opferplatz. Vgl. Panzer I. 377. S. auch IV. 108.

34. Vgl. Hauser 63.

35. Vgl. Zing. S. 313. Die Nacht wird dargestellt als feindliche, böse Gewalt, die mit dem Tag im Streite liegt, Grimm Myth. 713.

36. Über den Hausspuk s. das mhd. Gedicht „Schrätel und Wasserbär"; daran knüpft sich alles, was Schlösser, Häuser oder Mühlen unbewohnbar macht. — **38—43.** S. oben I. 26—28.

44, 45. S. oben I. 42, II. 25, III. 51. „Mir a mei Thoal!" vgl. Zing. S. 18, 19, 174—180, Panzer II. 66 ff. — **48.** Vgl. III. 47.

48—50, 52. Vgl. oben III. 41, 42 Anm. Der zu Tische ladende Wilde (Nr. 50) ist Wuotan, der Sterbliche öfters mit Besuchen beehrte und sich selbst zu Tische lud.

52. Vgl. Simr. Myth. 409. Raben berauben Warenzüge, Zing. Sag. 297, vgl. auch 1, Anm. Über das Fischen mittels der Köderochsen s. Simr. Myth. 262 f. Der Heidenfürst mit seinen Wölfen, Raben, als wilder Jäger, als Verfolger der Saligen, als Geist auf feurigem Rosse u. s. w. ist niemand anderer als Wuotan selbst, der hier stark mit Sagen von Donar, von Riesen und wilden Männern verflochten erscheint. Damit haben sich nun anscheinend geschichtliche Erinnerungen vermischt, wenn nicht ältere, wie es wahrscheinlicher ist, so doch solche an die Eroberung der Burg Zwingenstein durch Meinhard II.

In den Gebirgen wohnten höher hinauf nur Bergriesen. Wenn Donar (Thor), der Gott der Fruchtbarkeit, den Ritten hinauf verehrt und immer höher hinaufgetragen wird bis auf den Roßswagen, so deutet dies den Fortschritt des Ackerbaues an. Die wilden Männer ziehen sich in immer höhere Regionen hinauf und müssen zuletzt auswandern oder werden vernichtet, wie der letzte Wilde vom Sulzner. (Vgl. Thors Kampf mit den Bergriesen, d. h. mit dem rauhen Boden. Darüber s. Simr. Myth. 234.)

Der Sulzner, selbst ein Bauer, gleicht dem Bauerngotte Thor und sendet seinen Speer (den Blitz) gegen den Wilden in den Partschoner Wänden, d. h. Thor sendet seinen felsenspaltenden Wetterstrahl, um den harten Felsgrund zu urbarem Erdreich zu gestalten, und zwar zuletzt in den Partschoner Felswänden, wo sich die Bauern sicher zuletzt anbauten, wo also der letzte Wilde vernichtet wird. Wenn der Sulzner auch die Zwingensteiner überwältigt, so bekämpft sie wieder Thor, da sie die Saaten schädigen und den Segen des Landmanns durch zerstörende Kriegsgewalt vernichten. Vielleicht ist aber des Sulzners Kampf mit den wilden Heiden ein Nachhall von Freyrs Kampf mit Beli, einem Kampfe der milden Fruchtbarkeit mit den Winterstürmen (vgl. Simr. Myth. 64). Thor selbst wehrt den Gewittern die verderbliche Wirkung und bannt sie in wohlthätige Schranken; daher erklären sich die auf allen erhöhten und weit blickenden Punkten aufgestellten Wetterkreuze, die in christlicher Zeit das Zeichen Thors abgelöst haben.

53. Vgl. II. 52, 57. Der Name Rentsch ist romanisch, von runcare = ausräuten, deutsch hieße der Ort etwa Raut, Neuraut.

56. Vgl. Zing. S. 165, 220. Die Heilighaltung der Rinder ist schon darum nicht zu bezweifeln, weil Rinder (besonders schwarze) geopfert wurden, Stiere den fränkischen Königswagen zogen und in den ältesten Volkssagen immer wiederkehren. Vgl. Grimm-Kehrein S. 55.

57. Der Hirsch, ein Symbol der Sonne, Simr. Myth. 282, aber auch ein Bote der Todesgöttin, ebend. 434. Der Jäger, der den schönen letzten Hirsch auf dem Ritten schoß, ist Uller; der Hirsch aber ist die Sonne, die im Winter abnimmt. Vgl. Simr. Myth. 300. Die Verehrung der Hirsche deutet daher auf den Freyrcult; die Hirsche waren dem Freyr geheiligt. Simr. Myth. 200.

58. Diese Sage deutet auf Donar zurück und seinen von Böcken gezogenen Wagen. Der Zug des Reitens auf dem Steinbock ist jüngeren Ursprunges; Donar fährt entweder oder geht zu Fuß; niemals kommt er reitend vor. Grimm-Kehrein S. 15.

59. Wir haben es hier sicherlich mit einem längst abgekommenen Brauche zu thun, der noch aus der Heidenzeit stammte. Alljährlich fuhr ja im Lenz die Göttin Freya auf einem Katzengespann durch die Luft. Diese Vorstellung versinnbildlichte man später wohl dadurch, dass zu Frühlingsanfang Katzen, die der Freya geheiligten Thiere, von erhöhten Punkten an die Luft gesetzt wurden. In der christlichen Ära mag dieser Brauch langehin noch fortbestanden haben, freilich mit anderer Deutung; man warf mit den vormals heiligen Thieren jetzt sozusagen die Heidengöttin selber zum Thurm hinaus, so dass dieser Vorgang zur sinnbildlichen Abschwörung des alten Heidenthums geworden sein dürfte. Vgl. auch Simr. Myth. 554 f.

60. Über Hexenkatzen Zing. S. 739 Anm., 740, 783, Schneller a. a. O. 244, Hauser 67, Dörler 103. — **61.** Vgl. Zing. S. 740, Hauser 12, 67. (Katzen verfolgen die Menschen und werfen Sand auf sie.) — **62.** Vgl. Zing. S. 658.

64, 65. Vgl. oben I. 32, 33, III., 59.

66. Die alten Germanen hatten ihre heiligen Haine und in denselben wieder ihren besonderen heiligen Baum, unter dem sie sich versammelten, zu Gericht saßen und ihren Göttern opferten. Kein Wunder, dass die Sagen von heiligen Bäumen in allen deutschen Landen, auch in Tirol nicht selten sind. In Vals, hinter St. Jodok, stand ein heiliger Baum, den das Volk auch nach Einführung des Christenthums noch viele Jahrhunderte hindurch ehrte, ja zu dem noch zur Zeit des 30jährigen Krieges Processionen gehalten wurden, bis der Bischof im Jahre 1658 dieselben verbat. Vor allen galt ein der Sage nach immergrünender Lärchbaum bei Nauders dem Volke für heilig, man opferte unter ihm in der Heidenzeit auf einem Stein und saß im Ringe zu Gericht. An diesen Baum knüpft sich ein ganzer Sagenkranz. Eine gute halbe Stunde vom Orte stand die heilige Baumburg; der Hügel scheint ein Hünengrab (in Tirol „Hunnengrab") zu sein. Infolge einer Verwünschung sollen hier mit dem Baumschlafs unermessliche Schätze in die Erde versunken sein. (Vgl. Zing. S. 258 u. S. B. 101, Grimm Myth. 615 ff, Simr. Myth. 498 ff.) Ein heiliger Baum war auch jene Linde, die einst auf der Jungfernrast ober Mühlbach im Pusterthal stand; auch dahin zogen die Leute vorzeiten einzeln und processionsweise. Der heilige Birnbaum auf dem Walserfelde bei Salzburg ist weltbekannt. Die christlichen Glaubensboten vertilgten nicht immer den Baumcult, sondern hiengen an die heiligen Stämme lieber Christus- oder Martyrerbilder, und das Volk vertauschte an der altgewohnten Stätte die alte Verehrung mit der neuen. Mancher solche Baum wurde Anlass zum Bau von Kirchen und Kapellen. Hinter der Pfarrkirche zu Landeck stand bis 1822 eine uralte Fichte — der heilige Baum genannt — und vorzeiten in finsterem Urwalde gewachsen; das 1270 erbaute Kirchlein daneben heißt noch zur Muttergottes im finstern Wald. Wie ein Baum den andern, so hat auch oft ein christlicher Heiliger einen alten Heidengott oder Heidenpriester abgelöst. So stand auf dem Weihenstephansberge die Corbinianlinde, der fünftgrößte Baum Deutschlands, der zu Ostern 1865 zum großen Leid der benachbarten Stadt Freising niederbrannte. So kannte man eine Bonifaciuslinde zu Wesso-

brunn, und unter der großen Linde auf dem Wört im Staffelsee soll der heilige Bonifacius getauft haben. Nicht wenige solcher Bäume sind Schicksalsbäume, an die sich Weissagungen knüpfen, so der erwähnte Holzbirnbaum auf dem Walserfelde, die Bäume auf der Ulfiswiese bei Innsbruck; an der Landstraße nach Wernberg steht der sogenannte Schlachtenbaum, von dem man sich erzählt, dass zahllose Kriegsheere aus Morgen- und Abendland, Christen und Türken, hier zusammentreffen und eine Schlacht schlagen werden, dass das Blut in Strömen nach dem benachbarten Dorf Oberlinde fließt. Wenn die dürre Eiche am Blanikberge in Böhmen treibt, bricht ein Krieg aus, so schrecklich, dass das Blut vom Strachowerthor in Prag bis zur steinernen Brücke fließen wird. Der Blanik ist der böhmische Untersberg. Die Westphalen lassen den letzten Streit an der Birke bei Soest ausgefochten werden. In Niedersachsen wird die Weltschlacht geliefert, wenn die Esche an der Nortorferkirche in Schleswig groß genug ist, um daran ein Ross binden zu können. Eine ähnliche Sage geht von mehreren Birkenwäldchen in Niederdeutschland und von einer uralten Eiche, welche beim Schlosse Kamenz in der Lausitz steht. Alle diese Sagen von der letzten Weltschlacht und dem darauffolgenden glücklichen Zeitalter oder dem völligen Untergange der Welt sind mehr oder weniger verblasste Erinnerungen an die altgermanische Lehre von der Götterdämmerung, von der furchtbaren Schlacht zwischen den Göttern und den Feuerriesen sammt deren Verbündeten auf dem Felde Wigrieb. (Über Schicksalsbäume in Tirol s. auch Zing. S. 1010, 1013, 1014, 1018.)

68. Wie Holda in den Berg gebannt ist, so sind es vorzüglich weiße Frauen und Jungfrauen, auf welche der Begriff der Entrückung Anwendung findet: göttliche, halbgöttliche Wesen des Heidenthums, die den Blicken der Sterblichen noch zu Zeiten sichtbar werden. Am liebsten erscheinen sie bei warmer Sonne armen Schäfern und Hirtenkindern, die dann oft von ihnen beschenkt werden. Diese weißgekleideten Frauen lehnen sich an die Elbinnen und Schwanjungfrauen, an Holda, Berchta und Ostara an. Die heidnische Gottheit ist zwar noch schön, reich, mächtig und wohlthätig, aber unselig und verworfen und kann aus dem über sie gesprochenen Banne nur unter den schwersten Bedingungen erlöst werden. Mit dem Begriff der Bergentrückung ist meist auch der eines verwünschten, aber heblichen Schatzes (Hortes) verknüpft. Da, wo die alte Gottheit in der Berghöhle sitzt, liegt ein unendlicher Hort geborgen, und die weiße Frau, die Schlangenfrau oder Schlange, Drache, Hund hüten ihn. Dieser Schatz blüht durch Blumen oder leuchtende Flammen; fehlt dann die geforderte Bedingung, so rückt er von neuem in die Tiefe. S. Grimm Myth. 914, Grimm-Kehrein S. 80 f., Simr. Myth. 355, 387, 395, Wolf, Götterl. S. 124, vgl. Menghin a. d. d. Südtir. S. 30, Zing. S. 516—528, 536, 538, 555, 556, 560, Wägner u. Vorz. I. S. 129, Hauser 85, vgl. auch oben III. 68.

69. Vgl. oben IV. 52. Raben berauben Worenzüge, Zing. S. Anm. zu 1, 297. Die Gemahlin des Zwingensteiners erinnert an die Schwanjungfrauen, vgl. Wolf, Ztschr. f. d. M. u. S. I. 292, Simr. Myth. 361, 428.

70. Spinnende Frauen deuten auf Berchta zurück, s. Zing. S. Anm. zu 45, 46.

71. Vgl. Zing. S. 537, 541—544, 581—586, Hauser 79, 81, Dörler 50, 52, 58[4], 73, 76, vgl. oben III. 68, IV. 68.

73, 76. Vgl. III. 68, IV. 68.

79. Verwünschte Jungfrauen bewachen als Kröten Schätze, Zing. S. 561 Anm., 580; über brennende Schätze ebend. 580.

80, 81. Vgl. oben IV. 18, Zing. S. 527, Hauser 84. — **83.** Vgl. III 56.

84. Vgl. oben II. 57. Der Reiter auf feurigem Rosse ist Wuotan. Vgl. Zing. S. 228, 243, Dörler 67.

85. Wala, die berühmteste altgermanische Weissagerin, verkündet den Weltuntergang und alles Übel; sie ist die Sibillaweis der Volkssagen, Panzer II. 309, 425 f., vgl. Schmeller IV. 181. Die Wala war ein hochheiliges Wesen des Alterthums; auch eine der drei Nornen führt den Namen Wala (Wile, Wilbet), Simr. Myth. 342, vgl. auch Grimm, Deutsche Heldensage, S. 394 mit Anm. u. 395, Panzer I. 100 f., II. 54 f. Über den Namen Wela, Welat s. Simr. Myth. 350, wo Held oder auch Wehld als Todesgöttin und Einheit der drei Schwestern aufgefasst ist. Die Wala auf dem Birchboden ist der Brynhild auf dem Berge vergleichbar, Simr. Myth. 535. Die Wölen sind halbmenschliche Wesen, ebend. 52, 597. Über die Bedeutung des Birchbodens als einer alten Opferstätte s. Simr. Myth. 389, die Walen als Weissagerinnen und ihre Runenkenntnis ebend. 524 f.

88—91. Vgl. oben III. 76—78 u. Anm.

90. „Hos auf dem Ross" deutet auf Wuotan, der diesen Beinamen führt, Simr. Myth. 230. Der Garnknäuel, der in den Sagen von den seligen Dirnen so oft wiederkehrt, mag auf das Weben der Geschicke durch die Nornen zurückgehen, ebend. 530, vgl. auch 414, 434. Vgl. Zing. S. 63, 70—72, 81, Dörler 11.

91. Leckzungserlen und Leckfräulein ist, nach dem Inhalt der Sage zu schließen, eine örtliche Bezeichnung für selige Fräulein, die den häuslichen Herd segneten; man ließ sie an den Speisen theilnehmen, das heißt, man opferte ihnen in alten Zeiten. Vgl. Zing. S. 61.

96. Der Satan erscheint öfters in Affengestalt. In einer Incunabelnlegende wird erzählt: Der Satan kam einmal nachts in Gestalt eines Affen zum hl. Dominicus, der an seinem Schreibtisch saß, und tanzte lustig um ihn herum. Der Heilige erkannte wohl, wer in der Affengestalt stecke, und gebot dem Thier, ihm das Licht zu halten, bis er ausgeschrieben habe. Da nun die Kerze ganz hinabgebrannt war, gieng es dem Affen heiß zu, und er bat den Heiligen, dass er ihm Urlaub gebe. Nein, sagte der Heilige: so musste der Affe die Feuerpein leiden, bis die Kerze gar war. Vgl. auch Dörler Nr. 84.

97. Vgl. oben III. 92. **98.** Vgl. Zing. S. 697.

99. Vgl. II. 38, 39, Zing. S. 405—407. **100.** Vgl. vorne Nr. 98.

103. Vgl. III. 81 u. Zing. S. 745. (Mäusemachen.)

104. Am 14. November 1689 wurde „der Hexer" Matthäus Hänsele, vulgo Pfeifer Huisele, 60 Jahre alt, aus Sarnthal, vom Herrn Laurenz Paumgartner,

Magister der Philosophie, Beneficiaten bei St. Leonhard zu Meran, und zwei Kapuzinern begleitet, zu Meran ausgeführt, enthauptet und sodann verbrannt. Notata variarum rerum v. Laurenz Paumgartner. (Meraner Stadtarchiv.) Bekanntlich wurde auch die Sarnthaler Hexe Barbara Pachlerin (am 28. August 1540) zu Meran processiert und hingerichtet. (Zing., B. Pachlerin und M. Perger, Innsbr. 1858.) Sagen vom Pfeifer Huisele sind auch außerhalb des Sarnthals bekannt, s. VI. 105 u. Zing. S. 796.

106. Über die Trute (Trude) s. Zing. S. 817—820 mit Anm., Renk Innth. 43, Simr. Myth. 375, 437 f., 477. Thrud (Kraft) war die riesenstarke und herrliche Tochter Donars und seiner Gattin Sif. **107.** Vgl. Zing. S. B. 70.

108. Die Hexen reiten auf Böcken, Kälbern, Schweinen u. a., Simr. Myth. 472. Die Sage deutet auf uralte Versammlungen an Opferstätten zum Opfermahl Wuotans oder Donars. Einen älteren Zug deutet das Reiten der Hexen auf Waldthieren an. Der Hexentanz kann auch Elbentanz sein, Simr. Myth. 471 ff. Über die Herleitung der Hexen von den heidnischen Priesterinnen s. ebend. 476. Freya selbst ritt auf dem ihrem Bruder Freyr gehörigen Eber. Wägner u. B. I. 218.

Die berüchtigsten Hexenplätze in der Bozner und Meraner Gegend sind wohl die Mendel, das Auenjoch zwischen Sarnthal und Mölten, der Pfrantsch, eine Bergweide bei Jenesien, der Roßswagen und der Birchboden auf dem Ritten, der Wald Pontifes hinter Layen, die Purenwiesen und die Latsag bei Meran, vor allen aber der Schlern, der Blocksberg Tirols, ein Mittelpunkt zahlreicher Hexen- und Teufelssagen.

Wo auf Weideplätzen und Äckern der Boden gelb und dürr ist und nichts wachsen will, da sind Hexenkreise, wo die Hexen sich zusammenfinden.

Über die Fahrmittel der Hexen erzählt das Volk sehr verschieden. In Tiers fahren die Hexen ganz abweichend von der Volkssage anderer Gegenden auf dem „Kühltatel" (Holztrühele für Küchengeräthschaften) durch den Kamin nach dem Schlern. Auf dem Wege von Mölten nach Verschneid fuhr einmal eine Hexe in einer schwarzen, von zwei Rappen gezogenen Kutsche, und Fuhrmann wor ein schwarzer Hund mit einer brennenden Fackel im Maul. Auch auf Geißböcken reiten manche, z. B. auf dem Ritten. Wieder andere bedurften gar keines Fahrgegenstandes; sie bestrichen sich mit Hexensalbe und wurden so federleicht, dass sie wie die Fledermäuse davonflatterten. Die Hexe Stase vom Zöbelehof bei Landeck fuhr auf einem Sattel, der sie auch noch unsichtbar machte. Die Hexen können auch sich und andere Menschen in Thiere verwandeln, in Esel, Katzen, Hasen u. a.; Zauberer giengen am liebsten in Wolfsgestalt. „Der Wolf war Wuotans, die Katze der Frouwa heiliges Thier, die beide es vorzugsweise mit Geistern und Seelen zu thun haben." Die deutsche Mythologie bildet die Grundlage unserer Hexensagen und zieht sich wie ein rother Faden durch dieselben; unsere Hexen haben etwas von den alten Riesen, Elben, seligen Fräulein, ja selbst von den höchsten Göttinnen, auch die griechische und römische Götterlehre zeigt sich in mehreren Reminiscenzen; dass sich im Laufe der Zeiten auch christliche Elemente darein ver-

woben, ist beim ersten Anblick bemerkbar; so haben die Hexen manchen teuflischen Zug an sich. Im übrigen s. Zing., Sagen, 712—815 mit den Anm. Vgl. auch unten IV. 122, 124.

110. Dieses Weib hieß Gertraud Peintnerin, genannt Moserin, und lebte arm und kümmerlich von dem, was sie sich durch ihre abergläubigen Mittel gegen angebliche Hexerei erwarb oder was man ihr an Almosen reichte.

Gertraud Peintnerin wurde in ihrem 73. Lebensjahre am 9. Juli 1751 in Peyrn auf dem Ritten gefänglich angenommen und einem verfassungswidrigen Gerichtsverfahren durch den Pfleger und Gerichtsschreiber unterworfen. Sie wäre wahrscheinlich als Zauberin schwerer Strafe verfallen, wenn nicht die Gerichtsherrschaft (Cyriak Graf Troyer) sich ins Mittel gelegt und die alte Person ihrer Einfalt wegen in Schutz genommen hätte. So erhielt das Weib eine dreitägige Kerkerstrafe. (Informationsprocess contra Gerdraut Peintnerin 1751, Archiv Lengmoos.)

111. Vgl. Zing. S. 729. **112.** Vgl. III. 92. IV. 97. **114.** Vgl. Zing. S. 660.

117. Vgl. Zing. S. 727, Alpenb. M. S. S. 236 (mit mehreren willkürlichen Zuthaten, die mit der Örtlichkeit ganz und gar nicht stimmen).

118. Vgl. Hauser 67.

119, 120. Vgl. Zing. S. 757; der Satan lehrt geigen, ebend. 682 f., Hauser 1, vgl. Simr. Myth. 448. Über Hexenrosse Zing. S. 698, Hauser 19, vgl. Simr. Myth. 438. Feurige Rosse sind Teufel, Zing. S 265 Anm. Über die Hufeisen der Teufelsrosse s. Chr. Petersen, Hufeisen und Rosstrappen, altd. Wäld. I. 88 ff. (1865). Über Odins Wagen als gespenstige Erscheinung s. Simr. Myth. 208. Vgl. auch unten VII. 139. Wuotan führt als wilder Jäger Verstorbene in seinem Gefolge, ebend. 210. Erinnert der Satanswagen und der Name dieses Bergsattels (Rosswagen) vielleicht an das darüber strahlende Gestirn des großen Wagens und damit an alte Umzüge der Gottheit (Donars oder Freyrs)? Auch Freyr fuhr auf einem Wagen, und ihm wurden sodann Opfer gebracht, Simr. Myth. 319, 545, 547. Dem Teufel werden Hühner geopfert, Simr. Myth. 426.

121. Vgl. Zing. S. 732, 739. „Hatzes" muss ein alter Beiname des Teufels gewesen sein, der auf die Verschmitztheit des letzteren zielte. Es ist wohl die ahd. Form hazus, verkürzt aus hagazus, der etwa unser nhd. Hexer entspräche. Die Namensformen s. Grimm-Kehrein S. 85.

122. Vgl. Zing. S. 786. Die Hexen stehlen Milch, Grimm Myth. 1025; melken fremde Kühe, Zing. S. 748, Hauser 11. Dem Glockenläuten sind die Hexen gram, wie die heidnischen Elben und Riesen. Glockenläuten gehört zum Christenthum, daher der Hexen Abscheu davor. Grimm Myth. 1039, Simr. Myth. 474.

123. Das Immenstädter Weibele, eine gefährliche Landfahrerin, hieß Anna Metzgerin, war von Immenstadt gebürtig, strich aber später meist in der Bozner Gegend und auf dem Ritten umher, die Leute betrügend und bestehlend In der Nacht des sogenannten Dreißigsten grub sie die „Bergwurz' aus und vertheilte sie an lüderliche Dirnen. Die Metzgerin wurde fast gleichzeitig mit

der Ursula Kiechtin, mit der sie Gemeinschaft hatte, auf dem Kirchtag zu St. Verena auf dem Ritten aufgegriffen und dem Gericht Ritten überantwortet. Nach einem langwierigen Processe, der vom 13. August 1634 bis in den Sommer 1635 dauerte, soll sie hingerichtet worden sein.

Dieser Hexenprocess ist zum großen Theil im Lengmooser Archiv noch vorhanden und bietet vielleicht unter allen Processen über Hexerei den untrüglichsten Erweis, dass die unbegreiflich fabelhaften Aussagen der angeblichen Hexen über den Teufel und ihren Verkehr mit demselben, über seine und ihre Künste durch die gräßlichen Folterqualen erpresst wurden.

Der Process gegen die genannte Ursula Kiechlin, welche in der Frag bei Klausen eingekerkert lag, fand vor dem Gerichte Villanders statt.

Von Interesse ist der mittels einer brennenden Kindeshand verübte Schlafzauber. Darüber s. auch oben II. 73.

124. Von der Vorstellung des Zaubers ist die der Fahrt durch die Luft unzertrennlich. Auf einem mit zwei Katzen bespannten Wagen fährt Freyja zur Wahlstatt, während die Walkyrien durch die Luft fliegen. Grimm-Kehrein S. 23, 86.

125. Vgl. Zing. S. 313 Anm., Hauser 65. Der Heldboden erinnert an die böse Hel, Held, die Beherrscherin der Schatten und strafende Todesgöttin, die nichts mehr zurückgibt, was ihrer Macht verfällt. Vgl. oben IV. 33.

128. Über dieses und ähnliches Wettermachen s. Simr. Mth. 529.

129. Vgl. Zing. S. 716 f., Hauser 18b, c, Dörler 108[6], Grimm Myth. 1037.

131. Vgl. III. 98 f. IV. 19. Vgl. auch Simr. Myth. 602.

132. Vgl. Hauser 86. Zauberkraft und Sehergabe kann einer dem übertragen, der ihm auf den rechten Fuß tritt und über die linke Schulter schaut. Grimm-Kehrein S. 95. — **134.** Vgl. Zing. S. B. 67.

135. Vgl. Zing. S. 793 (der Manz auf dem Sinnich verbrannt werden läßt); Hexen reiten Muhren, ebend. 779, 783.

136. Vgl. oben IV. 36.

138. Über feurige Bäume s. Zing. S. 348 (der Wald ist in unrechte Hände gerathen).

V.

1. Das Rind, namentlich das schwarze, das vorher menschlichem Gebrauche nicht gedient hatte, war ein beliebtes Opferthier der Germanen, und solche Rinder fordern unsere Rechtsalterthümer zu feierlichem Landerwerb oder zum Todpflügen der Marksteinversetzer. Grimm-Kehrein S. 7, N. 1. Es ist denkbar, dass in dieser und ähnlichen Kirchenbaulegenden die Erinnerung an uraltes Opfer und den Erwerb des Baugrundes durch die dem Heiligen geweihten Thiere nachklingt, wenn nicht gar das feierliche Umführen eines Götterbildes später auf den Heiligen übertragen wurde. — **2.** Vgl. Renk S. 6.

3. Über Bilder, die an Bäumen haften, s. Simr. Myth. 499, 517.

11. Die Sage erinnert an Frau Berchta, welche arbeitsame Dirnen belohnt, s. Zing. S. 53, 63 Anm. Vgl. W. Wägner, Deutsche Heldensagen, S. 174.

12. S. M. Mayer, Sagenkränzlein S. 71, der irrthümlicherweise das Rosengärtlein auf den Schlern verlegt. — **14.** Vgl. Simr. Myth. 436.

15. Dieser Deutschnovner Wilde erinnert lebhaft an Wuotan, an dessen Stelle als Anführer der wüthenden Jagd Riesen oder leidenschaftliche Jäger, ja selbst der Teufel getreten sind. Vgl. Simr. 199 f. Der Bär ist wohl an Stelle des Ebers getreten. Da dieser Jäger lieber jagen als in den Himmel kommen will, so ist er in die Luft verwiesen, wo er mit seinen Hunden jagen muss. Es ist der wilde Jäger. Das ist die letzte Niedersetzung der uralten Fabel von dem wüthenden Heer, dass sie sich an einzelne locale Jäger heftete. S. Grimm-Kehrein S. 78. Die Gans (statt des älteren Schwanes) war Wuotan und Berchta geweiht.

16. Der Gletschmann ist niemand anderer als Wuotan, der segnende Gott mit dem lichten Bart und dem Breithut auf dem ehrwürdigen Haupte. Als Verfolger der Saligfräulein erinnert er an die wilde Jagd. Der Kapuziner greift in den Stein wie in Teig, damit vgl. Simr. 269. Über Wuotan als Wegwächter s. ebend. 443.

17. Vgl. Zing. S. 8, 173. Der wilde Jäger verfolgt die Saligen, ebend. 18, 19, Schneller S. 201, 204, 6, 9. Der Jocherer Wilde erinnert an Wuotan, vgl. Simr. 199, 409. Über den Riesen mit den zwei Hunden ebend. 206; über die Mahnung zu häuslicher Sorgfalt (Schließ'n der Hausthüre) ebend. Unfreiwilliges Opfer (Milch, Gerste) bringt den Leuten auch Segen, ebend. 441 ff. Des Opfers wegen verschont der Riese das Haus.

18. Vgl. Zing. S. 219, 220 und oben III. 46. Starkolf (Starkwolf) ist ein altd. Personenname, s. Zösmayr, Gesch. d. Vorarlb. Klöster, I. 22. Unser Starkwölfel, dem wir noch als Drachentödter begegnen werden, erinnert an den gewaltigen Asathor, der mit Riesen und Ungeheuern kämpft und es am Ende der Tage mit der Mitgardschlange aufnimmt, die so lang ist, dass sie, im Meere liegend, die ganze Erde umspannt. Die Streitaxt, deren sich Thor bedient, ist der Pflug, der jenem Muth und Kraft gibt, welcher ihn führt. Darüber s. Simr. Myth. 236. Asathor ist der Gott und gleich Starkwölfel Beschützer der Bauern und des Wachsthums. Vgl. auch Simr. Myth. 410, 421.

19. Über den Riesennamen Ruß, Russin, Rutz, Rutze, Rütze vgl. Simr. Myth. 408, 413, Zing. in Pfeifers Germania 2, 213. Über die Riesin Rutzin, Russin, Rütze s. Grimm, Deutsche Heldensage, S. 223, 225.

20. Vgl. oben V. 17. und I. 42, II. 25, III. 51, IV. 44.

25. Vgl. IV. 46. — **26.** Vgl. Zing. S. 58.

31. Vgl. Alpenb. M. S. 165, Hauser 30, 31, 44, Dörler 23. Der Almgeist mit dem Horne deutet auf Odin oder Heimdall als Todesgott und Wächter über die im Winterhalbjahr todte Alm. Ich trage hier Folgendes nach: Kematen bei Innsbruck besitzt im Sellrainthal die Alm Seiges. Hier wird von der „kecken Moidl" erzählt, welche in einer Herbstnacht von der verlassenen Almhütte, in der es ebenfalls spukt, eine „Seihgatze" herunterholt. J. Schöpf hat diese Sage in seine Dorfgeschichten aufgenommen. Die gleiche Sage findet sich auch bei Bruneck.

32. Vgl. Zing. S. 482—484, Hauser 2, 51, 73.

33. Vgl. Zing. S. 441, 442 (Geister werfen Sand und Steine), S. B. 414, 465.

34. „Geister erscheinen oft ohne Kopf oder tragen denselben unter dem Arm“, Zing. S. 357 Anm. — **35.** Vgl. Zing. S. 364, 368.

37. Vgl. Zing. S. 355 Anm., Hauser 46 Anm., 58.

39. Vgl. III. 98, 99, IV. 19, 131, VII. 42, 47, Zing. S. 357 Anm., Hauser 2, 59. — **43.** Vgl. II. 18, III. 36, IV. 20.

53. Vgl. Zing. S. B. 82, 306. Der Schlangen- oder Drachenkönig kommt aus dem Hahnenei; er ist ein Basilisk und tödtet die Menschen schon durch seinen Blick. Das kannte schon Plinius VIII. 33 u. XXIX. 19. S. Panzer I. 360 f. Der Basilisk jagt alle Schlangen durch sein Pfeifen in die Flucht, Plinius, lib. VIII. c. 33. — **54.** Vgl. I. 32, 33, Zing. S. 565.

55, 56. Vgl. IV. 64, Zing. S. 302—304, Dörler 116.

57. Vgl. Zing. S. B. 42, 117. Die 7 Jahre, während welcher die Donnerkeile wieder durch die Erde emporwachsen bis zur Oberfläche, sind die Wintermonate. S. Simr. Myth. 237. Die Vermehrung der Donnersteine in der Erde deuten wohl auf die Vermehrung des Saatkornes hin.

58. Vgl. Simr. Myth. 497 (über den blauen Stein).

59, 60. Vgl. I. 26—28, III. 63. — **61.** Vgl. Zing. S. 149 Anm.

62. Die zwölf Männer erinnern an Wuotan und die Asen in Walhall; zwölf ist altgeheiligte Zahl, Simr. Myth. 157 ff.

Unzertrennlich von der alten Vorstellung mag es auch gewesen sein, dass in der Walhalla der Becher kreise und das fröhliche Trinkgelage mit Spiel und Sang der Helden ewig währe. Nach Einführung des Christenthums vermengten sich die entschwundenen Götter mit entrückten Helden; die mütterliche Erde birgt in ihrem Schoß die Todten, und Seelenwelt ist eine unterirdische; die Götter sind verwünscht, und die Volkssage versetzt sie in die Berge. Einzelnen Menschen gelingt der Zutritt in solche Berge, wo sie von den darin Hausenden beschenkt werden. Man vgl. den Kaiser in Guckenberg, Siegfried im Bergschloss Geroldseck, Friedrich den Rothbart im Kiffhäuser, Kaiser Karl im Odenberg und Untersberg.

Überall ist es Wuotan, der (nach dem Muspilli) einst verjüngt wieder hervorsteigt und eine neue, bessere Weltordnung aufrichtet.

Vgl. Grimm-Kehrein S. 79; W. Wägner, Unsere Vorzeit, I. 86. Der hohle Berg, durch den Karfunkel erleuchtet, ist die Unterwelt, Simr. Myth. 490.

63. Vgl. oben III. 65, 66.

64. Laub wird Gold, Zing. S. 597, 598, Dörler 58.

65. Vgl. Zing. S. 28.

66. Vgl. II. 56, IV. 84. — Über Gottesgerichte auf den Almen siehe Zing. 647 ff. nebst den einschläg. Anm. Auch der Stein, von der Gepleng bis nach Steineck (d. i. eine Entfernung von circa 30 Kilom.) geschleudert, läßt an den Gewittergott Donar denken. Vgl. Simr. 238.

75. Vgl. oben III. 71.

77. Vgl. Zing. S. 515. Die Sagen von Schatzkohlen sind überaus häufig. S. oben d. Anm. zu IV. 71.

80. Vgl. Zing. S. 631 u. unten V. 83. — **81, 82.** S. oben V. 66 Anm.

83. Vgl. Zing. S. 631. — **84.** Vgl. II. 53, 54. — **85.** Vgl. III. 61.

86. Vgl. Zing. S. 241. Stiere wurden geopfert, ebend. 163 Anm., Simr. Myth. 449. Es scheint eine Erinnerung an uraltes Opfer (der hineingeholte Fischer) vorhanden zu sein. Über den Schimmelreiter aus dem See s. Simr. Myth. 447, 450. Die Tiefe zu messen, leiden die Bewohner der Seen nicht, Grimm Myth. 564.

87. Die Nixensagen sind in Tirol selten. Eigenthümlich ist, daſs die Wasserfräulein manches mit den saligen Fräulein, ja sogar mit den Hexen gemein haben, s. Zing. S. 167 f. und 247 ff.; sie erinnern an die Schwanjungfrauen der Mythologie und hängen mit Frau Huldo zusammen, die in der Tiefe des Wassers ihre glänzende Wohnung hat. Die Dreizahl der Jochefräulein (s. unten V. 96) weist auch noch auf die drei Nornen zurück, die auch in anderen Sagen mit den Schwanjungfrauen und Elben vermischt erscheinen. S. Zing. Anm. zu 47. Vgl. auch Simr. Myth. 445.

88. Der Alte mit der Bärenstimme ist niemand anderer als Wuotan; die nachfolgende Gans steht ja mit dem alten Gotte wie mit Frau Berchta in inniger mythischer Verbindung. Hier schlägt die Gans, unter deren Gestalt wohl die Frau Berchta verborgen ist, das Beil ein. Vgl. Zing. S. 15, 30 ff. Simr. Myth. 229, Wolf, Beitr. z. d. Myth. I. 46. Frau Berchta tritt auch in Gestalt eines Schwanes oder wenigstens mit den Füßen desselben oder der Gans auf; aber auch Freyia hat Schwanenfüße. Simr. Myth. 391 f. Der Schwan ist in der späteren Volkssage zur Gans geworden, ebend. 471.

89. Vgl. oben IV. 44, 45 u. Anm.

90. Über das Entführen von Wöchnerinnen und Säuglingen, wie auch über das Ausleihen von Salz u. a. durch die Saligen s. Simr. Myth. 436. Vgl. oben III. 53, 76—78, IV. 83—91. Wenn die Saligen ihre Wäsche aufhängen, wird trockenes Wetter, Panzer I, 1.

91. Das weiße Mädchen erinnert an die Lichtelfen; sie strahlen von zierlicher Schönheit und tragen leuchtendes Gewand; es sind lichte, weiße, gute Geister, welche in den Schluchten und Höhlen des Gebirges wohnen, plötzlich verschwinden und ebenso plötzlich wieder hervorkommen. Grimm-Kehrein S 32 f.

92. Vgl. Zing. S. 70—72, 81. Grimm Myth. 457, Simr. Myth. 414.

93. Vgl. oben V. 90, Hauser 9.

94. Vgl. III. 45 u. V. 90. Am Fuß des großen Rettensteins im Unterinnthal stand die sagenhafte Burg Falkenstein, der Margareta Maultasch gehörig; in der Nähe dieser Burg stürzte ein Wasserfall über eine mit einem eisernen Thore verschlossene Berghöhle herab, welche zu einem prächtigen unterirdischen Palast führte, der Wohnung wilder Bergfräulein. Eines derselben schlüpfte jeden Samstag ins Freie und schüttete aus ihrer schneeweißen Schürze einen Haufen Goldes in die Hände des Senners vom Hoferwirt aus dem Brixenthal, dem das Fräulein wohlgesinnt war. Einst wurden beide von

Hirten belauscht; nur einmal noch kam das Fräulein mit dem Gold in der Schürze, dann verschwand es auf immer.

In einer Felsenblende des großen Rettensteins befindet sich ein Muttergottesbild, häufig vom Volke besucht. Unter dem Bilde schlüpft seit undenklichen Zeiten eine graue Maus aus dem Berge, läßt sich von den Wallfahrern mit Bröseln füttern und ist im Nu wieder durch eine Spalte verschwunden. Die Maus ist ein Berggeist und wird darum von jedermann sorgfältig geschont. (Schaubach, D. deutschen Alpen, III. 308.)

95. Daſs die Saligen im Besitze des goldenen Kegelspieles sind, ist ein sehr seltener mythischer Zug.

96. Vgl. Germania I. 121; in dieser Sage sind die Nornen mit den Schwanjungfrauen verquickt, vgl. Panzer I. 1, 39, 48. Vgl. oben I. 45 Anm. Die badenden Jungfrauen erinnern an Hulda, die den Aufenthalt in Seen und Brunnen liebt, wo sie oft badend gesehen wurde, Grimm Myth. 246, Simr. Myth. 383 ff.

97. Vgl. Zing. S. 135, Hauser 7, Grimm Myth. 437, D. Heldensage S. 394 f., Panzer II. 99.

98. Im Eggenliede verfolgt der Riese Fasold daz wilde vröwelîn (Laſsberg, D. Klage sammt Sigenot und Eggenlied, Tübingen 1846, S. 189). Unsere Sage spielt im Eggenthal; der Thalbach durch Wälschnoven heißt in älteren Urkunden nie anders als Eggen- oder Kardaunbach; das wilde Fräulein führt allerdings einen anscheinend romanischen Namen, jedoch die Sage ist kerndeutsch. Wir wollen hier einmal darauf hindeuten, daſs die in der Heldensage vorkommenden Namen Jochgrimm, Wölfel (Wolfdietrich), Eggen (Ecke), Signat (Sigenot), Rosengarten in geringer Entfernung von einander zu finden sind, und daraus die Frage ableiten, ob die Verfasser der einschlägigen Heldenlieder nicht etwa in der Bozner Gegend zu suchen seien. Daſs Laurins Rosengarten „mit dem Dolomitgebirge Rosengarten in gar keiner Verbindung steht", wie Zing. noch in seinen Sagen (144 Anm.) behauptet, darf nach den oben mitgetheilten Mythen und Sagen über den Rosengarten (insbesondere V. 9—12) wohl bezweifelt werden. Über die Fömile als schwarzweiße Jungfrau vgl. Simr. Myth. 313; sie erinnert nicht bloß an die Elbinnen, sondern auch an die Schwanjungfrauen, Meerjungfrauen, weise Waldfrauen; als strahlende, zur Hochzeit geschmückte Jungfrau mitten im Feuerschein erinnert sie an Brunhilde, die Walkyrie. Vgl. Grimm, Deutsche Heldensage, S. 394 (auch Anm.) u. 395. Indem sie mit der Todtennadel näht, erscheint sie als Hel (Hellia) in älterer Auffassung als gute Göttin, welche die Seelen der Abgeschiedenen in Empfang nimmt; auch Hel war halb schwarz, halb weiß. Vgl. auch Simr. Myth. 442 f., Panzer I. 1.

Die Jungfrauensagen nehmen in unseren Volkssagen ein großes Gebiet ein. Viele davon erinnern an die altgermanischen Nornen (Schicksalsgöttinnen) welche die Schicksalsfäden spinnen, andere an die weisen Frauen der alten Zeit; großentheils sind sie aber, wie die seligen oder saligen Fräulein, mit den Elbinnen identisch, welche in der germanischen Mythologie als Halbgöttinnen auftreten, dem Menschen freundlich gesinnt und hilfreich. Sie nennen

ihre Namen nie, und wenn man sie erfährt, entfernen sie sich augenblicklich. Auch Habsucht und Undank vertreibt sie; ebenso aber auch der Versuch, sie für ihre Dienste zu belohnen. Unter dem Namen wilde Fräulein werden sie hie und da mit den wilden Waldmenschen verquickt, die bloß auf Schädigung der Menschen sinnen. Im hintersten Stubaithal werden die saligen Fräulein auch Schneefräulein genannt, weil sie sich in der Nähe des ewigen Schnees aufhalten; auch seien diesen weißgekleideten (s. oben 94 Anm.) Fräulein kleine Bergmännlein dienstbar. In Wälschtirol werden die Saligfräulein nicht selten mit den Hexen verwechselt, da doch die alte Volkssage keine Hexen kannte unter dem Begriffe, unter welchem das Volk infolge der Hexenprocesse dieselben sich seit 400 Jahren vorstellt. (Über die Eguane auf dem Nansberg und in Valsugana s. Schneller S. 215 f.) Der wilde Mann, der den saligen Fräulein nachstellt und theils an Wuotan, theils an die Riesen und Elben erinnert, heißt in Wälschtirol Beatrik; er ist unglaublich groß, hält sich in Höhlen, in dichten Waldungen auf und jagt mit kleinen, behaarten Hunden auf die Eguane. Ein anderer wilder Mann, der auch in Waldhöhlen wohnt und zahlreiche Schafherden besitzt, ist in Valsugana unter dem Namen Salvanel bekannt (Schneller S. 213); er erinnert, wie auch oft der wilde Mann bei uns Deutschtirolern, so z. B. auf dem Ritten, in Villnöß u. a. O., an die Ureinwohner des Landes.

99. Vgl. unten VII. 41, 106. Panzer I. S. 2, 6, 28, 36, 65, 110. Gewöhnlich sind diese schatztheilenden Jungfrauen in der Dreizahl, sie sind den drei Nornen vergleichbar. Vgl. Zing. S. 611 ff., 524, Dörler 59.

100. Vgl. oben IV. 85 u. Anm., Zing. S. 78, Simr. Myth. 436.

103. Vgl. II. 58, 60, III. 91. Auf den Teufel, der Felsen schleudert, sind Riesensagen übertragen worden, Simr. Myth. 482.

105. Vgl. oben II. 67, Zing. S. 684, Hauser 25, Dörler 69—71. Über Teufelspacte Grimm Myth. 969, Simr. Myth. 480. Der Teufel überlistet, Simr. Myth. 481.

107. Erinnert an Wuotans stürmische Brautwerbung, s. Simr. Myth. 204. Vgl. Zing. S. 699, 705. — **108.** Vgl. oben IV. 114, Zing. S. 660 Anm.

109. Vgl. Dörler 75.

113. Über Stellen, Festmachen vgl. Zing. S. 769, 772, 774, Hauser 22, 23. — **114.** Vgl. Zing. S. 159. — **115.** Vgl. Zing. S. B. 97.

116. Vgl. Hans Kachler, den Hexer von St. Valentin, bei Zing. S. 768.

118. Vgl. oben III. 75 Anm. Über Beileinschlagen der Frau Berchta s. Zing. S. 15, 30 ff., 142, Hauser 3; vgl. Simr. Myth. 206. H. Vintler, pluemen der tugend, V. 7761 f.: vnd etleich gelauben an die frawn, die da haisset Percht mit der eisnen nas.

119, 120. Vgl. oben IV. 106, 107 u. Anm.

122. Sollte der Gallbühel in Blumau von dem der Hel geweihten Hahne seinen Namen haben? Die Leute sagen, unter dem Galgen sei ein Hahn vergraben worden; vgl. die Gallsteine bei Simr. Myth. 388 f.

125. Vgl. Zing. S. 804, 805, Schneller S. 21.

126, 127. Vgl. Zing. S. 788. Sollte im Namen dieser Hexe eine Erinnerung an einstmalige feindliche Einfälle der Langobarden liegen?

Die Hexen auf Katzengespannen, vgl. oben IV. 124.

133. Hier wird einem isolierten Felsblock der Name des wilden, zottigen Waldgeistes, der die Einsamkeit liebt, beigelegt. Demselben waren auch Waldbäume heilig, Grimm-Kehrein S. 37.

VI.

3. Vgl. oben V. 2. — **5.** Teufelslöcher s. Zing. S. 699, 704 f.; vgl. oben V. 106 f.

8. Über solche Wetterglocken s. auch v. Hörmann, Jahreszeiten S. 42 ff.

9. Vgl. Zing. S. 856.

12. Hier greifen Geschichte und Mythe, Heidenthum und Christenthum völlig ineinander. Die Burg Payrsberg war welfischer Besitz, und die Verwilderung der Grafen von Eppan zur Zeit, als ihr Haus dem raschen Verfall nahe war, ist geschichtlich erwiesen. Entschieden mythisch ist der „alte Graf" als Unglücksbote, wodurch er an die weiße Frau erinnert; sonst trägt er Eigenschaften der Riesen und des wilden Mannes an sich und deutet sogar auf Wuotan, den wilden Jäger, zurück. Charakteristisch ist auch sein wüthender Hass gegen das fromme Christenthum seiner Gemahlin.

21. Vgl. II. 18, III. 36, IV. 20, V. 43. — **22.** Vgl. IV. 98, 100.

23. Vgl. III. 36. — **24.** Vgl. Zing. S. 338—343.

31. S. Zing. S. 441 f. Anm.

32. Vgl. Zing. S. 453. — **35.** Vgl. III. 94.

38. Vgl. IV. 98, 100, Zing. S. 361, 377, 697, Panzer II. 105 f., Menghin 3, Dörler 34. Am 28. Juli 1461 tragen Sigmund Hendl, Richter zu Schlanders, Hans an der Tell und Albrecht Rosenbach den Streit der Gemeinden Schlanders und Kortsch wegen der Alpe in Schlandernaun (Slandrawn) aus. (Mittheilungen der Archivsection d. k. k. Central-Commission, III. Nr. 348.)

42. Vgl. V. 32, Zing. S. 482—484, S. B. N. 877, Schneller a. a. O. S. 240, Hauser 51, 73.

47. Hier erscheint die Riesensage mit der Erinnerung an Wuotan als wilden Jäger verknüpft. Vgl. Zing. S. 169 Anm.

49. Die Sage erinnert an König Laurin und den kleinen Rosengarten.

50. Vgl. III. 46, Zing. S. 219, 307 f., Grimm Myth. 653, Simr. Myth. 582. Mit unseren heimischen Drachensagen vergleiche man folgenden Theil einer Legende vom Ausgang des 15. Jahrhunderts (ohne Titelblatt), der von St. Georgs Drachenkampf erzählt: Zu den zeyten was ein grewlicher track yn dem land Silena. der was in eynem see vnd gieng ye herauß. vnd wen er fand eß were mensch oder vich dz fraß er alles. vnd der track schmecket als greulich das vil menschen dauon sturben vnd was nahent bei der stat vnd wenn in hungert vnd er nichts auff dem Feld find, so gieng er zu der stat. so must man im zu essen geben.

wann es mocht seynen geschmack nyemant leyden. vnd wenn er genug het. so gieng er denn wider in den see biß in aber hungeret. In derselben stat da waren vil götter. Dauon verhenget got das leyden vber sye. Nun kam das volck vberein das man dem wurm solt geben alle tag zwey schaf die legt man zu dem see vnd dy weil sy das teten dy weil kam der track nit zu der stat vnd ließ die menschen mit gemach. Nun het er des vichs als vil gessen das man sein wenig mer fand. da kamen sie aber vberein vnnd sprachen. Man sol das loß werffen vnd auff welchen menschen denn das loß viel es wär arm oder reich das selb mensch solt man des selben tags dem tracken geben und ein schaf darczu. wann er het nit genug an ir eynem.

Da geuiel das loß eines tags auff des Kuniges eynige tochter. da weynet der kunig seer vnd bat die menschen das sye sich vher in erbarmeten vnd das sy im sein tochter lyessen. er wolt in geben golt vnd silber fur die tochter wie vil sie wolten. das was dem volck gar zorn vnd sprachen wir haben vnser frewnd verlorn. dauon mustu dich deyner tochter auch erwegen. vnd da der kunig iren ernst hort vnd sah. da bat er sy das sie im die tochter nur acht tag lyessen. biß er sich erklaget mit ir. So wolt er dann die tochter dem tracken geben. des gewerten sy in. Vnd da der achte tag kam, da erschrack der kunig gar ser. da kam das volck mit zorn zu dem kunig vnd sprachen. Gih dein tochter bald herfür oder du must sterben. da was dem kunig gar zoren vnd leyd vnd sprach. O wee liebe tochter. warczu bist du geborn das dein junger leyb muß verderben. vnd hieß sy ihre kunigliche kleyder anlegen. da dancket die tochter dem vater seiner trewe. da must er ir vrloub geben vmb des volcks zorn. vnd schyden sich mit grossem jamer von einander. da gieng die junckfraw allein zu dem see. vnd wartet wen der wurm koem. vnd weynet yemerlichen.

Da kam der lieb herre sant Jorg dort hergeritten zu irem gluck. vnd da er die junckfrawen da sah weynen. da stund er von dem pferde vnd gieng zu ir. vnd da er ir schön vnd reicheit ansah da was im leyd vmb sie. vnd fraget sy warumb sy betrübet wer. da sprach sy. Herr sitzend bald auff ewer pferd vnd flihent oder ir sterbent mit mir. da sprach sant Jorg zu ir. Edle junckfraw sagt mir waz euch sey. da sprach sie. Herr ich muß hie sterben wann man hat mich dem tracken geben der wirt schier auß dem wasser geen. so frist er euch vnd mich dauon fliecht bald. Da sprach sant Jorg. habt ganzen trost zu mir. wann ich will euch helffen in dem namen gottes. vnd die weyl er das sprach. da gieng der track aus dem wasser. da erschrack die junckfraw sere. Vnd da sant Jorg den tracken ansah da sprang er auff sein pfert. vnnd thet ein creutz für sich. vnd reyt gegen im bald. vnd stach durch den wurm mit der glefen. da viel der wurm nyder. Da sprach er zu der junckfrawen. Gehabt euch wol wann euch gewirt nit. vnd nembt ewer gurtel. vnd legt eß dem tracken künlichen an seinen hals. so wirt got vil grosser

wunder erzeygen dem volck zu trost. Da nam sie ir gürtelein. vnd schlug eß dem wurm vmb den hals vnd fürt ihn mit ir in die stat. da forcht im das volck ser vnd schryen vnd fluen alle. da sprach sant Jorg. beleybet hie. wann mich hat Jhesus cristus der war got her gesand das ich euch erledige von dem tracken. dauon gelaubet an got vnd empfahent den tauff. vnd lassent die abgötter faren. wann eß ist der feind. tuot ir daz. so will ich den wurm zu tod schlahen. Da schryen sie. ya ya das wöll wir gern tuon. Da schlug sant Jorg den wurm zu tod. da holet man vil ochsen vnd stellet die an den tracken die zugen in feur von dannen.

51. Das im Eckenliede erwähnte Joch Grimm entbehrt mithin der Riesensage nicht; ja, der Riese trägt sogar den Namen des Berges oder umgekehrt, was wahrscheinlicher ist. Über Jochgrimmsagen s. Zeitschr. f. d. Philologie VI. S. 301. Auf ähnliche Weise tödtete der hl. Magnus den Drachen, s. oben I. 2.

52. Vgl. oben II. 52, Zing. S. 309, Dörler 41.

53. Vgl. vorne VI. 50, 51, Zing. S. 308. Der Drache heischt schwarze Lämmer, darüber s. Simr. Myth. 510 f., vgl. auch ebend. 582. In Sigurd Fafnisbana (Eddalied) wird erzählt, dass der Drache alles Wachsthum der Heide zerstört hat, kein Grashalm grünte, selbst die Blätter der Bäume waren von seinem heißen Athem verbrannt. (Edda, übers. v. H. v. Wolzogen.)

54. Vgl. vorne VI. 50, 51, 53.

55. S. Zing. S. 338, 339 Anm.

56. Zahlreiche Sagen erzählen, dass der Teufel ihm verfallene Sünder abholt, hier in Katzengestalt.

57. Auch die Hexen verwandeln sich gelegentlich in Hasen, Zing. S. 803 Anm. Vgl. auch IV. 67.

59. Über die Habergeiß s. Zing. S, 298 Anm., S. B. 80 ff.

60. Vgl. Zing. S. Anm. zu 565 (dort fälschlich 564) und oben III. 59, IV. 65. Der Schluss dieser Sage bildet einen Gegensatz zu dem ganzen Typus solcher Sagen; er ist offenbar neueren Ursprungs.

61. Diese Jungfrau war wohl ursprünglich Schatzjungfrau, und diese stellen oft erschreckende, ja ekelhafte Bedingungen zum Zwecke ihrer Erlösung. S. Zing. S. 538 Anm., Grimm Myth. 921, Simr. Myth. 355.

62. Vgl. IV. 46, V. 25. — **64.** Vgl. oben II. 57, IV. 53, Zing. S. 628—630.

65. Vgl. oben II. 51, 52, IV. 53, V. 15. Nach dem Volksglauben seien nur zwei Häuser vom alten Risselburg übrig geblieben, die Pflege und der Burger. Von der Pflege, wohl dem alten Pfleghaus der Herren v. Lichtenstein, soll auf das Peterköfele ein unterirdischer Gang geführt haben; noch sei ein Theil davon vorhanden, der übrige wäre eingestürzt. In diesem Gang ist's unheimlich. An der Stelle des Burgerhofes soll, wie dies wohl auch der Name bekräftigt, eine Burg gestanden sein. Thatsache ist, dass die Besitzer öfters auf uralte Mauern im Boden stießen und steinerne Wasserrinnen und in deren Nähe alte Waffenstücke antrafen. Die Lage des Dorfes Leisers auf einem stark gewölbten Schuttkegel am Ausgange des Brantenthales verleiht

der Sage von der Zerstörung einer vormaligen Ortschaft an derselben Stelle viel Wahrscheinlichkeit. — Sagen von untergegangenen Städten bei Zing. S. 626—632 u. Anm.

67. Vgl. Zing. S. 137, 139. Über den Norgg als Eierliebhaber s. v. Hörmann, Saligfräul. u. Nörg. S. 21. Der Norgg flieht vor den Eierschalen, ebend. S. 27 f.

70,71. Vgl. oben V. 62, Zing. S. 513—515 Anm., Menghin 27, Hauser 78.

72. Vgl. V. 5. — **74.** S. Zing. 547 Anm.

76. Vgl. III. 68, IV. 68, Zing. S. 522 Anm. — **78.** Vgl. Zing. S. 452.

81. Vgl. V. 65. Schatzhütende Böcke s. Zing. S. 526, 539, 572.

82. Vgl. IV. 71, Zing. S. 524 Anm.

83. Vgl. Menghin 18, Dörler 53. Wenn man beim Schatzgraben redet, versinkt der Schatz wieder, Grimm Myth. 923, Panzer I. 260, Zing. S. B. Nr. 613.

84. Vgl. Alpenb. M. S. S. 53 ff., Alpenb. Alpens. Nr. 342.

85. Manchmal bleibt von der wilden Jagd ein Hündchen zurück, das die Nachtruhe der Menschen stört. Wägner, u. Vorz. I. S. 82.

86. Vgl. Zing. S 73. Die Unholden als Hausfuhder vgl. oben V. 109.

87. Über die Dreizahl in den Mythen und Sagen s. Zing. S. 20 Anm.

88. Vgl. oben III. 76—78, IV. 88—91, V. 90, 94 f. — **90.** Vgl. III. 76.

92. Über Teufelspacte s. Zing. S. 687 Anm.; vgl. auch ebend. 704 Anm. und oben III. 80.

93. Über Teufelslöcher vgl. Zing. S. 697, 701 f., s. auch oben II. 63, V. 106, 107, VI. 5, Zing. S. 690.

95. Der Teufel in Hundegestalt, vgl. Zing. S. 659 Anm., Grimm Myth. 948, Simr. Myth. 198, 479.

96. Vgl. Zing. S. 679 u. oben II. 65.

99. Der Hexentünner macht in der Stube Hagelwetter, vgl. oben III. 81.

101. Vgl. oben III. 81 (S. 179), Zing. S. 712.

104. Vgl. oben II. 58, 60, III. 91, V. 103 u. Anm.

105. Vgl. oben IV. 104. — **107.** Vgl. Zing. S. 794 und oben III. 81, IV. 135.

109. Der Hexenblick wirkt bösen Zauber an Menschen und Vieh; hier nimmt er dem Acker seine Fruchtbarkeit. Vgl. Grimm Myth. 992—1058, Simr. Myth. 468 ff. Zing. S. 712, 748 mit den Anm. Die Hexen versenken Leute, die ihren schädlichen Zauber hindern können, in zauberähnlichen Schlaf. S. auch oben IV. 135.

110. Über Hexen- und Zaubergürtel s. Zing. S. 74, 132, 806 Anm.

111. Hier ist der Alp oder Mar mit der Bilwiß (Biiwiß) verquickt. Die Bilwiß, ursprünglich ein guter Geist, wurde später zum plagenden, schreckenden, Haar und Bart wirrenden Gespenst, zuletzt gar zur bösen Hexe. S. Grimm-Kehrein, S. 37.

113. Vgl. Zing. 739 Anm., 740. Hexen verwandeln sich oft in Katzen; gewöhnlich sind diese aber schwarz. Auf dem Ritten halten die Leute nur solche Katzen für Hexen, an denen sich auch nicht ein weißes Haar findet.

114. Mit geweihtem Geschoss trifft man die Hexen in den Wetterwolken, vgl. Zing. S. 791, 792, S. B. 61.

115. Milch verwandeln die Hexen oft in Blut, Zing. S. 748 Anm., 802.

116. Die Zauberformel, rückwärts gelesen, verliert ihre Kraft, vgl. oben V. 105, Zing. S. 754, 811, 812.

117. Vgl. III. 89, IV. 133, Zing. S. 732.

VII.

2, 5. Vgl. oben VI. 1, Sagen von wandernden Heiligenbildern bei Zing. S. 877—881.

7. Sagen von Heiligenspuren in Steinen bei Zing. S. 832, 839, 841, 946. Vgl. oben III. 14. — **8.** Vgl. Zing. S. 827, 828, 863.

9. Über die Entstehung dieser Wallfahrt vgl. Staffler II. S. 297.

10. Vgl. oben III. 2, 3, IV. 1. — Diese Sage geht durchs ganze Pusterthal, ja durch Kärnten und Krain, nur dass in den letzteren Ländern, sowie im Iselthale bestimmte Vögel, nämlich Tauben, die blutigen Holzspäne an einen entfernten Ort tragen, wo die Kirche sodann gebaut wird. Im Iselthale knüpft sich diese Sage an nicht weniger als sechs Kirchen. (Mittheilung des hochw. Herrn P. Feldner in Virgen.)

11. Vgl. oben VII. 7, VI. 123 (Nachtrag) und Zing. S. 841.

12. Vgl. oben V. 6.

15. Vgl. Zing. S. 27. Über weisende Vögel vgl. oben III. 2, 3, IV. 1, VII. 10, Zing. S. 272 Anm.

16. Vergrabene Glocken s. Zing. S. 625, 626 und unten VII. 21.

17. Über redende Glocken vgl. oben III. 25, 26, Zing. S. 910, 911 916, v. Hörmann a. a. O. 42 ff. Glocken wandern nicht weiter, s. oben a. a. O. und Zing. S. 272 und 910. Vgl. auch unten VII. 21.

18. Glocke im Berg vgl. Zing. S. 202.

20. Vgl. Beda Weber, Tirol, III. 86, Staffler II. 2. S. 290, wo der Ritter fälschlich den Namen v. Riedwein führt.

23. Das Historische über den seligen Herrn Jörg v. Spinges (Georg Stocker) s. Staffler II. 2. S. 148. Dazu möge hier noch erwähnt werden, dass Herr Stocker im Jahre 1682 nach einer sehr abenteuerlichen Reise nach Jerusalem daselbst zum Ritter des heiligen Grabes geschlagen wurde. Im Volke lebt eine Menge legendenhafter Züge von diesem jedenfalls seltenen Manne, von denen wir vorstehende herausgehoben haben.

25. Glocken läuten von selber, s. Zing. S. 283, 907.

26. Vgl. oben I. 6, II. 5, Zing. S. 853.

27. Ein Seitenstück zur Sage vom Kaiser Max auf der Martinswand. Vgl. VIII. 20, Zing. 870, 977 mit Anm., Alpenb. A. R. 339, Renk, Innth. S. 47. An dieser Stelle mögen noch folgende ähnliche Sagen ihren Platz finden: „Als sich Kaiser Maximilian auf der Martinswand verstiegen, wurden rings im Lande Boten ausgesendet, welche zur Rettung desselben die besten Bergsteiger aufbieten sollten.

Darauf machten sich drei Jäger aus der Direnau nach der Martinswand auf. Als sie aber auf dem Hochtennen angelangt, kam ihnen ein Bote mit der Nachricht entgegen, dass der Kaiser bereits gerettet sei. Nichtsdestoweniger hat der Kaiser den drei Jägern aus Erkenntlichkeit für ihren guten Willen die Alpe Griesthal verliehen" (Lechthal, O. Redlich). „Im Hofe Stallwies, dicht unter den Wänden der Schluderspitze im Vinstgau, weiß man aus alten Zeiten von einem Bauer zu berichten, der dem Jagdvergnügen zu Liebe den sonntäglichen Gottesdienst vernachlässigte und, durch teuflisches Blendwerk irregeführt, sich in den Felsen der Schluderspitze verstieg. Der Teufel soll ihm nämlich einen guten, breiten Weg vorgezaubert haben, der hinter ihm verschwand, als er sich mitten in den Felsen befand. Nach zweitägigem Suchen gewahrte man ihn oben an den Wänden, konnte ihm aber nicht helfen. Man zeigte ihm von ferne das heilige Sacrament zur Anbetung. Darauf fiel er todt von der Höhe herab." (Frühmesserbuch von Marlell.) „Im Sommer 1868 gieng ein Wilderer, nachdem er zuvor dem sonntäglichen Gottesdienst zu Mairhofen im Zillerthal beigewohnt, in die gemsenreiche Stillup auf die Jagd. Beim Verfolgen einer Gemse gerieth er in die Schrofen und sah plötzlich vor sich einen gräslichen Abgrund gähnen. Gleichzeitig zeigte sich hinter ihm der Jäger, so dass er in großer Noth und Angst war. Da erblickte er in der Tiefe eine schöne Frau, welche die Schürze aufhob. Er sprang und ward wunderbarerweise gerettet, da er nicht die Messe zu hören unterlassen hatte." (S. M. Prem.) Die schöne Frau ist niemand anderer, als die allerseligste Jungfrau, vgl. auch oben III. 81, 17. Ein Jäger soll sich auf einer Steinwand bei Lilienfeld in Niederösterreich derart verstiegen haben, dass ihm vom Thale aus der herbeigerufene Priester die heilige Hostie zeigen musste, welche dann einem unschuldigen Kinde gereicht wurde. (R. Weißenhofer; die vorstehenden Sagen finden sich bei S. M. Prem, „Die Legende vom Kaiser Max auf der Martinswand", Ztschr. d. d. u. österr. Alpenv. 1890, Bd. XXI., Separatabdruck, S. 8 ff.)

30. So glauben vil an Diana, die do ain valsche göttin ist. (H. Vintler, pluemen der tugend, V. 7739 f.)

31. Über Teufelslöcher vgl. oben V. 106 f., VI. 5.

32. Geschichtlich läst sich der Bestand eines Klosters auf dem Tobel nicht erweisen. Hugo VI., Graf von Taufers (comes ad personam), testiert im Jahre 1309 vor seinem Tode 300 Mark Berner für das Clarissenkloster in Brixen, mit der Bedingung, dass er dort seine Begräbnisstätte finde, aber mit dem Vorbehalt, dass, wenn in Taufers künftig zu Ehren der hl. Clara ein Kloster erbaut würde (was er sehr wünsche), dieses Geld alsdann für das letztere Kloster verwendet und er, der Graf, auch hier begraben werden solle. (Niederweger, cod. dipl. p. 51 aus dem Archiv des Clarissenklosters in Brixen.) Weiter läst sich keine Urkunde für ein Kloster in Taufers aufbringen. Allein das Clarissenkloster in Brixen, dem diese 300 Mark aus Grundstücken in Taufers verschrieben worden waren, bezog in Wirklichkeit aus Taufers nichts, wohl aber das Clarissenkloster in Meran Zinse aus verschiedenen Gütern in Taufers, Lappach, Ahornach, vom Mair in der Aue (der den Ruinen des angeblichen

Klosters auf dem Tobel gegenüberliegt und zu dem diese Ruinen auch gehören), wie aus den Amtsrechnungen des Pflegamtes in Taufers hervorgeht.

Zu der Zeit nun, als Hugo VI. von Taufers starb, wurde das Clarissenkloster in Meran gegründet und zum Theil aus dem Brixener Kloster bevölkert. Zu dem Kloster in Meran legte Frau Offmeie (Euphemia), Witwe Herzog Ottos v. Kärnten, die von Burglechner, tom. 1 fol. 112, fälschlich als eine Gräfin von Taufers bezeichnet wird, im J. 1310 den Grundstein. Es ist nun wahrscheinlich, dass Hugos Mutter Offmeie, geb. Gräfin v. Henneberg, die von ihrem Sohne vermachten 300 Mark zum Baue des Meraner Klosters verwendet hat, sei es, dass Hugo noch unmittelbar vor seinem Tode für das Kloster in Brixen das zu Meran untergestellt, oder dass Offmeie v. Taufers auf eigenen Antrieb, um den Wunsch Hugos, der den Bau eines St. Claraklosters sehnlichst anstrebte, zu erfüllen, die 300 Mark, bei welchen sie auch Mitstifterin war, auf St. Clara in Meran übertragen, oder endlich, dass das St. Clarakloster in Brixen, aus dem ein Theil der Ordensfrauen nach Meran übersiedelte, diese Stiftung dem noch schwach fundierten Tochterkloster überlassen hat. Die Wahrscheinlichkeit wird zur völligen Gewissheit, dass die Tauferer Klosterstiftung schon gleich anfangs mit jener von Meran vereinigt, das Kloster auf dem Tobel in Taufers also gar nicht erbaut wurde, wenn man erwägt, dass die Schwester Hugos VI. von Taufers, Elisabeth, Witwe von Schönberg, die nach dem Tode ihres Gatten bei St. Clara in Brixen wohnte, und Hugos Tochter Agnes ins neugegründete Clarakloster zu Meran eintraten und daselbst nacheinander Äbtissinnen wurden. Hätte das Clarissenkloster auf dem Tobel in Taufers gestanden, so würden die beiden Frauen doch wohl lieber in das von ihrem Bruder, bezw. Vater gestiftete Kloster in ihrer Heimat eingetreten sein.

Für das Kloster auf dem Tobel in Taufers würde außer der Volkssage auch das Vorhandensein eines nahe gelegenen Fischteiches und die zwei Stunden oberhalb der Ruine auf dem Tobel befindliche Frauenalm (jetzt mit Steinen besät und nur mehr für Schafe gangbar) sprechen. Aber aus dem Teich konnte der nach Meran zinsbare Mair in der Au dorthin auch die Fische zu liefern haben, und die Frauenalm hat auch wahrscheinlich den Klosterfrauen in Meran gehört. (Hochw. P. Feldner.)

34. Der Name dieses Hofes erinnert an das Dörfchen Winnebach bei Sillian, das ebenfalls von den Winden den Namen haben soll. Man sieht, dass man es hier mit dem schwachen Rest eines geschichtlichen Ereignisses zu thun hat, das auch dem Gedächtnisse des Volkes mehr und mehr verschwunden ist. Dieses Vordringen der Winden würde etwa in den Anfang des siebenten Jahrhunderts fallen. Der Hof hieß in älterer Zeit auch Windwart. Sinnacher V. S. 156.

36. Vgl. Zing. S. 486, Schneller 185. Der treibende Holerzweig ist ein Zeichen, dass die Verstorbene selig geworden, s. Zing. S. B. 105, Grimm Sag. II. S. 209; vgl. die Taunhäusersage, Grimm I. S. 214. Eine ganz ähnliche Sage s. Schaubach a. a. O. III. 345.

37. Vgl. Beda Weber, Tirol III. 83. Die Thalspalte Travernanzes schneidet südwestlich von Peitelstein (richtiger Veitelstein, von Voitestein; die Voita oder

Boite durchfließt das Ampezzothal; die Italiener nennen das ehemalige Schloss Botestagno) tief in die Dolomiten ein und verliert sich zwischen dem Lagatschò und dem Sass di Stria. Der Weg führte unsern Pracken von Peitelstein westlich in die Schlucht der Travernanzes (auch Tavernanzes); von hier biegt er rasch in das in westlicher Richtung ansteigende große Fanisthal ein, steigt mit demselben empor und läuft jenseits durchs kleine Fanisthal und weiter durch das Rauthal ab nach St. Vigil in Enneberg.

Franz Wilhelm Prack zu Asch, um dessen glanzvolle Erscheinung die Ladiner in Enneberg und Abtei einen ganzen Kranz von Heldensagen geschlungen haben, war der Enkel des Philipp Jakob Prack (gest. 1524) und der Sohn des 1562 verstorbenen Christoph Prack, Hauptmanns auf St. Raphaelsburg (Andraz in Buchenstein), und der Katharina Scheckin von Goldrain. Franz Wilhelm zeichnete sich durch ungewöhnliche Größe und Stärke des Leibes aus und pflegte zu sagen, er allein wolle zwanzig Colzen bestehen. (Das Geschlecht der v. Colz zu Freiegg lebte mit den Rittern Prack in beständiger Fehde.) Er kannte keine Furcht und mied wegen Gefährlichkeit niemals einen Weg. Als Hauptmann in Buchenstein und Pfleger des Gerichtes zum Thurn an der Gader stand er im Dienste des Reichsfürsten von Brixen und war so die angesehenste Person in Ladinien. Sein Ritt nach Peitelstein und die Feindschaft mit den Cadorini knüpfen an die wirkliche Geschichte an; seine Gemahlin Sidonie war ja die Tochter des Schlosshauptmanns von Peitelstein, Joachim von Winkelhofen, und die Cadorini waren die Verbündeten der Herren v. Colz gegen die Ritter Prack.

Franz Wilhelm Prack wurde, nachdem mehrere Anschläge der Colzen auf sein Leben durch seine Tapferkeit und Wachsamkeit vereitelt worden waren, am 7. December 1582 von Joh. Baptist v. Colz und dessen Sohn Kaspar Martin mit Hilfe einer Schar wälscher Reisige bei Corvara meuchlerisch überfallen und, bevor er seine Wehre ziehen konnte, getödtet.

Das Nähere darüber, vom Herausgeber nach den Quellen bearbeitet, siehe im Brixener St. Kassianskalender vom Jahre 1894.

41. Vgl. oben V. 99 und Anm.

47. Geister in Hundegestalt s. oben VI. 52, Zing. S. 280, 282, 336 f., 345. Über den brennenden Wald s. oben IV. 138.

48. Vgl. Zing. S. 439, 440.

49. Vgl. oben III. 73. Seelen, die der himmlischen Ruhe nicht theilhaftig werden, schweifen des Nachts in feuriger Gestalt umher und leiten den Wanderer vom rechten Wege ab. „Wie Kobolde hocken sie auf und schlagen über dem Menschen ihre Flügel zusammen; sie führen in Sümpfe und auf falsche Spur." Grimm Myth. 868, Simr. Myth. 465, vgl. Zing. S. 347 bis 351 und Anm.

50. Vgl. IV. 68, VII. 110, Zing. S. 522 Anm., besonders 552 bis 554 Anm.

51. Die Volkssagen von den Kämpfen auf Tamers und Pre Marting haben ihren geschichtlichen Hintergrund. Im J. 1487 zogen die Venetianer und Cadorini bei 5000 Mann stark verwüstend durch Ampezzo nach Enne-

berg, wo sie plünderten, mordeten und alles weitum, selbst die Kirche in St. Vigil, in Brand steckten. Die Enneberger, von einer tapferen deutschen Kriegerschar unter dem Hauptmann von Rodeneck, dem Schwabenritter Heinrich Horber, unterstützt, schlugen die Raubhorde und eroberten Ampezzo. (Vgl. Sammler 2, 168, nach Burglechner.) Der Jäger mit den zwei schwarzen Hunden ist Wuotan und die zerrissene Dirne an der Quelle wohl eine Salige. Vgl. oben V. 17. Der Jäger mit den Geißen erinnert an die wilde Jagd; statt des Götterzuges erscheint ein grauenhaftes Heer von gespenstigen Thieren (ehemaligen Opferthieren) mit dem Teufel an der Spitze. Vgl. Zing. S. 669 bis 674, 684, 698. — **52.** Vgl. oben II. 32.

54. Über den Teufel als Spieler s. Grimm Myth. 958, Simr. Myth. 480. Vgl. Zing. S. 668 Anm.

55. Vgl. oben II. 16, 27 (Todtenbahrziehen); Zing. S. B. 72, 177, 189. Zur zweiten Arbeit vgl. Zing. S. 411, Hauser 44. Der Mohn steht infolge seiner Eigenschaften unzweifelhaft in mythischer Beziehung zu den Todten. Der dritte kam nicht mehr zurück, d. h. er wurde wohl vom (mythischen) Thiere in die Unterwelt gelockt.

57. Vgl. oben IV. 24, Zing. S. 400, 401, Hauser 36.

58. Im J. 1636 suchte die Pest vom Juni bis Nov. St. Lorenzen, Sonnenburg, Pflaurenz, St. Martin, die ganze Gegend von Bruneck, das Tauferer- und Ennebergerthal u. s. w. arg heim; nur Onach, welches die eigenen Bewohner nach außen ganz abschlossen und scharf bewachten, blieb verschont, obwohl das Lüsener Männlein, das übrigens aus dem „Krautwälsch" gewesen sein soll, bereits mit der Seuche behaftet nach Onach kam. Am 7. April 1834 fand man sein Gerippe, gab es in einen Sarg und stellte es die Nacht über auf dem Friedhofe zu Onach aus. Am 8. April wurde der Todte vom Decan Mich. Mayr von Bruneck unter Assistenz des Ortscuraten und des Curaten Dominicus Kortleitner von Wälschellen im Beisein des Landgerichtsadjuncten Neulichedl von Bruneck, die zur Schulvisitation anwesend waren, feierlich eingesegnet und dann ebendaselbst beerdigt. Am 11. April wurde ihm nach völlig 200 Jahren ein feierlicher Seelengottesdienst gehalten. (Fundgrube v. Onach, Mscr. S. 110 f.)

61. Vgl. oben II. 19. In mehreren andern Sagen ist der Nachfenner der Teufel selber, mit dem die schwarzen Rinder wohl in mythischer Verbindung stehen. Vgl. oben V. 86 Anm., Zing. S. 409, 711.

62. Vgl. Zing. S. 396 ff. u. Anm. (büßende Senner und Sennerinnen).

64. Es ist wahr, dass in Taufers die Pest arg gewüthet hat; aber was die Leute darüber erzählen, ist die Frucht der Erinnerung auch an ältere Zeiten, in welchen der schwarze Tod geherrscht hat. So schlimm wie im 14. Jahrhundert hat später die Pest auch in Taufers nicht gehaust. Auf dem oben erwähnten Pestfreithof können die vielen Tausende der Volkssage nicht begraben sein. Dieser „Pestacker" ist heute zum Theil Aue, mit Erlen bewachsen, theils Wiese und Ackergrund. Ein gusseisernes Kreuz aus dem Jahre 1863 trägt die Inschrift: „Gedenket der Verstorbenen, welche 1635 dem orientalischen

Typhus erlegen sind!" Daneben liegt noch ein halbrunder Marmorblock mit der älteren Inschrift: in 1636 ° hat die Pest regiert an villen orsten. Darunter ist eine kleine Schrift mit deutschen und lateinischen Buchstaben durcheinander, aber nicht mehr wohl zu entziffern, möglicherweise ein Heilspruch.

Da aber dieser Friedhof von Mühlen und Kematen weit entfernt ist, konnte er bloß von der Gemeinde Sand, vielleicht auch von Ahornach belegt werden.

Über die Pest der Jahre 1636 und 1637 läßt sich viel Sicheres nicht mehr nachweisen, denn der 1. Bd. des liber mortuorum ist verloren gegangen, und der 2. Bd. beginnt erst mit d. J. 1650.

Der Pfarrer Georg Podner, früher Pfarrer in Aussig in Böhmen und von dort 1642 von den Schweden vertrieben, wollte im J. 1653 das arbergische Beneficium in eine Cooperatur umwandeln, unter anderen Gründen auch, weil numerus communicantium ab hominum memoria a 1800 auctus fuit ad 4000 (Sinnacher Mscr.). Das Anwachsen der Bevölkerung ist nach einer solchen Seuche erfahrungsgemäß kräftiger und rascher, und mag Pfarrer Podner auch beide Ziffern vielleicht unrichtig bieten, so geht doch hervor, dass die Verheerung durch die Pest nicht gering gewesen sein muss. Die erhaltenen canonischen Bücher (Tauf- und Trauungsbuch) hören mit Ende Mai 1636 auf und beginnen erst im December desselben Jahres wieder. Im J. 1637 kommt eine lange Reihe Witwer und Witwen zur Trauung, was ebenfalls die große Sterblichkeit von 1636 beweist. Im Juli 1637 muss die Seuche schon wieder in vollem Gange gewesen sein, denn in diesem Monat hört die Eintragung in die canonischen Bücher abermals auf, und diese Lücke dauert bis einschließlich September desselben Jahres. Eine beiläufige Berechnung ergibt für die beiden Pestjahre eine Einbuße von wenigstens 6—800 Einwohnern der Pfarrei bei der ziemlich verlässlichen Annahme einer Einwohnerzahl von 4000 Seelen. Am ärgsten soll die Seuche in Weißenbach gewüthet haben, wo nur sehr wenige davongekommen zu sein scheinen. Die Leute hielten zahlreiche Bittgänge ab nach Gais, Bruneck, St. Lorenzen u. s. w. Der Weiler Winkel (zuhinterst im Tauferer Feld) scheint wirklich von der Pest verschont geblieben zu sein, wenigstens im ersten Pestjahre; denn die Winkler Bauern erbauten noch im selben Jahre aus Dankbarkeit für die Verschonung von der Seuche den Pestpatronen Rochus und Sebastian zu Ehren eine Kapelle und schmückten sie mit Bildwerken. Die Inschrift ober dem rechten Fenster lautet: „Im Jahr 1636 ist dies durch drei Paurn, nemlich Martin Garber, Graber und Rottgarber Stöckhl von grunt auf pauen lassen für die Pest und ist erhalten worden durch Fürbitt Mariä, Sebastian und Rochi." Auf einem Bilde tragen die Engel einen Sarg aus der Gegend hinaus. Als Grund, warum Winkel von der Seuche verschont blieb, geben die Leute Folgendes an: Hinter dem Weiler Winkel gegen Rein hinein hätten sie für die Ahrner Gewerkschaft Kohlen gebrannt, und der Rauch wäre vom Winde gerade auf Winkel zu getrieben worden und hätte die bösen Dünste unschädlich gemacht. Die Gegend hinter Winkel heißt wirklich heute noch „Kohlern". In der Badkapelle zu

Winkel stellt ein Bild mit der Jahreszahl 1638 einen großen Bittgang gegen die Pest vor, den der hl. Karl Borromäus leitet. Das Fest dieses Heiligen hatten die Tauferer im Jahre 1645 zu feiern gelobt, und noch heute heißt man seinen Festtag den Sterbfeirtag („Sterbfeirsta“). Die Franciscaner van Innichen wurden nicht nach Taufers berufen, weil es damals noch kein Klaster dieses Ordens in Innichen gab; es haben auch nachweisbar alle Geistlichen in Taufers die Pest überlebt, nur der Caaperatar in Ahrn ist der Seuche erlegen. Geistliche waren damals falgende in Taufers: Pfarrer Abraham Keßler, die Caaperataren Gearg Kircher und Christaph Kheck, arberg'scher Beneficiat Zacharias Kugler und Kaplan in Mühlen Jakab Niederer. Schulmeister war ein gewisser Urban Pizueiner (1631—1644). (Taufers, Hochw. P. Feldner.)

66. Über die Schatzjungfrau vgl. III. 68, IV. 68. — Nach jetzt sagt man, wenn es donnert, im Himmel würden Kegel geschaben. Über Riesensagen s. oben II. 41, 42 Anm. Über die zwei schatztheilenden Schwestern vergleich V. 99 u. Anm.

67. Vgl. die varige Sage u. IV. 52. Zu der Sage van dem Heidenthum der Gezenberger und ihrer Bekehrung zu Luthers Zeit gab der Name des Berges, den der Valksmund van den Götzen herleitet (also „Götzenberg“, obwahl dortzulande Geazenberg gesprachen wird), und wahl auch eine dort befindliche Luder- oder Lutherwiese Veranlassung. Luder, Luther ist der altdeutsche Persanenname Luthar, Lathar. Unser „Götze“ (Abgatt), seit Luther erst völlig gangbar, fehlt der älteren Sprache.

68. Diese Riesensage geht affenbar van der Ähnlichkeit des Kienberges mit der Riesengestalt aus; man betrachte denselben nur einmal vom Dorfe Ellen aus! Das Ausreuten der Wälder, das Läuten der Glacken war den Riesen ebenso wie den Elben und Zwergen verhaßt; beides zeigte das Ende ihres Daseins an.

71. Ganna war eine der weisen Waldfrauen, die gerne im tiefen Walde, an Brünnlein, Teichen und Seen wahnten und den Mittelrang zwischen Göttinnen und irdischen Frauen einnahmen. Sie haben Verwandtschaft mit den Narnen, Walkyrien und Schwanjungfrauen. Rûna = Geheimnis; mit diesem Warte wurden früher viele Frauennamen gebildet, wie Kundrun, Hildirun u. a. Vgl. auch Alraun (ali-rûna). Auch die Ladiner heißen die am Kreuzkafel wahnenden wilden Weiber Ganncs. Vorzeiten mündete die Gader hier bei Ehrenburg in die Rienz. (S. meinen Aufsatz, Tir. Volksbl., Unterhaltungsbeil. Juli 1891. Siehe auch Grimm Kehrein S. 28.)

72. Das wilde Weiblein erinnert an die Willeweis, jene geheimnisvalle weise Frau, die ihren Mund nur öffnet, um zu weissagen. In Bezug auf die Art und Weise, wie man sich solche und andere mythische oder halbmythische Wesen vom Halse zu schaffen versuchte, herrscht in ganz Deutschland, ja auch in anderen Ländern, wie z. B. in Frankreich, Schottland, Irland, eine ganz bedeutsame Übereinstimmung, die auf hahes Alter schließen läßt. Vgl. Grimm Myth. 437, Panzer II. 197, aben V. 97, 100.

73, 74. Vgl. V. 90. Die antrischen Leute sind Salige; vgl. auch III. 76 ff. — **75.** Vgl. oben II. 38, 39, IV. 99, Zing. 404, 407.

76. Vgl. VI. 93. Der Almgeist ist hier an die Stelle des Teufels getreten. Vgl. Zing. S. 405 ff. — **77.** Vgl. II. 37, Zing. S. 141 Anm.

78. Vgl. I. 21. **79.** Vgl. I. 24—28, IV. 38—43, V. 59, 60.

80, 81. Wenn die Salvangs nicht als eine von späteren Einwanderern in die Wildnisse verdrängte bäuerlich unkriegerische Urbevölkerung aufzufassen sind, gleich den wilden Männern oder „Wilden“ schlechtweg auf deutschem Boden unseres Alpenlandes, dann sind sie der im Laufe der Zeit zur Vielheit gewordene Wald- und Felsgott Silvanus der Römer, womit die Phantasie des Volkes da und dort die Wälder und Fluren belebte. Die in den Alpenländern seit Urzeiten heimische Vorstellung des Waldgottes hat wohl an die oberwälsch-nationale angeknüpft, bevor noch die Durchbildung der statuarischen Form infolge griechischer Einflüsse erfolgt ist. Da hat sich denn wohl der Hirte in den Alpen das erste Holzbild seines Schützers geschnitzt, das anfänglich selbst unter dem bekannten Feigenbaume des Saturnustempels in Rom hätte stehen dürfen, denn der Typus, wie er in den römischen Instituts-annalen (1886) durch Reifferscheid bekannt gemacht wurde, ist nicht viel besser: eine steife Büste, der Fruchtwerk und das Hündlein nebst dem Fichtenreis völlig ankleben. Das bekannte Mosaik im Lateran zeigt den Silvan schon weit besser, schlank, mit langem Haare, vollem Bart, einer Ärmeltunika, roth gesäumt, mit hohen Stiefeln und einem gelben Thierfell. Andere Bildwerke des Waldgottes sind außerdem auch mit Sense oder Sichel ausgestattet. So gestaltet, wanderte der ländliche Gott in Rom ein, wo ihm Domitian zuerst ein städtisches Heiligthum baute, das er freilich mit Herkules theilen musste. Das wäre also eine Cultperiode von ungefähr 72 bis gegen 337 n. Chr.; denn auf dem Constantinsbogen sehen wir noch den Silvan und seinen Cult.

Das ist nun wohl die Zeit, in welcher bei unmittelbarem Anschluss an die italische Welt in den Alpenländern der Wald- und Felsgott seine höchste Wichtigkeit entfaltete. War für friedlichen Haushalt zu sorgen oder für kriegerische Zurüstung, immer war die lapidicina, die latomia willkommen, und darin hatte der marmorarius, quadratarius zu wirken und zu schaffen. In allen Thälern, auf allen Höhen war der Cult dieses gemeinen, knorrigen Bauerngottes mit dem ungepflegten Barte verbreitet, waltete derselbe an der Grenze der Feldfluren hinauf gegen das waldige Gebirge und die düsteren Felswände. Er bewacht und segnet den Wald mit dessen Gewilde, die angrenzende Feldflur, das Obst, die Weiden mit Hirt und Herde, er ist der tüchtigste Wolfaustreiber. Während der Künstler in Holz und Stein für die Vornehmeren auch vornehme Götterbilder schuf, schnitzelte der gemeine Wald- oder Feldarbeiter oder der einsame Hirte in den Bergen seinen stadt- und dorfscheuen Schützer Silvanus und stellte das Bild in eine Steinnische oder nagelte es an einen Baum. So wurde bald der Wald und das felsige Geklüfte von den Silvanis reich bevölkert. Auch in die deutsche Sage hat sich der Waldgott, von dem im Zwielicht oft allerhand Gesichte und im Nacht-

dunkel unheimliche Stimmen und Schrecknisse ausgehen, als eine Art Klaubauf und Nachtmar eingebürgert. Allerdings sind mit dem viele Eigenschaften der deutschen Zwerge offenbarenden ladinischen Salvang und den Gannes auch einzelne Züge aus der Riesensage und von den seligen Leuten, ja selbst von Hexen verquickt. Man vgl. oben V. 17 und 20 und III. 76—78, IV. 88—91, V. 11, 90, 94, 95, VI. 88, vgl. auch Zing. S. 200 Anm.

82. Vgl. oben I. 26—28, Zing. 86 u. 97 Anm., Hauser 4.

83. Vgl. Zing. S. 2. Der bösartige Oreo ist nicht bloß in Enneberg, vorzüglich in Wengen, sondern auch, und zwar als eine Art Rübezahl, in Vallarsa und Folgareit bekannt, wo er den Menschen allerlei neckische Streiche spielte. (Schneller 218 f) An den gefürchteten Riesengeist Oreo erinnert auch der Kugelgeist in Wildschönau, der dem Wanderer zuerst als ein winziges kugeliges Ding erscheint, das sich vorwärts rollt, allmählich aber größer wird und zur Riesengestalt anwächst, die bis an die Wolken ragt, dann aber plötzlich verschwindet. In vorstehender Sage vertritt der Oreo, der hier wohl niemand anderer als der Teufel sein soll, die bekannte Habergeiß und dürfte den Schlüssel zur Erklärung dieses überaus gefürchteten gespenstigen Nachtvogels bieten.

86. Vgl. IV. 71.

87. Vgl. Zing. S. 447; „die Sage von goldenen Kälbern ist weit verbreitet", Grimm Myth. 932, Zing. S. 615, 620 Anm.

88. Vgl. unten VIII. 14. Die Sage weist ebenso wie die folgende nach dem Ausgang hin und dürfte ein Nachklang vom verlorenen Paradiese sein.

89. Vgl. V. 65, VI. 81, Zing. S. 524, 557, 572, 612. Die Sage erinnert an die Entrückung der Götter in heilige Berge.

91. Die Ruinze scheint eine verblasste Erinnerung an die Nixe zu sein. Strudel und Wasserfälle standen in vorzüglicher Heilighaltung; aus ihrem Rauschen wurde die Zukunft erforscht. Darum gebürten denselben Opfer, und ein solches dürfte hier mit im Spiele sein. Das Ruinzenfangen scheint mit der Sonnewendfeier in Verbindung gestanden zu sein. Wasser, zu heiliger Zeit um Mitternacht oder vor Sonnenaufgang in feierlicher Abgeschiedenheit geschöpft, galt als glückbringend und diente zu abergläubigen Gebräuchen. In der vorliegenden Form ist die Sage der schwache Rest eines uralten Brauches, der im Laufe der Zeit zum Scherze geworden ist. Derjenige, der um die Ruinze ausgeht, wird von den andern hinters Licht geführt, die Ruinze wird ihm gestohlen.

92. Über brennende Schätze vgl. Zing. S. 580 Anm.

93. Vgl. Zing. S. 258, 594 f., Menghin 1b, Dörler 56 (Kälberzähne). Das Verwandeln der Schweinszähne in Gold hängt mit der Opferfähigkeit der Schweine zusammen, s. Simr. Myth. 510, Quitzmann, Rel. d. Bajuw. 240.

94. Vgl. Zing. S. 599—601, Hauser 82.

95. Vgl. oben III. 68, IV. 68, 73, 76, Zing. S. 538.

96. Der schwarze Bock ist der Teufel, Zing. S. 663 Anm., aber auch Geister erscheinen in Bocksgestalt, ebend. 344. Über Sandwerfen der Geister vgl. Zing. S. 441 f. — **97.** Vgl. II. 62, III. 67. Die gleiche Sage findet sich in Navis.

98. Vgl. I. 32 f., III. 58, 59, IV. 63 f., V. 54.

99. Vgl. III. 65, V. 63.

106. Vgl. Zing. S. 611 ff., 524 Anm., Dörler 59, Panzer I. 11, 17, 21, 25, 29, 39, 73, 75, 104 f., 112, 114 f., 123, oben III. 70, V. 99, VII. 66. Ein schwarzer Hund bewacht den Schatz, s. schon annales corbejens. ad annum 1048. — **108.** Vgl. II. 62, III. 67, VII. 97.

110. Vgl. IV. 68, VIII. 8, Zing. S. 553, Grimm Myth. 921 ff., Simr. Myth. 386, Panzer II. 198, 200, 202. — **112.** Vgl. Zing. S. 274.

113. Vgl. II. 58, 59.

114. S. oben I. 26—28, III. 63, Zing. S. 732, 739, Simr. Myth. 448.

115. Vgl. IV. 121.

116. Diese Sage ist offenbar der Legende vom hl. Georg entnommen, dessen Sattel ja auch in den Besitz der Herren v. Prack übergegangen war. Es mag immerhin die Drachensage in einfacherer Form sich auch an den Kreuzkofel geknüpft haben. Mein Gewährsmann ließ sich die Sage von seiner über achtzigjährigen Pathin erzählen. Vgl. I. 32 f., III. 56, IV. 83.

118, 119. Vgl. IV. 64, V. 55 f. — **121.** Vgl. V. 58.

123. Vgl. II. 57, IV. 84, V. 66, 78.

126. Vgl. II. 51, II. 52, IV. 53, VI. 65.

127. Vgl. Zing. S. 928 (mit unrichtig angeführter Lage).

129. Vgl. V. 66, 81, 82, Zing. S. 649.

130. Vgl. I. 42, II. 25, III. 51, IV. 44, V. 88, Zing. S. 16.

131. Vgl. V. 96, Zing. S. 47, 48 Anm. Diese drei Jungfrauen sind die drei Nornen der german. Vorzeit. — **132.** Vgl. III. 76.

133, 134. Die hohlen oder hollen Leute sind Salige; vgl. Zing. S. 70 u. Anm.

135. Vgl. Zing. S. 28 u. Anm. Dem Sinne des Namens nach ist Frau Berchta eine gütige, freudebringende Göttin, meist aber, indem die grauenhafte Seite hervorgehoben wird, ein fürchterliches, menschen-, besonders kinderschreckendes Scheusal. Grimm-Kehrein S. 22. Nachträglich erfahre ich, dass man in Virgen erzählt, die Berchtl habe einmal in der Dreikönignacht oben im Gebirge eine Lawine ausgetreten, durch welche spät heimkehrende übermüthige Burschen verschüttet worden seien.

136. Vgl. III. 75, V. 118.

138. Vgl. II. 29, wo der G'schnalsjuchzer mehr als irrender Geist aufgefasst ist. — **139.** Vgl. Zing. S. 680. — **140.** S. VII. 96 Anm.

142. Vgl. Zing. S. B. 72, ebend. S. 766, Reuk, Innth. S. 80.

143. Vgl. Zing. S 772, Dörler 95 (Zauberer Brugger).

148. So der Volksmund. Doch fußt die ganze Geschichte auf historischem Untergrunde, wie ein in den letzten Jahren aufgefundenes Manuscript beweist, welches den ganzen Process gegen diesen Thurnthaler Urban als Original enthält. Urban war von Messensee bei Sillian gebürtig. Auch die „Urschl" ist eine historische Persönlichkeit. Merkwürdig ist, dass Urban, freilich auf der Folter, behauptete, er sei von „Thurnthal-Seeben" mit seiner Urschl auf einer

hölzernen Schüssel durch die Luft bis nach Anras gefahren, und vorn drauf sei der „bese Geist“ gesessen. Die Verhandlung endete mit der Aufknüpfung und nachfolgenden Verbrennung Urbans und seiner Urschl am Galgen bei Winnebach im Jahre 1643. Thatsache ist auch, dass der See beim Herannahen eines Gewitters anfängt zu brodeln und mächtige Wellen zu schlagen. (Hochw. Hr. J. v. Larcher in Sillian. — S. Tirol. Volksbl. 35. Jahrg. N. 46.)

150. Vgl. Zing. S. 740. — **151.** Vgl. V. 125, Zing. S. 804, 805.
152. Vgl. Zing. S. B. 63, Schneller a. a. O. 244, Renk a. a. O. S. 28.
154. Vgl. Zing. S. 958. — **155.** Vgl. VI. 102. — **157.** Vgl. I. 49.

158. Vgl. I. 37. Windischmatrei ist bekanntlich von dem großen Muhrbruch arg bedroht. Das Iselthal war in früheren Zeiten das „Eldorado der Bettler und Landstreicher“, wie Beda Weber sagt. Noch in unserer Zeit hat der größte Bauer im Iselthal, der Oblasser auf Oblass, zu gewissen Festzeiten (z. B. Weihnachten, Ostern) die Bettler förmlich gedungen, bei ihm zu bleiben und mitzuessen. Um so schwerer musste nach der Meinung eines so gastfreundlichen Volkes die Strafe für Hartherzigkeit werden.

VIII.

1. Vgl. VII. 11, Zing. S. 839 Anm.

2. Über Geister in Thiergestalt vgl. Zing. S. 327, 334—339, 344 mit den Anm.

3. Sagen vom zottligen Wasserhund, der in den „Gumpen“ (Tümpeln) des Lechs hockt und den Kindern nachstellt, sind im tirolischen Lechthal verbreitet. Vgl. oben III. 62, Zing. S. 249. Vor der wilden Jagd muss man sich auf den Boden werfen, vgl. oben III. 51. Die heilenden Berggeister sind an die Stelle der Zwerge getreten.

4. Die Leibfarbe der Zwerge ist roth; über die rothe Kleidung der Zwerge s. Zing. S. 97, 127 Anm., v. Hörmann a. a. O. S. 17 ff.

5. Über Krönlschlangen s. oben I. 32, 33 Anm.

6. Vgl. Zing. S. 572, 580 Anm., über Goldadern vgl. V. 66.

7. Vgl. VII. 89.

8. Über Schatzträume s. Zing. S. 527, 549 Anm., 623, 624; Sagen von der auf unabsehbare Zeit hinausgeschobenen Erlösung sind sehr verbreitet, s. Zing. S. 552—554 Anm. und oben IV. 68, VII. 110.

9. Vgl. oben VIII. 7. — **11.** Vgl. IV. 71, Zing. S. 535—537 Anm.

12. Vgl. VII. 106, Zing. S. 612 Anm. — **13.** Vgl. IV. 68, VI. 76, Zing. S. 538 Anm.

14. Vgl. oben VII. 88. — **15.** Vgl. II. 57. — **20.** Vgl. oben VII. 27 u. Anm.

Nachtrag.

II. (Unterinnthal.)

80. In dieser Form scheint mir die Sage, die Schellhorn noch vollständig gebracht hat, ein interessantes Zeugnis für das rasche Verblassen und Absterben unserer Volkssagen in den letzten Jahrzehnten zu sein.

81. Vgl. Zing. S. 633. Die Sage ist schon mehrfach belegt, allein zum Theil ist sie hier neu und local interessant. Die Notiz, dass der Bauer beim Graben auf den Kirchthurm stößt, erinnert, wie so viele ähnliche Züge in unseren Volkssagen, an die Vinetasage und deutet zugleich darauf hin, dass es sich nicht um zwei Bauernhäuser, sondern um zwei Dörfer handelt, von denen die Bauern nichts mehr wissen. Das Verbannen von Geistern ins Gebirge dürfte schon eine altgermanische Vorstellung sein; „im untersten Innthal wird dafür das mächtige und für die Landschaft charakteristische Kaisergebirge hergenommen." (S. Prem, Am Fuße der hohen Salve, Sonntagsbeil. zur Berliner Nationalzeitg. v. 20. Sept. 1896.) Vgl. Renk, Innthal, wo S. 45 neuerdings Sagen von verbannten Geistern mitgetheilt werden.

82. Wir haben es hier mit der schon stark verblassten Sage von einem Herthasee zu thun. Ein Herthasee mit dem goldenen Wagen ist auch der bekannte Irdeinsee am vordern Sonnenwendjoch bei Brixlegg, „wo eine förmliche Cultstätte der Hertha sich befunden haben muss". (Prem.) Vgl. Zing. S. 242 Anm.

87. Die Volkssage ist nach den umfänglichen Aufzeichnungen des Meisters Anton Stigger in Kufstein von Dr. S. M. Prem zusammengestellt und mit dessen gütiger Erlaubnis hier zum erstenmale gedruckt.

Bräuche und Meinungen.

Bräuche und Meinungen.

Jahreszeiten und Feste.

1. Am Dreikönigen-Vorabend legte man etwas für die Berchta oder Stampa zum Essen aufs Hausdach, entweder Küchelu oder Krapfen, Nudeln oder gekochte Eier, und am andern Morgen war es immer weg; die Berchta hatte es gegessen. Villnös.

2. In die Zeit vom Christabend bis Dreikönigen fallen die Still- oder Schweignächte. Da musste sich alles still verhalten; wenn einer husten musste, that er es in einen Gumpf (Wetzsteinbehälter), und wenn die Kinder nicht ruhig sein wollten, steckte man sie in einen Balg.

3. Am Dreikönigenabend werden Küchelu gebacken. Die Dirnen suchten nun das erste Küchel zu erhaschen, denn wenn eine damit innerhalb der Dachtraufe dreimal ums Haus lief, dann das Küchel hinter sich warf, so sah sie ihren künftigen Bräutigam. Aber sie durfte mit keinem Schritt aus der Dachtraufe treten, sonst fiel sie in die Gewalt der bösen Mächte. Eine Dirne sah bei dieser Gelegenheit ihren Brotherrn. Bald darauf starb die Bäurin, und wirklich heiratete sie der Bauer. (Vgl. Zing. S. B. 194.)

4. Am Dreikönigenabend stellte man alles Küchen-, Wasch- und Milchgeräthe in der Stube zusammen um den Tisch, auf welchem das Essen, die Küchlein nämlich, bereit stand.

Die Hausleute musſten sich nun um den in die Mitte der Stube gerückten Tisch und um die Geräthschaften in einen Kreis stellen, der Hausvater gieng dreimal um diesen Kreis herum und schaute, ob wohl niemand fehle. Wer vom Hausgesinde nicht da war, der starb im selben Jahre. Dann räucherte der Vater, segnete alle und besprengte jedes einzeln mit Weihwasser.

5. Jeden Abend wurde das Vieh im Stalle gesegnet und noch fleißig nachgeschaut, am Abend vor Dreikönigen aber wurde der Stall frühzeitig geschlossen und unterblieb die Segnung. Da durfte niemand mehr den Stall betreten, denn das Vieh erhält an diesem Abend Menschenverstand und redet unter sich. Auch das Hausgesinde musste früh daheim sein, denn das Haus wurde zeitlich versperrt, weil außer dem Haus die bösen Geister umgehen. Ritten. Vgl. Zing. S. B. N. 854, Schneller S. 240.

6. In Sarnthal zogen sich am Dreikönigenabend die Dirnen aus und liefen, so schnell sie konnten, dreimal ums Haus, aber innert des Trafstalls (Dachtraufe). Wer ihnen zuerst begegnete, wurde ihr Bräutigam. Eine begegnete ihrem Bauern. Wirklich starb im selben Jahre die Bäurin, und die Dirne heiratete den Bauern.

7. Am Dreikönigenabend wird Haus, Stall und Stadel und um das Haus herum die Dachtraufe geräuchert und besprengt. Wälschnoven.

8. In der Dreikönigennacht geht die Gstampa (Berchta) mit der langen Nase um. In Gummer und Eggen stellt man am Dreikönigen-Vorabend, wenn die üblichen Küchelu gebacken sind, eine Schüssel voll oder (in manchen Häusern) wenigstens drei derselben auf einem Teller vor das Fenster, dass die Gstampa auf ihrem nächtlichen Umzuge ein gutes Essen finde und guter Laune bleibe.

9. In Wälschnoven wird der Gstampa eine eigene Mahlzeit bereitet. Am Dreikönigenabend, noch bevor es zu dunkeln anfängt, geht alles Hausgesinde, der Hausvater voran, räuchernd und betend durch Haus, Stall und Stadel, und hierauf werden alle Thüren gesperrt. Jetzt darf kein Mensch mehr aus dem Haus, selbst nicht zum Brunnen um Wasser; denn, so wie es dunkelt, beginnt die Gstampa mit ihren Ketten und ihrer Kinderschar den

Umzug. Am häufigsten hat man sie im Wälschnovener Hinterdorf beobachtet. Die Ketten, mit denen sie Kinder einfängt, schleppt sie hinterher, und in der Hand führt sie eine eiserne Hacke, mit welcher sie den Erwachsenen ins Bein hackt.

Sind die Thüren sorgfältig verschlossen und verriegelt, dann kocht die Bäurin eilends die Gstampanudeln; das sind viereckige, plattgedrückte kleine Nudeln, deren Teig schon vor dem Räuchern bereit stehen muss. Während diese Nudeln gekocht werden, geht die Dirne in den Holzkotter und holt drei Körbe voll Holz in die Kuchel herein. Sind jedesmal die Scheiter in gerader Anzahl („paar", im Gegensatze zu „unpaar") im Korbe, so bekommt die Dirn noch im selben Jahre einen Bräutigam. Sobald die Nudeln fertig sind, werden sie der Gstampa und ihren Kindern aufgetragen nebst drei andern Dingen, welche nicht blühen, nämlich Salz, Eiern und Butter. Die Gstampa nimmt dankbar von den Speisen, und das Haus bleibt geschützt. Auch dem Vieh, das an diesem Abend menschlichen Verstand und menschliche Sprache erlangt, gibt man für die Gstampanacht etwas Gutes zu fressen, ein Handbüschel vom besten Heu. (Der Berchta [Stampa] zu Ehren kochte man bestimmte Speisen, Grimm Myth. S. 250 ff., Simr. Myth. S. 192, Alpenburg M. S. 46. Über die Stampanudeln s. Simr. Myth. S. 550, 573.)

10. Gießt man in der Dreikönigennacht um zwölfe Blei und läßt es in kaltes Wasser abrinnen, so entsteht eine Form, aus der man seinen zukünftigen Beruf erkennt. Bildet sich z. B. die Form eines Altars, so wird der Betreffende Priester. Eisakthal.

11. In der Dreikönigennacht steigen die Leute aufs Dach und „lugen" Sterne. Steht über einem Haus eine Todtenbahre, so stirbt dasselbe Jahr jemand aus diesem Hause weg. Ein alter Unterpopp, der vor etwa 100 Jahren lebte, sah ober seinem eigenen Hause die Bahre und jammerte: „Kinder, heuer geht's über uns, richtet euch!" Und dasselbe Jahr starb beim Unterpopp das ganze Haus aus.

12. Wenn die Dirne in der Dreikönigennacht zwischen 11 und 12 Uhr die Stube kehrt und am Ende bei der Thüre zurückschaut in die Stube, so sieht sie ihren künftigen Bräutigam beim Tische sitzen. Wälschnoven.

13. Am Dreikönigenabend bekommen die Burschen in Enneberg von den Dirnen künstliche Nelken mit Rosmarin. Diese Blumen werden Foes (Blätter) genannt. Dafür erhalten die Mädchen am Kirchtag Birnen. Dieser Brauch ist so allgemein, dass zu den Kirchtagen viele Centner Birnen ins Thal geführt werden.

14. Am Vorabend vor hl. Dreikönigen ist es an vielen Orten Ennebergs der Brauch, alle erdenklichen Spiele und Scherze aufzuführen, so dass sich die Kinder das ganze Jahr auf diesen Abend freuen.

Den Reigen eröffnen etliche alte Bräuche. Einer stellt sich in der Mitte der Stube mit dem Rücken gegen die Thür auf und wirft einen Schuh hinter sich über den Kopf gegen die Thür. Liegt nun der Schuh so, dass er der Thür die Spitze zukehrt, so muss jemand im Hause das Jahr über sterben.

Ein anderer wirft sodann das Ei von einer schwarzen Henne über das Hausdach weg, und dort, wo es liegt, muss es eingegraben werden, damit das Haus das Jahr hindurch vor dem Blitz bewahrt bleibe.

Im weiteren lässt man sich vom Mohnstampf etwas weissagen. Die Bauern Ennebergs gebrauchen ein tiefes, dickwandiges Gefäß zum Mohnstampfen. Wer also sein Ohr auf den Mörser legt, vernimmt ein Geräusch, und aus diesem lässt sich die Zukunft deuten.

15. Auch in Enneberg redet am Dreikönigenabend das Vieh im Stall. Wer sich aber dabei in den Stall wagte, dem geschähe großes Leid. Deswegen bleibt der Stall, sobald es dunkel geworden, fest verschlossen. (Vgl. Schneller a. a. O. 240.)

Ein vorwitziger Bauer wagte sich einmal doch in den Stall zu horchen. Da begann ein Ochs zu reden und sagte: „Morgen werden wir einen schweren Prügel aus dem Stall ziehen." Und so geschah es. Am andern Morgen fand man den Bauern todt im Stall, und er war so schwer geworden, dass ihn die Ochsen herausziehen mussten. (Über die Dreikönigennacht siehe auch Zingerle S. B. 126 ff.)

16. In Antholz zündeten sich die Leute zu Lichtmess nach altem Brauche gegenseitig die Haare an.

17. In Bozen zog man ehedem in der Fasnacht mit einem Bären um. (Deutet wohl auf den Sieg der besseren Jahreszeit, Simr. 545.)

18. Am Faschingserchtag bekommen die Ehehalten abends einen Braten. Ritten.

19. In der letzten Fasnacht brennen auf dem Ritten, in Völs, Tiers, Steinegg und den benachbarten Orten Bergfeuer.

20. Die Wälschnovner zündeten am Fasnachtsabend und am Vorabend vor Mariä Himmelfahrt Bergfeuer an und wetteiferten, einander die Scheiterhaufen verstohlen in Brand zu setzen.

21. Früher war der Brauch, dass am Aschermittwoch zwölf Leute aus Igls im Teufelscostüm nach Ellbögen kamen und dort allerlei Unfug trieben. Das Volk behauptete, es wären aber immer 13 statt 12 gesehen worden, also sei der leibhaftige Teufel bei ihnen gewesen. Ellbögen. Das Gleiche erzählt man in Virgen, doch sprangen dort die Burschen am Weihnachtsabend, und zwar über die Brunnentröge; das nennt man dort das Berchtlspringen.

22. In Matrei war bis 1605 der sogenannte Widumssturm üblich; d. h. der Pfarrer musste den landesfürstlichen Jägern, so oft sie kamen, sammt den Hunden Weinmahlzeit und Nachtlager geben. 1605 wurde dieser Widumssturm vom Erzherzog Maximilian abgeschafft.

Vor alters fand auch ein Widumssturm durch die Pfarrleute am Aschermittwoch statt; der Pfarrer verlegte ihn aber später auf den Fraßmontag. Auch dieser kam 1605 außer Brauch.

Dieser Widumssturm von Seite der Gemeinde war auch in Kastelrut ein alter Brauch, hier geschah er aber in der Fasnacht.

23. Am ersten Pfinztag in der Fastenzeit hatten früher die Weiber in Zams ihre eigene Fasnacht, ihren „Dinstag".

24. In Lüsen versammelten sich am ersten Pfinztag in den Fasten Buben und „Gitschen" und führten unter Zitherspiel einen Reihentanz auf.

25. Wenn am ersten Fastensonntag abends nach eingetretener Dunkelheit eine ledige Dirn mit einem noch heißen Käseküchel in der Hand dreimal um das Haus herumgeht und das Küchel über das Dach wirft, so wird sie ihren künftigen Bräutigam sehen. Strengen. (Vgl. Zing. S. B. 194.)

26. Der innere Mair zu Zinzages (heute „Dorf", Pfarre St. Andrä) bei Brixen hatte das Recht, an jedem Charfreitag sich aus der „Ölkuchl" in Brixen (diese war in der Nähe des heutigen

Cassianeums in der Neugasse) zwölf große Ölküchein zu holen; dafür lieferte er eine Fuhre Holz dahin. (Urbarbüchl beim Mair zu Dorf.)

27. Am Charsamstag werden auf dem Ritten Haselstäbchen in die Kirche gebracht, an der Spitze im geweihten Feuer angebrannt und dann zum Schutze der Fluren in die Ackererde gesteckt. Später werden sie untergeackert. (Angebranntes Holz schützt Haus und Feld; man steckte es auf allen vier Ecken in den Acker, Simr. 557.)

28. Nach der Feuerweihe am Charsamstag zünden die Bauern am heiligen Feuer ihre Kentel an und tragen sie brennend selbst auf die höchsten Höfe. Auf dem eigenen Herde wird sodann das Feuer des Kentels durch zugelegte Stücke solange als nur möglich erhalten. Wälschnoven.

29. Das nach der Wasserweihe am Charsamstag zuerst geschöpfte Osterwasser bringt Glück und Segen ins Haus, daher wetteifern die Bäurinnen miteinander, den „ersten Schöpfer“ zu thun, weil der am kräftigsten ist. Wildschönau. (Vgl. Schneller a. a. O. S. 235.)

30. Wer zu Ostern ein Kind taufen ließ, musste nach altem Brauch ein Kitz geben, wer aber zu Pfingsten, der reichte ein Lamm. Lüsen. (Vgl. Schneller a. a. O. S. 236, wo ähnliches aus Roveredo mitgetheilt wird.)

31. Wenn man am Marcustag oder zu Sonnenwende, zu Jacobi oder zu Weihnachten ein Schaff Wasser ins Freie stellt und eine klare Scheibe darüber hält, so sieht man am Himmel die Planeten streiten und kann daraus das Wetter des ganzen Jahres prophezeien. Vintl. (Erinnert daran, wie der Lauterfresser diesen Aberglauben in der Vintl verbreitet hat.)

32. Auf dem Ritten wurden in früheren Zeiten Maibäume aufgestellt, mit Laub, Blumen und Bändern geziert und unten um und um mit Nägeln beschlagen. Dann kamen die Nachbarburschen und versuchten den Baum zu Falle zu bringen. Die Einheimischen vertheidigten den Baum, und da es so schon öfters zu förmlichen Gefechten gekommen war, wurde die Sache verboten. (Vgl. Dr. L. v. Hörmann, Die Jahreszeiten in den Alpen, Innsbruck 1889, S. 30, Schneller a. a. O. S. 237. Dieser Brauch erinnert an die mit Laub und Blumen geschmückten heiligen Opferbäume der Germanen.)

33. In der Gemeinde Onach in Pusterthal musste jeder „Nachbar“ (Gemeindegenosse mit eigenem Rauch) die alte Kirchtags

steuer erlegen, mit der man alljährlich einen wohlgemästeten Stier ankaufte. Diesen Stier schlachtete der Kirchpropst am Samstag vor dem fünften Sonntag nach Ostern. Es gab eine eigens dazu bestimmte Sudküche nächst der Kirche in Quach, gerade an der Stelle, wo jetzt der Widum steht. In dieser Küche wurde in der folgenden Nacht in einem eigens dafür vorhandenen mächtig großen Kupferkessel unter der Aufsicht von Gemeindemännern der Stier gesotten. Am Kirchtag, d. h. am erwähnten fünften Sonntag nach Ostern, kamen die Nachbarn in aller Frühe zusammen, kosteten das Stierfleisch, ob es gut sei und wohl ausgesotten, und begannen sodann die Austheilung der Fleischportionen an die Armen der Gemeinde. Da aber nach und nach zahlreiche Arme auch aus den Nachbargemeinden zusammenströmten und man diese nicht zurückweisen wollte, reichte der Stier nicht mehr aus, und die Quacher verbanden damit eine große Brotspende. Das nöthige Getreide lieferte die Gemeinde, das Mahlen und Brotbacken jedoch wechselte jährlich von Haus zu Haus, wo eigener Rauch aufgieng. Die Sudküche war aus dem Kirchenvermögen hergestellt sammt aller Einrichtung und wurde auch von der Kirche instand gehalten. Das Holz zum Abkochen des Stieres wurde vom Mesner aus dem Gemeindewald herbeigeschafft, der dafür eine bessere Portion vom Stierfleisch bekam. Solange jedesmal die Fleisch- und Brotvertheilung dauerte, wurde die Quacher Heuschreckenglocke geläutet.

Aber der schöne Brauch ist abgekommen. Im Jahre 1833 wurde der Sudkessel verkauft und vom Erlös eine Kirchenfahne angeschafft. Die Spende selber muss schon früher eingegangen sein.

Alte Leute behaupten, dass dieses Kirchtagsalmosen seit der Heuschreckenplage und dem schwarzen Tod des 14. Jahrhunderts bestehe. Damals hätte es die Gemeinde gelobt, um die Erlösung von diesen furchtbaren Übeln zu erlangen. Wenn das richtig ist, so rührt wohl der St. Niklasstier in Lüsen ebenfalls aus der Pestzeit her.

34. In Ried in Oberinnthal wurde am Christi Himmelfahrtstag Wasser vom Boden in die Kirche herabgeschüttet.

35. In Hippach wurden am Christi Himmelfahrtstag bei der Auffahrt Brot, Hostien, Blumen u. a. vom Deckengewölbe in die Kirche herabgeworfen.

36. In Lüsen schüttete und warf man am Christi Himmelfahrtstag Wasser, Feuer und Hostien vom Boden in die Kirche herab. (Über ähnliche Bräuche an diesem Feste s. Zing. S. B. 156.)

37. Am St. Georgenabend opferten die Bauern für den Pfarrer, den Mesner und die Armen in der Kirche Brot, ebenso am Kirchtag für die Armen allein. Lüsen.

38. Am St. Veits-, Martins- und wieder am hl. Dreikönigentag musste der Neustifter Amtmann über die dem Kloster Neustift gehörigen Almen in Wälschnoven gehen, um die Grenzmarken zu besichtigen, und der jeweilige Geigerbauer auf Kar musste ihn auf eigene Kosten begleiten.

39. Um Sonnewend giengen die Buben mit Trommeln und Pfeifen auf den Bühel unter Huben auf Flitt. Dort zündeten sie ein großes Feuer an und warfen brennende Reife über den Wald hinab. (Vgl. auch v. Hörmann a. a. O. S. 81.)

40. Am 2. Sonntag nach Ostern und am 4. Sonntag im Herbstmonat wurden Erntefeste gefeiert. Lüsen.

41. Am Johannisabend läutete es in früherer Zeit in Wälschnoven zu keiner bestimmten Stunde Feierabend. Und wenn es dann dazu kam, läutete man nicht wie sonst, sondern klenkte nur so, wie beim Sturmschlagen. Da gieng nun das ledige Weibervolk frühzeitig von der Arbeit, um das Feierabendklenken nicht zu verpassen. Denn während es so anklenkte, die Zeit wussten sie nie, mussten sie aus einer Schmelche (Schmelge) ein Kränzlein winden, und sowie die Glocke nicht mehr anschlug, musste das Kränzlein fertig sein. Vor dem Klenken durfte aber nicht einmal das Gras (die Schmelge) dazu abgerissen werden. War einer so der Kranz gelungen, dann durfte sie ihn nicht mehr anrühren, sondern spaltete ein Holz, presste den Kranz in den Spalt und trug ihn so heim. Dort verwahrte sie ihn gut bis in die Nacht. Gieng sie dann zu Bette, so legte sie das Kränzlein unter den Kopf und schlief so ein. Im Traume sah sie nun ihr Glück und ihren künftigen Bräutigam. Dieser Traum log aber nie.

42. Einem uralten Brauche zufolge wurde am Kirchtag von St. Nikolaus in Hinterlüsen (Petschied) am Sonntag nach St. Ulrich im Juli vom Kirchpropst ein Stier geschlachtet und das Fleisch öffentlich vertheilt. Dazu sammelte man zur Sommersonnenwende soviel

Beiträge, als außer der aus den Meierhöfen zu diesem Zwecke erfließenden Sonnewendsteuer noch erforderlich waren. Die Gemeinde stellte das Holz zum Kochen des Stieres bei und sandte einen „Deputierten", der den Stier schlachten half. Die Stiftung verfügte über drei große kupferne Hängekessel sammt den nöthigen Schöpfkellen. Die Haut des Stieres sammt „Mittergern" und Nieren gehörte dem Kirchpropst. Zur Vesperzeit musste der Stier gesotten sein und begann die öffentliche Kirchtagsspende. Der geistlichen und weltlichen Obrigkeit war im Kirchenstadel der Tisch gedeckt, das Volk schmauste draußen im Freien. Es wurden nun außer dem Stierfleisch auch Speck, Weizen, Roggen, Salz, Schmalz, Safran (den die Lüsener früher selber anbauten), Pfeffer und Wein vertheilt. In manchem Jahre buk man mit dem zur Vertheilung bestimmten Schmalze Krapfen und vertheilte diese. Dazu gab die Gemeinde Rübenkraut und zum Mus, das im Freien gekocht wurde, etliche Schäffer voll Milch; auch Würste lieferte sie zur Vertheilung. Außer der ganzen Mahlzeit bekamen in vorhinein: der Pfarrer zwei Pfund Rippenfleisch und ein Stück Wampen, der Mesner bei St. Nikolaus 60 Brote und das abgeschöpfte Fett, der Mesner im Dorf ein halbes Pfund Fleisch und eine Wurst. Die Hirten von der Maurer Alm und von Villzirm, wo der Stier geweidet hatte, wurden vor Beginn des allgemeinen Schmauses im Freien mit Suppe, Fleisch und Brot bewirtet. Die Krautträger erhielten Würste. Den Herren im Kirchenstadel wurden sodann folgende Gerichte aufgetragen: Suppe, Würste, geschnittene Wampen, Brustkern, Speck mit Kraut, Milchmus und Brot. Zufällig anwesende Fremde erhielten Suppe und Brot. Zugleich mit den Herren wurde nun außer dem Kirchenstadel das ärmere Volk bewirtet, denn die wohlhabenderen Bauersleute nahmen nicht theil; es sollte eine Armenspende sein. Später, als immer mehr arme Leute aus den benachbarten Ortschaften, namentlich aus Enneberg, zur Fleischspende sich einfanden und die Spende nicht mehr langen wollte, verlegten die Lüsner die Feier auf den St. Nikolaustag und schlossen die Fremden davon aus.

Im Jahre 1822 hörte der alte Brauch mit dem St. Nikolausstier auf, die Kessel wurden verkauft, und der Erlös floss in die Almosencasse.

(Dieser Brauch erinnert an die öffentlichen Opfermahle der älteren Zeit. Das Opferfleisch wurde ebenfalls in Kesseln gekocht, am liebsten Pferde, Rinder, schwarze Widder, nie gebraten; das Opfermahl wurde an den großen Jahresfesten gleich in offener Versammlung vom ganzen Volke gehalten. Überhaupt war das Thieropfer geselligschaftlicher, allgemeiner; die Gesammtheit des Volkes oder die Gemeinde pflegte es zu bringen. Grimm-Kehrein, S. 7.)

43. Auf Pians, einer Almwiese ober Villpeder, stand vorzeiten eine Kapelle, wo im Sommer und wieder im Herbst unter großem Zulaufe der Lüsner, Rodenecker und Pusterer mit Musik, Wein und Tanz „Kirchtag" gefeiert wurde. Zweimal riß man die Kapelle nieder, um dem Unfuge zu steuern, beidemal wurde sie wieder aufgebaut. Diese Kapelle war zugleich ein Wallfahrtsort. Lüsen.

44. Seit alters pflegt das Clarissenkloster in Brixen zu Maria Schnee eigens gebackene kleine runde Brote auszutheilen: man heißt sie die „Schneebrötlein". (Darüber s. Simr. Myth. 368.)

45. Am hohen Frauentag (Mariä Himmelfahrt) werden Kräuter geweiht und dem Vieh unter die „Lecka" (Salz) geschnitten. Das hilft gegen Viehschaden und reinigt die Ställe von allem Bösen. Ritten.

46. Zu Mariä Himmelfahrt und Mariä Geburt werden in Wälschnoven allerlei Kräuter geweiht, die man dann bei Gewittern räuchert. Die vornehmsten sind jene, denen man große Kraft beimißt, z. B. Scharnikel, Meister- und Wolfswurz, Schmelge, Karwendelkraut, Haberraute.

Die Leute sagen: Karwendelkraut und Haberraut vertreibt alle Bettelhaut. (Bettel = Teufel.)

47. Wer einen Vierklee sieht, hat Glück; wer ihn abrupft, hat Unglück. Wälschnoven.

48. Im Glöck, einer Alm unter der Schien auf dem Ritten, kommen die Rittner seit alters um Bartlmä mit ihren Nachbarn zusammen und halten „Kirchtag" und Markt. Auch ziehen sie um diese Zeit mit den Kreuzen oben über die Villanderer Alm zum Latzfonser Kreuz, um für die Ernte zu danken und für das Gedeihen dessen zu bitten, was noch auf dem Felde ist. (Vgl. v. Hörmann a. a. O. S. 75.)

49. In früherer Zeit war es auf dem Ritten der Brauch, wenn die Bergmahd vorüber und das Getreide in der Scheuae

war, ein Schaf zu schlachten. (Das Schlachten bei der Erntefeier deutet auf ein Wotansfest, Simr. Myth. 329, 509.)

50. Nach uraltem Brauch war am St. Georgskirchtag im oberen Meierhof zu Lüsen offene Tafel. In alter Zeit saßen auf diesem ehemals burgartigen Hof die zum Ministerialenadel gehörigen Meier von Lüsen; nach ihnen kamen die Herren von Mairhofen, die sich lange großen Reichthums erfreuten. Von der Kirchtagstafel der letzteren weiß das Volk noch jetzt zu erzählen. Man richtete zwei Tische auf, einen für die Herren, den anderen für die Armen. Am Herrentisch saßen die geistlichen Herren von Lüsen und geladene Gäste geistlichen und weltlichen Standes von Brixen. Da wurden nun folgende Gerichte aufgetragen: Zweifache Suppe, eine mit und die andere ohne Brocken; geröstete Leber; ein Ochsenfuß; Wampenwürste; Ochsenzunge; Rindfleisch mit Kraut; Mus; Törteln; gefüllte und ungefüllte Krapfen mit sogenannter Maibutter (halbgeschlagen); Speck und Geselchtes; „Minggelen“ und Strauben. Auf den Armentisch gelangten: Brot, Suppe, Fleisch, Speck mit Kraut, Krapfen, Törteln, Mus, Würste. Das Fleisch wurde in 7 Kesseln gesotten, das Kraut in 2 oder 3, das Mus in 3 Kesseln gekocht. Im Jahre 1749 fanden sich 125 Gäste zum Armentisch ein, wofür man 330 Fleischportionen und 500 Brote brauchte. Im Jahre 1773 waren 130 Arme anwesend, die 325 Fleischportionen und 556 Brote verzehrten. Ein bedeutendes Armencontingent stellten die brixnerische Vorstadt Stufels und das Thal Enneberg.

51. Vor dem Kirchtagtanz wurden auf der Gasse zwei Burschen zu „Platzmeistern“ gewählt, welche die Personen nach Ordnung und Herkommen zum Tanze fürboten. Wollte ein Bursche mit einem bestimmten Mädchen tanzen, so meldete er dies beim Platzmeister an, der ihm dann die Erkorene zuführte. Lüsen.

52. Am Allerseelenabend läßt man ein Öllicht für die armen Seelen brennen; dieselben dürfen dann kommen und mit dem Öl ihre Brandwunden bestreichen. (Vgl. Zing. S. B. 177, Schneller a. a. O. S. 238 Nr. 29, 30.)

Früher war es auch Sitte, in der Christnacht ein Licht brennen zu lassen. Eisakthal. (Vgl. Schneller, S. 239.)

53. Auf dem Ritten wurden früher am Allerseelentag „Todtenopfer“ (Speisen) vors Haus gestellt.

54. Auch in Prägraten wird zu Allerheiligen viel Almosen gespendet. Hier gehen die Kinder am Allerseelenabend mit Hämmern herum und klocken an die Hausthüren. Man weiß nun, dass die Anklöckler da sind, und richtet Krapfen zusammen, die den Kindern in die mitgebrachten Säcke geworfen werden.

55. Zu Martini hielt der neustiftische Amtmann in Wälschnoven seine Herbstbaustift ab, wozu alle neustiftischen Grundholden erscheinen mussten. Da wurden ihre Pflichten und Privilegien neuerdings festgestellt, und dabei bekamen die Bauern von der Grundherrschaft eine warme Suppe. (Über Herbstbaustift und Herbstgilden s. Simr. Myth. 509. Zu Martini fängt der Winter an und damit das Pachtjahr; daher war da der Zins abzuliefern.) Als Zinstermin der älteren Zeit finden wir in Südtirol häufig auch den St. Lucientag; die Reggelberger sagen, die hl. Lucia sei mit den Lamparten ins Land gekommen.

56. Der Klaubauf kommt in Bärengestalt oder ist wenigstens mit Pelz vermummt. Eisakthal. (Der Klaubau, Klaubauf — der Name wohl entstellt aus Nikolaus — deutet auf einen Riesenmythus zurück, Simr. Myth. 548; doch lässt sich der Bär auf Wuotan, den Sturmgott mit seiner wilden Jagd, zurückführen. Vgl. Wägner, Unsere Vorz. I. 463.)

57. Der hl. Nikolaus legt nebst anderen Gaben auch gerne Wachsstöcke ein. Brixen. (Vgl. Simr. Myth. 570.)

58. In Mals wird am Nikolausabend der Nikolaus geweckt. Da ziehen Kinder mit Glocken herum und läuten auf den Wegen und in den Höfen.

59. Vor Weihnachten und zu Ende der Schulzeit setzte sich im Dorfe Lüsen der Schullehrer auf eine lange Bank. Die Kinder schloffen nun zwischen seinen Füßen unter der Bank hindurch, und er strich mit einem Ochsenziemer („Ochsenzenn“) wacker ihr Hintertheil. Dabei sagte er folgenden Spruch:

„Still, Bui, schäff' Hosen und Hemat (Joppe) un,
Noar bisch a rechta Bau'rusuhn.
Schaug' nar oidn in die Blau,
Af dar Broch unt' liegt die Sau;
Die Sau geat gearn ins Kraut;
Koa Kui una Haut,

Da Schuistamoasta flickt die Schuich,
Ear gibt das Lödar a darzui.
Grosch'n außa, Grosch'n außa,
Gian mar noar ins Wirtshaus.
Stea au va dar Bånk
Und sog' ma schian Dånk!"

Bei dieser Gelegenheit mussten die Schulkinder dem Lehrer die „Streichkreuzer" geben, d. h. die Schulgroschen zahlen. Dieses Ausstreichen der Schulkinder war auch an zahlreichen anderen Orten in und außer Tirol und unter ähnlichen Sprüchen üblich, doch meist am unsinnigen Donnerstag. (Vgl. Panzer II. 250.)

60. Die drei Pfinztage vor Weihnachten sind die Klöckelnächte, weil die Muttergottes da geklöckelt, d. h. mit den Klöckeln das Garn gewunden hat. Früher gieng man an den Abenden der genannten Tage auf dem Ritten klöckeln, jetzt aber beschränkt sich die Feier auf die Krapfen.

Die Haarwuzeln, in Unterinn Weberer genannt, welche die Dirnen in der Klöckelnacht nicht fertig brachten, wurden von der alten Hexe in Besitz genommen.

Ehemals war es üblich, in den Klöckelnächten ein Rad auf dem Hause zu befestigen oder ein solches an das Haus zu zeichnen. Auch wurden in diesen Nächten Räder über das Haus geworfen. Ritten. (Das Rad ist das Sinnbild der Sonne und dem Gotte Fro geweiht; der Brauch erinnert an ehemalige Umzüge zu Ehren dieses Gottes zur Zeit der Sonnenwende.)

61. In den Klöckelnächten dürfen die Dirnen nicht aus dem Hause gehen, sonst nimmt sie der wilde Zug der Frau Berchta mit. Klausen und Villanders.

62. Zu Weihnachten wird „g'schlachtigt"; ein „Schlachtigenstück" wurde früher (noch vor etwa 30 Jahren war es üblich) den Nachbarsleuten ins Haus geschickt. Brixen. (Dieser Brauch erinnert an die alte Opfergemeinschaft, Simr. 509, an ein altes Opfer des Fro, ebend. 549.)

63. Wer zu Villanders freie Jagd hatte, musste nach altem Herkommen zu Weihnachten dem Richter einen Hasen schenken. (Der Brauch erinnert an ein altes Opfer, denn auch Wild war opferfähig, und Richter und Priester waren bei den alten Germanen eine und dieselbe Person. (Simr. Myth. 510.)

64. Früher war es in Tiers so unheimlich, dass nach dem Betläuten niemand mehr vor die Hausthüre gehen durfte, und dass die Leute in den Rauhnächten (Christnacht, Neujahrs- und Dreikönigennacht) in einen Kübel husten und die Kinder auf Decken wiegen mussten. Die Dirnen mussten in den Rauhnächten das Werg sauber vom Krück herabspinnen, sonst kam die Berchta und spann es herab. Auch blieben in den Rauhnächten die Krapfenschüsseln auf dem Tische stehen, damit die Berchta essen konnte. Die Berchta nannte man auch Gstampa.

65. Am Weihnachtsabend wird das Haus geräuchert. Der Bauer geht mit der Glutpfanne voran; auf den Kohlen rauchen die geweihten Palmkätzchen und die am hohen Frauentage gesegneten Blumen. Der Großknecht geht mit einem großen Weihbrunnglas hinterdrein. In jeden Winkel wird hineingeräuchert und gesprengt, um die Einflüsse des Bösen zu vertreiben. So geht es durch Haus und Hof. Derweil betet der Bauer mit dem Großknecht die gebräuchlichen zwölf Vaterunser. Die Hausthüren müssen fest verriegelt sein; wenn beim Räuchern jemand Fremder zuwege käme, müsste eines aus dem Hause fortsterben.

Dann geht es zum heiligen Mahl. Zuerst kommt eine große Pfanne Schmalzmus, dann eine Pfanne voll Weihnachtsbrei. Dieser ist schneeweiß; darin liegen Äpfelstücke und Weinbeerlen. Darauf rückt allerlei Süßes und Saures an und zuletzt das eigentliche Weihnachtsgericht, die süßen Krapfen. Diese sind viel größer als die gewöhnlichen und werden auf einem großen Teller nach Art der Dachschindeln übereinandergelegt. Ein Teig aus Mohn, Klotzenmehl und geriebenem Zucker wird darüber gestrichen; über jede Lage wird Schmalz und Honig gegossen. Das Ganze sieht aus wie ein riesiger Tannenzapfen; außen herum ziehen sich die Silberfäden und Silbertropfen von Honig und Schmalz. Bei einem richtigen Krapfenstock müssen die honigsüßen Eiszäpfchen außen herunterhängen.

Zuletzt bringt die Großdirne einen Korb voll Äpfel, Birnen und gebratener Kastanien, die Bäurin aber erscheint mit einem großen irdenen Kruge voll süßen Mostes. Pusterthal.

66. Eine Magd goss in der Weihnacht Blei ins Wasser. Das Blei bildete einen Soldaten. Im nächsten Jahre machte sie ein Soldat unglücklich.

Eine andere Dirne goſs ebenfalls Blei in der Silvesternacht. Da bildete das Blei ein Kreuz, unter dem ein Weib lag. Die Dirne sank im nächsten Jahre an einem Wegkreuze zusammen und starb dort. Kufstein.

67. Der Johannissegen (der am Feste des heiligen Evangelisten Johannes geweihte Wein) wird gegen bösen Zauber, besonders gegen das „Vermeinen“ (Behexen) angewendet und erhält den Frieden im Hause. Fallen die bösen Würmer ein oder nimmt das Unkraut auf eine nicht mehr natürliche Weise überhand, so wird das Feld mit Johannissegen besprengt, und Würmer und Unkraut weichen. Ritten. (Vgl. Kehrein, Grimms Myth., S. 8, Zing. S. B. 199.)

68. Wenn der Propst selber das Amt hält, dann muſs nach alter Sitte am selben Tage der Färbermeister Gugler seinen Ehehalten zum gewöhnlichen Hauswein noch einen extra guten Rothen ausschenken; weißer darf es nicht sein. Bozen.

Wochentage.

69. Der Montag ist ein heiliger Tag für das Vieh. Jeden Montag früh muſste das Vieh gutes Heu mit etwas Geweihtem darunter und Salz bekommen. Dasselbe erhielt es am Dreikönigenabend; an diesem Abend bekam es dann menschlichen Verstand und redete. Eggenthal.

70. Der Donnerstag ist ein Unglückstag, es ist der Tag der Hexenausfahrt; an einem Donnerstag hat ja auch Judas den Heiland verrathen. An einem Donnerstag wird niemand einen Bauern bewegen können, sein Vieh auf die Alm oder von der Alm zu treiben, denn dadurch würde er sein Unglück mit Gewalt herbeiziehen. Auch keine Wöchnerin läſst sich an einem Donnerstag aussegnen. Wildschönau. (Vgl. Grimm, Myth. S. 173, Simrock, Myth. S. 494.)

71. Der Schlenggltag ist der 5. Februar, doch wollen, wenn dieser Tag ein Pfinztag ist, die Ehehalten an demselben Tage nicht schlenggeln (den Dienst wechseln), denn der Pfinztag ist ein Unglückstag. Wenn eins an dem Tag aber doch schlenggelt, so bleibt es im neuen Dienstort nicht das ganze Jahr.

Sobald die neuen Dienstboten eingetreten sind, werden sie im neuen Diensthause bis 11 Uhr nachts und darüber bewirtet. Das heißt man die „Ehehalten dingen". Dieser 5. Februar wird „Kirchtag" genannt und dafür gehalten.

Der rechte Kirchtag in Wälschnoven ist der erste Sonntag nach Mariä Heimsuchung. Wälschnoven.

72. In Umhausen war bis zum Jahre 1610 der Brauch, an Freitagen Blutküchel̈n zu backen. Der Curat Christoph Mayr brachte diesen Brauch ab.

73. Den letzten Schlag in der Schmiede thut der Wildschönauer Schmied am Samstag nach Feierabend. Sobald es Feierabend läutet, betet er den englischen Gruß, dann haut er mit dem Hammer noch einmal enzmäßig auf den Ambos, dass der Boden dröhnt. Damit ist die Wochenarbeit zu Ende.

74. Wer am Samstag erkrankt, stirbt nicht, wohl aber, wer am Pfinztag krank wird. Brixen. (Vgl. Panzer I. 259, Nr. 40.)

Verlobung und Hochzeit.

75. In Prutz pflegten in älterer Zeit die Verlobten schon ihre eheliche Gemeinschaft.

76. Auch in Stilfes bei Sterzing war es vor alters der Brauch, dass die Brautleute zuerst sich gegenseitig erkennen; dann erst könne, glaubten sie, die Trauung giltig vor sich gehen. (Visit.-Prot. v. 1608 u. 1615.)

77. Gegen das Ende der Hochzeitsfeier (auch das Brautstehlen ist im Schwang) werden Schweinsohren mit Sauerkraut aufgetragen. Dies ist das Zeichen dafür, dass die Braut und die Kranzljungfern die Kränze abzunehmen haben. Die Braut heftet ihren Kranz dem Bräutigam auf den Hut, die Kranzljungfern die ihrigen ihren Vorschneidern. Gelingt es einer Jungfer nicht, ihren Kranz an Mann zu bringen oder wenigstens rechtzeitig zu verstecken, so wird er ihr geräuchert. Zum Schlusse kommen zwei als Dörcher verkleidete Personen, schimpfen einander vor den Festgästen eine Weile wacker herum, bis sie zuletzt einig werden, ihren schreienden Racker, den sie mit sich tragen, der Braut zu übergeben und eine

Sammlung unter den Gästen vorzunehmen. Das Ergebnis derselben gehört der Köchin als Trinkgeld. Strengen.

78. Brautleute wurden am Tage vor der Hochzeit in einen Sack gestoßen, was große Belustigung hervorrief. Telfs.

79. Viele Weiber bewahren ihre Brautschuhe auf, in der Meinung, dass sie der Mann, solang sie die Schuhe haben, nicht schlagen könne, wenn er auch wollte. Wildschönau.

80. Wenn's am Hochzeitstag regnet, gibt's eheliches Unglück; ebenso, wenn am selben Tage der Brautring einen Sprung bekommt. Brixen.

81. Beim Eheversprechen (Handstreich) gab der Verlobte seiner Braut eine „Ahre“ (auch „Capare“ genannt), das ist ein Drangeld, und zwar einen Thaler. Lüsen.

82. Bei den Hochzeiten wurde früher in Unterinn vor dem Fuhrwerk mit der Brauttruhe an mehreren Stellen der Weg verrammelt und erst, sobald die Burschen ein Trinkgeld erhalten hatten, wieder aufgehauen. Der Hochzeitstanz dauerte meist bis spät nach Mitternacht; ja um Mitternacht kam erst wieder frisches Leben hinein, denn da tauchten maskierte Burschen auf und mischten sich unter die Hochzeitler, als: Hexen, Kobolde, Zwerge, wilde Weiber in altersgrauen Röcken, Kräutermannlen mit mächtigen Ruckkörben voll Kräuter und Wurzen, ein Riese mit einem entsprechend großen Korb und einem schweren Mörser darin, Musikanten, Ausrufer und andere. Nach den tollsten Fratzen und Schaustellungen tanzte alles durcheinander, auch die Vermummten.

83. Die Handstreichzehrung und die Frühsuppe am Hochzeitsmorgen für „einen Tisch voll Volk“ muss die Braut bestreiten. Hat die Braut keine Heimat und steht im Dienste, so muss der Dienstgeber die Frühsuppe in seinem Hause „ausrichten“. Nach der Frühsuppe kommt der Brautführer zum Hause der Braut, das ihm aber nicht aufgethan wird. Er bittet, und weil auch das nicht helfen will, bietet er Geld an (Brautkauf!). Der Bauer reicht ihm eine Flasche Wein heraus, und sobald er diesen getrunken, sperren ihm die Knechte die Hausthür auf. Dafür muss er jedem einen Gulden geben. Nun begehrt er die Braut. Aber es wird ihm eine „schieche“ Dirne, in schwarzes Kalbfell gehüllt, zugeführt, die er indes nicht mag. Aber er muss sich mit einem Gulden von

ihr loskaufen. Es kommt eine andere, „bessere", die er aber auch nicht mag und erst für 5 fl. wegbringt, da sie sich „gar arg an ihn hängt".

Nach langem Warten bringen sie ihm endlich die rechte. Doch welche Mühe, sie auf dem oft verlegten Wege zum Haus des Bräutigams zu bringen! Aber da halten wieder an die 30 jungen Reiter Wache und lassen die Braut nicht ein. Es sind die Ehrenwächter, denn die Braut hat noch kein Recht, zum Bräutigam zu kommen, bevor sie getraut sind. Mit Geld und guten Worten schafft sich der Brautführer nach langem Hin- und Herreden freie Bahn, damit er im Hause seine Kleider wechseln könne. Von da bewegt sich sodann der Zug wieder unter allerlei Hindernissen der Kirche zu, wo der Geistliche oft lange genug hat warten müssen.

Unter allerlei Gaukeleien und Mummenschanz, wobei das Handwerk des Bräutigams nachgemacht wird, entfernt sich der Brautzug wieder von der Kirche. Aber nicht weit davon ist schon wieder der Weg abgesperrt und wird von einem Alten, der mit einer Unzahl von Hausbriefen und pergamentenen Privilegien sein Zöllnerrecht nachweist, der Brautzoll abgefordert. Ist dieser gezahlt, dann fallen die Schranken, und der Zug bewegt sich durch Triumphbogen zum Wirtshaus. Unterdessen wird die Truhe oder der Kasten mit dem Zeuge der Braut in die neue Wohnung überführt.

Jetzt beginnt die Zehrung im Wirtshaus, wo's lang und lustig hergeht. Da sieh, junge Burschen haben die Braut gestohlen und unter Pistolenschüssen weggeführt. Andere gehen schießend und lärmend ums Wirtshaus herum, und wieder andere gehen in ein verabredetes Haus, fragen um die „Willabraut", die sie auch gleich erhalten, und führen die falsche Braut dem Bräutigam zu. Diese „Willabraut" ist gewöhnlich eine muntere, dralle Dirne. Der Bräutigam muss mit der „Willabraut" tanzen, dann erst bekommt er die rechte wieder.

Mit Auslösung der rechten Braut und bei der Öffnung der gesperrten Wege durch die Brautzölle gehen dem Bräutigam oft an die 50 fl. drauf. Wälschnoven. Dem Brautzug wird der Weg verrammelt, s. auch Schneller a. a. O. 242.

84. **Eine Pusterthaler Hochzeit.** a) Übersichtliche Darstellung des Verlaufes. Es geht die Nachricht von Mund zu

Mund, dass der (junge Hofer) die (Moar-) Tochter „nöt ungern sechn mog". Man weiß auch, dass der junge Bauer an dem und dem Tage zum Vater der Braut geht, um die Angelegenheit zu ordnen. Die Leute wissen bald, wie viel die Moartochter „mitbekimmbt", und tadeln oder zeigen sich überrascht, dass sich der Moarbauer „so hat sechn lassen". Die Braut fährt auf den neuen Hof, um sich persönlich zu überzeugen, wie es im neuen Heim aussieht. Nun gehen die Brautleute in den Widum. Pöllerschüsse verkünden dies der Bevölkerung.

Kommen die Brautleute vom Widum zurück, so findet in dem Wirtshause, in welchem die Hochzeit sein wird, der „Handstreich" statt, ein kleineres Mahl, an dem sich auch die nächsten Anverwandten betheiligen.

Nun werden ein Bruder der Braut und ein Bruder des Bräutigams ersucht, die Hochzeitsgäste einzuladen. Diese fahren in einer Kutsche, im Winter auf einem „Bendl" (Schlitten) von Hof zu Hof. Kommen sie zum Hause hingefahren, so schießen sie eine Pistole ab und thun einen „Jutzer". Knecht und Magd, Kinder, Bauer und Bäurin versammeln sich in der großen Stube.

Die Hochzeitslader haben ihren Hut mit Federn, Blumen und einem kunstvoll geformten, oft seidenen Tüchl geziert (was auch bei den Hochzeitsgästen der Fall ist). Einer der Hochzeitslader hat einen schön geschnitzten und mit gemachten Blumen gezierten Stock, der ihm beim Vortrage seiner Einladung zugute kommt, indem beim Auf- und Abgehen in der Stube die eine Hand wenigstens eine Beschäftigung hat.

Nach der Einladung wird Wein aufgetragen: die Ehehalten gehen wieder an die Arbeit, und die Bauersleute besprechen sich mit den Einladern.

Es naht der Hochzeitstag. In aller Frühe geht es im Hause der Braut geschäftig her; die Mutter derselben besprengt die Schuhe, welche die Braut anzieht, mit Weihwasser und segnet überhaupt alles, was die Braut trägt.

Es kommen die Hochzeitsgäste. Einer derselben begehrt im Namen des Bräutigams die Braut (Brautbegehren). Nun wird ausgezogen; an der Hausthür wird eine Klause gemacht, der Brautführer begehrt freien Austritt.

Auf dem Wege zum Wirtshause, wo die Hochzeit stattfindet, wird nicht nur einmal der Weg versperrt. Der Brautführer, der mit der Braut auf dem ersten Wagen sitzt, muss dem Klausemacher antworten und die Braut gegen die Angriffe in gereimter Rede vertheidigen.

Vom Gasthause fort geht es in die Kirche, die Braut zur Seite des Brautführers. Die Musikkapelle eröffnet den Zug. Bei der Rückkehr — die Brautleute gehen mitsammen — steht an der Wirtshausthür eine Magd mit einem Glase Wein und einem Löffel Mus auf einem Teller. Die Braut muss kosten und dafür ein Trinkgeld geben.

Nun wird das Hochzeitsmahl „vernommen". Nachmittags stiehlt der Brautführer die Braut — der Bräutigam darf das Wirtshaus nicht verlassen — und führt sie in die anderen Wirtshäuser des Ortes. An dem Tanze, der abends stattfindet, darf sich wohl die Braut, nicht aber der Bräutigam betheiligen.

Die Brautleute fahren heim. Dort sind die Nachbarn zur sogenannten „Gungl", einem kleinen Schmaus, versammelt, wobei die Braut die Gäste bereits selber bedienen muss.

b) Hochzeitsladung. Gelobt sei er und sie, der erste in der Thür bin i, der zweite drau un, der ist mein G'spun, mir sein zwei kohlschwarze Lötter, er ist der Jungfrau Braut ein Brueder, und i bin zu dem Bräutigam ein Vötter; ietzt hoben uns diese zwei Brautleut' zu enk hergeschickt und aufgetrog'n, wir sollen enk recht schien in ihrem Namen grüeß'n und recht freundlich auf die Hochzeit lod'n.

Grüeß' enk Gott mit Herz und Mund, i hoff' enk alle frisch und g'sund zu treffen an in Lust und Freud', in Frohsinn und Zufriedenheit. Auch i bin froh und guter Ding', ein' Freudenbotschaft enk zu bring', den schönsten Gruß in Gottes Nam' von einer Jungfrau Braut und einem Bräutigam. Es hat sich nun entschloss'n, frei und unverdross'n zu treten an Altar, ein neues Ehepaar. Der Bräutigum N. N. ist enk wohl bekannt, und N. N. wird Jungfrau Braut genannt; sie lass'n enk schön grüeß'n und machen enk zu wissen, dass dös seid geladen ein, bei ihrem Hochzeitsfeste zu erschein'. Sie haben sich zur Ehe entschloss'n, weil sie der lödige Stand hat verdross'n, es nutzt kein Dwöhrn oder Bitten, am

Sonntag heißt es schon zum dritten, und wie i mir hau gelat sog'n, wöll'n sie auch viel lieber den Eh'stand hob'n. Aber auch der Eh'stand wird hochherrlich geschätzt, weil ihn Gott selbst hat zum Sacrament eingesetzt; es ist kein Stand auf Erden so schlecht und gering, dass man sein' Seel' nicht in Himmel kaunt bring', es geht von all' Ständ'n zum Himmel die Thür: wer sein' Stand haltet, der geht auch gewiss nicht irr. Sie haben sich versproch'n, mir scheint die vorige Woch'n sein sie zum Pfarrer g'rennt, weil sie das Herz hat gebrennt, der sagt: i werd' enk schon bind'n, aber i muss es amerst verkünd'n, und dreimal muss es sein, dann könnt ös laden ein zu enkerm Hochzeitsfeste recht viele Freund'*) und Gäste.

Dann sein sie zu mir herkemmen, i soll's lei übernemmen, die Leut' zu loden ein vom Kläusl**) bis ins Rein.***) Und weil es mir ist aufgetrog'n, so thu' i enk bitt'n und frog'n und recht freundlich auf die Hochzeit lod'n; im Haus und auf der Weit', lod'n thu' i alle Leut', im Stadl und im Stall, sog'n thu' i's überall, jung oder alt, warm oder kalt, groß oder klein, damit i enk alle mein', damit i's enk allen recht sog', auf den hochzeitlichen Ehrentog, und damit ös die Sache recht versteht und am künftigen Örschta†) fleißig an die Hochzeit geht. Am Örschta schon bei Zeit'n wird es zum Feste läut'n, wo man das neue Paar begleitet zum Altar. Also am künftigen Örschta, do thuet's halt den Tusch, auf selm soll i einlod'n die Madlan und die Bursch', die Mander und Weiber, die braucht's gor am meist'n: die Mander zu Zeug'n und Beistand zu leist'n, zu führ'n den Bräutigam, zu führ'n die Braut; die Bueb'n, zu schießen, beim Speck und beim Kraut, die Madlan zu tanz'n und zu betreten den Spitz, und die Weiber, zu bet'n um Glück auf der Grütz'. Am Örschta bei Zeit'n sollt ös beim N. N. erschein', und do wird zuerst a bissl ein' Frühsuppe sein. Dann soll man sich bereit'n, das Paar zu begleit'n über Gass'n und Straß'n, über Wälder und Felder hin nach N. in das lobwürdige N. N. Gotteshaus hinein, wo zuerst die Vermählung wird sein. Da wird der Bräutigam vor allem Volk bekennen, dass

*) Verwandte.

**) Wohl Mühlbacher Klause. Die Hochzeit findet in St. Lorenzen statt.

***) Reinthal in Taufers.

†) Dienstag.

er die Jungfrau Braut als sein Weib will anerkennen, sie lieb'n wie seinen eig'nen Leib und bis in Tod ihr treu verbleib'n. Die Braut verspricht, in Freud' und Leid'n, bis sie einst von einander scheiden, in Lieb' und Treu' sich zu bemühen und die Kinder christlich zu erziehen. Dann wird sie der Priester binden mit dem eh'lichen Band, und der Bräutigam steckt der Jungfrau Braut an Ring an die Hand, der ist dick und weit, dass er zusammenhebt Lieb' und Leid, Lust und Freud', Trübsal und Traurigkeit, wenn er öt lei derbricht, sonst nutzt weiter nicht; wenn er aber derbricht, so ist halt der ganze Hand'l wieder nicht. Dann wird es hurtig außer klenk'n, do soll man Gott das Opfer schenk'n und frei bitt'n und bet'n, denn beim Heiraten hat es viel vonnöth'n; beten ist zwar allzeit guet, ganz besonders aber, wenn man heiraten thuet, denn selm, wenn's oft etwas hat gegolt'n, do hatt' man die Leut' bald am liebst'n ausgerichtet und gescholt'n; beim Sterben hat man eins oft schon gelobt, bald's darzue ist kemm', hat aber doch nie niemand getobt, weil ihn ein jeder hat g'fordht'n vor der Strafe bei Gott.

Nach dem Gottesdienste wird man die Brautpersonen hinbegleit'n zum Altar, wo der hochwürdige Priester war, dort wird ihnen die nothwendige Dixion*) gegöb'n und ein zweiter Johannisség'n, wo wir auch alle B'schoad thun mög'n, zum Zeich'n, dass Jesus Christus so wunderlich gehand'lt, sechs steinerne Krüge voll Wasser in den besten Wein verwand'lt. Aber mit dem G'spass thüen mi die Wirte allm auslach'n, sie sog'n allm, des Wunder könn' sie schon auch mach'n, aber sie thüen nur Wasser in den Wein gieß'n, dann sog'n sie zin Leut'n, sie hob'n ein' Natursüß'n; aber dös ist ganz gleich, man thuet ihn nicht härter ertrink'n oder erbeiß'n, er thuet an holt öt a so unanonder reißen; es ist einthalben ganz guet, wenn er an öt a so niederreiß'n thuet, denn in Winter ist's viel zu kalt, wenn man alleweil a so in Schnee einin fallt; i han ihn schon versucht und probiert und han decht den Sinn nie verwirrt. Ist dann in der Kirche vorbei diese Feierlichkeit, so steht beim Herrn N. N. Wirt ein herrliches Hochzeitsmahl bereit; da sollen sich wieder alle stellen ein, um den ganzen Tag recht gueter Ding' zu sein; es kriegt ein jeder zu essen g'nue und Wein, soviel

*) Benediction.

er will, darzue. Schon a zwei, drei Woch'n thuen sie nicht als sied'n und koch'n.

Der Wirt hat's frisch gewagt und hat's an jeden g'sagt, was die ganze Woch'n ist zi thüen. Zum Knecht hat er g'sagt: Thue's frisch ungreif'n, thue Beil und Mösser schleif'n, des Ding mueß schleinig vorwärts gien. Die große Dirn, de soll g'schwind einrühr'n, und die kleine holt vom Keller das Kraut, die eine rührt den Kübl, die and're spüelt den Triebl, und wenn dös ös öt erthüet, so schicket uns die Braut! Köchin, thue di richt'n mit deinen Kuchlg'schicht'n, lass' die Haf'n flick'n und den Schurz! Kellerin, thue di zier'n, lass' di g'schwind balbier'n, thue's den andern Gitschnan grod zin Trutz! Es ist noch nöt gor, und es ist richtig wohr, dass noch ein Dutzend Köchinnan kemm' wer'n und ein halb Dutzend Kellerinnan von der Fern': und wie sie alle heiß'n und wo sie herkemm', des sog' i enk noch recht gern. — —

Es kommt auch vor, dass an dieser Stelle der erste Lader so aufhört, als wüsste er nicht mehr fortzufahren. Da tritt der andere herfür und sagt: „Bist decht du a Heiter, kinnmbst gor nimmer weiter!"

Oder er beginnt so, den ersten unterbrechend:

Halt, Kamerad, das ist mir aufgetrog'n, i weiß es ihnen genau zu sog'n.

Die erste heißt Andl, kommt von Öfas*), de kann alm ötwas, was eine andere Köchin öt weiß; die Ursche von Leit'n, de kennt's schon von weit'n, ob die Suppe ist kalt oder heiß. Die Seffe von Loidn*), de kann's Mog'n uoid'n, han i schon oft g'sagt, ist völlig aus. Und die Platter Barbe, sell ist gor a harbe, sie verrichtet si' ninderst drein oder draus. Zu der hintern Fülle kommt die Hörnle-Zillö und zum Blattltreib'n die Schlutzkrapfl-Lies, das Mues zu rühr'n und untern zu schüer'n ist bestöllt die Hundsmariandl von Gsies. Die Buttersüeß-Tresl von Sack dort bei Mauls, die Zipfl-wurst-Zenzl von Strutzer in St. Pauls, die Schwarzblattl-Zillö von Hupfwirt in Schnals, de hob'n herg'schrieb'n, was die andern nöt kenn', kenn' schon sie all's; sie sein hundert Suppen zu koch'n instand, sein berüehmt in der Stadt und geprief'n auf'm Land.

*) Evas = Fassa. — **) Lajen.

Die Ratzlbart-Kathl übers Hörnlöjoch hat g'lärmt: „Aft saggra weit her is doch, aber es thuet mi nöt reud'n, g'rod' weil i amol den Lorenznern mei Kochkunst kann zeig'n." Die Panzendorf-Rosl hat geäußert sich schier: „I meinet, noch zwei bring' von heim i mit mir." Und die Tesselberg-Grete weiß a schon darvun, hat g'sagt zu der Braut: „Dö G'schicht' han i schon öfter githun." Die Schwöglpfeif-Barbe von St. Jogga darzue: itza wohl, sagt die Wirtin, itzt hob'm wir Köchinnan g'nue. Koch'n werd'n sie schon, dass man's nie a so hearst, das Foi'r mach'n sie unter'n Höerst, und die Haf'n haben sie umgekeahrst, und in der Schüss'l kan Bod'n; alle glabt's, und kein Thual ist erlog'n.

Dann sötz't enk lei frisch enker zwölf auf ein' Tisch und ergreift Mösser und Gab'l, dass wir frei mög'n schnabl'. Auftrag'n werd'n sie allerhand Speis'n, aber i konn' sie nöt alle nenn', und wer sie nie g'sech'n hat, der wird sie auch nöt kenn'.

(Nach Belieben kann da der erste Lader wieder dreinfahren:)

Halt, Kamerad, was sie werd'n auftrog'n, das weiß schon i ihnen zu sog'n.

Sie bring' gor besondere Schnapplan, von Hüendlan und Happlan*), allerhand Schink'n von Schneck'n und Fink'n, allerhand Brock'n, Nud'l und Nock'n, Warm's und Kalt's, Jung's und Alt's, Gelbis und Grüens, Wildis und Schien's, Großes und Klein's, ist den Köchinnan eins. Lauter's und Dick's, etwas und nix, was Guet's und was Schlecht's, was Lieb's und was Recht's. Gesott'n's, Geschmalz'n's, Gepfeffert's, Gesalz'n's, Geröstet's, Gebahnt's**), Verwixt's und Verdrahnt's, gebröck'lt, geslöck'lt, gemud'lt, genud'lt, geblas'n, gedud'lt, gepresst und gedruckt, dass man's leichter verschluckt, gewixt und geböğ'lt, gebohrt und geschlög'lt, gebuttert, verzuggert, geschüttelt, geschwung', für die Alten und Jung'.

Lei raumt enk den Mog'n, des mueß i enk sog'n, von Kuchl und Keller auf Schüssel und Teller werd' ihr noch Genüegen und nach der Wohl krieg'n: lei esst enk genue und trinkt frei darzue. lei salzt enk und rüehrt enk, schneid't auf und trantschiert enk, und a Essig ist guet, wenn es süeßilan thuet.

*) Happ, Häpp, Häpt = Kleinvieh. — **) Von bähen.

Der Wein kommt von Schabis, wenn's wohr ist, selm glab' i's: er ist süeß und kadent, dass er frei zwisch'n die Zähnt' außa brennt. Thüet's nur nöt vergess'n, frei trink'n und ess'n, es wird nöt viel g'fragt, hat der Wirt zu mir g'sagt, habt's gess'n, seid's g'sess'n, sei's wenig oder viel, ist allweil ein Ziel. Und was wir all's essen, des wird indessen glei telegraphiert und in Wien disch-curiert. Aber dann kommt's aufs Zahl', do hot ein jeder die Wahl, gibt er Schmalz oder Tschot'n oder gor Baugganot'n, der Wirt ist nicht hoaggl, sel hot er schon g'sagt, wenns lei ein Gulden neunzehn und vier Vierer austrogt, aber zohl' mueß ein jeder, der Bau'r wie der Hantierer, der Knecht wie die Dirn, ein Gulden zwanzig muss ein jeder spendier'n. Aber des ist nöt zuviel für all die Scherereid'n, es braucht viel und mehr allerhand Spezereid'n, ein' Anis, ein Senesle, ein' Essig, ein Öl, des mueß all's der Wirt um das theure Geld b'stöll', ein' Pfeffer, ein' Safran und Kraut allerhand, i bin all den Plunder zu neun' öt instand. Dann seid lei frei lustig, dann macht enk recht durstig, der Wirt, der siecht's gearn, wenn die G'schirre leer wearn.

(Zur Abwechslung kann man auch diesen kürzeren Spass gebrauchen:)

Zuerst fangt es mit einer Suppe an, de kommt auf der Eisenbahn her aus der großen Feuerstadt, wo sie schon lang ge-sott'n hat; do sein Bratwürst' und Brock'n drein, wie's oft in einem Strickenmacher-Ranzen thuet sein; do kann ein jeder a zwei, drei Löffel voll essen und vernehm', aber thüet enk nur nöt sell gedenk'n, dass nicht mehr wird kemm'. Ein Kalbfleisch kommt das zweitemal, der Köchin ist's ins Brot drin g'fall', die Lungl und Leber zue-geluckt, grod dass sie drunter außer guckt. Itzt kommt ein Fleisch, ist eingebeißt, ein Schöpsens, oder wie man's heißt, darzue von neuer Mod' die Brüeh', man hat a solche göss'n nie.

A saure Suppe, Leberknödl, die Köchin hat von Tux die Mödl, und ist die Supp' nöt sau'r ginue, so kommt a g'stockte Milch darzue. Die Mäuslan oder Nigilan sein wie Erdöpf'lkügilan, mit Schmalz und Mog'n aufgemau'rt, de Arbeit hat acht Tog' gedau'rt. Ös werd' jetzt frog'n, wann kommt's Kraut, g'rod' bald man nimmt den Kranz der Braut, wenn's Vivat heißt, die Braut soll löb'n und der Bräutigam darnöb'n, und g'schoss'n werd, dass es

schnöllt und tuscht, und juzen ist ein' Freud' und Lust. Dann kommt die Leber, das ist g'scheit, die erbeiß'n alle Leut', Zuveben und Grippe steckt voll darein, die Leber, dö mueß prächtig sein. Ein' Ochsenzung' kommt auf einmal, sie ist ihr in die Milch dreing'fall', des heiß'n sie a Maudlbrüeh', wer's glabt, denn i glab's selber nie. A Hase kommt sammt Haut und Haar, ist in Essig g'lög'n ein halbes Jahr: mir scheint, er mueß gor sein verröckt, weil er so wunderlich herschmöckt. Das Bratl hött' i bald vergess'n, wer noch hat Appetit zu essen, der höbb' sich mit Gewalt darzue: die Köchin sagt: Itzt hob'n sie g'nue. Itzt war mir lieber, i wär' darheim, itzt g'schach mir bösser hintern Leim, weil kommt die Rechnung für das Mohl, man mueß ihr ein Gulden zwanzig zohl'.

(Folgendes für beide gleich:)

Wann dann auch wieder ist das Hochzeitsmahl vorbei und ausgezohlt die Schmauserei, dann kann man fröhlich dischcurier'n, auch nach Belieben Spiel' aufführ'n, man kann juz'n, sing' und lustig sein, das wird die Brautleut' herzlich freu'n, denn lustig sein in Lieb' und Ehr'n, siecht auch der liebe Herrgott gern. Wann dann das Freudenfest ist aus und die Brautleut' abends geh'n nachhaus', da wünsch'n wir ihnen Gottes Seg'n auf allen ihren Weg'n und Steg'n und eine guete, guete Nacht, dann haben wir alles recht gemacht. Aber von Spielleuten mueß i enk noch sog'n, auf Musik wird nicht angetrog'n: ist nicht der Brauch, ist lang schon her, die Jungen kenn' nicht tanzen mehr, und Alte hob'n gern a Rueh, hob'n junger schon getanzt gnue. Also mithin will i mei Red' beschließ'n, sonst möcht' enk bald das Zuelos'n verdrieß'n, bei einem so lappaten Erzöhl' und Sog'n that i's enk ganz nicht für übel nehm', wenn dös üns that' bei der Thür auß'njog'n. Itzt wenn i in ein' oder ander'n Stück'n zu viel han geröd't, so thüet's mir lei nöt für übel aufnehm' und lat's sein wieder in die Vergessenheit kemm'. Und was i Fehler und Grobheiten in mein Red'n han gemacht, müsst dös lei wieder vergess'n und müsst enk gedenk'n, es ist lei a sölla Bergerlaggl giwess'n.

Itzt wiederhole i noch zum Schluss von Brautleut'n den schönsten Gruß, mit der Bitte, von mir Unwürdigem die Einladung anzunehm' und halt am künftigen Örschta fleißig an die Hochzeit zi kemm'.

c) Brautbegehren. Grüß' dich Gott, liebster Vater, und du, Jungfrau Braut, zugleich! Ihr „wearscht" uns nicht übel nehmen, wenn wir heut' mit „an sellen" Anstand zu eurem Hause kommen. Ös wisst zwar süst, was unser Zweck und unsere Absicht ist, weil dem ehrsamen Jüngling N. vor allen Eure Tochter am besten hat g'fallen; ihr freundlicher Anstand und sittsames Betragen haben ihn bewogen und zur Liebe hingezogen, und weil er sie schon früher in Erkenntnis gebracht und zur Gattin zu nehmen gedacht, ganz erhitzt von Liebesglut, fasst er endlich Herz und Muth, dass er Euch um ihre Hand bat, wo Ihr ihm schon Euer väterlich Jawort geben habt.

Das erste vor allen Dingen, das Vorhaben des Bräutigams in Ausführung zu bringen, sind wir vom Bräutigam abgesandt mit Ross und Wagen und sollen Euch in seinem Namen bitten, Ihr wollt uns Eure Tochter, seine liebste Jungfrau Braut, aufladen, wir wollen sie dem Bräutigam übersenden und das angefangene Werk mit der Hilfe Gottes vollenden; und weil Gott schon bei Erschaffung der Welt dem Adam die Eva zur Helferin bestellt, so ist es ein christliches und billiges Ding, wenn wir heut' unserm Bräutigam ein Eh'gemahl und Helferin bring'. Zweitens bitt' ich um die Jungfrau Braut, die uns vom Bräutigam selber ist anvertraut, sie hinzubegleit'n zum heiligen Sacrament und in dem Bräutigam seine Händ'; drittens läst Euch der Bräutigam bitten, wenn ihm etwa der liebe Gott Kreuz und Trübsal schicken sollt', dass Ihr ihn auch nicht verlassen wollt', denn der Apostel spricht: Eh'stand, Weh'stand; aber deswegen nur unverzagt, es ist in andern Ständen auch, dass uns manches Leid verursacht. Viertens thun wir Abgesandte bitten, dass uns vergünstigt wird, die Jungfrau Braut vom Hause zu führen; wir werden sie führen auf Wegen und Stegen, auf Gassen und Straßen, bis wir sie dem Bräutigam überlassen. Dem Bräutigam liefern wir sie in die Händ', dann wollen wir diese Brautpersonen hinbegleiten in die Pfarrkirche zum heiligen Sacrament; da treten sie dann „fürchn" zur Trepp' oder Staffelei, und es kommt ein hochgeweihter Priester herbei, der „werst" sie verbinden mit verborgenem Band und ertheilt ihnen den heiligen Ehestand: er „werst" sie verbinden mit festem Ring, den sie nicht voneinander bring'. Der Ring ist dick und weit, da schließen sie

ein Leid und Freud'. Darnach geleiten wir sie zum Hochaltar, wo der würdige Priester war, dort können sie unsern Erlöser küssen und grüßen und den St. Johannissegen genießen; darauf geleiten wir sie zum ehrsamen Wirt N., dort wird man uns freundlich empfangen und gastieren nach unserem Verlangen. Der Wirt hat mir wohl erzählt, was er all's „werst“ richten, aber ich „fang' öt aweil un, i kannt mi nimma draus varricht'n“.

Auf den Abend „werst“ der Bräutigam die Braut nachhaus geleiten und „werst“ ihr Hilfe leisten auf allen Seiten; er „werst“ auf sie schaug'n und ihr die Wirtschaft anvertrau'n, und mit diesem wünschen wir den Brautpersonen Glück und Segen, mit diesem Wunsch schließ' ich meine Reden. Aber bei Euch, liebster Vater, erneuere ich meine Bitt' und hoff', Ihr werd' mir selbe nicht abschlagen, die ich Euch für den Bräutigam vorgetragen: Mich thät's nicht wundern, wenn's Enk verdrießt, dass Ös heunt von Enkrer Tochter scheiden müsst; aber nehmt's nicht so hart, sie bleibt Enker Kind, wie sie's alleweil war. Am schwersten von allen „werst“ freilich der Muiter fallen, wenn sie enk auf'n Abend alle kommen „siecht“, aber ihre Tochter nicht: dessenungeachtet bleibt es im alten, die kindliche Liebe „werst“ in ihrem Herzen nicht erkalten.

Jetzt verzeiht mir mei' Freiheit, ich muss abbrechen, die Zeit erlaubt mir nicht länger zu sprechen. Drum bitt' ich euch, liebste Eltern, beid' zusamm', übergebt mir eure Tochter in Gottes Nam'.

Abschiedswort. Komm her, mei liebe Braut, und fahr' mit uns fort zum Sacrament der Ehe an das bestimmte Ort!

Kommt auch, ihr Nachbarn und Freund'! Thut sie begleiten, wir haben nicht lang' Zeit, bald werden die Glocken läuten: aber an Euch, liebster Vater, hab' ich noch eine große Bitt', segnet Enkre Tochter und kommt selber mit!

Was zeitliche Glückseligkeit anbelangt, wünsch' ich halt auch a Schüssel voll Speck und an Hof'n voll Ruib'n und alle Vierteljahr an sakrisch'n Buib'n.

d) Klausereime. 1.) An der Hausthüre. Brautführer: Ist wohl do die rechte Hausthür? Innerwärts bin i leicht fortkemm', und außenwärts lasst man mi ninderst mehr für. Aber i will enk wohl sog'n, was dös für an Zweck thuet hob'n. Deswög'n wöllt dös mi aufhalt'n, weil dös die Braut sov'l gearn do that' g'halt'n.

Aber, mei lieber Klausemacher, von dem Brant-Tog'halt'n wird nicht mehr wearn, auf Kiens und Pfalz'n*) hob'n sie es schon dreimal verkünd't, dass die Jungfrau Braut von heute an außer der Gemeinde thuet g'hearn, do nutzt kein Bitten oder kein Streiten, man sagt, hiut' nach'n thuet lei mehr die alte Urschel reit'n, aber i will dir keine stumbite (?) Röde unhäng', sell möcht mir der Vatter do in seiner Hausthür für übel nehm', i will drei andere Mittel probier'n: zu erst'n will i di versuech'n zu treff'n, zum zweit'n thüen wir nicht aweil streiten, sondern in Güte ausröd'n, und zum dritt'n will i gor anstatt deiner die Jungfrau Braut bitt'n, dass sie dir ein schien's Trinkgeld „wearst" göb'n. Wenn du uns dann no nöt lasst weiter gien, so bin i gezwung', das rauche Thoal außer zu thien, do werd' i's zu enkern größten Schod'n heunt no zum Pfalznern sog'n, und sie werd'n sicher nach Ostern wieder kemm' und werd'n enk die reichen Hoferner**) Gitschnan gor alle asunternehm'.

2.) Auf dem Wege. Brautführer: Gueten Morgend in aller Früeh', mein gueter Freund, was machst du hier, mögen wir nicht fohr'n über alle Gass'n und Straß'n, warum willst du uns nicht mehr weiter lass'n?

Darauf antwortet der Klausemacher:

Lieber, guter Freund, das Ding ist nicht so gemeint. Ich muss wissen, wohin, woher, wie weit und was für Leut', wie und wess' und weg'? A Pass, Wanderbuich und Hoamatschein muiß heunt all's banonder sein.

Brautführer: Wier sein vom Bräutigam eingelod'n, wier sein mit der Jungfrau Braut dahergefohr'n, wier fohr'n bei Tag und auch bei Nacht durch alle Pass' und jede Wacht.

Oder: Wier thüen die Rösslan revidier'n, wier thüen sie bei dem Zahme (Zaum) füehr'n, bei dem Zahm und bei dem Band, wier fohr'n mit der Jungfrau Braut in unser Land, in unser Land, in unsre Stadt, wo die Jungfrau Braut ihren herzliebsten Bräutigam hat.

Am Ende: Es braucht nicht mehr aweil zu röd'n, wier sein nicht do, aweil das Maul aufzuhöb'n, wier mögen ja foh'rn über

*) Je nachdem, oder auch in St. Lorenzen. — **) Von Hofern bei Terenten.

alle Gassen und Straßen; die Braut hat sich schon zum ersten-, zweiten- und drittenmal berüefen lassen. (St. Lorenzen, mitgetheilt von Herrn k. k. Übungslehrer Jos. Steger.)

85. In Prägraten ist es der Brauch, dass der Brautkasten mit besonderer Feierlichkeit in das Haus des Bräutigams geführt wird. An den Seiten wird der Kasten mit Tüchern verhängt, oben liegt ein aufgemachtes Bett und auf dem Kissen das Hemd des Bräutigams. Schöngeschirrte Pferde ziehen den Wagen. Auf dem Wege stellen sich dem Fuhrwerke Hindernisse entgegen. Klausenmacher haben den Weg abgesperrt, die in gereimter Rede dieses und jenes über Braut und Bräutigam vorbringen und mit einem Trinkgeld besänftigt und zur Öffnung des Weges bewogen werden müssen.

Tod und Geisterwelt.

86. Schwerkranke melden sich vor ihrem Hinscheiden, man nennt dies Mnunga (Mahnung zum Gebet). Wer sich anmeldet, dessen Seele ist nicht verloren, weil ihr noch das Gebet hilft; Verdammte brauchen kein Gebet mehr. Stubai.

87. Wenn ein Licht selber verlischt, gibt's eine Leiche im Hause. Brixen (Vgl. Panzer I. 258, Nr. 33.)

88. Bei einem Sterbenden soll man ein geweihtes Licht anzünden und wieder auslöschen, dann mit dem rauchenden Docht ein Kreuz über ihn machen; so dürfen die bösen Geister nicht heran. Lüsen.

89. Wenn in Telfs eine Leiche zu Grabe getragen wurde, musste sie bei jedem Kreuzweg auf den Boden gestellt werden.

90. In Neustift in Stubai pflegten die Leute früher den Verstorbenen sogleich nach dem Tode den Mund zu verstopfen oder wenigstens gewaltsam zusammenzupressen.

91. Wenn jemand stirbt, so wird von seinen Angehörigen in der Gemeinde, welcher der Todte angehörte, Haus für Haus Brot ausgetheilt. Bei jedem Vergelt's Gott, das gesprochen wird, fliegt die Seele des Verstorbenen „an Ruck aufi“.

92. Die Todtenwache bei einem Junggesellen versehen Jünglinge, bei einer Jungfrau wieder nur Jungfrauen, und zwar immer

zwei Personen. Bei Eheleuten halten Ehemänner Wache. Den Wächtern müssen die Hinterbliebenen Branntwein und Brot vorsetzen, dann wird zum Zeitvertreib gekartet. Ab und zu besprengt man die Leiche mit Weihwasser, damit keine unreinen Geister in ihre Nähe kommen. Die Todtenwache dauert von 8 Uhr abends bis morgens 6 Uhr.

93. Ist eine Leiche im Dorfe, so muss jedes Haus wenigstens ein Familienglied in der Zeit von 6 bis 8 Uhr abends zum Rosenkranzbeten dahin senden. Unterläßst man dies, so kommt „z'schnachts" der Todte und rächt sich.

94. Die Leichen von Erwachsenen werden, wenn sie „auf Ehren" liegen, in ein Tuch gehüllt oder eingenäht; nur die Kinder liegen offen, weil's Engelen sind.

95. Die Leiche einer Jungfrau wird von geschmückten Jungfrauen, die eines Junggesellen von Jünglingen mit „Büschl" (Sträußen) auf den Hüten zu Grabe getragen; Eheleute werden von Ehemännern getragen. Stubai.

96. Ein Weib in Stubai, die alte „Rosl", grub am Geburtstage ihres verstorbenen Kindes eine Torte im Grabe desselben ein, und das Kind rief: „Vergelt's Gott, Muater!"

97. Wenn einer ein Licht brennen hat, ohne dass es nothwendig wäre, fragt man ihn: „Für wen brennt denn das Licht? Für die abgestorbenen Weißgärber?" Brixen.

98. Wenn jemand als Leiche liegt, spenden seine Angehörigen den Armen, welche zu beten kommen, Salz, Mehl oder Brot. Brixen. (Vgl. Simr. Myth. 496.)

99. Wenn die Köchin Salz ins Feuer wirft, fällt es den armen Seelen in die Augen. Wer das Salzbüchsel „umkeit", erkrankt oder hat sonst Unglück. Eisakthal. (Vgl. Panzer I. 259, Nr. 48.)

100. Wer über eine Todtennadel schritt, womit man Todtenhemden genäht, der hatte Unglück. Eisakthal.

101. Wenn eine Leiche bei einem Hause vorübergetragen wird, muss man die Bienenstöcke umkehren, sonst werden sie „maleficiert". Lüsen. (Vgl. Zing. S. B. 49.)

102. Auf den Todtenrasten liegen, wenn man in der Nacht vorbeigeht, die Todtentruhen oft quer über den Weg gestellt, da sie doch in Wirklichkeit der Länge nach abgestellt werden. Ritten.

103. In der Gegend von Wolfsgruben auf dem Ritten sah man schon öfters Frösche und Kröten, welche brennende Lichtlein auf dem Rücken trugen. Es waren die Seelen von Abgestorbenen. In älterer Zeit war der Piper Bühel, auf dem der Galgen stand, voll von Fröschen und Kröten, lauter armen Seelen, die seit den großen Ablässen in die höher gelegenen Möser ausgewandert sind. Ritten. (Erinnert an den uralten Glauben an die Seelenwanderung. Vgl. Zing. S. B. 94.)

104. Auf dem Rosswagen tanzen in gewissen Nächten die Todten der ganzen Gemeinde Ritten.

105. Befindet sich bei der Almhütte ein Punkt, der höher liegt als die Hütte, dann hat der Almgeist von da aus keine Gewalt. Will er das Vieh nicht in den Stall lassen, so treibt man es auf den höher gelegenen Punkt, und der Stall geht von selber auf. Ritten.

106. Die Jungfrauen der Völser Gegend müssen nach dem Tode auf den Tschavon, um oben den Jungfernplärrer zu thun. Deshalb haben sie vielfach vor dem Sterben große Angst. Hat aber eine den Willen gehabt zu heiraten und nur keine Gelegenheit dazu, so ist sie vom Plärrer befreit. (Vgl. Zing. S. B. S. 56. Über die Bestrafung der Ehelosigkeit s. Simr. Myth. 375.)

107. Wenn einer gestorben ist, wird während des Schiedungläutens das Stroh aus seinem Bette im Freien verbrannt. Ängstlich schaut man, wohin sich der Rauch zieht, denn von dort her kommt der nächste Todte. (Das erinnert an die alte Leichenverbrennung.)

108. Wenn von dem Dach ein Stein fällt, so stirbt bald jemand im Hause. Wälschnoven.

109. Wer das Glück hat, eine arme Seele aus dem Fegefeuer zu erlösen, der lebt nicht lange. Ein Mädchen erlöste durch eine Wallfahrt nach Weißenstein die weiße Frau in Neumarkt, starb aber selbst bald darauf. Bozen. (Vgl. Zing. S. B. S. 56.)

110. Das „Todtenziehen" (d. h. die Todten werden zu Mitternacht auf der Todtenbahre dreimal um die Kirche gezogen) kehrt in den Berichten alter Leute immer wieder. Soviel einer Todte um die Kirche zieht, mit ebensovielen gewinnt er's beim Raufen.

Man schlug vorher unter einem üblichen Spruch („Ich schlage an den Kirchenring" u. s. w.) mit dem Eisenring fest an die Kirchenthüre und rief damit die Todten herauf. Sie kamen und setzten sich auf die Todtenbahre, die schon da bereit stehen musste. Dann begann das Ziehen. Wer damit aufhörte, bevor die Bahre dreimal herum war, verfiel der Gewalt der Todten und wurde zerrissen; aber auch jene, die glücklich dreimal herumgelangten, waren in der größten Gefahr, solange sie das Bereich des Todes (den Kirchhof) nicht hinter sich hatten. (Vintl, Weitenthal, Pfunders u. a. a. O. Vgl. auch vorne II. 27.)

So sein etleich frawn,
die ärsling umb die chirchen gen
vnd haissen die totten auf sten
vnd nemen den ring von der tür
in die hant und rueffent her für
vnd sprechen: ich ruer disen ring,
stet auf, ir alten pärling!

H. Vintler, pluemen der tugend, V. 7925–32.

111. In Enneberg läßt keine Bäurin den Pfannknecht leer über dem Feuer, sobald gar gekocht ist: sie stellt ihn entweder schleunig auf die Seite oder legt ein Scheit darauf, denn sonst müßten arme Seelen darauf braten. (Vgl. Zing. S. B. 38.)

112. Keiner läßt in Enneberg ein Messer mit der Schneide nach oben liegen oder einen Rechen, dessen Zähne nach oben gekehrt sind, denn die armen Seelen müßten darauf sitzen.

113. Das Holz, das man in die Küche trägt, soll man ganz langsam und ruhig niederlassen, sonst empfinden die armen Seelen den Stoß des ganzen Haufens von Scheitern.

114. Läßt man ein Brot auf der verkehrten Seite liegen so kommt der Tod und nimmt es weg.

115. Die Elenthiere wissen ein Kraut gegen den Tod.

116. Wenn es jemanden kalt abschüttelt, sagt man, es gehe der Tod vorüber. Enneberg und Eisakthal.

Thiere, Pflanzen, Steine.

117. Im Lechthal wird der Wasserhund gefürchtet. Ein Reim lautet:

„He, Buaba, watat it so köck,
Mächat ni van Leach awöck,
Denn in an iada Gumpa*) dunt
Hockt still dar zottlig Wässerhund.“

118. Wenn am Schicken bei Holzgau eine scheckige Kuh besprungen wird, dann entstehen Drachen, und die Muhr wird sieben Häuser unter und sieben ober dem Latzenbach zerstören.

119. Wenn in Holzgau die Kirche umgekehrt und der Thurm roth angestrichen wird, so wird ein Drache entstehen und einen verborgenen See aufwühlen, der ausbricht und das ganze Dorf zerstört.

120. Die Thiere spielen in den Sagen und Meinungen der Wildschönauer eine wichtige Rolle. Vor den einen haben die Leute eine unüberwindliche Scheu, andere halten sie in Ehren. Vor allen wird der Drache gefürchtet, der den Weltbrand verursacht. Zwei Löwen halten im Märchen von dem dummen Königssohn auf dem gläsernen Berg vor dem Thor scharfe Wache und lassen niemand ein. Aber des Königs drittem und jüngstem Sohne, der von seinen Brüdern seiner Einfalt und Dummheit wegen ausgespottet worden, gelingt es doch, in den Glasberg zu gelangen, wo die schönste Prinzessin gefangen saß. Der Fuchs, der schlaue, war es, der ihm dazu verhalf; der Fuchs befreite ihn auch wieder, als es ihm schlecht ergieng.

121. Den Katzen traut man nicht, denn sie sind oft verwandelte Hexen, namentlich die schwarzen. Bevor die Jäger auf die Wildkatzen ausgiengen, sprengten sie Weihbrunn auf den Büchsenlauf, dass er nicht springe.

122. Die Fledermaus können die jungen Dirnen nicht leiden, weil sie ihnen oft in die Haare geräth. Sie ist dann wie am Kopf angewachsen, man bringt sie nicht mehr fort, und eine Dirne, der die Flittermaus schon im Haar gesessen, mag kein Freier mehr: sie muss ledig sterben. (S. Panzer I. 268, Nr. 197.)

*) Tümpel.

123. Der Maulwurf hat's mit Zauberkräutern zu thun, deshalb kommt er über keinen Kirchweg.

124. Überaus stark gefürchtet ist das Wiesel. Es hat die Gewalt, den Faden, an welchem das Leben des Menschen hängt, jedem beliebigen abzubeißen, und pfeift es einen an, so stirbt er auf der Stelle. Das Wiesel allein kennt jenes Zauberkraut, das alle Krankheiten heilt. Man muss es aber verstehen, das Thier von einer Brücke aus ins Wasser zu jagen; dann schwimmt es heraus und beißt, wenn es noch nass ist, das Kraut ab und versteckt es in einem Maulwurfsloch. Da kann man es dann bekommen. Mit diesem Kraut, sagen einige, könne man auch Geld machen. Wollte einer das Wiesel schießen, so würde das Blei auf den Schützen zurückspringen. (Vgl. Schneller a. a. O. S. 246.)

125. Hin und wieder nimmt der Satan die Gestalt eines Rosses an; ein solches Teufelsross erkennt man leicht am Fehlen der Warzen an den Vorderfüßen.

126. Die Blindschleiche war vor alters ein überaus gefährliches und böses giftiges Thier. Wäre sie sehend, sie fiele Menschen und Thiere an, und nichts wäre vor ihr sicher; allein sie ist durch die Fürbitte der Muttergottes, die den Schaden, den das Thier anrichtete, auf ihrer Reise durch das Gebirge mit eigenen Augen sah, mit Blindheit geschlagen worden. Noch immer ist zum dankbaren Andenken der Tag Mariä Heimsuchung im Kalender des Thales als Festtag verzeichnet.

127. Die Natter ist wegen ihres Bisses gefürchtet und doch wieder beliebt, weil sie auch Glück bringt. Wer der Krönlnatter begegnet, kann ja einen Enzreichthum erwerben, und die Dirne, welcher eine Natter in den Weg kriecht, mag sich bald um einen Hochzeitslader umsehen, denn der Bräutigam ist nicht mehr ferne.

128. Zwei Raben sind es, welche die Räuber verrathen und dem Arme der Gerechtigkeit überliefert haben. Ein Vogel gibt im Märchen dem alten König die Gesundheit wieder; ein Vogel singt:

„Wär' dem König doch bekannt,
Dass ihm dient der Tochter Hand!"

129. Es gibt aber auch ungesegnete Thiere, welche sich nur bei Nacht sehen lassen dürfen. So fürchtet man unter den Vögeln

namentlich die Eule und den unheimlichen Ziegenmelker, gewöhnlich Habergeiß genannt, erstere weil sie durch ihre bloße Gegenwart, letzteren, weil er durch sein „antrisches“ Geschrei den Tod verkündet. Das Geschrei der Habergeiß darf man ja nicht nachahmen: wenn einer dies thut, dann fährt ein Geist in den Vogel, dieser setzt sich ihm aufs Dach und fliegt nicht früher fort, als bis man einen Leichnam hinausträgt. Meist muss der Nachspötter selber sterben. (Vgl. Zing. S. 298 Anm., S. B. 80 ff.: über ungesegnete Thiere S. B. 98.)

130. Hingegen sind die Schwalben gerne gesehen, weil das Haus, wo sie nisten, vom Unglück verschont bleibt. Ziehen die Schwalben aber plötzlich aus, dann wandert Unglück und Tod ins Haus. (Vgl. Schneller, S. 246.)

131. Auch der Kuckuck steht in hohen Ehren. Vor etwa 40—50 Jahren flog ein Kuckuck in der Nähe eines Bauernhofes auf einen Baum: gleich hieß es ringsum:

„O wohl nun diesem Haus,
Das Glück zieht nimmer aus!“

Wer Geld im Sack trägt, sobald der Kuckuck zum erstenmal im Frühling schreit, der wird das ganze Jahr Geld genug haben: sonst geht es umgekehrt.

132. Ebenso hält man auf eine Gattung Fische große Stücke, weil man aus ihren Eingeweiden seine Zukunft voraus bestimmen kann. Ein Fischer, der die Eingeweide eines solchen Fisches um seine Zukunft zurathe zog, entnahm denselben, dass er einen Sohn bekommen und dieser ihn ums Leben bringen werde. Wirklich traf es genau so zu. Der Fischer bekam einen Sohn, und als dieser herangewachsen war, erschlug er unbewusst den Vater.

133. Beliebt sind auch die Spinnen. Es herrschte früher in Tirol fast allenthalben die Meinung, die Kreuzspinne kenne das große Los. Man gab in ein Glas zusammengerollte Papierstreifen, deren jeder eine Nummer enthielt, und ließ eine Kreuzspinne ins Glas kriechen. Die Nummer, welche von der Spinne umsponnen wurde, setzte man in die Lotterie und glaubte sicher zu gewinnen. In der Wildschönau hat man es gerne, wenn die Spinne einem auf das Gewand hinauf kriecht, denn sie verkündet Glück und Segen. Sämmtliche aus Wildschönau.

134. Wenn einen auf dem Bühel, wo die Kapelle Mariä Heimsuchung steht, ein Harmele anbläst, bricht er mitten entzwei. Ellman.

135. Die gefährlichsten aller Thiere sind die Beißwürmer; die pfeifen die Leut' an, und dann ist's geschehen mit ihnen. Stubai.

136. Wenn die Kinder bei Tisch die hinabhangenden Füße schlenkernd aneinanderschlagen, sagt man, sie läuten den Hunden Schiedung (Scheidung). Brixen.

137. Schneidet man in finsterer Nacht einer lebendigen Fledermaus den Magen aus dem Leibe, so findet man einen goldenen Knopf darin, in dessen Besitz man reich und glücklich wird. Brixen. (Vgl. Simr. Myth. 539, Zing. S. B. 91; auch treibt man mit der Fledermaus manig teufelisch spil. Vintler, pluemen der tugend, V. 1859 f.)

138. Der rothhaubige Schwarzspecht heißt in der Brixener Gegend Hollekrah; die Leute sehen ihn gerne. (Der Name erinnert an die Frau Holle und den mythischen Gertrudenvogel.)

139. Brenn' den Zauntönig zu Pulver und nimm eine Messerspitze voll mit Ehrenpreiswasser ein oder dörre Froschlebern und nimm sie in Steinbrechwasser; es hilft wider den Stein.

140. Zerstoß ein Schwalbennest, sied es im Wein und lege es warm über, so heilt es alle Geschwüre.

141. Wer junge Schwalben ausnimmt, jagt das Glück aus dem Haus. Alles Leid, das man den Schwalben anthut, kommt auf den Thäter zurück. Brixen. (Vgl. Panzer I. 262, Nr. 92.)

142. Wenn man einen Laubfrosch oder eine Kröte in einen Ameisenhaufen gibt und nach einiger Zeit das Gerippe herausnimmt, braucht man damit bloß denjenigen an der bloßen Haut zu betupfen, den man sich zu eigen und willenlos gehorsam machen will. Brixen. (Vgl. H. Vintler, pluemen der tugend. V. 8217—24.)

143. Häng eine Kreuzspinne in einer Nuss an den Hals oder trink gedörrten Gänsedreck in Wasser; es hilft wider das kalte Fieber.

144. Trag eine in der Sonne gedörrte Kröte am Hals und steck' an jedes Fenster eine, so läßt dich die Pest in Ruhe.

145. Lege ein Goldkäferlein hinten auf den Nacken, das stillt das Ohrenweh.

146. Wo du die Haut mit dem Blute der Fledermaus bestreichst, wächst kein Haar.

147. Nimm das Knöchlein aus dem rechten Fuß einer Kröte und berühre den Zahn damit, dann vergeht der Zahnschmerz.

148. Bind einen lebendigen Laubfrosch oder eine Bleikugel, mit der ein Wild geschossen wurde, auf ein Überbein und lass es darauf, so schwindet es.

149. Pferdehaare, in die Schuhe gelegt, hindern das Frieren.

150. Brenne den Kopf einer schwarzen Katze zu Pulver und blas es ins kranke Auge, so heilt es.

151. Stoß gedörrtes Bocksblut zu Pulver und nimm es ein, das hilft gegen das Seitenstechen.

152. Nimm im März einen jungen Raben, der noch im Neste sitzt, verbrenne ihn zu Pulver und nimm es ein, so hilft es gegen die fallende Seuche.

153. Spieß' eine Kröte auf und dörre sie in der Sonne, hernach schlag eine Schlange todt, brenne beide zu Pulver, das tödtet den Krebs.

154. Stoß die Todtenköpflein, die im Kopf der Spanferkeln sind, zu Pulver, das hilft gegen die Fraisen.

155. Bind dem Pferde einen Wolfszahn um, so wird es vom Laufen nicht müde. Brixen.

156. An den Giebeln mancher Häuser auf dem Ritten wie auch auf dem gegenüberstehenden Steinegger Berg werden noch immer Pferde- oder Hasenköpfe, auch solche vom Einhorn befestigt, aber nur in Holz geschnitzte statt der wirklichen, die früher im Gebrauche gewesen sein sollten. (Diese Sitte deutet auf alte Opfer, Simr. 357 f., 510.) Hie und da findet man geschnitzten Vierklee auf den Dächern.

157. Schwarze Katzen dienen den Hexen: sie führen dieselben auf einem Gespann durch die Luft. Daher heißt auch gegenwärtig noch der Rivelaunbach in seinem oberen Laufe der Katzenbach, ebenso ein anderes Bächlein, das vom Heldboden kommt und in den Wolfsgrubner See fließt. Der Heldboden war aber ein Hexentanzplatz. Die Frau Lettuerin, eine Hexe, fuhr mit dem Katzengespann in der Nacht auf den Schlern. Unterinn.

158. Die Elstern, welche viel ums Haus fliegen, sind Unglücksvögel; sie verkünden Streit und Unfrieden und den Tod.

159. Hört jemand den Kuckuck nicht schreien, so stirbt er im selben Jahre.

160. Die Kreuzspinne ist ein glückbringendes Thier.

161. Die Habergeiß, das Weibchen des „Buhin“ (Uhu), verkündet durch ihr Schreien ein Unglück oder den Tod; denn sie ist der Hexenvogel. Unterinn.

In Oberinn dagegen versteht man unter Habergeiß den sogenannten „Schlaf“ (das Käuzchen) und fürchtet den nicht, wohl aber den „Buhin“. Wenn dieser dreimal in der Nacht bei einem Hause schreit, so stirbt jemand darin.

Andere halten die Habergeiß für einen gespenstigen Vogel, vom Uhu ganz verschieden, der wie eine Geiß gemeckert haben soll, aber seit den großen Ablässen vom Ritten fortgezogen ist. Eschenbach.

Wer der Habergeiß nachspottete, zu dem kam sie ins Haus, nahm einen Brand vom Herde, setzte sich damit auf das Dach des Futterhauses und schürte es an. Oberplatten. (Vgl. Zingerle S. 298 Anm.)

Die Habergeiß ist der Buhin; wenn er schreit „Bu-hin!“ dann stirbt jemand in der Nähe; sonst schreit er bloß „Bu!“. Signat.

162. Wo die Branteleu nisten, da schlägt der „Tunder“ nicht ein.

163. Der Krummschnabel bringt dem Hause Segen, wenn der Unterschnabel rechts heraufgeht; wenn aber links, dann ist ihm nicht zu trauen.

164. Die Schwalben fliegen zur Muttergottes um Futter für ihre Jungen. Eisakthal. (Vgl. Schneller, S. 246.)

165. Wenn man eine grüne Schlange mit glühenden Augen unter einem Baume liegen sieht, kommt gewiss Hagel.

166. Läst man eine lebendig auf einem hölzernen Zaune aufgespießte Kröte solange austrocknen, bis man sie zu Pulver stoßen kann, und gibt man von diesem Pulver dem kranken Vieh ins Futter, so wird es gesund.

167. Hört man die Kröten recht hummen, dann sagen die Bauern: „Heut jammern wieder einmal die armen Seelen recht“ und beten für dieselben. Ritten.

168. In alten Zeiten bedienten sich die Bauern schwarzer Rinder als Kaufmittel statt des Geldes. Äcker, Wiesen, Wälder und Häuser wurden mit schwarzen Rindern bezahlt. Wälschnoven. (Vgl. Simr. Myth. 510.)

169. Die Birchmäuse sind weiß oder gefleckt. Kommen sie zu den Schwaighütten, so bringen sie dem Senner Segen. Aber nur jene sind die rechten, welche im Schwänzlein „a Knötl“ (Knötchen) haben.

170. Wenn die Hermeline das „Plattl“ haben, so vermögen sie den Menschen umzublasen und zu tödten. Sie holen dann ein dem Menschen unbekanntes Kraut und blasen es ihm ins Gesicht. Davon muss er sterben. (Vgl. Zing. S. B. 92 und Schneller a. a. O. 246.)

171. Die schwarzen Katzen ohne ein weißes Haar sind Hexen.

172. Die Branteleu und die Schwalben sind Muttergottesvögel; erstere halten den Donner vom Hause fern.

173. Die Raben sind gescheite Vögel; sie lassen sich durchaus nicht schießen. Das todte Fleisch finden sie überall, auch wenn es vergraben sein sollte: dann graben sie es aus.

174. Die Habergeiß ist ein gespenstiger Vogel: sie hält sich in Eggen auf. Wenn sie dort schreit, hört man sie bis in Wälschnoven herein. Wälschnoven.

175. Hat man einen Hahn sieben Jahre lang, so legt er ein Ei, und in dem Ei ist der Drache, der im Nu riesengroß und nimmer zu tödten ist. Wälschnoven. (Vgl. Panzer I. 360 f. und Zing. S. B. 82, 306.)

176. Wenn die Ameisen im Heu hoch zu finden sind, schneit es bald: wenn tief, schneit es erst spät im Winter. Vintl.

177. Noch im Jahre 1603 pflegten die Bauern von Weitenthal mitunter nach uralter Sitte Zahlungen mit Thierhäuten zu leisten.

178. In früheren Zeiten war der Wiedehopf ungern gesehen, und die Leute erzählten von ihm allerlei Unheimliches. Er sei vom Teufel oder dessen Leibvogel, dem Kuckuck, sagten sie, in alle möglichen Satanskünste eingeweiht. Sein unheimlicher Ruf im tiefen Walde hat Anlass zu allerlei Aberglauben gegeben. Man kennt ihn fast überall nur dem Namen und seinem Rufe nach, ja mancherorts schreibt man seinen Ruf geradezu einem andern gespenstigen

Vogel zu, der sogenannten Habergeiß, die sehr gefürchtet ist. Wenn die Leute dann einmal einen Wiedehopf zu Gesicht bekommen, wollen sie es nicht glauben, dass er es ist, der abends jene unheimlichen Töne hören läſst. Sie sagen, das laute „pu, pu, pu, pu!“ komme von einem andern Vogel. Auch in Enneberg schreibt man so ziemlich allgemein dieses Geschrei des Wiedehopfes der Habergeiß zu; einige, die nun den Vogel zugleich gesehen, glaubten, er wäre also die gefürchtete Habergeiß. Als meinem Gewährsmanne einmal gesagt wurde, dass in der Nähe eine Habergeiß geschrien habe, gieng er mit dem Gewehr hinaus und wollte den Wiedehopf, den er nun selber gleich am Ruf erkannte, herabschießen, um den Leuten zu zeigen, dass dies ein ganz schöner und unschuldiger Vogel ist, allein er traf das Thier nicht. Am nächsten Abend war der Wiedehopf wieder an der gleichen Stelle, und die Bauern behaupteten nun, das bedeute für den Schützen von gestern Unglück. Das Thier gilt in Enneberg überhaupt für den Vorboten von Unglücksfällen. Enneberg.

179. In Kartitsch ist der Blutschink auch bekannt und überaus gefürchtet. Er haust besonders gern in jenen Äckern, auf welchen die sogenannten Puffbohnen (vicia faba) gebaut werden, und wird für ein greuliches Thier gehalten, das die Kinder frisst. Er dient zum Schreckmittel für die Kinder, um sie von den Bohnenpflanzungen abzuhalten. (Über den Blutschink s. Zing. S. B. 7.)

180. Große Kraft besitzen das Weißaschgern- (Elsen-) und das Weißhaselholz. Ersteres bricht bösen Zauber, mit letzterem hebt man Schätze und bringt sie leicht aus dem Boden. Die Wünschel- oder Visierruthe muss aber ein einjähriges, gabelförmiges Reis der Haselstaude sein. Strengen. (Vgl. Zing. S. B. 74, 104.)

181. Der Feldthymian (thymus serpillum), im Volke Kundelkraut genannt, und der Widertod (Widerton, Widridat, polytrichum commune) wehren den Teufel ab. Unterinnthal.

182. In Wildschönau war noch vor nicht langer Zeit eine Spur alter Baumverehrung übrig. Der Priester Schellhorn berichtet, dass man dieselbe das Baumbeten genannt habe. (Über heilige Bäume s. Grimm Myth. 615, Simr. Myth. 498 ff., Zing. S. 258.)

183. Ein Stück Wollkrautwurzel, in Gold gewickelt und am Hals getragen, hat eine wunderbare Kraft gegen die Flüsse

des Leibes. Man muſs ſie jedoch zwiſchen den beiden hohen Frauentagen am letzten Freitag im abnehmenden Monde vor Aufgang der Sonne ausgraben.

184. Bind eine Schlehe an die linke Bruſt, ſo ſchwindet die Gelbſucht.

185. Hänge den Kindern Rautenwurzeln an den Hals, ſo ſchädigen ihnen die Blattern das Geſicht nicht.

186. Lege Johanniskraut zwiſchen die Käſe, ſo wachſen keine Würmer darin. (Das Johanniskraut iſt Baldurs Kraut. Simr. 225.)

187. Wo Hauswurz auf dem Dache wächst, kann keine Krankheit hinein; daher ſtellt man, wo die Hauswurz nicht von ſelber aus den Schindeln wächst, ſolche in Geſchirren auf das Dach. Brixen. (Vgl. Panzer I. 263 Nr. 106.)

188. Den Farnſamen bekommt man am leichteſten, wenn ein Komet am Himmel iſt; dann muſs man ihn in einen Federkiel von einer weißen Gans ſtecken und dieſen mit Wachs von Todtenkerzen verſtopfen. Damit kann man reich werden und hat immer Glück. (Vgl. Zingerle S. B. 103.)

189. Haſelruthen muſs man in der Nacht vor Mariä Heimſuchung gegen 1 oder 2 Uhr abſchneiden, wenn ſie Schätze weiſen ſollen. Wo der Schatz liegt, zeigen ſie zur Erde. Auf dem Dachboden verwahrt, ſchützen ſie das Haus „vor dem Donner“. St. Andrä bei Brixen.

190. Die Teufelsbratze (Braunelle) iſt ein Kraut, das auf den Almen wächst. Es hat zwei Hände als Wurzeln, die es in die Erde ſtreckt; die eine iſt weiß und heißt Gotteshand (auch Liebfrauenhand), die andere ſchwarz und heißt Teufelsbratze. Die letztere, um Mitternacht ausgegraben, leiſtet Hexen- und Satanskünſte; die Gotteshand gereicht dem, der ſie trägt, zum Schutze. Auf dem Ritten wird ſie viel getragen und das Kraut angepflanzt. Aber auch die Ragwurz (Knabenkraut, Kuckucksblume, Orchis) hat zwei handförmige Wurzeln, eine ältere braune, die Männerhand, und eine jüngere weiße, die Frauenhand. Gräbt man dieſe Pflanze um Johannis aus, ſo ſind beide Wurzeln vorhanden. Aus dem gegenſeitigen Stande der Hände erforſchen die jungen Leute die Zeit ihrer Verheiratung. Die Ragwurz hat den Namen Kuckucks-

blume, weil auch dieser Vogel mit dem Liebes- und Eheleben in mehrfache Verbindung gebracht wird. Ritten.

191. Die Nebelkappe kann man oben auf der Alm gewinnen und sich damit unsichtbar machen, wenn man das Wünschelkraut bei sich trägt. Unterinn.

192. Wenn man Laub vom Haselstrauch oder Haselzweige im Haus hat, ist dieses vor dem „Tunder“ und allem bösen Zauber geschützt.

193. Wenn man die Beißwürmer mit einem Haselzweig berührt, dann legen sie sich stracks auf den Rücken und sind todt. Die Haselzweige sind deshalb so kräftig, weil die Muttergottes unter einem Haselbusch „gescherunt“ hat, als sie vom Regen erwischt ward. Unterinn.

194. Die Oberinner sammeln zu Mariä Heimsuchung vor Sonnenaufgang Haselzweige und bewahren sie im Hause auf, um es gegen den „Tunder“ und allen bösen Zauber zu schützen. Die Muttergottes ist nämlich über den Sam (Bergrücken ober dem Dorfe) gegangen und hat unter einem Haselstrauch gerastet; daher die Wunderkraft des Strauches. (Die Muttergottes tritt hier an die Stelle Freyas, die Odur durch alle Lande sucht. Simr. 319. S. auch Zing. S. B. 104.)

195. Zwei-, Vier- und Fünfklee, besonders aber der Vierklee, haben große Gewalt unter den Kräutern. Ritten. (Vgl. Zingerle S. B. 107 f.)

196. Unter und in den Eschen wohnen die Hexen und „Unkatlen“ (Unholden).

197. Die „Wetterschmelbe“ ist eine geheimnisvolle Pflanze mit Zauberkraft. Gibt man ihrer eine größere Anzahl in die Stube, so zeigen sie das Wetter an. Kommt Regen, dann trauern sie und hängen schlaff und zusammengedrückt herab; kommt Sonnenschein, dann richten sie sich fröhlich auf und entfalten sich schön.

198. Der Farnsamen („Pfarnsum“) ist in der Sonnwendnacht zwischen 11 und 12 Uhr zu bekommen. Es gibt nur drei Stauden in der Gegend, die Samen abwerfen. Man muss neun Patentücher unterlegen, denn durch acht fällt er hindurch, und erst das neunte hält ihn auf. Mit diesem Samen kann man allen Zauber treiben. (S. Simr. Myth. 498, vgl. auch Schneller, S. 237.)

199. Die Haselwurz vertreibt alles Ungeziefer aus dem Haus und bringt Segen.

200. Das Vendelkraut (Lavendel) ist den Schafen tödlich: wenn sie solches gefressen haben, entgehen sie nur durch vieles Wassertrinken dem Tode. Ritten.

201. Mit der Osterglocke (Küchenschelle) werden die Ostereier gefärbt. Eisakthal.

202. Folgende Kräuter („Hexenkräuter") müssen am hohen Frauentage (in Unterinn nicht zu Mariä Himmelfahrt, sondern um Mariä Geburt) geweiht werden: Johanniskraut (hypericum perforatum), Trübkraut (amaranthus caudatus), Bettelabbiss (Teufelsabbiss, veronica spicata*), Steinklee, die Weinraute, das Vermeinkräutl (herniaria glabra, anderwärts wird veronica chamaederis als Vermeinkraut bezeichnet), Toniugkraut (solidago virga aurea). Hexenkraut (linaria vulgaris, Frauenflachs), Eisenkraut (verbena officinalis, dasselbe darf bloß an Dienstagen gepflückt werden, vgl. Simr. Myth. 272), die Schussmalte (artemisia vulgaris), der Himmelbrand (verbascum Thapsus L.), das Mäuseohr (hieracium pilosella), der Wermut (artemisia absynthium), Feldklee (trifolium arvense), das Hotzkraut (die Wolfsmilch). Ritten. (Vgl. Alpenb. M. S. 402 ff.; über den Bettelabbiss s. Panzer, II. 205. Vgl. auch v. Hörmann a. a. O. S. 81.)

203. Die Harnischwurz (Allermannsharnisch, allium victorialis, darüber s. Alpenb. M. S. 405) wächst auf der Höhe oben und hat die Gestalt eines kleinen Männleins, ist auch behaart. Sie ist ein Zauberkraut; ebenso das roth und weiße Gilgkraut (Ackerlilie) in den Äckern. Die Raunwurz (Alraun) hat ebenfalls die Gestalt eines Männleins und ist der Harnischwurz ähnlich, aber „hahl" (unbehaart): sie ist auch eine Zauberwurz. Unterinn. (Über Alraun s. Zing. S. B. 100; Hans Vintler, pluemen der tugend. V. 7760: so nutzen etleich den alraun; Zingerle, S. B. Anhang.)

204. Wenn man am St. Barbaratag zu Mittag einen Kirschkern einsetzt, dann blüht das aufgegangene Bäumlein in der Christnacht; ebenso blüht da die Christwurz. (Vgl. Zing. Sitten rc. S. 180.)

205. Das Bilsenkraut ist ein Hexenkraut.

*) An andern Orten ist scabiosa succisa der Teufelsabbiss.

206. Erkrankt jemand an bösem „Wehtig", dann gibt man ihm ein „Kranewitständele" in den Mund, und es hat noch jedem geholfen. Unterinn. (Vgl. Zing. S. B. 108.)

207. Vom Hasel- und vom Eschenholz schwindet, was damit in Berührung kommt. Werden Ochsen mit Haselstecken getrieben, so schwinden sie, und die Hand, die den Haselstecken führt oder Handhaben (Stiele von Beilen, Hämmern u. s. w.) aus Haselholz hält, schwindet ebenfalls und „schnurft" zusammen. Wälschnoven.

208. Das Lavendelkraut ist von Gott besonders gesegnet.

209. Karwendel ist ein gar „frommes" Kraut, seitdem die Muttergottes auf ihrer Reise übers Gebirge her auf einem Karwendelrasen gerastet hat. (Vgl. Zing. S. B. 106.)

210. Als sehr vornehme Kräuter gelten Wermut, Wohlgemuth und das Mutterkraut (chrysanthemum parthenium), auch die Gundelrebe und der Wegerich; diese sind Arzneikräuter. Die Edelraute ist mehr als Gold wert; die Holerstaude ist von der Muttergottes gesegnet worden, wie sie unter derselben „geschermt" hat; die Veitsblume (Brunelle) ist ein Zauberkraut. Mölten, Sarnthal, Passeier.

211. Wenn die Mägde den Flachs brecheln, ist es nicht rathsam, in ihre Nähe zu kommen; denn sie sind schnell dabei, einem nachzulaufen und einen Haarsträhn um den Hals zu legen. Wer sich nun hat „krageln" lassen, der muss etwas zahlen und trägt obendrein noch die Schande mit heim. Prägraten.

212. Erde aus dem Friedhof, in den Sack gesteckt, schützt vor Widerwärtigkeit und Ungemach. Daher stecken sich viele Burschen Friedhofserde ein, bevor sie nach Rattenberg gehen zum Losziehen, in der sicheren Überzeugung, dass sie so keinen Treffer ziehen werden. Wildschönau.

213. Die Engel gehen in der Nacht umher, die Sternlichter zu putzen. Die „Sternputzen" fallen dann herunter; das sind die Sternschnuppen. (Vgl. Simr. Myth. 25.)

214. Nimm rothe Korallen, grab sie in den Acker, so bleiben die Feldfrüchte vor dem Schauer sicher. Brixen.

215. Das Giematsteinchen ist ein ganz winziges Steinl von wunderbarer Farbe, das für gewöhnlich unsichtbar ist. Es kommt hin und wieder ein kleines Vögele, welches das Steinl im

Schnabel trägt. Wer zu rechter Zeit das Vögelein erpasst und, während es vorbeifliegt, das Zaubersprüchlein hersagt, dem wirft der Vogel das Steinl herab. Mit dem Giematsteinchen kann man sich unsichtbar machen. Unterinn. (Vgl. Zingerle, d. Rabenstein in S. B. 87.)

216. Der Schwalbenstein findet sich nach einigen in den Schwalbennestern, nach anderen im Koth des Eichkätzchens und hat die Eigenschaft, alles, was einem ins Auge geräth, herauszuziehen.

Weiter verbreitet ist die Meinung, dass man den Schwalbenstein im Magen der Fledermäuse finde. Wälschnoven. (Vgl. Zingerle, S. B. 90.)

Wind und Wetter.

217. Die Patscher machen alljährlich eine Wallfahrt nach dem St. Magdalenenkirchlein in Gschnitz, das ein Herr des Schlosses Schneeberg zur Sühnung seiner Frevel erbaut haben soll. Auf der Rückkehr muss das Gatter unten an der Waldgrenze fleißig geschlossen werden. Wenn es offen gelassen wird, haben die Patscher dasselbe Jahr viel vom Wind zu leiden. Das Gatter wird daher insgemein das „Windgatterle" geheißen.

218. Wenn es recht blitzt und donnert, betet der Bauer: „Heilig's Benedictuskreuz, neunmal g'segnet, neunmal g'weicht, Inri Jesus von Nazareth, König der Juden, bewahre uns vor gähem Tod!" und kein Blitz, aus Hexenhand geschleudert, kann treffen. Stubai.

219. Wenn die Wolken sich auf dem Monte Roën (Mendelgebirge) lagern, sagen die Bozner: Die Wälschen hängen ihre Wäsche herüber. (Darüber und über das Wäscheaufhängen der unheimlichen Wesen s. Simr. 342, 347. Die Wäsche sind Wolken und Nebel.)

220. Wenn's donnert, schüttelt der Herrgott das Brot in die Truhe. Brixen. (Vgl. Zing. S. B. 117.) Wenn's donnert, schiebt der Herrgott mit den Engeln Kegel, oder sie schlagen Feuer. Ritten. (Vgl. Schneller, S. 244.)

221. Die Todten müssen dem „Tunder" donnern helfen. Ritten.

222. Der Donner („Tunder") fährt auf einem Wagen, der von Steinböcken gezogen wird, durch die Luft. Die Steinböcke stoßen dabei mit ihren Hörnern gegen einander, dass es kracht. Das gibt den Donnerschlag. Unterinn. (Dem donnernden Gotte Donar wurde von den alten Germanen der von Böcken gezogene Wagen beigelegt, auf dem er fährt.)

223. Die Bauern sagen: Der „Tunder" hat eingeschlagen — und nie: der „Laz" (Blitz). Ein Bäuerlein sagte, als ein alter Baum auf dem Rosswagen vom Blitz in tausend Splitter zerfetzt wurde: „Dös hät dar Tunder gethun, dar Tunder; lei dar Laz ött öppas Söllas nie darthun." Ritten. (Die donnernde Gottheit stellte man sich dreigestaltig vor; als Blitz mit flammenrothem Barte, als Donner mit dem Bocksgespann und als einschlagenden Gott mit Geschoss und Waffe, eigentlich keilförmigen Steinen, die er vom Himmel herabwirft. S. oben V. 57.)

224. Die Schlangen verlieren ihr Gift, wenn sie vom Donner getroffen werden; dagegen wird der Wein giftig, wenn der Donner hineinfährt.

225. Der Adler und der Feigenbaum können vom Donner nicht getroffen werden. Brixen.

226. Bei Ungewittern werden in der Brixner Gegend wie auch an vielen anderen Orten, z. B. auf dem Ritten, Weidenkätzchen, am Palmsonntag geweiht, auf glühende Kohlen gelegt, damit der Rauch davon das Wetter vertreibe. In der Brixner Gegend nimmt man auch die grünen Kränze dazu her, welche am Frohnleichnamstage an den Fahnen und Standarten mit umgetragen werden. Die Leute suchten nach beendigter Procession wenigstens ein Stück solchen Kranzes zu bekommen. (Dieser Brauch erinnert an die altgermanischen, dem Donar dargebrachten Blumenopfer. Simr. 496. Vgl. Zingerle, S. B. 109, v. Hörmann a. a. O. 43, Schneller 244.)

227. Wenn in den Hagelkörnern Haare stecken, so rührt das Wetter von den Hexen her; dann soll man nur möglichst viel solche Hagelkörner in geweihtes Feuer werfen, und die Brandwunden trägt die Hexe davon, die das Wetter gemacht hat. Ritten. (Vgl. Zingerle, S. B. 60, Schneller a. a. O. 244.)

228. Bei einem Gewitter wird Weihwasser ins Freie hinaus geschüttet, damit es sich mit dem Regen oder Hagel vermenge. Wälschnoven.

229. Viel schauerlicher und gefährlicher als die Hexenwetter ist das Gewitter, das der Teufel selber macht. Wer während eines Teufelswetters flucht oder spottet, der geht mit Leib und Seele verloren.

230. Wer ein Hexenbuch hat, kann damit Wetter machen und Geister beschwören, aber er ist damit zugleich auch immer schon des Teufels. Eisakthal.

231. Wenn's auf dem Rittnerhorn wettert und die Wolken recht schwarz oben herüberziehen, erscheint oft der Teufel in denselben. (Der Teufel ist hier an die Stelle Donars getreten, s. Simr. M. 405.)

232. In Bruneck hörte ich einmal bei einem fürchterlichen Donnerwetter eine alte Frau die Wolken besprechen. Ihre Beschwörung begann: „Höret auf, ihr Geister der Wolken, zu wüthen und die Menschen zu schrecken — —!" Dabei brannte ein geweihtes Licht und segnete die Frau die finsteren Wolken. (Vgl. Simr. 528.)

233. Über den Regenbogen steigen die Engel auf und nieder. Wälschnoven, auch in der Brixner Gegend bekannt.

234. Wirft man, wenn man einen Regenbogen sieht, geschwind seinen Hut auf die Erde, so daſs der Regenbogen mit seinem untern Ende darein zu stehen kommt, wenn also der Hut seine Höhlung nach oben richtet, so wird er mit Gold gefüllt; „luckt" aber der Hut, d. h. deckt er mit seiner Höhlung den Boden, so darf man ihn nimmer wegnehmen, denn im Nu haben sich unter ihm giftige Würmer (Schlangen) angesammelt. Wälschnoven. (Der Hut, auf den Regenbogen geworfen, ist entweder voll Teufel oder voll Geld, Zing. S. B. 115.)

235. Wetterregeln:

Glüht die Pfann',
Hält's Wetter an.

Steigt die Katz' übern Zaun,
Ist dem Wetter nicht zu trau'n.

Wenn die Henne kräht,
Stät das Wetter abwärts geht.

Hängt an den Bäumen lang der Schnee,
So ist der Winter lang und zäh.

Schneit's im Winter in die Palm',
Schneit's im Sommer die Kuh von der Alm.

Ein schlechtes Zeichen ist ein Donnerschlag,
Bevor vorbei der heilig Kreuzestag.

Fliegt die Schwalbe hoch,
Wird das Wetter schöner noch,
Fliegt die Schwalbe nieder,
Dann kommt grobes Wetter wieder.

Hat die Salve einen Hut,
Thut das Wetter nimmer gut. Wildschönau.

236. Geh'n die Wolken hin nach Ulten,
Muss die Erd' viel Durst erdulden;
Geh'n die Wolken hin auf Schnals,
Hast den Regen auf dem Hals;
Geh'n die Wolken auf Zufall,
Schnee und Kälte überall.
Läutet es von Latsch herein,
Lange Zeit wird Regen sein.
Sitzt weißer Staub aufm Plimabach,
Versieh dich mit dem Regendach! Martell.

Teufel, Hexen.

237. Kinder dürfen nicht ausspucken; thun sie es öfters, dann erhält der Satan Gewalt über sie.

238. Wenn ein Mädel eitel in den Spiegel schaut, sagt die Mutter: „Gib acht, daſs nicht der Satan aus dem Spiegel schaut!" Brixen. (Vgl. Panzer I. 261, Nr. 80.)

239. Bei den Gerichtsgrenzen geht der Teufel als Jäger in grünem Rock um. Ritten.

240. Wenn der Teufel Hexen anwerben will, geht er als Pilger verkleidet herum; so bekommt er die meisten. Bei den Hexentänzen erscheint er hoch zu Roſs, in scharlachrother Kleidung. Dann setzt er sich zu dem Stein, um welchen die Hexen tanzen und auf dem sie nachher schmausen, und würfelt oder spielt mit Karten, am liebsten um Seelen. Eisakthal.

241. Sieht ein Uneingeweihter in ein Hexenbuch, so wird sein Auge verhext, und es tritt einem Aste gleich hervor. Ritten.

242. Weiberhaar, Kehricht, Steine und Glockspeise von einer geweihten Glocke, in ein Wasser geworfen, verursachen Hexenwetter. Um es wieder zu vertreiben, muss man ein Chrisamhemdlein auf den Zaun hängen.

243. Bei den Hexengelagen auf dem Schlern, wohin der Teufel die Hexen von weitester Entfernung zusammentreibt, damit keine die andere kenne, spielen Zigeuner auf. Eisakthal.

244. In der Kirche haben die Hexen Milchseiher auf. Die Hagelkörner mit Haaren muss man verbrennen, denn solcher Hagel kommt von den Hexen. Am besten ist's, man wirft sie in ein geweihtes Feuer. Wälschnoven. (Sehr häufig wird den Hexen der Milchseiher beigelegt, wozu? Jedenfalls soll derselbe als Zaubermittel aufgefasst werden, und wer erinnert sich dabei nicht an das zaubernde Siebdrehen oder Siebtreiben, welches durch Hexen und Zauberer geübt wurde, um Verborgenes zu sehen? S. Grimm-Kehrein, S. 95.)

245. Solange in der Stube Licht brennt, und wenn ein Gewand an der Thür hängt, können die Hexen nicht herein.

246. Nach Betläuten soll man abends keine Kinder mehr ins Freie lassen, denn die Hexen haben Gewalt über sie; ebenso darf eine Braut nicht mehr hinaus. Auch Viehfutter und Wäsche muss noch vor Betläuten hereingebracht, und nach demselben soll keine Thüre, die ins Freie führt, mehr offen gelassen werden. Eisakthal.

247. Abends nach Betläuten soll man kein Kind unter einem Jahre mehr ins Freie tragen, sonst kommen die „Unkatlen" (d. i. Ung'holden) und nehmen es mit. Auch keine Wäsche darf man draußen lassen, sonst wird sie mit bösem Zauber behaftet. Wälschnoven. (Vgl. Zing. S. B. 5.)

248. Das beste Mittel gegen die Hexen war das Hexeneisen. Man machte an bestimmten Hexentagen unter Segenssprüchen ein kleines Eisenstück von vorgeschriebener Form auf dem Herde des Hauses in einem gesegneten Feuer glühend, dann musste die Hexe das Eisen, wenn auch unsichtbar, anrühren und verbrannte sich, oder das Eisen verursachte ihr im Gesichte Brand-

male. Die Form des Eisens konnte der Erzähler (der Unterwieser in Uuterinn) nicht mehr angeben. Ritten.

249. Vor einem Gewitter sprengt man in Enneberg etliche Tropfen Weihwasser in den Hausbrunnen, dann dürfen die Hexen aus dem Brunnen kein Wasser nehmen, um Hagel zu machen. Und nehmen sie nicht das Hagelwasser aus den Brunnen jenes Ortes, den sie verderben wollen, dann hat der Hagel für diesen Ort keine Gewalt.

250. Will das Butterschlagen gar nicht flecken, dann sind Hexen im Spiele. Die Bäurin nimmt dann ein wenig Rahm und bestreicht den Schwengel der größten Kirchenglocke auf der rechten Seite. Der erste Schlag, den sodann beim nächsten Betläuten der Schwengel auf die Glocke thut, trifft die Butterhexe und schlägt sie todt. — Oder man legt eine schwere Eisenkette ins Feuer, nimmt sie glühend heraus und gibt sie in den Butterkübel. Dadurch wird die Hexe gebraunt. Enneberg. Allgemein bekannt ist, dass, wenn das Buttern nicht gelingen will, der Küchelspieß glühend gemacht und in den Butterkübel gestoßen wird. (Weist auf Donar zurück, Simr. 559, vgl. auch Zing. S. B. 64.)

251. Will einer die Hexen sehen, so muss er sich einen Schemel machen aus neunerlei Laubholz. Ein Holz muss von der Linde oder von der Esche sein; die übrigen kann er beliebig wählen. Kniet er nun bei der Christmette in der Weihnacht auf diesem Schemel, so sieht er alle Hexen, weil diese bei der Wandlung dem Altare den Rücken kehren. Enneberg. (Vgl. Grimm-Kehrein, d. Myth. S. 93, Zing. S. B. 66, 191 f.)

Aberglauben, Zauberei.

252. Wer mit einer offenen Wunde („Schaden“) in den Friedhof geht, kann lange Zeit oder gar nimmer geheilt werden.

253. Wenn man ein Geschwür mit einem Thierknochen, den man auf dem Felde findet, reibt, verheilt es alsbald.

254. Wunden soll man mit leinenen Lappen von Mannswäsche verbinden, darunter werden sie bald vernarben; Leinen von Frauen aber hindert die Heilung.

255. Will man eine Art Geschwür, hierzulande Aiß genannt, loswerden, so binde man ein leinenes Tuch herum und lege so dann das Tuch neben einem Bache auf einen großen Stein. Wer das Tuch wegnimmt, auf den geht das Aiß über, und er bekommt es genau an der Stelle, wo der andere es gehabt hat.

256. Warzen verschwinden, wenn man einen Faden neunmal um sie windet und dann unter der Dachtraufe in den Boden gräbt. Am neunten Tage beginnt der Faden zu faulen, und die Warze ist von der Hand verschwunden. Andere sagen, man müsse einen Faden so oft um die Hand winden, als man daran Warzen zähle, in den Faden sodann ebensoviel Knoten (Knöpfe) schlingen und ihn unter der Dachtraufe eingraben; dann verschwinden die Warzen. Wildschönau.

257. Buttermilch ist eine Medicin, die für alles hilft, aber sie muss geschwind nach dem Butterschlagen getrunken werden, denn:

Milch vom Kübel
Vertreibt alle Übel,
Wenn sie a Weil' steat,
Dann schau, wie's dir geat! Stubai.

258. Alte Weiber sprachen noch im 17. Jahrhundert Zaubersegen über kranke Kinder. Stilfes bei Sterzing.

259. Die geistlichen Häuserinnen haben sogenannte „Pfaffeneisen". Erkrankt ein Hausthier, so wirft man ein Pfaffeneisen in einen Kessel voll siedenden Wassers und stellt den Kessel so unter das Thier, dass der aufsteigende Wasserdampf dasselbe gut trifft, und alsbald wird es wieder gesund. Vintl. (Über „Pfaffeneisen" vgl. Zing. S. B. 74.)

260. Wundenbesprechen:

Hoala, Hoala Wündele,
Der Pfarrer hat a Hündele,
's Hündele heißt Brandele,
Leckt in Buabn 's Handele.

Brixen. (Vgl. Zing. S. B. 229, Simr. Myth. 525.)

261. Der Moser Martl in Wälschnoven war der beste Blutbanner. Wenn anderen Beschwörern der Spruch versagte,

brauchte man bloß den Martl zu holen; er stillte sofort das noch so stark fließende Blut. Sein Spruch lautete:

Das Blut der Krönung bleib' in (z. B. Hanslans) Ort,
So wie unsers Herren Wort.
Im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit,
Des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes.

Das sagte er dreimal und segnete dabei. Auch das Schlangengift soll er haben bannen können; den Spruch hat ihn ein Passeirer gelehrt. (Vgl. Simr. 525.)

262. Bei abnehmendem Mond soll man sich nicht die Haare oder Nägel schneiden.

Ein Kind soll man nicht wägen, nicht abmessen, man soll ihm die Nägel nicht beschneiden, sonst haben böse Mächte darüber Gewalt. (Vgl. Zing. S. B. 6.)

263. Wenn eine Mutter ihrem Kinde etwas Böses anwünscht, vermag keine Kunst mehr, das Kind davon zu befreien. Brixen.

264. Wenn früher jemand niesen musste und kein „Helfgott" darauf bekam, so gehörte er dem Teufel. Daher soll auch der Zuruf „Helfgott" rühren. Wildschönau. — An anderen Orten aber behaupten die Leute, zur Pestzeit wären die Niesenden von der Pest befallen worden, da habe man dann angefangen, „helf' Gott!" zu sagen, und es habe gute Wirkung gethan. Jeder Niesende, der sein „Helfgott" bekam, blieb von der Seuche verschont.

265. Wer in der Früh beim Aufstehen niesen muss, der erfährt tagsüber etwas Neues: so oft er niest, ebensoviel Neuigkeiten. Brixen.

266. Wenn man unter dem Feierabendläuten vor einem hohen Festtage in Weiberkleidern, soweit von der Kirche entfernt, dass man das Läuten nicht mehr hört und von niemand gesehen wird, sich in den Bach legt, dann kann man sich unsichtbar machen. Das versuchte der Knecht Joh. Graffonara am Vorabend vor Frohnleichnam 1782; er ertrank aber und wurde, herausgezogen, von einigen Bauern für einen heiligen Leib angesehen. Chronik von Lüsen.

267. Wenn ein Weib dem Geistlichen das Fürtuch um den Kopf wirft, so werden ihm dadurch die Weihen genommen. Lüsen.

Haus und Hof.

268. Vor den Hausthüren auf dem Lande findet man öfters in den Boden eingelassene Mühlsteine. Ein solcher wurde auch aus den Trümmern der Burg Ursenberg (Fuschgenberg) in Villnös herausgegraben. Diese Burg stand aber hoch über dem Thalbach. (Über solche Mühlsteine s. Simr. Myth. 326.)

269. In früherer Zeit pflegte man ein Stück Pergament an die Thüren im Hause zu nageln, wie da und dort noch zu sehen ist, so besonders an die Thür der Milchkammer. Ritten.

270. An mehreren Häusern in Unterinn ist ober der Hausthür ein T angebracht zum Schutze gegen mancherlei Übel, besonders gegen das Ungewitter. Früher soll dieser Brauch in den meisten Häusern Anwendung gefunden haben. (Sollte dieses Zeichen auf Thors Hammer zurückweisen?)

271. An Stall- und Stadelthüren war der Trudenfuß gebräuchlich, den man jetzt nur mehr selten findet, z. B. im Erschbauerhof. Dafür heftet man jetzt geweihte „Pfenniglen" an die Haus-, Stall- und Stadelthüren, um Hexen und Truden fernzuhalten und Unglück zu verhüten. Unterinn. (Vgl. Panzer I. 260, Nr. 55.)

272. Auf den Stallthüren hatte man früher überall den Trudenfuß, vorne am Giebelbaum des Stadels ein Hufeisen, wie es noch z. B. beim Cyprian in Wälschnoven zu sehen ist.

273. Ober den Stallthüren hieng ein Pflugrad, an vielen Orten auch ober der Stadelthür, damit das Vieh nicht erkrumme. An manchen Höfen ist das Rad noch zu sehen, z. B. beim Bühler „in Lien". Reggelberg. (Vgl. Panzer I. 260, Nr. 55, Zing. S. B. 65.)

274. Das Volk weiß von mehreren Himmeln. Man sagt, es habe einer bis in den dritten Himmel gesehen; daher auch die Redensarten: „Jemanden bis in den dritten Himmel erheben", „bis in den siebenten Himmel verzückt sein". (Vgl. Simr. Myth. 143.)

Man beachte auch die volksthümliche Redensart: „Mein Gott, sag's deinem Gott!" (Deutet auf den alten Glauben an einen Überhimmel hin.) Eisakthal.

275. Die Willeweis in Wälschnoven hockt hinter dem Herd und theilt Vergangenheit und Zukunft mit.

276. Außerhalb der Stadt Brixen steht ein Bauernhaus, über dessen Herd in der Küche die Grenze zwischen Brixen und der Gemeinde Kranewit lief. (Über den Herd laufende Grenzen deuten auf gemeinschaftliche Opfermahle der Nachbarn in alter Zeit zurück. Simr. 543.)

277. Bevor man einen Brotlaib anschneidet, macht man drei Kreuze darüber, dann gibt's länger aus. Brixen. (Vgl. Panzer I. 257, Nr. 14.)

278. Wenn man in der Suppe ein Stück Holz findet, sagt man: das ist ein Kirchfahrtsstecken. Damit soll man eine Wallfahrt thun. Brixen. (Vgl. Zing. S. B. S. 222.)

279. Wenn einen die Speise im Magen drückt, dann hat ihm jemand dieselbe nicht vergönnt. Brixen. (Vgl. Panzer I. 266, Nr. 160.)

280. In Tirol sind die Backwerke aller Hauptgötter des germanischen Heidenthums, sowie auch der Gestirne vertreten: das Rad (die Sonne) für Fro oder Freyr in Brot und Krapfen, der Allerheiligenreiter auf dem Rofs (Wnotan), keilförmige Kücheln (Donar), Ringe (Mitgardschlange), der Hase (Ostara), halbmond- und sternförmige Krapfen u. a.

281. Die kleinen Kinder holt man auf dem Ritten von der Alm herunter oder zieht sie aus hohlen Bäumen, oder sie werden vom Himmel gebracht.

In Brixen holt man sie von der Wallfahrtskirche auf Freienbühel, wo sie hinter dem Altare liegen, in Klausen von Säben herab.

282. Den Kindern zündete man früher (noch vor etwa 40 bis 50 Jahren) zu ihrem Geburtstage Lichter an, so viele, als sie Jahre zählten. Brixen. (Dazu s. Simr. 597.)

283. Wenn die Buben neuen Rock oder neue Hosen bekommen, steckt man ihnen einen Kreuzer in den neuen Sack. Brixen. (Vgl. Panzer, I. 262, Nr. 102.)

284. Wenn die Krauthacker die Rüben gehörig zusammengesäbelt haben, wird noch zum letztenmale ein Haufen aufgeschichtet. Auf vier Seiten wird weggehackt. Wenn nun die hohe Krautsäule zuletzt niederwinkt, dann werden allerhand Prophezeiungen gemacht.

— Kommt ein Kind oder sonst ein Neugieriger herzu, so wird er bewogen, ins Kraut zu blasen. Es wird nämlich ein Häufchen Kraut zusammengeschichtet, welches er umblasen soll; dabei wird er mit dem Kopf ins nasse Rübenkraut gesteckt. Oder er wird beauftragt, die Krautreiter*) — die es eigentlich nicht gibt — zu holen. Natürlich kommt er unverrichteter Sache zurück; dafür wird er aber brav ausgelacht St. Lorenzen, Pusterthal.

Verschiedenes.

285. In Fließ besaß die Kirche früher sogenannte Eisenkühe, die bei gewissen Bauern eingestellt waren. Solche Eisenkühe gehörten auch der Kapelle der elftausend Jungfrauen in Mauren bei Steinach im Wipthal (erwähnt i. J. 1441) und finden sich wieder an Kirchen der Sterzinger Gegend.

Kühe besaßen die meisten älteren Kirchen, namentlich die Pfarrkirchen, und als noch an vielen Orten statt des Öles in den Kirchenampeln Schmalz gebrannt wurde, lieferten diese schlechtweg „Kirchenkühe“ genannten Kühe neben der weiteren Nutzung auch das nöthige Ampelschmalz.

286. Der Innsbrucker „Freidenzug“. Als im Jahre 1525 die Bauern das Stift Wilten belagerten, wurden sie von den Innsbrucker Bürgern vertrieben. Zum Andenken an diese Rettung des Stiftes wurde jährlich in der Faschingszeit von den Innsbruckern der sogenannte „Freidenzug“ nach Wilten unternommen und das Kloster gestürmt.

An der Spitze marschierte Kriegsvolk, ihm folgten, hoch zu Ross und von Trabanten umgeben, der Stadtrichter, sodann der Bürgermeister und die Rathsherren sammt dem Stadtschreiber, hierauf die Schanzknechte mit ihren Hacken, die „Arkeley“ (Geschütz), begleitet von den Büchsenmeistern, sowie ihr Hauptmann nebst seinen Trabanten. Den Zug des Kriegsvolkes beschlossen der Feldwaibel, die zwei gemeinen Waibel, ein Führer, Hakenschützen, ein Fähnlein Knechte, je 5 Mann hoch in Reih' und Glied,

*) Reiter — Sieb.

und zuletzt kam der Trosś. Hernach folgten die Jungfrauen un Frauen, die beritten waren, hinter diesen die Rathsfrauen und geladenen Frauen in Kutschen. Hieran reihte sich die „Landschaft", an deren Spitze wieder ein Geschütz mit Kriegsvolk zu erblicken war; den Schlusś dieser Gruppe bildete „der Karren mit den jungen Narren". Der Zug ordnete sich am linken Innufer, begab sich hierauf über die Innbrücke nach dem Stadtplatze, bog links in die Pfarrgasse ein und nahm seinen Weg über den Kirch- und Burghof, marschierte sodann durch die Hofgasse auf den Stadtplatz zurück, von hier aus durch die Vorstadt nach Wilten.

Genau in der umgekehrten Ordnung wurde der Rückweg eingeschlagen.

Sobald der Freudenzug beim Innsbrucker Thore angelangt war, begannen die Hakenschützen zu feuern; dasselbe geschah vor dem Hofthore (auf dem Pfarrfriedhofe), sodann auf dem Stadtplatze und zuletzt vor dem Kloster in Wilten.

Vor der Wiltener Pfarrkirche wird halt gemacht. Sodann müssen die Schanzknechte mit ihren Äxten voranziehen, ihnen folgen, aus der frühern Zugsordnung austretend, die Landschaft und die berittenen Herren vom Rath sammt Richter und Bürgermeister. Sobald das Signal dazu gegeben ist, machen die Schanzknechte, unterstützt durch das Kriegsvolk der Landschaft, ihren Scheinangriff auf das verrammelte Thor des Klosters, während die übrigen Bewaffneten, sowie die Frauen und Jungfrauen in Festordnung um das Kloster herumziehen. Nach erfolgter Erstürmung der Pforte wurden die Damen in das Kloster eingelassen, dort erhielten sie in der sogenannten Hofstube und im „Schusterstübl" eine Mahlzeit, bestehend aus Salat, Braten, Kuchen, Sulze, Wein und Brot. Nach aufgehobener Tafel wurde auf dem „Mueßhaus" 3—4 Stunden hindurch getanzt. Mittlerweile vertheilte das Kloster an die geschwornen Rottenmeister, deren jeglicher über neun Mann geordnet war, Brot und Wein für das Kriegsvolk. Als alles verzehrt war, bedankten sich etliche der Rathsherren beim Prälaten für die Bewirtung, und der „Freidenzug" bewegte sich wieder rückwärts und nach der Stadt zurück. (Nach dem Boten f. Tir. u. V., 1876, Nr. 20.)

287. Vorzeiten soll man bei heftigen Sturmfluten eine heilige Hostie in den Achensee geworfen haben, um ihn zu beruhigen; das Gleiche erzählt man vom Hechtsee bei Kufstein.

288. Von ungefähr 1560 bis 1676 bestand in Stubai, besonders in Telfes, eine eigenartige Secte. Die Mitglieder tanzten am Aschermittwoch, aßen Fleisch und sangen Spottlieder auf die Geistlichen. Sie verehrten eine Frau, die schon „vorzeiten daselbst verstorben" sein sollte. Diese Frau erschien ihnen, und um ihr Haupt brannte ein blendendes Feuer, während die Glocken des Thales angeblich von selbst läuteten. Sie hielten nächtliche Zusammenkünfte, tanzten nackt um ein Feuer herum, beteten den Teufel an und sagten Sprüche her, die vom Satan gelehrt wurden und alle Sünden tilgten.

Der Hauptapostel dieser Secte, Paul Lederer, wurde nach seiner Hinrichtung von den Sectierern wie „ein zweiter heiliger Stephanus" verehrt. Chronik v. Lüsen, Anhang: Matrei. Vgl. H. Vintler, pluemen der tugend, V. 7773—75:

> vnd etleich leut die haben tücke,
> das si den teufel peten an,
> sternen, sunnen vnd den man.

289. In Lüsen brauchen die Bauern mehr Ehehalten als anderswo, weil jedes seine angewiesene Arbeit hat und für den andern keinen Rechen aufhebt. So haben der Große, der Kleine, der Zuserer, die Große, die Mittere, die „Zus'rarin", die Kälbergitsche u. s. w. ihre eigene Arbeit, und hat eines dieselbe gethan, so schaut es den anderen zu.

290. Die Gemeindefuhren in Lüsen zu besorgen hatten seit alters die Höfe Razöz und Thum in Milland das Recht. Die genannten Höfe verdienten dabei früher manches Jahr an die fl. 1000 zusammen von den Lüsnern. Zur Bezahlung dieser Fuhren waren die Lüsner Gemeindeochsen angelegt; so hatte der eine Hof vier, ein anderer sechs Ochsen, mancher $^1/_4$, d. h. für so und so viel Ochsen das darauf entfallende Geld zu erlegen. Die Häuser mit Gemeindeochsen hießen Soldhäuser.

291. Der „Ziet" in Unterinn ist der Sage nach der älteste Bauernhof in ganz Tirol. Ritten.

292. Außer der Kaufsumme hatte der Käufer eines Hofes oder von Grundstücken den sogenannten Leitkauf zu erlegen, der gewöhnlich zwei bis vier Procent der Kaufsumme betrug. Dieser Leitkauf war eine Art Drangeld oder „Capare". Darüberhin bezahlte er noch die Zehrung beim Wirt für beide Theile; mit der Zeit wurde diese Zechschuld ein ebenfalls in die Kaufbriefe aufgenommene Rechtspost mit dem Titel „Leitkaufs-Zehrung"; sie war etwas geringer als der Leitkauf, wurde aber manchmal in den Leitkauf eingerechnet, so dass unter dem Titel Leitkauf und dessen Zehrung eine Satzpost erscheint. Ritten und Wälschnoven. (Über den Leitkauf s. Simr. 543, 599.)

293. In Hinterlüsen (Petschid) ist angeblich zur Zeit des Bischofs Hartmann über einem heilkräftigen Brünnlein die St. Nikolauskirche erbaut worden. Das Wasser wurde vor alters gegen allerlei Gebrechen verwendet, besonders gerne gegen Augenkrankheiten.

294. Unter dem Hochaltar der St. Medarduskirche zu Tarsch in Vinstgau quillt ein köstliches Brünnlein, das jetzt unter dem Kirchenboden in einem Canal hinausgeleitet ist.

295. Ebenso ist die St. Ulrichskapelle im Walde nächst Möggers in Vorarlberg über einer Quelle erbaut, die heilsames Augenwasser führt. Im Walde bei Schwarzenberg in Vorarlberg steht eine Kapelle der sagenhaften seligen Hilka oder Heilka: neben der Kapelle fließt ein Brünnlein, das die selige Hilka soll haben hervorsprudeln lassen. Auch dieses Wasser ist augenheilend. Über das heilige Wasser in der St. Felixkapelle bei Marling s. Zing. S. B. 219.

296. In der Kirche zu Untervintl war mitten ein mit einem Eisengitter verdecktes Loch im Boden, aus welchem die Wallfahrer Erde herausgruben. Man legte sie auf Geschwüre, welche davon heilten. Eine ähnliche Grube war in der Sacristei. Diese soll mit Mauersteinen ausgefüllt worden sein, aber die Steine seien immer wieder herausgedrängt worden. (Visitationsbericht von 1603.) (Über das fließende Öl dortselbst s. Zingerle S. 857.)

Kinderreime, volksthümliche Sprüche und Redensarten.

297. In der Brixner Gegend sagt man: „Die Grödl sitzt in der Staude" und heißt die Kinder manchmal im Scherz: „Grödl in der Staude." Gebräuchlich ist folgender Kinderreim:

Grödl, koch Knödl,
Die Pfanne sein voll:
Die Buabn sein Flögl,
Sie essen recht toll.

(Über die „Gretl hinter der Stauden", eine Pflanze, die am hohen Frauentage geweiht wird, s. Panzer II. 12. Dieser Mythenrest scheint an Gerda anzuknüpfen, Gymirs schöne Tochter, welche inmitten des vom Buschhag umfriedeten heimatlichen Grundes ihren Hochsitz hat. Vgl. Simr. 313 [Gerdr], 315 f. Knödel waren sonst eine der Frau Berchta geheiligte Speise, die an ihrem Feste gegessen wurde, Simr. M. 396. Sie beziehen sich hier vielleicht auf einen alten Umzug oder auf ein Spiel nebst Mahlzeit, Simr. 582.)

298. Die Kinder bilden den Gänsemarsch und singen:

Stein allein, Stein allein,
Der letzte soll gefangen sein.

Damit wird der hinterste ausgelassen und muss wählen, ob er in den Himmel oder in die Hölle kommen wolle. (Vgl. Simr. Myth. 24.)

299. Hotta, hotta, reita,
Übermorgen ist Freita,
Am Samstag stech'n wir Kalblen ab,
Am Sonntag nagen wir Beinlen ab,
Am Montag ess'n wir's Kreasl,
Grüß di Gott, mei Reasl!

Brixen. (Vgl. Zing. S. P. 229.)

300. Auszählreime: Naz,
Gaz,
Kuchahackle,
Meahlsackle,
Besabinder,
Rossschinder.

Lechthal.

301. Piri, piri, pum,
Der Kaiser schlagt die Trumm —
Mit Händ und mit Füaß,
Mit dreierlei Spieß.
Thuat Dächer abdecke,
Die Madle verschrecke,
d' Fenster einschlage
Und 's Blei davon trage,
Kugeln drauß gieße
Und Bauern verschieße.

Lechthal. (Vgl. Zing. S. B. S. 231.)

302. Augsa, brangsa,
Goldena Stangsa,
Hätti's wätti's,
Bona stettis,
Hiris, haris
Hupf!

Lechthal.

303. Eins, zwei, drei,
Pigga, pagga, pei,
Pigga, pagga Vögelein,
Fliegt beim Müller zum Fenster hinein,
Hat a staubig's Hütl auf
Um und um voll Federn drauf.
Kommt der große Wider,
Stoßt den Müller nieder,
Kommt die kleine Fledermaus,
Hilft dem Müller wiederum auf.
Fledermaus, Fledermaus,
Komm morgen in mein Haus,
Die Pfanne ist voll,
Do is nur recht toll,
Die Schüssel leck aus,
Wirst patzet wie a Maus.

Brixen. (Vgl. Zing. S. B. 240, 258.)

304. Asl, wasl,
Thomas, Glasl,
Ranzi, wanzi,
Rippen, pippen,
Reppeli, Franzi,
Uri, muri

Ein, aus.
Eins, zwei, drei,
Du bist frei.

Kartitsch.

305. Beim „Steckenschlagen" (Pfahlschlagen) sagt einer der Zimmerleute folgende Sprüche:

a)

Greift um die Bög(e)n,
Den Schlögel aufzuhöb(e)n;
Ist a lärchener Kern,
Er geht nöt gar gern:
Er muss üns schun geh'n,
Weil zwölfe drauf steh'n.
Hach auf und fast (stark),
Schlagt drauf, dass es tatscht!
A na(ch) aan (Schlag) und den (Schlag),
Nochher lass'n mir ihn steh'n.
(Bei jeder Verszeile wird der Schlegel gehoben.)

b)

Hoch auf a Happl,
A Hut ist kaa Kappl,
A Kappl ist koa Hut,
Der Schlögel geht gut!
Hach auf in Wind,
Der Schlögel brav singt;
Tief obi in Sand,
In Koiser sein Land,
In Kaiser sein Grund,
In Teufel sein Schlund.
Hach auf und fast,
Schlägt drauf und räst't!

c)

Wo geht man aufs Gassel,
Wa geht man aufs Gäu,
Wa sein die schian Gitschen,
In Haus sein ar drei.
Die erste ist die schianste,
Va der zwaaten geht's un,
Die dritte ist äne,
Die schaut koaner un.

d)

Hoch auf in Wind
Der Schlögel brav singt,
Aufi in die Stern',
's Geld hob'n die Herr'n.
Sie müssen's üns göb'n,
Weil mir ärger draufgöb'n.

Klausen.

306. In Baiern ist folgender Spruch gebräuchlich:

Durch Wasser und Sand,
Dem König ins Land,
Dem Kaiser ins Reich,
Zieht, alle zugleich!
Da zieht einer nicht,
Warum thut er das nicht?
Soll ich ihn nennen,
Ihr werdet ihn alle kennen.
Hoch auf!
Nochmals drauf!
Und zuletzt!
Wird abgesetzt.

(Das „a" des letzten Wortes wird sehr gedehnt.)

307. In der Brixner Gegend wird der Schimpfname Tuttu Much nicht selten gehört. Darüber s. Simr. 409. (Tutten, Dutten ist ein alter Riesenname.)

308. Ist jemand in Verwunderung oder Schrecken gerathen, so hört man häufig den Ruf: „Hergoles" (d. i. Herkules). Brixen.

309. Wollen die Rittner Verwunderung oder Schrecken kräftig zum Ausdruck bringen, so rufen sie: Iuisas, ban Tunder! Ritten. (Vgl. Zing. S. B. 117.)

310. Einen wilden, ungestümen Menschen mit wirrem, flatterndem Haare (mit Vorliebe solche Knaben) nennt man „Waudel". Eisakthal. (Erinnert an Wuotan; in den ältesten Glossen verdeutscht wôtan das lateinische tyrannus, herus, malus, unser „Wütherich". S. Grimm-Kehrein S. 13, Nr. 1.)

311. Volksthümliche Redensarten. Oberpusterthal. (Von Olang an.)

„Wirf der Gaß an Stan ans Bau,
Geht die Gaß allane ham."

In der Brunecker Gegend würde man sagen:

„Wirf der Goaß an Stoan ans Boan,
Geaht die Goaß alloane hoam.“

312. Tilliach. Begegnet man einem Tilliacher, so sagt er unter entsprechenden Umständen:

„A dänna guitn Morgn, heint ist lötzis Watter und lattiger Wack“ (lettiger Weg).

313. „In Eggarn Flackn ät dor Bar an Ast und wönn ar nöt wack ist, isch ar nou ſabm.“

(In Eggen — zwischen Untertilliach und Luggau — auf der Wiesenfläche hat der Bär ein Nest, und wenn er nicht weg ist, ist er noch „selbm“ (dort).

314. Ein Fremder stand in Tilliach auf einem Punkte, wo sich zwei Wege kreuzen. Da kam ein Knabe daher, bei dem er sich um den Weg nach Luggau erkundigte. Der Knabe sagte: „Däs ist dar rachte Wack.“ Der Fremde sagte: „Ich habe doch nicht nach Rauchtabak gefragt, sondern um den rechten Weg.“ Der Knabe wiederholte seine frühere Antwort. Da gieng der Herr weiter und machte sich seine Gedanken über die Unhöflichkeit dieses Knaben.

315. Brunecker Gegend:

„Bui, i schläg dir auf'n Huit,
Dass es an Tschindera thuit.“

316. „Die ganze Woche a Frigelesuppe, an Sunnta Haberamuise.“

317. Prägraten: „Woustl, geah amol außn af de Ploutte, af der Ploutte stöht die Goutze (Schöpfkelle); trog ma amol Woussa iaucha!“

318. Virgen: „Wästl, geah amol außn auf die Plätte, af der Plätte stöht die Gätze, trog ma amol Wässer eincha!“

Nachtrag.

319. Am Dreikönigenvorabend werden die Burschen von den Dirnen mit Krapfen beschenkt, die vergoldet und mit bunten Bändern geschmückt sind, am Ostermontag mit beschriebenen und verzierten rothen Eiern, am Schutzengelsamstag mit dem grünen „Wurzgartbuschen", der mit Taffet und Seide gebunden wird, und am Allerheiligenabend mit einem weizenen, prächtig aufgeputzten Hasen. Martell.

320. Die Christmette in der Pfarrkirche zu „Unserer lieben Frau Geburt" in Ebbs durfte in früheren Zeiten, als noch Walchsee und Kufstein dort eingepfarrt waren, nicht früher beginnen, als bis der entfernteste Bauer, der Gründler in Walchsee, mit einem Käslaib in der Sacristei sich eingefunden hatte. (S. Prem in der „Wiener Ztg." 1897, Nr. 168.)

321. In Martell ist das Schmieden von altersher ein Gemeindeamt. Der Schmied wurde ehemals auf den Taidingen und wird jetzt von dem Gemeindeausschuss angestellt und jährlich im Amte bestätigt oder auch nicht. Das Schmiedehaus ist von der ganzen Thalgemeinde erbaut und wird von ihr instand gehalten, Einrichtung und Werkzeug stellt die Gemeinde bei, nur für den Schleifstein hat der Schmied einen kleinen Beitrag zu leisten. Der Schmied genießt keine Entlohnung in Geld; er darf den Bauern für seine Arbeit nichts rechnen, die Bauern aber müssen das nöthige Eisen und die Nägel mitbringen. Jeder Hof hat dagegen dem Schmied alljährlich das seit alters umgelegte Schmiedkorn zu reichen. (Marteller Frühmesserbuch.)

322. Wenn jemand mit der Gottesgabe leichtfertig umgeht, so sammelt der Teufel alles, was verloren gegangen ist, z. B. die abgefallenen Brosamen, und schüttelt es einem in der letzten Sterbstunde vor. Südtirol. Oder der Teufel bäckt aus den verlorenen Brosamen einen Laib Brot und wirft einem denselben, wenn man gestorben ist, nach. Innthal.

Ziemlich allgemein verbreitet ist der Glaube, dass der Verstorbene die im Leben leichtfertig verlorenen Brosamen zusammensuchen muss.

Zusätze

zu den

Volkssagen, welche nach Vollendung des Druckes eingelaufen sind.

VII. Pusterthal.

160. Der verschwundene Heuzieher.

Es ist nun schon lange her, da stiegen des Nachts etliche Pfunderer Bauern den Berg hinan, das Almheu herabzuholen. Auf dem Wege hörten sie so etwas, wie wenn ein Schlitten den Berghang herabschliffe, und richtig, im nächsten Augenblick sausen zwei Raspen (Heuladungen) ohne Lenker an ihnen vorbei, schnell wie der Wind die Schneebahn hinunter. Da rief einer der Bauern: „Halt, halt, das sind ja meine Buren!" (gleichbedeutend mit Raspen), sprang hinzu und fuhr mit ihnen zuthal. Lange hörten die andern noch das Sausen der Raspen und das Jauchzen des Bauern; dann giengen sie weiter bergan, um auch ihr Heu zu holen, neidig dem Nachbar, der seine Buren schon unten haben mußte.

Aber als sie zu Mittag heimkamen, däuchte es sie, daß es längst an der Zeit gewesen wäre, daß der andere auch käme; aber er kam noch immer nicht heim, der mit den beiden Raspen, und hatte doch niemand eine Spur entdeckt, als wäre er aus dem Schneewege gerathen. Und er ist nie wieder heimgekommen. (Pfunders, Al. Kosler.)

161. Der Alberer in Pfunders.

Es giengen einmal im Winter mehrere Knechte auf die Kasern um Heu. Sie kamen zu einigen Almhütten, aber es waren noch nicht die rechten. In einer dieser Hütten wurde lustig gekocht und gekübelt, und einer der Knechte, der kein Brett vor dem Kopf hatte, rief im Vorbeigehen hinein: „Wäll i hintar (zurück) kimm, gibsche mar woll a a Küblmilch, gelt?" Die andern lachten.

Als sie zurückkamen, stand ein riesengroßer Kerl vor der Kaserthür mit einer vollen Milchschüssel in der Hand. Die Knechte bekamen vor Schreck eine Gänsehaut wie ein Reibeisen, aber der eine, der hinwärts hineingerufen hatte, musste der Aufforderung des Geistes Folge leisten und trank die halbe Schüssel leer.

Der Riese sagte: „Weil du getrunken hast, bin ich „darleast"; hättest du nicht getrunken, so würde ich dich zerreißen." (Pfunders, A. Kofler.)

162. Die drei schwarzen Melker.

Es war einmal ein Gemsenjäger auf der Jagd, und weil er benachtete, legte er sich in eine Almschupfe und schlief ein. Gegen Mitternacht rieb sich der Jäger die Knochen und hörte draußen die Peitschen knallen, als wär' noch das Almvieh heroben; zuletzt brüllten lauter Ochsen und Stiere und rannten wie besessen herum.

Die Thüre gieng auf, und herein in die Kaser traten drei kohlschwarze Männer, welche ein Feuer anmachten und thaten, als ob sie da kasern wollten. Aber dabei verschütteten sie leichtfertig den einen Schlatz Milch nach dem andern. Als sie fertig waren mit Käsen, kehrte einer mit dem Besen den Boden der Hütte rein aus, that das Kehricht in eine Pfanne und kochte daraus ein Melchermus. Wie es gar ist, kauzen sich alle drei zusammen und essen. Einer aber sagte zum Jäger: „Jaga, mogst schun a mithält'n", die andern zwei aber sagten nichts, sie stopften das Maul in einemfort mit Mus voll. Der Jäger antwortete: „Noa, Mandar, noa, decht vargelt's Gott!"

Der eine von den drei Männern, welcher den Jäger zum Essen eingeladen hatte, war jetzt auf einmal auf und auf schön weiß, die beiden andern blieben schwarz.

Der Weiße verschwand alsbald, die Schwarzen hieben noch ein paarmal mit den Löffeln ins Mus, und auf einmal waren auch sie weg. (Pfunders, A. Kofler.)

Quellenverzeichnis.*)

*) Daſs für die meisten der vorliegenden Sagen bloß je ein Gewährsmann genannt wird, darf nicht zum Schlusse verleiten, jede dieser Sagen rühre nur von einem Erzähler her; der Herausgeber hat sich eine und dieselbe Sage meist von mehreren Personen erzählen lassen, nennt jedoch gewöhnlich jene, von der die beste und vollständigste Fassung stammt.

Einzelne Nummern freilich sind im Aussterben begriffen und konnten nur mehr von der oder jener hochbejahrten Person erfragt werden, mitunter auch nicht mehr vollständig, namentlich von den alten Mythen sind oft nur mehr Reste vorhanden.

*) Jos. Schellhorn, sehr fleißiger Sagenforscher, wurde im Jahre 1834 zu Niederau in Tirol geboren, 1857 zum Priester geweiht, war zuletzt Coadjutor in Angath und starb 1860 in seiner Heimat. Er sammelte die Sagen und Märchen seines heimatlichen Thales Wildschönau, von denen jedoch der größte Theil wieder verloren gieng. S. „Jos. Schellhorn, ein Bild seines Lebens" v. Prof. Dr. S. M. Prem. Innsbr. 1885.

Die hier nicht aufgeführten Sagen und Legenden aus der Brixener Gegend verdankt der Herausgeber seiner unvergeßlichen seligen Mutter. Die meisten der Rittener Sagen haben erzählt: Die Aichholzerbäurin in Unterinn, das Baumgartner Mütterchen beim „Held“ in Signat, der „Brückelegäuknecht“, der alte Buchner, der Dornacher, die Bäurin zu Eschenbach, die Feierabendbäurin, der Fleier, der Flözer in Unterinn, die Heidgärberin in Lengstein, der alte Landmann, der Langebner, der alte Löchler, der Lun auf der Heide, die Lanznasterbäurin, der Meßner auf der Weit, die Pfarrerbäurin in Unterinn, das Pauggermütterchen in Mittelberg, der Steinschmied, der Stierl, der alte Sulzner, der obere Truidner, der „alte Unterstieler Tonl“ in Unterinn, der Böstner in Mittelberg, Barbara Wenter zu Went (wohl die beste Sagenkennerin auf dem Ritten, leider vor kurzem gestorben), der Unterwieser in Unterinn, das Webermütterchen in Gebrack. Den größten Theil der Wälschnovner Sagen erzählten: der Cyprian (Seehauser), die Cyprianbäurin, der Götschl, die „Heigler Base“, das Innerfahrer Mütterchen, die Kafmannbäurin, der alte Kundl, der Kohlenbrenner, der Matzweber, sämmtliche in Wälschnoven, der Mitterstieler in Unterinn (ein

gebürtiger Reggelberger, theilte auch V. 18, 19, 86, 103, VI. 50 mit), der Ribizer, der Schneider Tonl, das Schillermütterchen, die Seehauserbäurin, die Springerbäurin, der Tischler, Frl. Theres Thuille, der Böstl, die Zenairbäurin, sämmtliche in Wälschnoven.

Allgemein bekannt sind die Nummern: II. 37, 38 (vgl. Hormayrs Taschenbuch 1840), IV. 3, 55, 62, 108, 136, 138, V. 5, 47, 110, 133, VII. 12 (vgl. Sinnacher III. 337 f.), 21, 23.

Folgenden Druckwerken und Handschriften wurden entnommen: Bozner Ztg., Jahrg. 42: III. 4, 62, 71, IV. 15, 43, 47, 50, 53, 54, 59, 67, 72, 91, V. 9 (2), 41, 49, 75, 82, 83.

Brixener Chronik, Jahrg. 9, N. 97: I. 8.

Allgem. Erheiterungsbibliothek, Jahrg. 1839, N. 15: VI. 98.

Frühmesserbuch v. Martell (Mscr.): VI. 8, 10, 11, 62, 63, 67, 86, 101, VII. 27 Anm.

„Fundgrube" v. Onach, Mscr.: VII. 7, 18, 19, 20, 58.

Illustr. Ztg. 1853, 2. Halbj. S. 93 (s. oben VII. 27 Anm.): VIII. 20.

Einer alten Legende ohne Titelblatt aus dem 15. Jahrh. (Augsburger Druck): I. 2, 3, 4, III. 20, IV. 2, VIII. 1.

Process Wölfel Schütz v. Natters, Archiv Lengmoos: II. 73.

Rader, Bavaria s. III. 126: VII. 14.

Sinnacher III. S. 287: VII. 13; III. S. 305: III. 18; III. S. 335: III. 11, 19.

Staffler (Ausg. 1839—1846) II. 1. S. 260: I. 58, S. 395: I. 31; II. 2: III. 50, VII. 3, 39, 63, 127 (letztere pag. 23, 215, 287, 450, 520).

Tiroler Almanach 1836: II. 3, 8, IV. 5, VI. 4, 6, 9, 19 (pag. 19, 186, 202, 210, 218, 227, 238).

Tirol. Volksblatt, 35. Jhrg., N. 46: VII. 148 (gez. H. L.).

A. Triendl, „Ein Gang nach Gurgl": I. 47.

Visitat.-Protokoll vom J. 1608: I. 40.

(Mehrere der vorliegenden Sagen, wie VII. 36, 49, 51, 80—82, 115, 116, 118, 146, hat der Herausgeber dem Herrn Amtsgenossen Dr. J. Alton in Wien mitgetheilt, der den größeren Theil davon, poetisch ausgestaltet, in seinen „stories e chianties ladines" — Innsbr. 1895 — im ladinischen Idiom veröffentlicht hat. Vgl. dort u. a. XII.—XVII, XX, XXI.)

Ortsregister.

Inhalt.

Volksſagen.

I. Oberinnthal und Außerfern.

II. Unterinn- und nördliches Wipthal.

III. Oberes und mittleres Eisakthal.

IV. Unteres Eiſakgebiet, rechtes Ufer.

V. Unteres Eisakgebiet, linkes Ufer.

VI. Deutsches Etschland und italienischer Landestheil.

VII. Pusterthal.

VIII. Salzburg.

Nachtrag.

II. Unterinnthal.

VI. Etschland.

Bräuche und Meinungen.

Zusätze zu den Volkssagen.

VII. Pusterthal.

Berichtigungen.

S. 6, Z. 4 a. u., lies: Nr. 53 statt 50.
S. 94, Z. 17 v. o., lies: schlinden statt schlünden.
S. 344, Z. 3 a. u., lies: noar statt oar.
S. 367, Z. 6 a. a., lies: Houf statt Haaf.
S. 367, Z. 15 a. u., lies: oub'n statt oaben.
S. 391, Z. 6. v. a., ergänze nach „Matzweber": von Wälschnoven.
S. 507, Z. 5 v. o., lies: Payesberg.
S. 512, Z. 14 a. a., lies: g'jägg.
S. 513, Z. 2 v. o., lies: aui statt au
S. 530, Z. 19 a. o., lies: ischt statt isch.
S. 533, Z. 10 v. a., lies: ällwa statt älleweil.
S. 605, Nr. 72, lies: Burstein statt Purstein.
S. 716, Z. 7 a. u., lies: Merant statt Cleran.
S. 739, Z. 9 v. u., lies: aus statt auch.
S. 746, Z. 14 v. u., lies: Defreggen statt Virgen.
S. 747, Z. 16 v. o., ergänze: (Hochwürden P. Feldner.)
S. 784, Z. 4 a. a., lies: machat statt mächat
S. 784, Z. 5 v. o., lies: am niada statt an iada.
S. 784, Z. 6 a. a., lies: Wasser statt Wässer.
S. 816, Z. 10 v. u., lies: der Raspen statt: und Raspen.